This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

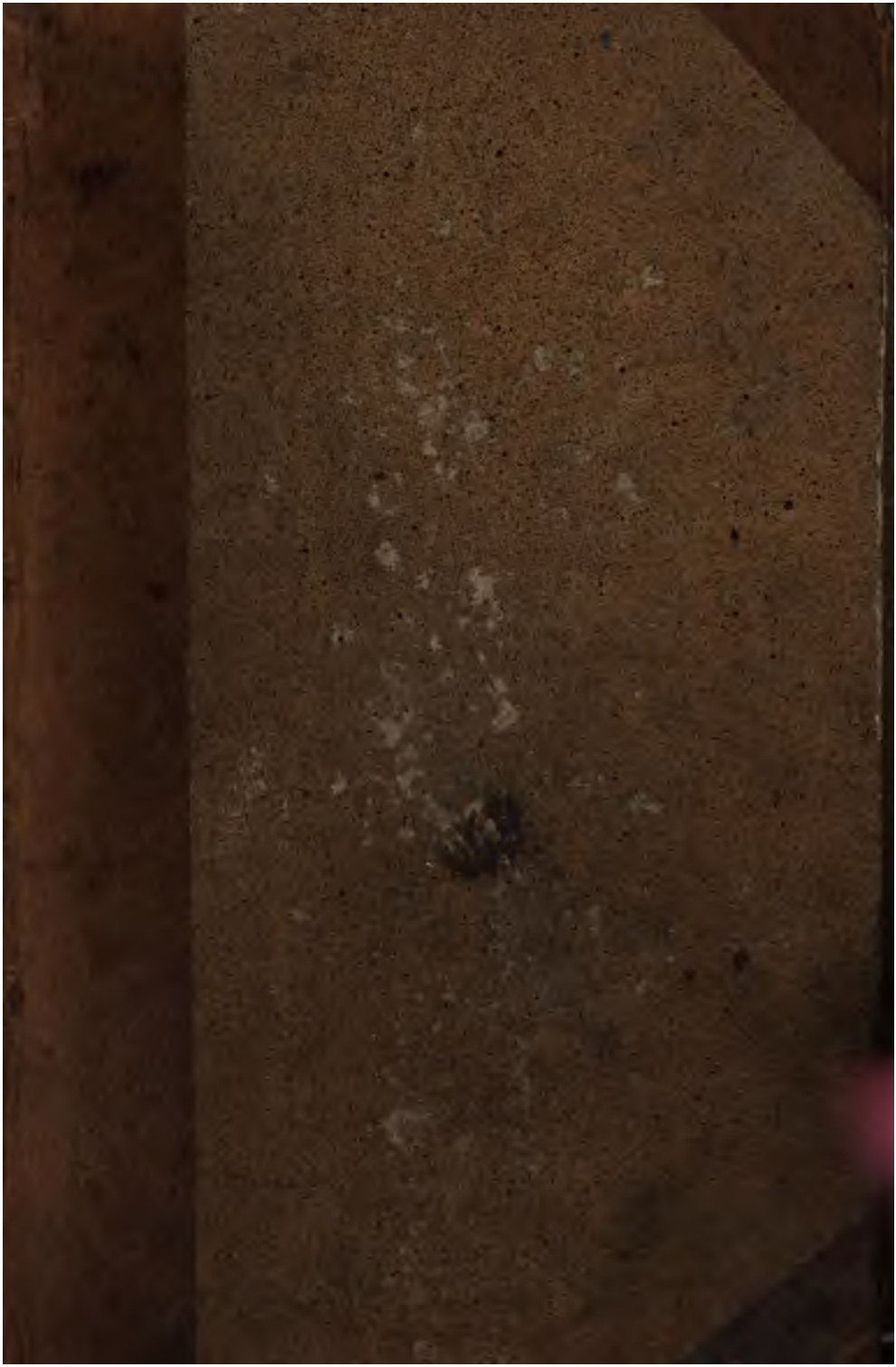
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



IV, 316.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

D. Johann Georg Krünitz
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

wie auch

der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

Fortgesetzt

von

Friedrich Jakob Floerken.

Vier und siebzigster Theil,

von Leichenöffnung bis Leidenland.

Nebst 14 Kupfertafeln auf 4¼ Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Kurfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1798.

In der Buchhandl. des königl. preuß. geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

AE27
K8
v.74
~~Locked~~
Stack

L. L.

Leichenöffnung. — Seitdem mehrere Aufkl
rung unter den Menſchen die Aerzte in de
Stand ſetzt, Verſtorbene zu öffnen, um den Si
und die Urſache ihres gehabten Uebels zu entdecke
wie auch den innern Bau des Körpers genauer, a
es den Alten möglich geweſen, zum unglaublich
Vortheile der Menſchheit kennen und beurtheilen
lernen, iſt ſolches auch in gewiſſer Hinſicht ein Gege
ſtand der Polizey geworden, wovon man im Artil
Leichenbeſichtigung, ſchon etwas vorfindet. D
Publicum aber, und beſonders der gemeine Man
widerſtrebt ſehr oft den gegründeten Abſichten des A
tes aus einem auf bloßen Vorurtheilen beruhend
Abſcheu, dergeſtalt, daß zum öftern die Urſache
Todes unerkannt bleibt, folglich in kommenden m
lichen Fällen auch nicht vorgebeuget werden ka
Es iſt ſolches eine ähnliche Thorheit, als die al
Aegypter begingen, die denjenigen mit einer Ste
gung verfolgten, der, wenn der Leichnam balſam
werden ſollte, den Schnitt in der Seite machte,

von Brühier Beyſpiele aufgezeichnet finden, wo Leichen nach einem noch länger anhaltenden Scheintode ſich wieder erholet haben.

Im Oeſtreichiſchen wurde dieſerhalb unterm 2ten April 1757, bey Gelegenheit der feſtzuſetzenden Begräbnißzeit, auch verordnet: daß ſämmtliche Chirurgi und Bader bey ſchwerer Strafe ſich nicht unterſtehen ſollten, vor Verlauf von 48 Stunden eine Eröffnung oder ſonſtige Zergliederung der Körper vorzunehmen. In Hinſicht der in Kindesnöthen, oder ſchwanger verſtorbenen Frauen aber erklärt ſich dieſes Geſetz dahin, daß in dieſen Fällen gleich nach dem Tode die nöthige Eröffnung zur allenfalſigen Erhaltung der Frucht, jedoch mit eben ſolcher Beſcheidenheit und Vorſicht vorgenommen werde, als wenn die Perſon noch wirklich lebte (*). Würde aber ein ſchwangeres Frauenzimmer ſich ſelbſt tödten, wie es in einer jüngern Verfügung heißt (**), ſo ſoll man ihr den Leib ſo viel möglich aufſchneiden, und die Leibesfrucht herausnehmen, damit das Kind entweder erhalten, oder, im Fall die Entleibung boshaft geſchehen wäre, nicht zugleich mit der ſchuldigen Mutter der Begräbniß beraubt werde. — Wahrſcheinlich müſſen wenigſtens zu der Zeit die Wundärzte und Bader im Oeſtreichiſchen noch von dem irrigen Wahne benebelt geweſen ſeyn, daß ihre hochwerthe Perſon durch die Berührung einer Perſon die ſich ſelbſt entleibt hat, entheiligt werde, (wie ſelbſt zuweilen auch ſonſt in Deutſchland der ehrloſeſte Menſch dergleichen glaubt, und einen ſolchen Unglücklichen nicht anfaſſen und ihm zu Hülfe kommen will, wovon ich im Arti-

(*) John Lexicon der Medicinal-Geſetze, 2ter Th. Art. Leichname.

(**) Thereſianiſche peinliche Gerichtsordnung, vom 31ſten Decemb. 1768, Art. 9, 3. §. 5.

für gewiß ausgemacht ist, daß Leichen zu früh begraben werden können, so ists auch eben so gewiß, daß man Menschen zu früh eröffnen kann. Was aber die vorberührten Beyspiele betrifft, so sind neuere Aerzte streitig, ob die Bewegung der Gedärme ein sicheres Kennzeichen des Lebens sey? Brühier nimmt solches für gewiß an. Vogel sagt aber: Brühier hätte wissen sollen, daß die wurmförmige Bewegung der Gedärme, und die Bewegung des Herzens, welche Vesalius, Mery und Rota gesehen haben, in todten Körpern durch allerhand Handgriffe können hervorgebracht werden, auch sogar wenn sie aus dem Leibe genommen sind (*). Es mag sich aber die Sache verhalten, wie sie will, und wenn auch selbst die lebendige Bewegung scheinbar in den Eingeweiden der Todten hervorgebracht werden kann, so ist dieses doch kein Beweis, daß die Körper, an welchen man bey einer frühen Section jene Bewegung entdeckt hat, wirklich todt gewesen seyn müssen — besonders, weil das Hauptmerkmahl des wiederkommenden Lebens sich stets in der Bewegung äußert, welches ein Zeichen wirkender Kraft ist. Die Polizey hat demnach allerdings strenge darauf zu halten, daß auch selbst durch allzufrühe Sectionen der Staat keiner Bürger beraubt werde.

Was aber überhaupt die zu gehöriger Zeit vorgenommene Eröffnung der Leichname betrifft, so haben die neuern Aerzte bey der Erklärung der Krankheiten, sich auf nichts so sehr, als auf die Bemerkungen bezogen, welche man hierbey gefunden hat, und es ist in der That auch nichts überzeugender, als den Sitz der Krankheit mit Augen zu sehen! Wenn man aber manches Mahl durch manches Visum repertum, oder elogium medicum, nur mehr verwirrt

(*) Vogel, neue medicinische Bibliothek, I. B. S. 158.

[illegible] [illegible] [illegible] [

haben, die hierüber ſonſt vortrefflich handeln! Die Aerzte würden ſich in der Angabe der Krankheits- und Todesurſachen nicht ſo oft geirret, und die geringſte bemerkte Verſchiedenheit in einem Leichname, als die vornehmſte Urſache der Zufälle ihres Lebens angegeben haben. Ein vorſichtiger Theoretiker kann mit ſeinen Unterſuchungen niemahls zufrieden ſeyn, bis er die eigentliche rechte Urſache gefunden hat, woraus er alle Zufälle, die wahren und natürlichen Folgen, daher leiten kann. Einen Mangel, den er bey der Zergliederung bemerkt, und der keine augenſcheinliche Verbindung mit den merklichen Unordnungen hat, die ſich bey den Handlungen ſeines Kranken äußerten, muß er in Anſehung ſeiner Unterſuchungen, als etwas Fremdes vorbeygehen, oder bloß in der Abſicht erwähnen, um zu ſehen, ob etwa andere in der Folge die Verbindung finden können. So lange aber dieſes Verhältniß nicht ausgemacht worden iſt, kann man auch niemahls einen ſolchen Mangel mit Recht als die Urſache einer beſondern Krankheit angeben. Simſon fand bey der Eröffnung eines Frauenzimmers, daß deren Ovarium den ganzen Unterleib ausfüllte, und das Zwergfell bis zur dritten Rippe, vom Schlüſſelbeine an gerechnet, in die Höhe getrieben hatte. Dieſer Anfüllung der Bruſt ohngeachtet, holte ſie leicht Athem, und lag jederzeit horizontal, ſo daß eine ſolche Verminderung der Bruſthöhle an ſich ſelbſt keinen kurzen Athem verurſacht, welches eben ſo wenig geſchieht, wenn die Lunge an der Pleura angewachſen iſt; da man viel Beyſpiele von ſolchen gefunden hat, wo die Bewegungen der Bruſt ganz frey geweſen ſind. Hingegen, was für ein kleiner Grad der Hautwaſſerſucht (anaſarca) hebt nicht die Wirkungen der Lungen auf! und was für ein kleines Geſchwür in derſelben zehrt nicht den ganzen Körper aus! welche Bemerkungen uns deutlich überzeugen, daß ein Menſch ſo lange noch

aushalten könne, bis die ganze Lunge durch die Eiterung faſt ganz verzehrt, oder völlig mit Blaſen voller Eiter überdeckt worden iſt. Solche und mehrere Beyſpiele machen, daß man zur genauern Kenntniß des Hauptſitzes und der Haupturſache der Krankheit gelangen könne. Aber leider! wiſſen oft manche Chirurgi nicht, was ſie bey der Section ſehen. Iſt ſie öffentlich, ſo ſetzen ſie ihre ganze Ehre zum Theil darin, dem zuſchauenden Publicum zu zeigen, wie wenig ekelhaft, wie geſchäftig ſie bey dem Zerlegen — aber auch, wie dumm und roh ſie ſind. Ich fragte einſt einen Menſchen der Art den Tag nach der Section einer Frau, die im Waſſer verunglückt war, wobey derſelbe ſich wenigſtens mit den Händen ſehr geſchäftig befand, auf die Weiſungen des Phyſikus und auf deſſen Lehren aber wenig Acht zu geben ſchien, indem er hinter deſſen Rücken mit dem Fette vom Cadaver zum freundſchaftlichen Spaße unter einige bekannte Zuſchauer warf: Welche Todesart nun eigentlich die Frau genommen? denn das wäre doch bekannt genug, daß die Frau nicht ſonſt gewaltſamer Weiſe zu Tode gekommen. Er wußt. aber hierüber nichts zu ſagen, was irgend einen vernünftigen und nur halb ſachkundigen Mann hätte befriedigen können, ſondern machte einen gewöhnlichen Marktſchreierbrey, und das war die Antwort.

Solchen Menſchen vertraut das Publicum ſein koſtbarſtes Kleinod, das Leben, an, und wahrſcheinlich mehrentheils in der ökonomiſchen Abſicht, von demſelben wohlfeiler, als vom ordentlichen Arzte behandelt zu werden. — Wie irrig iſt ſolcher Wahn! Aber auch wie glücklich iſt ein Staat, wenn auch hierin gehörige Verfügungen getroffen, und den Wundärzten durchaus es bey ſchwerer Strafe verbothen iſt, keine inneren Curen ohne Zuziehung eines Arztes zu unternehmen! In den königlich preußiſchen Staaten iſt

iſt es den Wundärzten gänzlich unterſagt, ſich mit innern Krankheiten abzugeben, und gewiß, es würde vielleicht mancher Menſch auf dem Lande noch häufiger gerettet werden können, wenn es nur immer möglich wäre, daß der Kreis-Phyſikus von ſolchen Pfuſchereyen Nachricht erhielte. Hierüber wäre viel zu ſagen, wenn es nicht die Gränzen dieſes Artikels zu ſehr überſchritte, und mich von meinem weitern Zwecke entfernte.

Die Eröffnung ſchwangerer Frauen, welche unentbunden dahin ſterben, und die Rettung deren allenfalls noch lebenden Leibesfrüchte, ſoll mich jetzt kürzlich beſchäftigen. Während der Schwangerſchaft ſind die Frauen vielen beſchwerlichen Uebeln ausgeſetzt, unter welchen ſie oft erliegen, ehe ſie das Ziel der Geburt erreicht haben. Zuweilen aber auch geſchiehts, ehe ſie noch ſo weit kommen, wenn gleich alles Aeußerliche dem erſten Anſcheine nach in der beſten Ordnung iſt, und ſich alles zur Geburt anſchickt, daß dennoch plötzlich allerley ſchreckenvolle Ereigniſſe eintreten — daß die frohen Erwartungen der Mutter, in innigſte Trauer über ihr entſeeltes Kind verwandelt werden. Die Urſachen ſolcher verſchiedenen Veränderungen ſind mannigfaltig, beſonders in Hinſicht der Mütter. Sie ſterben zuweilen während der Wehen plötzlich am Schlagfluſſe, der von einem zu großen Hinderniſſe des Blutumlaufs, beſonders aber von einem unmittelbaren Drucke der, längſt dem Rückgrathe abſteigenden großen Schlagader, wodurch die Säfte ſich meiſt zum Kopfe wenden, und dort die Hirngefäße entweder gewaltſam ausdehnen, oder zerreißen, gewöhnlich entſtehet (*). Oder Krämpfe richten ſie zu Grunde, welche entweder durch den ganzen Körper, oder auch nur in einem der wichtigſten Theile den Kreislauf der

(*) *Van Swieten* Commentar. Tom. III. §. 110.

Lebenssäfte auf einmahl hemmen, und solche tödtliche Wirkungen werden bey empfindlichen Naturen zuweilen vom allzuheftigen Grade der Geburtsschmerzen erzeugt. Eben ein solches Unglück kann auch ein heftiger Blutsturz erregen, welcher meistens von einem zu frühe abgelöseten, oder auf dem Muttermunde angewachsenen Mutterkuchen entsteht. Auch kann die Gebärmutter zerreißen, und das Leben der Mutter geht verloren, indem aus diesem Theile Ströme von Blut sich ergießen.

Im Artikel Leiche habe ich dargethan, wie unsicher überhaupt das Urtheil von dem wahren Zustande aller in besondern Krankheiten erblichenen, oder dem äußern Ansehen nach verstorbenen Menschen, in der ersten Zeit nach ihrem scheinbaren Tode, zu seyn pflegt; daher kann man den eigentlichen Zeitpunct der Entseelung auch nie mit Zuverlässigkeit bestimmen. Der Schlagfluß ist bey Gebärenden sowohl, als bey andern nicht immer und gewiß tödtlich; es können sich zu demselben auch verschiedene andere scheinbare Auslöschungen der Lebensverrichtungen gesellen, welches alles der Arzt vom wahren Tode zu unterscheiden hat. Einige Mutterkrankheiten können auch bey Schwangern solche anhaltende Ohnmachten verursachen, die den Tod ähnlich genug vorstellen, und doch kommen solche zuweilen wieder nach wenigen, oder mehreren Stunden zu sich selbst, und sind unverletzt. Die gewaltigen Schmerzen sind geschickt genug, alle Arten von Mutterzufällen zu erregen, ja, sie sogar in gedoppelter Stärke hervorzubringen, und das arme Weib erliegt darunter geraume Zeit, ohne Lebenszeichen von sich zu geben; aber wie oft würde sich der Arzt betrügen, wenn er hier die Wehrlose schon sogleich für todt halten wollte! Mit dem Blutverluste hat es eben die Bewandtniß. Wer kann bestimmen, wie viel Blut dieses oder jenes Weib verlieren müsse, um gänzlich

dahin

dahin zu seyn, indem einige Menschen von dem Verluste einiger Pfunde Bluts sogleich das Leben verlassen, andere hingegen bis auf 75 Pfund verloren haben, und dennoch wieder hergestellt worden sind (*)?

Das weibliche Geschlecht scheint seiner Natur nach schon eher einen starken Blutverlust als das männliche ertragen zu können; aber auch selbst unter den Weibern ist die Stärke zum Ausdauern verschieden, so daß kein Arzt, wo er nicht ruchlos handeln will, in dem kritischen Zeitpuncte des noch immer zu vermuthenden Scheintodes, Leben oder Tod behaupten könne. Man gab dem ehemahls so berühmten Zergliederer Vesalius in diesem Stücke der strafbarsten Voreiligkeit Schuld, wie ich im gegenwärtigen Artikel schon angeführt. Dieser war ein Mann von wirklich großen Einsichten; wie leicht ist es nun nicht möglich, daß Menschen von mindern Kenntnissen, aber mit eben der sorglosen Voreiligkeit, häufig Unglück anrichten! Beyspiele sind genug vorhanden, daß man zu vorschnell mit der Eröffnung gewesen, wie dergleichen Unglück auch eine grob schwangere Frau hatte, an welcher man, nachdem sie in Ohnmacht gefallen war, den Kaiserschnitt vornahm. Sie kam während des wieder zu sich selbst, allein, mußte nun an der Verblutung sterben (**). Heister (***) scheint hingegen allen den Fällen wenig Glauben beymessen zu wollen, und behauptet, daß noch nie Schwangere, da man sie nach einem scheinbaren Tode aufschnitt, unter dem Messer des Zergliederers wieder lebendig geworden: Er hat aber große Männer, und manche Thatsachen wider sich.

Wenn

(*) v. *Haller* Element. Physiol. T. II. l. V. Sect. I. p. 4. 5.

(**) Nouveau Dictionaire de Medicine et de Chirurgie; Vol. V.

(***) Institut. chirurg. Part. II. Sect. V. c. 113. p. 710.

Wenn der Tod der Gebärenden nach einer langen und schweren Geburtsarbeit erfolgt, so ist fast allemahl zu befürchten, daß das Kind auch nicht mehr lebet. Dieser Fall tritt auch ein, wenn die Mutter an einer besondern Krankheit nieder liegt. Die mehreste Zeit, und wenn das Kind auch noch so geschwind herausgeschnitten wird, ists doch ungemein schwach, und dem Tode sehr ähnlich. Inzwischen, wenn gleich in den mehresten Fällen der Tod des noch verschlossenen Kindes, jenem der Schwangern geschwind nachzufolgen scheint, so verfließt oft dennoch eine merkliche Zeit, in welcher das verschlossene Kind auch sogar die deutlichsten Zeichen seines noch kräftigen Lebens von sich giebt. Ja, man hat sogar in den Fällen zuweilen, wo die äußerlichen Zeichen auch fehlten, dennoch lebende Kinder aus der todten Bärmutter gezogen. Diese Thatsache wird von einigen Aerzten in gewisser Hinsicht bestritten — zwar nicht in der Art, als ob man nie lebendige Kinder von todten Müttern haben könne, sondern daß, wenn solches geschehe, die Mütter nicht todt sind, sondern leben. Besonders streitet Eschenbach (*) für diese Meinung, und behauptet, daß es unmöglich sey, daß ein Kind in der Bärmutter seine Mutter überlebe; — daß also, wenn ja solche Kinder lebendig ausgeschnitten worden sind, die Mutter sodann nur dem äußern Ansehen nach, todt gewesen, weil nach seiner Meinung ein Kind keine, auch nur kurze Zeit leben könne, ohne entweder von der Mutter noch Säfte zu erhalten, oder zu schnaufen. — — Er hat aber Gründe und Erfahrungen vieler älteren und neuern Aerzte wider sich. Schon Harväus (**) bekräftiget, daß ein noch in seinen Häuten eingeschlos-

(*) *Eschenbach*, observata anatomico-chirurgico-medica rariora, obs. 22 und 40.

(**) Exercitat. de generatione animal. p. 501.

ſchloſſenes, und in dem darin enthaltenen Waſſer noch ſchwimmendes, zur Welt gebornes Kind, auch etliche Stunden lang das Leben erhalten könne. Dieſe Behauptung wird durch den Verſuch und die Beobachtungen des Schurigius (*) unterſtützet, welcher an einer trächtigen Hündinn, nachdem ſolche ſchon lange unter der Eröffnung geſtorben war, die noch in dem Netze verſchloſſenen jungen Hunde, eine halbe Stunde lang leben ſah, deren Puls, als man ſolche in dieſem ihrem Behältniſſe in warmes Waſſer legte, einige Stunden noch ſchlug. Auch können die Erfahrungen der Hebammen hier als Beyſpiele aufgeſtellt werden, daß dergleichen Geburten in verſchloſſenen Häuten, beſonders bey Zwillingen, gar nichts ſeltenes ſeyn, und die Kinder unter dieſen Umſtänden auch meiſtentheils friſch und geſund angetroffen werden.

In dieſen Fällen ſcheint die Leibesfrucht aller Einwendungen ohngeachtet, den Kreislauf ihrer Säfte, welcher ſonſt von der Mutter abhing, eine Zeitlang allein zu übernehmen, und (auch bey aller Unmöglichkeit, Athem zu ſchöpfen, um dadurch den Umlauf des Blutes durch die Lungenadern zu befördern,) durch die dem Foetus eigenen Wege des Herzens, ſo zu betreiben, daß immer noch eine geraume Zeit ein ſchwaches Leben erhalten werden könne. Im Artikel Leiche habe ich von Ertrunkenen und Erſtickten, und in einigen Anmerkungen von den ſchwach zur Welt kommenden Kindern gehandelt; und ſolche Fälle laſſen ſich gerade hier anwenden. Es verhält ſich demnach mit dergleichen durch angewandte Mühe wieder zurecht gebrachten Kindern, eben ſo, wie mit Ertrunkenen oder Erſtickten, welche oft mehrere Stunden nach ihrem ſcheinbaren Tode wieder hergeſtellt werden, wenn man

(*) Embryol. Sect. 2, cap. 3, §. 14.

man durch reizende Mittel die Bewegung wieder rege zu machen, im Stande iſt.

Die Geſchichte hat uns mehrere Fälle aufbehalten, in welchen das Kind auch noch eine geraume Zeit nach dem wahrſcheinlichſten Tode ſeiner Mutter, nicht nur mit dem glücklichſten Erfolge ausgeſchnitten, ſondern auch ohne fremde Beyhülfe geboren worden iſt, wovon *Lucianus* in Dialogo *Neptuni* et *Mercurii*; *Virgilius* aeneid. 10. 5. 315. *Ovid*, metamorph. lib. 2. V. 628. zeugen. So wiſſen wir auch z. B. von einem gewiſſen Gorgias, daß er noch eher zum Scheiterhaufen getragen worden, ehe er das Licht der Welt erblickte; denn er wurde von ſeiner todten Mutter, während daß man dieſelbe zum Scheiterhaufen trug, geboren, wodurch die Leichen-Proceſſion nicht allein gehindert ward, ſondern auch in Erſtaunen gerieth (*). Es würde zu weitläuftig ſeyn, hier alle die aufgezeichneten ältern und neuern Fälle nach der Reihe zu erzählen, weßhalb man in jener zu Wittenberg 1714 vertheidigten Probeſchrift: *Valerus*, diſſertat. de partu hominis poſt mortem, — — *Hildanus* in Ep. ad *Doringium*; — *Heiſter* diſſertat. cit. *Paul Zachias*, quaeſt. med. legal. lib. IV. Tit. I. qu. IX. n. 41 nachleſen kann. Auch hat John Burton viele Fälle geſammelt, (an Eſſay towards a complet new ſyſtem of midwifery,) wo die Leibesfrüchte auch nach Verlauf von 12 Stunden vom mütterlichen Tode an, noch lebend befunden wurden.

Harväus berichtet, wie ſchon Heiſter berühret hat, nach eigener Erfahrung: daß eine Schwangere, die des Abends geſtorben, und in der Stube allein gelaſſen worden war, des Morgens zwiſchen ihren Schenkeln

(*) *Valerius Max.* lib. I. c. ult. Auch *Paul Merula* de legib. Roman. c. V.

keln ein Kind liegen hatte, welches ohne lebendige Kraft der Mutter zur Welt gekommen (*). Eben ſo hat auch Wrisberg drey Fälle einer in ihren Waſſerhäuten eingeſchloſſenen zur Welt gebornen menſchlichen Frucht beſchrieben (**), deren eine ſieben, die andere neun Minuten nach der Entbindung und nach alsdann erſt vorgenommener Eröffnung der Häute, noch beym Leben waren, und zum erſten Mahle zu ſchnaufen anfingen. Wer aber dieſe Fälle ſo wenig glaubt als zweckmäßig beherzigt, der wird auch gewiß noch mehrere Zweifel in die Angabe des van Swieten ſetzen (***), wo man ſogar acht und vierzig Stunden nach dem Tode einer von ihrem Manne durch mehrere Wunden entſeelten Schwangern, noch das durch die Subſtanz der Gebärmutter ſelbſt verwundete Kind mit dem Erfolge ausgeſchnitten haben will, daß es noch eine Viertelſtunde nach dieſer Operation gelebt habe. —

Wenn man nun gleich gegen die vielen beſondern Fälle, die manches Mahl die Natur der Möglichkeit zu überſteigen ſcheinen, auch das einwenden wollte, was man wider die häufig angeführten Beyſpiele vom Lebendigbegraben der Menſchen, und vom Aufleben derſelben im Grabe, einwendet, nähmlich, ob auch alle Facta mit der Wahrheit übereinſtimmen? — So kann, wenn auch unter hundert ſchwanger verſtorbenen Müttern nur eine ihres noch lebenden Kindes entledigt worden iſt, das Gegentheil nicht behauptet werden — ſo iſt

(*) Diſſert. med. forenſ. qua oſtenditur, foetum ex utero matris mortuae mature exſcindendum eſſe, Altorf. 1720, §. VII.

(**) De ſtructura ovi et ſecundinarum human. in partu maturo et perfecto. Götting. 1783, §. 8, p. 9.

(***) Ex Cangia Mila, Embriologia ſacr. comment. T. IV. §. 1316.

ist der Fall möglich und wahr, daß man von einer todten Mutter ein lebendiges Kind heben kann; und es ist also Pflicht, alle hundert Mütter, die in den Umständen verstorben, zu öffnen und von ihnen allen dies eine Kind aufzusuchen, und Rettungsmittel anzuwenden. Findet sich unter allen diesen kein einziges, so findet man im zweyten Hundert vielleicht wieder mehrere. Es ist solches nicht allein Menschenpflicht, sondern auch oft hängt das große Schicksal einer ganzen Familie von ein Par Athemzügen ab, welche das Kind nach der Mutter Tode thut. — —

Alles dieses macht es der Polizey sowohl überhaupt, als allen Aerzten insbesondere, zur heiligsten Pflicht, auf allen Seiten wachsam — und in der Behandlung selbst aber auch vorsichtig zu seyn, um keine Mutter zu tödten, die noch nicht todt war. Ich habe vorhin sowohl als auch im Artikel Leiche dargethan, daß man den eigentlichen Zeitpunkt und den Augenblick, wann die letzte Lebensflamme gänzlich erlöscht, nicht bestimmen könne — daß wir uns vom wahren Tode erst durch verschiedene Kennzeichen und vorzüglich nach Verlauf einiger Zeit, wenn die Fäulniß eintritt, vergewissern können. Dieses würde aber bey einer schwanger Verstorbenen ein zu weit hinaus gesetzter Termin seyn, um die allenfalls noch lebende Frucht retten zu wollen, weßhalb man wiederum solche Wege einzuschlagen hat, wodurch für das Leben des Kindes auch in der Art gesorgt werde, daß die vielleicht noch lebende Mutter keine tödtliche Wunde erhält. Diese Nothwendigkeit sah man schon lange ein, weßhalb zu den Zeiten des Numa schon jene verehrungswürdige Verfügung getroffen wurde, welche uns unter dem Nahmen des königlichen Gesetzes (Legis Regiae) (*) auf-

(*) Digest. lib. XI. Tit. VIII. de mortuo inferendo et sepulchro aedificando.

aufbehalten ist, und sich nicht allein auf verstorbene, gewiß Schwangere, deren Früchte ein gewisses Alter erreicht haben, sondern auch auf jene erstrecket, die mit Verdacht einer vorher gegangenen Geburt verschieden sind; damit bekannt werde, ob dergleichen Personen in der Geburt, oder an Gift, von fremden, oder von eignen Händen gestorben sind (*)?

Die Möglichkeit solcher Vorfälle ist nicht zu bezweifeln, weßhalb Frank (**) folgende Anmerkung mit einem sehr wahrscheinlichen Beyspiele verbindet: „Die Polizey," sagt er, „muß scharf darauf sehen, daß „Ledigschwangere, oder solche, die deswegen in Ver„dacht stehen, wenn sie sterben sollten, nie begraben „werden, ohne vorher behutsam eröffnet worden zu „seyn. Gar oft sind dergleichen Unglückliche das Opfer „der Versuche, welche sie die ganze Schwangerschaft „hindurch machen, durch die schärfsten Arzeneyen die „verschlossene Frucht abzutreiben. Es ist sogar zuver„lässig, daß gottlose Urheber ihres Unglücks, damit ihre „Schande verdeckt bleibe, nachdem sie lange genug die „Absichten der verführten Mädchen durch Abtreibe„mittel zu befördern sich bemühet haben; endlich sogar „Giftmittel unter diesem Nahmen beygebracht, und „dadurch die leichtgläubigen Unglücklichen, noch vor der „Geburtszeit heimlich aus der Welt geschafft haben. Ich „weiß, daß an einem gewissen Orte ein Mädchen ohne „alle Untersuchung ruhig begraben wurde, welches, „eines unerlaubten Umganges, und wegen ihres gan„zen äußerlichen Ansehens, einer wirklichen Schwan„gerschaft sehr verdächtig war. Diese Person hatte „von einem Feldscherer, der selbst vielleicht zu be„kannt mit ihr war, allerley Mittel gebraucht, und ist „in

(*) *Henr. Balth. Rothius*, Dissert. jurid. de hominis mortui sepultura prohibita, Jenae 1685, c. 4, §. V.

(**) System der medicinischen Polizey, I. B. S. 598, Anm.

man durch reizende Mittel die Bewegung wieder rege zu machen, im Stande iſt.

Die Geſchichte hat uns mehrere Fälle aufbehalten, in welchen das Kind auch noch eine geraume Zeit nach dem wahrſcheinlichſten Tode ſeiner Mutter, nicht nur mit dem glücklichſten Erfolge ausgeſchnitten, ſondern auch ohne fremde Beyhülfe geboren worden iſt, wovon *Lucianus* in Dialogo *Neptuni* et *Mercurii*; *Virgilius* aeneid. 10. 5. 315. *Ovid*, metamorph. lib. 2. V. 628. zeugen. So wiſſen wir auch z. B. von einem gewiſſen Gorgias, daß er noch eher zum Scheiterhaufen getragen worden, ehe er das Licht der Welt erblickte; denn er wurde von ſeiner todten Mutter, während daß man dieſelbe zum Scheiterhaufen trug, geboren, wodurch die Leichen-Proceſſion nicht allein gehindert ward, ſondern auch in Erſtaunen gerieth (*). Es würde zu weitläuftig ſeyn, hier alle die aufgezeichneten ältern und neuern Fälle nach der Reihe zu erzählen, weßhalb man in jener zu Wittenberg 1714 vertheidigten Probeſchrift: *Valerus*, diſſertat. de partu hominis poſt mortem, — — *Hildanus* in Ep. ad *Doringium*; — *Heiſter* diſſertat. cit. *Paul Zachias*, quaeſt. med. legal. lib. IV. Tit. I. qu. IX. n. 41 nachleſen kann. Auch hat John Burton viele Fälle geſammelt, (an Eſſay towards a complet new ſyſtem of midwifery,) wo die Leibesfrüchte auch nach Verlauf von 12 Stunden vom mütterlichen Tode an, noch lebend befunden wurden.

Harväus berichtet, wie ſchon Heiſter berühret hat, nach eigener Erfahrung: daß eine Schwangere, die des Abends geſtorben, und in der Stube allein gelaſſen worden war, des Morgens zwiſchen ihren Schenkeln

(*) *Valerius Max.* lib. I. c. ult. Auch *Paul Merula* de legib. Roman. c. V.

kein Kind liegen hatte, welches ohne lebendige Kraft der Mutter zur Welt gekommen (*). Eben ſo hat auch Wrisberg drey Fälle einer in ihren Waſſerhäuten eingeſchloſſenen zur Welt gebornen menſchlichen Frucht beſchrieben (**), deren eine ſieben, die andere neun Minuten nach der Entbindung und nach alsdann erſt vorgenommener Eröffnung der Häute, noch beym Leben waren, und zum erſten Mahle zu ſchnauſen anfingen. Wer aber dieſe Fälle ſo wenig glaubt als zweckmäßig beherzigt, der wird auch gewiß noch mehrere Zweifel in die Angabe des van Swieten ſetzen (***), wo man ſogar acht und vierzig Stunden nach dem Tode einer von ihrem Manne durch mehrere Wunden entſeelten Schwangern, noch das durch die Subſtanz der Gebärmutter ſelbſt verwundete Kind mit dem Erfolge ausgeſchnitten haben will, daß es noch eine Viertelſtunde nach dieſer Operation gelebt habe. —

Wenn man nun gleich gegen die vielen beſondern Fälle, die manches Mahl die Natur der Möglichkeit zu überſteigen ſcheinen, auch das einwenden wollte, was man wider die häufig angeführten Beyſpiele vom Lebendigbegraben der Menſchen, und vom Aufleben derſelben im Grabe, einwendet, nähmlich, ob auch alle Facta mit der Wahrheit übereinſtimmen? — So kann, wenn auch unter hundert ſchwanger verſtorbenen Müttern nur eine ihres noch lebenden Kindes entledigt worden iſt, das Gegentheil nicht behauptet werden — ſo iſt

(*) Diſſert. med. forenſ. qua oſtenditur, foetum ex utero matris mortuae mature exſcindendum eſſe, Altorf. 1720, §. VII.

(**) De ſtructura ovi et ſecundinarum human. in partu maturo et perfecto. Götting. 1783, §. 8, p. 9.

(***) Ex Cangia Mila, Embriologia ſacr. comment. T. IV. §. 1316.

vorbehalten iſt, und ſich nicht allein auf verſtorbene, gewiß Schwangere, deren Früchte ein gewiſſes Alter erreicht haben, ſondern auch auf jene erſtrecket, die mit Verdacht einer vorher gegangenen Geburt verſchieden ſind; damit bekannt werde, ob dergleichen Perſonen in der Geburt, oder an Gift, von fremden, oder von eignen Händen geſtorben ſind (*)?

Die Möglichkeit ſolcher Vorfälle iſt nicht zu bezweifeln, weßhalb Frank (**) folgende Anmerkung mit einem ſehr wahrſcheinlichen Beyſpiele verbindet: „Die Polizey," ſagt er, „muß ſcharf darauf ſehen, daß „Ledigſchwangere, oder ſolche, die deswegen in Verdacht ſtehen, wenn ſie ſterben ſollten, nie begraben „werden, ohne vorher behutſam eröffnet worden zu „ſeyn. Gar oft ſind dergleichen Unglückliche das Opfer „der Verſuche, welche ſie die ganze Schwangerſchaft „hindurch machen, durch die ſchärfſten Arzeneyen die „verſchloſſene Frucht abzutreiben. Es iſt ſogar zuverläſſig, daß gottloſe Urheber ihres Unglücks, damit ihre „Schande verdeckt bleibe, nachdem ſie lange genug die „Abſichten der verführten Mädchen durch Abtreibemittel zu befördern ſich bemühet haben; endlich ſogar „Giftmittel unter dieſem Nahmen beygebracht, und „dadurch die leichtgläubigen Unglücklichen, noch vor der „Geburtszeit heimlich aus der Welt geſchafft haben. Ich „weiß, daß an einem gewiſſen Orte ein Mädchen ohne „alle Unterſuchung ruhig begraben wurde, welches, „eines unerlaubten Umganges, und wegen ihres ganzen äußerlichen Anſehens, einer wirklichen Schwangerſchaft ſehr verdächtig war. Dieſe Perſon hatte „von einem Feldſcheerer, der ſelbſt vielleicht zu bekannt mit ihr war, allerley Mittel gebraucht, und iſt „in

(*) *Henr. Balth. Rothius*, Diſſert. jurid. de hominis mortui ſepultura prohibita, Jenae 1685, c. 4, §. V.

(**) System der medicinischen Polizey, I. B. S. 598, Anm.

„in einer Art von verpuppelndem Tuche ohne andere „Hülfe gestorben, und mit ihrem dicken Leibe beendigt „wurden. Man weiß aus solchen Erfahrungen zu „wer, daß die Leichname eines Schwangern selbst an „dem spezifischen Gegenstande seiner sinnlichen Lie„be Theil nehmen kann. Deren Ausmittlung in je„dem gemeinen Weibe um so eher gelingen wird, wenn sie „schwangere Mädchen mit der Hand eines Henkers, „welche allein mit ihrem wahren Zustande bekannt „ist, alles negativ annimmt, und nichts weniger als „der, als daß sie in dem Leichname ihres ersten Umgangs „auch noch einen Vergnügen finden werde.“

Eigam in zwölften Jahrhunderte kennt der Bischof Odo a Tours. Daß sie unter dem Namen verborgener Schwangern, wenn man glauben kann daß das Kind noch lebe, gesperret werden sollten. Conc. Lyndw. — Das Concilium zu Langres verlieh allen denen, welche bey dichten Vorfalle diese Operation unternehmen würden, die Lage Absas. *Verdier* Jurisprudence de la chirurgie en France. Tome I. p. 127. — Und auf das Wort des würdigen Mauriceau, bekam auch Peter XIV. diese Eröffnung. *Hauler* Miscellanea chirurgica, T. . . 5. — „Die Fürsten und Vorsteher,“ sagte Severus „sollen billig die Wegen, so bald nach der „Geburt die Nabelschnur zu unterbinden, oder durch an„dere Vernachlässigung, diese unseligen Geschöpfe in ihrer „Mutter Schooße zu Grunde gehen lassen, wo sie denn schuld„los ersticken werden. Weil es in diesem Falle, so wie „im vorhergehenden, um das Leben des unschuldigen „Kindes geht, und man also, wie ich denke, billig auf „beyde Verbrechen gleich scharf sehen sollte.“ Nichts desto weniger sagte dieser würdige Mann, wird das von allen Rechtsgelehrten als heilig und billig erkannte Gesetz so wenig beobachtet, als geschähe davon im ganzen Gesetzbuche gar keine Meldung. — So sagt er auch einst in einem heiligen Eifer, nachdem er die übeln Folgen dieses vernachläßigten Gesetzes erwiesen hatte: „Ego ut dixi et „scripsi meam sententiam, animamque meam hoc pio ser„vatae credo. Historum nunc erit, egem tam plane, tam „utilem, denuo instaurare, quam profecto non nisi tempori-

„bus

„bus barbaris ob neglectam medicinam atque anatomen, „reuiſſe in deſuetudinem arbitror.“ Helmſtädt 1730, §. 42.

Die vorhin erwähnte Lex Regia verdienet in aller Hinſicht wieder in ihrem vorigen Anſehen geſetzt zu werden. Sie lautet:

Mulier. quae. praegnas. mortua. ne. humator. antequam. partus. ei. excidatur. quei. ſecus. faxit. ſpei. animantis. cum. gravida. occiſae. reus. eſtod. —

und es ſcheint faſt, als ob die Lehre der katholiſchen Kirche: von der Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit der Kinder — woher die Geiſtlichkeit zur geſchwindern Rettung der in erblaßten Müttern zurückhaftenden Leibesfrüchte immerher vieles beytrugen, ſolche noch einigermaßen aufrecht erhalten habe. Nothwendig iſt ſolche Verfügung auf allen Fall; allein, es müßte die Art der Ausübung dieſes edlen Geſetzes, wie ſolches dem voreiligen Eifer auf der einen, und der Saumſeligkeit auf der andern Seite gehörig begegnen könne, für die Zukunft, und für jedes Orts Lage paſſend, hin und wieder ausgedehnt, und näher beſtimmt werden.

Schon hielten es längſt verſchiedene Rechtsgelehrte dafür: Wer eine ſolche Eröffnung vernächläſſiget hätte, daß derſelbe eben die Strafe verdiene, welche der nähmliche, auf eine andere Art verurſachte Schade, erfordern würde (*). Solches ſah man im Sicilianiſchen ſehr richtig ein, und man erneuerte im Jahre 1749 jenes königliche Geſetz, worin es unter andern heißt:

„Wer immer durch Liſt, Hinderniß oder Nachläſ„ſigkeit, die Eröffnung ſchwanger verſtorbener Müt„ter,

(*) *Wildvogel*, de Jure Embryonum, Jenae 1716.

der Verordnung vom 31ten April 175– anbefohlen worden.

Dieses geschah auch schon 174– in der Reichsstadt Ulm.

Ulmische Kirchenverordnung von 1747.

(Ulm. Z. S. 47. S. 311. fgg.)

Wie schnell dahin sterbende hochschwangere Weiber bestimme, und was zu Salvirung ihrer Leibesfrucht vor eine Operation vorzunehmen.

Wenn nun auch etwa eine Gebährende in solche Umstände verfällt, daß ihr weiter nicht zu Hülfe zu kommen, sondern sie sterben muß, sich dabey jedoch solche Anzeigen ergeben, daß das Kind noch lebe, und es noch einige Hoffnung der Mutter salvirt werden könne, also ist dabey auf dem Land folgendes sorgfältig zu beobachten:

1. Soll nebst dem hiesigen geschickten Chirurgo und der gebahrenden Person Mann, die Beamte, oder in deren Abwesenheit, ein Gerichtsmann, oder aus der nächsten Nachbarschaft, zu solchem Actu berufen werden, dem Chirurgo Assistenz und Schutz zu leisten, auch ein Zeugniß wegen seiner Operation beizulegen.

2. [illegible] soll [illegible] dem Ehemanne und Anverwandten die nöthige Anweisung zu beobachten [illegible] gemacht, [illegible] werden, und nachdrücklich [illegible] daß solche ehender nicht [illegible] bis [illegible] Kind [illegible] Mutter [illegible] heiligen [illegible] Sakramente [illegible] Nothtaufe [illegible] Verordnung [illegible] Der [illegible] Beamte [illegible] Gerichtsmann [illegible] Hebamme [illegible] Kind [illegible]

gezwungen werden, geſtalten ſolche Kinder insgemein moribundi ſeyn, und ihre Motus, welche ein Indicium ihres noch habenden Lebens geben, meiſt convulſivi ſeyn, mithin ſie wohl noch unter der Operation ſterben, und dadurch ein ſolcher Renitent in beſchwerliche Ausbrüche verfallen möchte.

3. Haben die Chirurgi mit aller Behutſamkeit zu verfahren, und zuvörderſt wohl zu überlegen: ob die Mutter wahrhaftig geſtorben, oder ob ſie nicht in Ohnmacht und Schwäche darnieder liege? Wenn ſie aber wahrhaftig geſtorben: ob ſie ein Leben an dem Kinde verſpüren, und daſſelbe muthmaßlich zu retten ſeyn möchte? Da denn

4. der Chirurgus, wenn er ſich zu ſolcher Operation geſchickt zu ſeyn erachtet (*), unverzüglich den Bauch der Verſtorbenen eröffnen, die Mutter und die darinnen liegende Frucht fürſichtlich aufzuſuchen, darbey aber wohl zuſehen ſolle, daß er ſolche im Aufſchneiden nicht verletze.

5. Sobald er das Kind ausnimmt, daſſelbe der Hebamme übergebe, welche die Nabelſchnur verbinden, und das Kind gehörig verſorgen, wärmen, ſtärken, und bald möglichſt zur heiligen Taufe befördern ſolle. Wornach

6. der Leib der Verſtorbenen wiederum zuſammen zu heften, und dem Begräbniſſe zu überlaſſen iſt.

Es ſind aber allgemeine und beſondere Vorſchriften zur genauern Beſtimmung nöthig: wann eigentlich zur regelmäßigen Eröffnung einer erblichenen Schwangern geſchritten werden müſſe? Um das lebende Kind zu retten, könnte man nicht füglich jene im Artikel Leiche angeführten Kennzeichen eines wahren Todes alle abwarten, da unterdeß das Kind auch

(*) Hier macht Frank die paſſende Anmerkung, daß ein jeder Barbier ſolches von ſich glauben, oder andern weiß machen wird; der Staat aber auf den Eigendünkel ſolcher Leute dieſes nicht ankommen laſſen, ſondern nur gewiſſen Männern von bekannter Geſchicklichkeit ſolches Geſchäft überlaſſen müſſe.

Fällen würde die Frage entstehen: Ob das Kind durch den Kaiserschnitt, oder sonst auf eine leichtere Art von seiner Mutter zu ziehen sey? indem das Kind auch von seiner todten Mutter noch durch natürliche Wege zu bringen ist; in welchem Falle man dem Kopfe, welcher allenfalls in der Beckenhöhle stecken geblieben, durch die englische verbesserte Zange noch forthilft; oder auch, wenn ein anderer Theil vorläge, das Kind durch die Wendung herausziehet. Dieses ist nach Frankens Meinung eben so leicht bey einer todten Mutter, als es bey einer lebendigen ist, weil beyde sich fast gleich leidend verhalten, und weil man doch Versuche bey verstorbenen Kindbetterinnen macht, welchen man ausgetragene Kinder in den Leib legt, um sich an ihnen mit der Zange zu üben.

Daß dieses nicht ein bloßer Einfall sey, hat *le Roux* erwiesen, welcher ein Kind aus einer Leiche hervor zog, um zu zeigen, daß die Mutter hätte gerettet werden können. (Observations sur les pertes de sang des femmes en couche.) Hernach hat eine vom Hrn. Frank unterrichtete Hebamme einen ähnlichen Versuch bey einer Frau gemacht, die schon ein Kind geboren, ein anderes aber noch zur Geburt liegen hatte. Die Kreißende wollte nicht gestatten, daß die Wehmutter Hand an sie legte, und alle Versuche, dieselbe dazu zu bereden, waren fruchtlos, bis endlich Verblutung und andere Zufälle ihr des andern Tages den Tod zugezogen. Die Hebamme, welche sich der ehemahls empfangenen Lehren erinnerte, und jetzt von Seiten der Mutter keinen Widerstand mehr fürchten konnte, machte sich mit männlichem Muthe ein Geschäft daraus, das noch verschlossene Kind sogleich durch die natürlichen Wege aus der Verstorbenen hervor zu ziehen; und sie zog es wirklich, nach verrichteter Wendung so glücklich hervor, daß noch Leben vermuthet, und das Kind von ihr getauft werden konnte.

Die Geburtshelfer müssen daher auf alle mögliche Weise suchen, das Kind von dem unverletzten Leichname der Schwangern zu ziehen, und sich nie eine wich-

Es verſteht ſich aber, daß dergleichen Mittel da weniger nöthig ſind, wo eine ſchwere Krankheit unter gewöhnlichen Auftritten, die Schwangere mit mehrerer Zuverläſſigkeit getödtet hat, und daß man durch allzugroßen Verſchub der Operation, leicht die Rettung des Kindes verabſäumen könne; weßhalb nöthig iſt, den Geburtshelfern freye Hand zu laſſen.

Siebentens, wenn durch Zuſammenhaltung aller Erſcheinungen, mit gröſeſter Wahrſcheinlichkeit auf den wirklichen Tod der Mutter geſchloſſen werden mag: welches um ſo leichter ſeyn wird, je weniger die Schwangere vormahls den Mutterzufällen, Ohnmachten und Erſtickungen, ergeben war.

Bey ſolchen mißlichen Vorfällen pflegte man vor Zeiten faſt allenthalben der Verſtorbenen mit einem Sperrholze den Mund offen zu halten, damit, wie man glaubte, das Kind nicht erſticken möge. Solche Vorſicht wurde nach einem 1280 zu Köln gehaltenem Concilium, den Hebammen anbefohlen. Es iſt dies Verfahren aber zwecklos, und kann noch dazu ſchädlich werden, weil dadurch Zeit verloren geht. Zwecklos iſt es deshalb, weil das Kind im Mutterleibe nicht athmet, aber auch um ſo weniger von der Luft durch den Mund ſeiner Mutter Nutzen zu ſchöpfen im Stande iſt, als ohnehin durch dieſen Weg keine Luft zur Gebärmutter kommen kann.

Die Schwangere iſt zuweilen ſo ſchnell verſtorben, noch ehe die Geburtsſchmerzen das Kind ganz zur Welt bringen konnten, wenn Gicht, heftige Krämpfe oder Verblutungen vorhergegangen; oder auch die Ungeſchicklichkeit der Hebamme, weil dieſe außer Stande war, eine widernatürliche Lage des Kindes bey Zeiten abzuhelfen, brachte ſie um. In dieſen

Fällen würde die Frage entſtehen: Ob das Kind durch den Kaiſerſchnitt, oder ſonſt auf eine leichtere Art von ſeiner Mutter zu ziehen ſey? indem das Kind auch von ſeiner todten Mutter noch durch natürliche Wege zu bringen iſt; in welchem Falle man dem Kopfe, welcher allenfalls in der Beckenhöhle ſtecken geblieben, durch die engliſche verbeſſerte Zange noch forthilft; oder auch, wenn ein anderer Theil vorläge, das Kind durch die Wendung herausziehet. Dieſes iſt nach Frankens Meinung eben ſo leicht bey einer todten Mutter, als es bey einer lebendigen iſt, weil beyde ſich faſt gleich leidend verhalten, und weil man doch Verſuche bey verſtorbenen Kindbetterinnen macht, welchen man ausgetragene Kinder in den Leib legt, um ſich an ihnen mit der Zange zu üben.

Daß dieſes nicht ein bloßer Einfall ſey, hat *le Roux* erwieſen, welcher ein Kind aus einer Leiche hervor zog, um zu zeigen, daß die Mutter hätte gerettet werden können. (Obſervations ſur les pertes de ſang des femmes en couche.) Hernach hat eine vom Hrn. Frank unterrichtete Hebamme einen ähnlichen Verſuch bey einer Frau gemacht, die ſchon ein Kind geboren, ein anderes aber noch zur Geburt liegen hatte. Die Kreißende wollte nicht geſtatten, daß die Wehmutter Hand an ſie legte, und alle Verſuche, dieſelbe dazu zu bereden, waren fruchtlos, bis endlich Verblutung und andere Zufälle ihr des andern Tages den Tod zugezogen. Die Hebamme, welche ſich der ehemahls empfangenen Lehren erinnerte, und jetzt von Seiten der Mutter keinen Widerſtand mehr fürchten konnte, machte ſich mit männlichem Muthe ein Geſchäft daraus, das noch verſchloſſene Kind ſogleich durch die natürlichen Wege aus der Verſtorbenen hervor zu ziehen; und ſie zog es wirklich, nach verrichteter Wendung ſo glücklich hervor, daß noch Leben vermuthet, und das Kind von ihr getauft werden konnte.

Die Geburtshelfer müſſen daher auf alle mögliche Weiſe ſuchen, das Kind von dem unverletzten Leichname der Schwangern zu ziehen, und ſich nie eine wich-

richtige Operation, außer im Falle der unumgänglichen Nothwendigkeit, erlauben. Sollte aber ein Kaiſerſchnitt nöthig ſeyn, ſo iſt es offenbar, daß wegen Ungewißheit des wirklichen Todes der Schwangern, ſelbiger auf die allerbehutſamſte Weiſe, und zwar ſo vorzunehmen ſey, als ſolcher an einer noch lebenden Mutter geſchieht. Allein, da man in unſern Zeiten auf eine Operation verfallen, durch welche man in gewiſſen Fällen, Kinder, die ſonſt nicht ohne Kaiſerſchnitt gerettet werden konnten, lebendig hervor gezogen hat, ohne daß die an der Mutter verrichtete Trennung der Schooßbeine derſelben tödlich wäre; ſo iſt noch immer vor allem große Einſicht nöthig, um zu beſtimmen: ob dieſer Trennung oder dem Kaiſerſchnitte, zur Erreichung des vorgeſetzten Endzwecks, der Vorzug zu laſſen ſey? da es gewiß Fälle giebt, wo die Baucheröffnung allein zum Kinde führen kann; wenn nähmlich dieſes entweder in den Eyerſtöcken, Muttertrompeten, oder gar in dem hohlen Leibe zu ſuchen, oder wenn die zur Gebärmutter führenden weichen Theile einer zweckmäßigen Ausdehnung unfähig, oder unter einander verwachſen wären.

Die Trennung der Darmbeine hat wenigſtens bey den mehreſten verſtorbenen Schwangern vor dem Kaiſerſchnitte den größten Vorzug, und man ſollte trachten, dieſelbe allen Wundärzten, die in ſolchen Fällen gebraucht werden, nachdrücklichſt zu empfehlen, und nur dann die Baucheröffnung zu geſtatten, wenn jene auf den vorliegenden Fall nicht anzuwenden wäre (*). In Venedig wurde von dem Rathe, um in der Repu-

blik

(*) Man ſehe hierüber Franks Beobachtungen: de ſectione ſymphyſis oſſium pubis in Episcopatu Spirenſi peracta, welche den Actis Academiae Elect. Moguntinae 1782 einverleibt, und 1783 (mit einigen Druckfehlern) gedruckt worden iſt.

lich Unglück zu verhüten, ein ſehr weiſes Geſetz gegeben, welches gebietet:

„Daß bey erblichenen Schwangern, von welchen „man noch eine lebende Frucht zu ziehen hoffen kann, „dieſelbe nicht durch einen ſo genannten Kreuzſchnitt, „wie ſonſt bey todten Körpern geſchieht, ſondern durch „einen geraden und einfachen Einſchnitt, aus der Gebärmutter genommen werden ſolle; damit, wenn wider Vermuthen die Mutter wieder zu ſich käme, dieſelbe noch erhalten und geheilet werden könnte.“ — Ferner: „Daß eine Geſellſchaft von Aerzten dem Rathe die Nahmen jener Männer, welche zu dieſer Operation am fähigſten ſind, abgeben, und dieſes Nahmenverzeichniß ſodann öffentlich in jeder Apotheke „angeſchlagen werden ſolle, damit die ängſtigen Bürger in dergleichen Unglücksfällen ſogleich die nöthige „Hülfe zu ſuchen wüßten.“ (*)

Es wird hier nun noch zu beſtimmen ſeyn, ob alle Schwangere ohne Unterſchied geöffnet werden müſſen, wenn ſie vor dem Gebären dahin ſterben? Nach der Behauptung des Paul Zachias, ſoll ein nur ſieben oder acht Monathe alter Foetus ohnmöglich lebend durch den Kaiſerſchnitt erhalten werden können, weil auch ein reifes Kind nur ſelten unter den nähmlichen Umſtänden bey dem Leben angetroffen werde; — weßwegen auch die Geſetze einen gewaltſamen aus der Bärmutter geſchnittenen, ſiebenmonathlichen Fötus, nie ſo wie jenen, der natürlich in dem nähmlichen Alter geboren worden, für lebend halten, noch demſelben die nähmlichen Vorzüge angedeihen laſſen möchten (**). Man iſt aber heut zu Tage ſchon vom Gegentheile überzeugt, und da man viele Beyſpiele vor ſich hat, welche obige Meinung entkräften, ſo werden auch dieſen Geburten, die Vorzüge lebender Kinder zugeſprochen (***).

Eben

(*) *Mellius*, lib. de art. obſtetr.

(**) *Quaeſt.* med. legal. lib. IX. quaeſt. unic. n. 13.

(***) *Chriſt. Gottl. Ludwig* Inſtit. medicinae forenſis, §. 111.

Eben dieſer Zachias, (am angeführten Orte, n. 20.) erkennet aber nichts deſto weniger: daß man eine ſchwangere Miſſethäterinn in ihrem ſiebenten Monathe, ehe man ſolche mit der Todesſtrafe belegen würde, lebendig öffnen müſſe, um das Kind, welches man von ihr ziehen würde, noch vor ſeinem Dahinſcheiden zu taufen; wenn er ſagt: „Idcirco in eo caſu concedi „poſſet, matrem noxiam et ultimo ſupplicio damna„tam vivam ſecandam, licet nimis rigoroſum hoc eſ„ſet, et mitius, ac magis ſecundum jus putandum, „differendam eſſe matris mortem usque ad partum.“ Man war überhaupt aber vor dieſem aus Vorurtheil grauſam, wovon uns die Hexenproceſſe auch noch überzeugen. — — So viel iſt aber ausgemacht, daß man vor der erſten Hälfte der Schwangerſchaft, oder, ehe noch die Mutter durch fühlbare Bewegung von dem Leben ihres Kindes hinlänglich überzeugt worden iſt, nicht füglich auf die Eröffnung einer bis dahin immer noch ungewiß und muthmaßlich Schwangern antragen könne (*), es ſey denn nur bloß die Unterſuchung nöthig, (im Falle eine ledige Perſon ſich ſelbſt entleibt hätte — oder wäre gewaltſamer Weiſe umgebracht worden,) ob ſie ſchwanger geweſen, oder nicht? Schwerlich iſt es zu glauben, daß ein ſolches unreifes Kind nach dem Tode ſeiner Mutter ſein ſo ſehr ſchwaches Leben noch ſo lange erhalte, daß es nach dem Gebrauche der römiſch-katholiſchen Kirche lebendig könnte getauft werden. Wohl aber mag ſolches im ſechsten und in allen nachfolgenden Monathen der Schwangerſchaft zu hoffen ſeyn. Die Bewegungen der Leibesfrucht ſind alsdann oft lebhaft und ſtark genug, um uns zu überzeugen: daß eine bey Zeiten,

und

(*) *Georg. Andr. Joachim.* Diſſert. jurid. de vivi ſepultura, delicto et poena, Lipſ. 1732, §. 24.

diese Wirkung nicht minder so zuversichtlich zu erwarten, indem auch kranke Mütter schon gesunde und starke Kinder geboren haben,) daß man alle Schwangere, welche die ersten fünf Monathe ihres Standes ganz überstanden haben, und deren Leibesfrüchte deutliche Beweise ihres, noch kurz vor dem mütterlichen Tode, vorhandenen Lebens von sich gaben, dennoch auf behutsame Weise eröffne, und das Leben der Kinder zu retten suche: wenn es auch wirklich erwiesen wäre, daß von hundert solcher ausgeschnittenen Früchte, nur sehr wenige davon kämen, und ein gewöhnlich menschliches Alter erreichten.

Auf die Rettung im Wasser verunglückter Menschen sind hin und wieder schon Prämien gesetzt; wie man auch dergleichen im Lüneburgischen jetzt findet, wo mit ein Beyspiel von einem Chirurgus und Schwimmkunst bekannt ist, der ein im Wasser verunglücktes Mädchen, welches über zwey Stunden unter dem Wasser gelegen, wieder zum Leben gebracht, und dafür nicht allein ein Belobungsschreiben, sondern auch eine Medaille erhalten hat, die er zum Zeichen dieser That stets vor der Brust hängend tragen soll. Aber noch keinem Landesfürsten scheint es eingefallen zu seyn, denjenigen eine Belohnung zu bestimmen, der eine noch weit hülflosere Creatur aus Mutterleibe rettete, ohnerachtet ihnen schon mancher redlicher Arzt die Veranlassung dazu sehr nahe gelegt, und das große Beyspiel heidnischer Könige vorgehalten hat (*).

Wer

(*) Allgem. Deutsche Bibliothek, XVII B. 2 St. S. 373.
Wie aber unsere heutigen Wundärzte, (denn so nennt sich alles was zur barbieren und aderlassen kann —) erzogen werden, ist ein Jammer für denjenigen anzusehen, der nur im geringsten Einsicht von der Sache hat, und darauf Acht giebt. Ich will nur eine Schilderung von einer Seite machen: Der Herr Chirurgus hat z. B. die Barbier- Schrift und Aderlaßgerechtigkeit gekauft, (ohne oft davon selbst wenig zu verstehen,) so ist das erste, um nicht viel anzugeben, und doch die Kunden bedienen zu können, daß er einen Burschen annimmt und zulernt: denn ein Geselle würde ihm mehr kosten. — Ein Bursche findet sich leicht von ar-

men

Wer wüßte, ob wir mit der Zeit der Natur auch bey dem menſchlichen Fötus nicht einigermaßen mehrere Kunſt abgewinnen könnten, als wir es ſchon in Fortbrin-

men Aeltern, der frey lernt, das heißt: ein Armer, er mag noch ſo viel Kopf haben, als er will — ſo kann er doch in der Zeit die Sachen quaeſt. nicht lernen, als ein Bemittelter, — — und muß daher einige Jahre länger lernen, — nähmlich, er muß länger in der Unwiſſenheit bleiben, und des Herrn Scheerbeutel umſonſt tragen, als ein anderer, der ſich von dieſer Sclaverey loskauft, und vielleicht durch eigenen, auch oft heimlichen Verdienſt, ſich ſo weit hilft, noch etwas dazu zu lernen.

Im Burſchenſtande wird ihnen nichts gewieſen; die allererſten Grundwiſſenſchaften, je etwas mit Nutzen nachleſen, und mit Auswahl ſich aufzeichnen zu können, fehlen ganz und gar. Der Herr Chirurgus zeiget ihnen die gewöhnlichen Adern zum Schlagen, und die Oerter, worauf ſich der Bauer gern die Köpfe zum Schröpfen ſetzen läßt. — — Hierin wird ſolcher Burſche manches Mahl, doch nur in dem mechaniſchen Handgriffe, ſo vollkommen, daß ſich oft in dieſer Hinſicht der gemeine Mann viel lieber von dem Burſchen, als vom Herrn, bedienen läßt, weil der Burſche Prügel erhält, ſobald die Eiſen nicht gehörig ſcharf, oder die Köpfe und dazu gehörige Lampe nicht in Ordnung ſind. Solches wird nun der Junge gewohnt, und er bleibt in dem Gange. Sobald er ſich aber nur ein wenig fühlt in ſeiner belobten Wiſſenſchaft, kauft er ſich, wenn er ein nur etwas mäßiger Wirth iſt, vom Einkommen ſeiner Pfuſchkunden ein Aderlaßzeug; und nun iſt er geborgen, ſobald er Barbiergeſelle iſt. — — Er erhält eine neue Condition. — Seine Aderlaſſe gefallen. — Er kommt wohl gar in einer großen Stadt bey einem ehrwürdigen Herrn, dem die Barbiergerechtigkeit noch theurer iſt — wo er ſo wenig ſatt zu eſſen erhält, als eine ruhige Schlafſtelle, wie es der Fälle unendlich viele giebt. — Nun ſoll ſolcher Menſch ſeine Dinge thun — ſoll noch immerzu lernen, und ihm fehlt es an allem, was nur im geringſten zum menſchlichen Leben gehört. — Er wird mißmüthig, untreu und liederlich. Er ſucht nicht allein im Barbieren, ſondern auch in allen möglichen kleinen und unwichtigen chirurgiſchen Handlungen, die er auch nur in der Ferne erſt geſehen, (wenn er ſonſt Herz dazu hat,) Unterſchleif zu machen, um nur ſubſiſtiren zu können. Geräth es, ſo iſt er eben darauf; geräth es aber nicht, ſo verſchweigen die Leute es von ſelbſt ſchon aus Schimpf, daß ſie ſich an keinen ordentlichen Mann gewandt haben. Der wirthſchaftliche Herr Barbier wird auf allen Kanten betrogen, ſo ſehr er

bringung der jungen Küchlein durch abgemeſſene Wärme vermögen. Die verſchloſſene und noch lebende Leibesfrucht iſt mit Recht unter die Klaſſe aller der Erbarmungswürdigen zu ſetzen, welche ſich durch einen Unglücksfall in der äußerſten Gefahr befinden. Der Geburtshelfer oder der Arzt iſt aber bey allem dem pflichtmäßig verbunden, muß er auch ſeine Zuflucht zum Schnitte nehmen, das Weib nicht ſo zu verwunden, daß ihre Erholung unmöglich wäre, als in welchem Falle ſelbſt die gewiſſe Rettung einer Leibesfrucht, niemand vor den Ahndungen einer ſcharfſichtigen Polizey ſchützen ſollte, welche zwar die der Menſchheit, beſonders den Elenden geleiſteten Dienſte zu erkennen weiß; aber auch für die Sicherheit der Bürger in jeder Lage haften, und nicht zugeben muß, daß auf Koſten des Lebens einer, vielleicht noch immer ſonſt zu helfenden, Mutter ihr Kind zur Welt gebracht werde.

Ein neues und leichtes Mittel, die Gefahr der Anſteckung, und ſelbſt die Unannehmlichkeiten bey Sectionen auf anatomiſchen Theatern zu verhindern (*).

Die

er, für ſich ſelbſt wohlmeinend, auch alles den Geſellen und Burſchen immer mehr abknappt, und dieſe betrügen während deſſen das Publicum: und demnach, wenn ſie ſich entweder durch Connection, Heirath, oder auf vorher gezeigte Meiſt americkaniſches Geld durchgebalten, und an eine eben ſolche Stelle, als der kurzſichtige Barbier reicht hatte, gelangen haben — werden ſie eben ſo elende Creaturen, wie man ſie zu Hunderten im Staate antrift. — nähmlich, nicht weiter brauchbar, als den Bart abzunehmen, die Jungen und Geſellen wieder zu zerrichten — zu ſchneiden, wo der erfahrne Arzt weiſet — und Blut zu laſſen — wo nur eine Ader iſt — — der Durſt, die Krankheit, und der Unfall mag ſeyn, wer er will, und die Leute mögen ſeyn, wie ſie wollen. — — Sie haben gethan, was ſie vermochten, wenn ſie nur die zur Noth geſchriebene Rechnung bezahlt erhalten.

(*) Medecine eclairé, T. I. N. 2. Beobachter in Hufeland und Gödikens Aufmunterungen der Arzneywiſſenſchaft, 1ſten Bandes 2tes Stück. S. 170. ꝛc.

Die unglückichen Beyſpiele, die alle Jahre auf den Pariſer anatomiſchen Theatern von neuem vorkommen, beweiſen nur zu ſehr die Gefahr, welche das Secirem begleiten, beſonders, wo man dieſe Uebungen bis zur wärmern Witterung, bis zum Ende des Aprils oder in die Mitte des Maymonaths fortſetzt, und die dazu eingerichteten Zimmer niedrig und enge ſind, und eine groſſe Menge von Cadavern vorräthig liegen. Die Reinlichkeit mag dabey noch ſo groß ſeyn, man mag noch ſo ſorgfältig und wiederholt mit Waſſer und Eſſig ſprengen, man mag mit Harzen, Hölzern und aromatiſchen Dingen ſo viel als möglich räuchern; alle dieſe Mittel können den ſchädlichen Wirkungen, die eine beträchtliche Menge faulender Cadaver hervorbringen, nicht Einhalt thun, und die zerſtörende Kraft der fauligten Miasmen, die davon aufſteigen, nicht dämpfen. Dieſer Feind iſt für die Anatomen um ſo gefährlicher, je unbekannter uns die Natur dieſes Giftes iſt, und die Vermuthungen darüber alle mehr, oder weniger von der Wahrheit entfernt ſind. Dieſe Meinungen — dieſe Hypotheſen ſollen aber jetzt nicht unterſucht werden. — Es ſoll hier nur darauf ankommen, dieſem zerſtörenden Agens einen unüberſteiglichen Damm entgegen zu ſtellen, den üblen Wirkungen, die es auf junge Leute, die ſich mit der Anatomie beſchäftigen, haben kann, zuvor zu kommen, und den Keim, der durch dieſe Miasmen erzeugten fauligten, oft tödlichen Krankheiten, zu erſticken.

Die dephlogiſtiſirte Salzſäure bietet ſich uns als ein wirkſames Gegengift gegen das Gift der thieriſchen Fäulniß dar. Man iſt darauf durch die Wirkungen geleitet, die ſie auf Gerüche aller Art äußert. Die aromatiſchen, die ſcharfen antiſcorbutiſchen, die nauſeoſen, die Schwefelleberartigen, werden alle auf gleiche Weiſe durch dieſes Reagens zerſtört. Das Princip, welches plötzlich das riechende Gas entartet, wandelt

gen zu beſuchten haben wollte (*). Ja, es ging bey einigen alten Völkern ſogar ſo weit, daß ſie nicht einmahl auf den Füßen in die heiligen Haine zu den Altären gehen durften, ſondern nach verrichteter Reinigung ſich nur hinzuwälzen mußten. Ich werde im Artikel Opfer, und denen die damit verbunden ſind, mehrläuftiger von den ältern und neuern Opfern handeln, indem ich hier nur beſonders mit denen zu thun habe, welche bey Sterbefällen, oder auch nachher über-haupt den Todten gebracht wurden.

Derjenigen Opfer, welche für Verſtorbene gebracht wurden, nannte man Leichen- oder Todtenopfer. Dieſe waren bey einigen Völkern mit der Todtenfeyer verknüpft, wovon ich im Nachfolgenden einige Beyſpiele anführen werde; denn es gehörten hierher nicht allein die Leichenſpiele, ſondern auch manche Gewohnheiten, ſich ſelbſt zu verſtümmeln, wovon in den Artikeln, Leichenſpiele und Leichenverbrennen ein Mehreres vorkommen wird, wie auch die noch unter manchen wilden Völkern übliche Sitte, beym Begräbniß ihrer Familienväter oder Könige eine Menge der beſten Sclaven zu ermorden, oder lebendig mit ins Grab zu ſenken. Solches iſt noch unter den Negern auf der Goldküſte Gebrauch, und wir finden bey verſchiedenen Negervölkern folgende Nachricht (**):

„Bey dem Tode eines Königs bezeugen die Negern einen außerordentlichen Schmerz. Was aber „die

(*) Cic. de leg. l. 2, 9.

Ad deos non adeunto caste,
Fumantem adhibento,
Quos manuvium.
Qui longe fecit, deum ipse videbitur esse.

(**) Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen zu dem nördlichen Theile Amerikens, und Th. I. Abſchnitt, vom Handel. S. 229 fg.

„die eigentlichen Leichen-Ceremonien betrifft, ſo wei„chen die verſchiedenen Völker dieſer Küſte, in den „dabey zu beobachtenden Gebräuchen, ſehr von einan„der ab. Menſchenopfer ſind bey der Beerdigung „der Könige auch hier gewöhnlich. Man ermordet „Sclaven und Weiber, damit der hohe Verſtorbene „in jenem Leben auch eine anſtändige Bedienung ha„be (*). Deswegen ſchenkt jeder von den Vornehmen „dem Könige einen Sclaven. Manche geben ihm ei„ne von ihren Weibern, um Speiſen zu kochen, an„dere eines ihrer Kinder, ſo daß allezeit eine große „Menge, ehe ſie ſich deſſen verſehen, geopfert wird. „Denn, ſie halten es vor denen, die zu ſolchen „Schlachtopfern beſtimmt ſind, ſehr geheim, und „ſchicken ſie, wenn der Beerdigungstag kommt, zu „einer vorgeblichen Verrichtung aus, da ihnen dann „Leute aufpaſſen, um ſie mit Pfeilen und Wurfſpie„ßen hinzurichten.

„Die heilige Frau des Verſtorbenen, und einer „ſeiner vornehmſten Bedienten, ſind von je her zu die„ſem Tode beſtimmt. Das Schrecklichſte aber iſt, „daß viele alte entkräftete Leute bey ſolchen Gelegen„heiten als Schlachtopfer verkauft werden, die da„durch noch aufs grauſamſte gemartert werden, daß „ſie von ungeſchickten, oft ſchwachen Händen zerhauen „und durchſtochen werden. Ja, man hat Beyſpiele, „daß ſolche Elende, nachdem man ſie, ohne ſie tödten „zu können, zerfleiſcht hatte, endlich noch einem ſechs„jährigen Knaben übergeben wurden, um den Kopf „abzuhauen, womit natürlich ein ſolches ſchwaches „Kind ſtundenlang zu thun hatte.

(*) Man ſehe den Art. Leichenverbrennen, wo eben ſolches auch von den alten deutſchen und nordiſchen Völkern angezeigt wird.

Wer ſollte wohl bey ſolchen ſchauderhaften Scenen nicht den ganzen Werth der ſanften Chriſtusreligion fühlen?

„Die Leichname der Ermordeten werden im Pal„laſte zur Schau ausgeſtellt, um zu zeigen, wie be„liebt der König bey ſeinen Unterthanen geweſen, und, „nachdem man ſie ganz mit Blute beſchmiert hat, wer„den ſie mit der königlichen Leiche zu Grabe geführt.

„Außerdem beſtreben ſich des Königs, und andere „geliebteſte Weiber zu ſterben, damit ſie ins Grab „kommen, und ihren Herrn in die andere Wohnung „begleiten. Die Köpfe der Ermordeten werden nicht „mit begraben, ſondern rings um das Grab auf „Stangen geſtellt, welches ſie für eine Zierde halten, „die den Todten zu großer Ehre gereicht; auch ſetzen „ſie Eſſen und Trinken zu des Königs Grab, und ſo „oft andere Gefäße hin, als ſie die erſtern leer finden. „Ingleichen begraben ſie ſeine Kleider und Waffen „mit, und was der Verſtorbene ſonſt in ſeinem Leben „beſonders ſchätzte. Die Bildniſſe der vornehmſten „Hofleute werden um das königliche Grab herum ge„ſtellt. Der Nachfolger ſtellt eine beſtändige Wache „dazu, um ihn zu benachrichtigen, wenn der Todte „etwas verlangt.

„Ein König, oder ein Vornehmer, wird manches „Mahl ganze Jahre lang über der Erde aufbehalten, „und um die Verweſung zu verhindern, wird der Kör„per auf einem hölzernen Roſte über einem gelinden „Feuer nach und nach ausgetrocknet. Andere beerdi„gen ihre Todten für ſich in ihren Häuſern, und ge„ben vor, ſie behielten ſie auf beſchriebene Art auf, „und man werde das Leichenbegängniß zu ſeiner Zeit „ſehen. Der Beerdigungstag wird nicht nur dem „Volke des Verſtorbenen, ſondern auch in der Nach„barſchaft bekannt gemacht, woraus ein erſtaunlicher

„Zu-

„Zuſammenfluß von Menſchen entſteht, wobey jeder „ſeinen beſten Putz anzieht.

„Wo die Europäer die Obergewalt haben, ſuchen „ſie die Ermordungen bey Begrabung der Könige zu „verhindern.

„Des Marchais giebt von dem Begräbniſſe der „Könige von Fetu folgende Nachricht (*): Wenn „der König ſtirbt, ſo bezeigt das Volk ſeinen Schmerz „durch traurigen Geſang und Geſchrey. — Sie wa„ſchen den Leichnam, kleiden ihn prächtig an, ſetzen „ihn zur öffentlichen Schau aus, und tragen ihm zur „gewöhnlichen Zeit Speiſen auf. Fängt der Körper „an zu faulen, ſo tragen ihn vier Sclaven ohne Um„ſtände in einen Wald, wo ſie ihn verſcharren, und „den Ort niemanden entdecken. Folgt eine der Wei„ber dem Verſtorbenen nach, ſo tödten ſie ſolche, und „begraben ſie mit ihm. Sie legen auch ſeine Fetiſche, „ſeine Kleider und Waffen, kurz, was er am liebſten „hatte, zu ihm, nebſt Eſſen und Trinken.

„Wenn das Grab bedeckt iſt, ſo kehren die Scla„ven wieder nach dem Pallaſt zurück, knieen, ohne ein „Wort zu ſprechen, an das Thor, und ſtrecken den „Nacken dem Nachrichter hin, in der feſten Ueber„zeugung, ihr Herr werde in der andern Welt ihre „Treue vergelten, und ihnen in ſeinem neuen König„reiche die erſten Stellen geben. Unterdeſſen die Scla„ven mit der Beerdigung beſchäftigt ſind, richtet das „Volk viele, die es dem Könige in jener Welt für nütz„lich hält, mit der fühlloſeſten Grauſamkeit hin. Kö„nigen, die ſehr beliebt geweſen ſind, werden auf dieſe „Art wohl vier oder fünfhundert Perſonen beyderley „Geſchlechts aufgeopfert.

„Die Reichen und Vornehmen müſſen mit der „Hinrichtung einiger Sclaven zufrieden ſeyn. In der

(*) Voyage en Guinée, T. I. p. 315.

wissenhaft bey ihrer Schreibart nicht waren, und sich doch verstanden; und so würde die erste Sylbe auch noch eine zusammengesetzte seyn, — oder aus zweyen Wörtern bestehen können, die z. B. alle die, alles das u. s. w. bedeuteten. Doch, wir haben genug, wenn wir nur überzeugt sind, daß die Sylbe: All, deutsch nach Ursprung und Sinn ist, um weiter zu gehen.

Die Wörter **Aar** und **Ur** sind ebenfalls wendischen, oder altdeutschen, oder nordischen Ursprungs, und haben aller Wahrscheinlichkeit nach in der ersten Zeit einerley Bedeutung gehabt; nähmlich man hat damit eine gewisse, sich vorzüglich auszeichnende Größe ausgedrückt, deren Anfang früher, als der anderer Größen, war. Solches zeigt uns noch der wahre Sinn dieser Wörter, und nimmt man an, daß die Bauern an der Ostsee in Pommern, Meklenburg und Holstein, wendischer oder sonstiger altdeutscher Abstammung sind, so muß man auch zugeben, daß ihre manches Mahl ganz besondern Ausdrücke auch daher rühren, und sich noch nicht verloren haben. Wovon man im Artikel **Leichenverbrennen** ein Mehreres finden wird. Diese verstehen unter dem Worte **Aar**, einen jeden sich auszeichnenden großen wilden Vogel. Z. B. der größeste dortiger Habichte wird **Goose-Aar**, genannt, welches man in der obersächsischen Sprache mit Gänsehabicht, der Gänseadler, geben würde. Ein kleinerer Hühnergeyer heißt: **Hähner-Aar**; ein Reiher, **Fisk-Aar**, u. s. w. wobey ich noch bemerke, daß wahrscheinlich das Wort: Adler, auch von **Adel-Aar**, (ein edler großer Vogel,) herstamme. Eben eine solche Bewandtniß hat es auch mit dem Worte **Ur**, und es scheint solches mit dem vorigen gänzlich von einerley Bedeutung zu seyn; woher **Urhahn**, (Auerhahn,) der größeste Hahn, **Urochse**, (Auerochse,) der größeste Ochse, herkommen. Ferner verstand man auch unter **Ur**, das Erste, den Anfang

einer

ken, oder ſolchen, die uns aus alten Schriftſtellern ſchon unter einer beſſern Cultur bekannt ſind, gab es verſchiedentlich auch Leichenopfer, die aber ein anderes Anſehen hatten. Man opferte theils auf Altären, theils um, bey, und auf den Gräbern ſelbſt, und die Opfer waren ſeltener blutig, oder wenigſtens doch nicht häufig beſtanden ſie aus ermordeten Menſchen. Die Gewohnheit aber, bey den Gräbern zu opfern, iſt urſprünglich heidniſch, denn die erſten Menſchen Gottes opferten nicht den Todten, ſondern dem lebendigen Gott. Es war die Lehre und Tradition von dem wahren Gott unter den nachmahligen Geſchlechtern verſtümmelt worden; ſie wußten und glaubten zwar höhere Weſen, aber kannten ſie nicht — verfielen deswegen auf die Gedanken, daß die Seelen der Verſtorbenen, je nachdem ſie groß im Leben geweſen waren, auch im Tode wichtigere oder minder wichtige Weſen oder Götter ſeyn würden, baueten daher über deren Gräber Altäre, und opferten dieſen vermeinten Göttern zu Ehren darauf (*).

Andere heidniſche Völker glaubten wieder den Seelen mehr Ruhe nach dem Abſcheiden vermittelſt der Opfer verſchaffen zu können, und daher brachten ſie um der Ruhe der Seelen willen ihre Todtenopfer. Solche wurden bey den Römern Inferiae, und bey den Griechen Καταχθονια, genannt. Oefters waren ſolche im Teſtamente der Verſtorbenen ſammt der Zeit beſtimmt, wenn ſie von den Hinterbliebenen jährlich gebracht werden ſollten (**). In dieſer Hinſicht wurden Altäre über den Gräbern errichtet, wovon uns das Grab des Scipio Africanus, deſſen Seneca (***) ge-

(*) Man ſehe die Artikel Kirche, Kirchhof, Leichenbegängniß und Leichenverbrennen.

(**) *Jac. Gutherius*, de jure manium, lib. II. c. XI.

(***) Epiſt. 86. T. II. (Ed. Amſt. 1672.) p. 362.

christliche Religion annehmlicher zu machen suchte, auch nachgegeben, daß man über den Gräbern der Märtyrer, deren heilige, oder nach heidnischem Sinne und Ausbruck, vergötterte Seelen noch immer bey ihren Gräbern herumwandern sollten, Tempel und Altäre erbauete, wovon im Artikel **Leichenbegängniß** schon gehandelt worden ist, man aber auch im XXXVIII Th. der Encyklopädie die Artikel **Kirche** und **Kirchhof**, nachsehen kann.

Wenn nun gleich nach Einführung der christlichen Religion, die heidnischen Götzenbilder wegfielen, so blieben dennoch die Plätze zum Gebethe und Opfer für den unsichtbaren Gott, der in die Stelle des vorigen sichtbaren trat. — Altäre waren nun vorhanden zur Ausübung solcher Religionshandlungen, allein die Sprache war vielleicht noch zu arm, um diese Veränderung der Sache mit einem eigenen Worte bezeichnen zu können; der große Urheber aller Dinge wurde nun auch hier angebetet, und so blieb endlich das allein sichtbare, nähmlich der Altar, noch übrig, und trug den Nahmen der eigentlich, sonst sichtbar vorhanden gewesenen Sache, davon. Siehe auch den Artikel **Leichenstein** (*).

Wir

(*) Bey den alten nordischen Völkern waren Skurdgudar ausgeschnitzelte, oder geschnittene Götzen. — Wollen wir aber noch weiter gehen, so finden wir mehrere ähnliche Wörter, die gewissermaßen hier zum Beweise dienen könnten. Z. B. **Mor**, **Mar** oder **Maar**, hieß ein großes Gewässer, und das Wort ist wendisch oder noch älter. Ob nun Wismar, welches sonst nach der gewöhnlichen Meinung von *Visimaro* erbauet seyn, und seinen Nahmen haben soll — doch auch nicht eigentlich von **witz** — **Mar**, als tiefes Gewässer, herkomme, da es in den ältesten Urkunden und Geschichtschreibern auch häufig **Witzmar** geschrieben seyn soll, lasse ich dahin gestellt seyn. Indessen, die Silbe **itz** bedeutete bey den Wenden tief, wenn sie an Wörter gehängt wurde, die eine solche Sache ausdrückten, mit welcher auch eben diese Eigenschaft verbunden werden konnte. So gern ich mich auch über diese Materie weiter einließe, so

niß,) und es wurden nun dorthin die Gaben, oder Opfer gebracht, die aber aus nichts als aus Geld, Brod, Wein und ſonſtigen Victualien beſtanden.

Nothwendig mußte man eine bequeme Gelegenheit haben, dahin man die Gaben und Opfer — zu allererſt dem wahren Gott, hernach den Göttern, und zuletzt den vergötterten Seelen der Menſchen, brachte, welche nach Beſchaffenheit der Umſtände verzehrt oder oder auch verbrannt wurden. In dieſer Hinſicht war der Bau der Altäre das bequemſte Mittel, mit den Opfern nach ihrer Beſtimmung zu verfahren. Daß ſie anfangs wohl nur aus bloßer Erde, Raſen, oder nur unordentlich auf einander gehäuften Steinen beſtanden, kann immer wahrſcheinlich ſeyn, und nur mit der Zeit iſt die mehrere Pracht derſelben in Gang gekommen. Von dem vornehmſten Gebrauche des Altares, nähmlich vom Verbrennen der Opfer, ſcheinen die mehreſten auch den lateiniſchen Nahmen *ara* herleiten zu wollen, nähmlich von *ardere*, — andere hingegen mögen auch wohl richtiger urtheilen, da bey dem Altare auch ſtets Gebethe verrichtet wurden, wenn ſie dieſes Wort aus dem Griechiſchen, von αρας, ein Gebeth, herleiten (*) weil die römiſchen Einrichtungen auch ſelbſt größtentheils ihre Entſtehung aus denen der Griechen hatten. Indeſſen, es ſey wie es wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß an verſchiedenen Orten geopfert wurde, und alſo auch eben ſo viele verſchiedene Stellen zum Opfern vorhanden ſeyn mußten. Von den Römern wiſſen wir, daß ſie den obern Göttern, (diis ſuperis,) gemeiniglich drey Altäre errichteten, weil ſie glaubten, dieſelben fänden ein beſonderes Wohlgefallen an einer ungeraden Zahl. Den geringern Göttern, (diis inferis,) wurden aber nur

(*) *Iſidor. Hispal. Orig.* lib. 15. 4. *Varro* de ling. latin. lib. 4. *Jul. Pollux*, lib. 1, p. 7, N. 4.

ſimilian noch eine kleine Sammlung gemacht hatte, ſind verloren gegangen, und die Geiſtlichen, oder Mönche, welche die älteſten Schriftſteller ſind, ſuchten häufig lateiniſche oder griechiſche Wörter, weil ſie auch größtentheils Ausländer waren, einzuflicken, um ihrer Sprache oder Schreibart ein gelehrtes Anſehen zu geben. Ehe den Deutſchen die römiſchen Buchſtaben bekannt wurden, hatten ſie ſchon längſt ihre Runen; und obgleich Tacitus ſagt: Litterarum ſecreta, viri pariter ac foeminae ignorant, ſo haben doch die Gelehrten ſchon längſt bewieſen, daß ſolches entweder nur von dem Mißbrauche der Schreibekunſt durch geheime Charactere in Liebesbriefen zu verſtehen ſey, oder ſo viel ſagen wolle: es wären ihre Buchſtaben nicht jedermann bekannt, ſondern würden vor dem Volke geheim gehalten (*). Was aber nun noch von der Runenſchrift hin und wieder aufbehalten worden iſt,

Marratz, auch Morratz, heißt ein Hauptſee. Ratz, Raz oder Daz, heißt das Haupt, woher das platte Wort Dätz, der Kopf, noch ſtammet. Hievon kommt Müritz, eine große in Mecklenburg belegene See, und die Benennung des Marazianer Gaues, ein ehemahliger Diſtrict, welcher an der Spree und Havel belegen, und ohngefähr in der Gegend der nunmehrigen Feſtung Spandau ſich befand. Auch das, was wir Moor nennen, welches auch von Maar, (See,) kommt, wird häufig noch im Plattdeutſchen Maratz genannt; worunter die heutigen Einwohner der Nordländer von Deutſchland aber auch häufig ſchon bloß eine ſumpfige Gegend, einen Ort, wo viel Koth iſt, verſtehen.

Gegenwärtige Meinungen will ich keinesweges irgend jemand aufdringen; indeſſen, aus Betrachtungen der Sachen ſelbſt, und aus verſchiedenen Schriftſtellern, habe ich die Gründe dazu geſammlet, wovon ich nur einen anführen will, nähmlich: Beyträge zu den obotritiſchen Alterthümern, von A. G. Maſch, Schwerin und Güſtrow, 1774, woſelbſt man noch mehrere, und nicht allein wahrſcheinliche, ſondern ſehr gründliche Erklärungen, mancher ſonſt nicht allgemein bekannter Sachen, findet.

F.

(*) Dithmar. Tacit. c. 19, not. 2. Imgl. Allgem. Welthiſtorie, 17 Th. 47 S. In Baumgartens Note. (27.)

die Zusammenkünfte der Planeten, und dergleichen, mit runischen Buchstaben auf Stäben gezeichnet und eingeschnitten haben. Und wie konnten sie diese Stäbe besser nennen, als All-Moon-Acht? dasjenige, worauf alle Monathe zu achten, oder, was in jedem Monathe zu bemerken ist. Daraus aber konnte sehr leicht Almanach entstehen, zumahl, da in einigen niederdeutschen Mundarten, die Wörter Mond und Monath, wie Mahn und Mahnt, ausgesprochen werden.

Vielleicht könnte manchem diese Anmerkung von dem Worte Altar überflüssig scheinen — manchem aber auch wieder, und mir, nicht; da im ersten Theile der Encyklopädie über die Altäre noch nichts vorhanden ist, und in diesem Artikel sich zuerst eine schickliche Gelegenheit, davon zu reden vorfindet, indem im Artikel Kirche auch nicht in dieser Hinsicht davon gehandelt werden konnte. Weiter hin aber, unter Opfer, soll noch ein Mehreres hierüber gesagt werden. Ich will daher von den Todtenopfern selbst noch etwas anführen.

Die Römer brachten ihre Opfer für die Verstorbenen am neunten Tage nach dem Tode (*), und wie schon oben angeführt worden, so hießen sie: inferiae. Es gab aber auch bey ihnen Opfer, die feralia genannt wurden, welche man von ersteren unterscheiden muß. Diese, nähmlich Feralia, waren Feste, welche den Göttern der Verstorbenen (diis manibus,) gefeyert wurden, welchen zu Ehren man opferte, und Mahlzeiten anrichtete. Die Benennung dieser Opfer entstand entweder vom Darbringen der Speisen, (a ferendis epulis) oder von dem Schlachten der Opferthiere (a feriendis hostiis,) und es wurden solche alle Jahre öffentlich im Monathe Februar gefeyert. Die wahren Todten- oder Leichenopfer, hießen hingegen *Infe-*

(*) Virgil. Georg. lib. 4, v. 552. Diese Opfer wurden: ab inferendo, inferiae, genannt.

einer Sache — folglich die erſte Entſtehung, woher die Wörter: Urſache, Urſprung, Urvater, u. d. gl. kommen.

Bey den Hetruriern war *Aeſar*, bey den Celten *Heſus*, und bey den Isländern *As*, ſo viel als Gott. Daß aber die Buchſtaben *ſ* und *r* ſehr häufig verwechſelt, daß Buchſtaben verſetzet, und daher unter den verſchiedenen Mundarten der Völker ein zwar noch ähnlicher Klang, aber dennoch verſchiedene Wörter, die ein gleiches bedeuten, entſtanden ſind, iſt bekannt genug; auch kann man in dieſer Hinſicht: Ex Occaſione Nummi Cuſici de nominis Dei *Gud* (Gott) in Sueogothica cognatisque linguis origine disquiſitio hiſtorica & philologica, *J. Hallenberg*. Stockholm. 1796. gr. 8. nachſehen, wie auch im Artikel Leichenverbrennen, woſelbſt von den verſchiedenen Vorſtellungen und Nahmen einer und eben derſelben Gottheit gehandelt wird.

Nimmt man nun alles dieſes zuſammen, und beherziget man den Satz: daß die Wörter All und Aar, urſprünglich deutſch, ſo wie auch, daß Aar und Ur einerley bedeuteten — daß man darunter eine jede erſte Größe, ja ſogar auch die Größe der Gottheit verſtand, (denn man mochte ſich auch unter dem höchſten Weſen eine noch ſo wunderliche Vorſtellung machen, ſo wurde doch ein ſolches geglaubt,) ſo läßt ſich füglich ſchließen: Man habe unter All-Ur oder All-Aar, (wenn wir nur des in der Mitte ſich jetzt befindenden r, auch nicht gedenken wollen,) nicht eigentlich die Stelle oder der Ort wo geopfert wurde — oder gar, die dazu bereitete Erhöhung von der Erde — ſondern das große im Bilde vorgeſtellte Weſen ſelbſt verſtanden, dem man Gebethe und Opfer darbrachte. Aus dieſer Urſache, und weil die Heiden überhaupt an Altären und Bildniſſen gewöhnt waren, wurde nach dem dritten Jahrhunderte, da man den Heiden die

Ziegen und Schweine, welche aber durchaus allesammt schwarz seyn mußten. Diejenigen Sachen, welche man in den ersten Zeiten nur allein als Opfer darbrachte, vereinigte man auch jetzt mit den Opferthieren, und sie bestanden aus Mohn, Blumen, Wasser, Milch, Wein, Blut, Oehl, allerley Salben, Mede, Salz und Mehl (*).

Dieses alles wird auch durch einen zu Pisa gefundenen Grabstein bestätigt, dessen Aufschrift folgendermaßen lautet:

INFERIAE.
MITTANTUR.
BOSQUE. ET. OVIS. ATRI. INFULIS.
CERULEIS. DIIS. MANIBUS.
MACTENTUR.
SUPERQUE. EOS. SINGULAE. VRNAE.
LACTIS. MELLIS. OLEI.
FUNDANTUR.

Schon in den urältesten Zeiten scheint man bey solchen Gelegenheiten auch gern Menschen geopfert zu haben, wozu man auch häufig Gefangene nahm, die dem Tode entrissen waren, oder solche, die den Tod verschuldet hatten, wie wir solches z. B. an den vier Sulmonensern, oder, den vier Ufentinern wissen (**). Auch alles was dem Verstorbenen angehört hatte, als Waffen, Kleider, Pferde u. dgl. wurde dem Feuer mit übergeben, woher Virgil (Aen. lib. 11. v. 80. seq.) Gelegenheit nimmt zu erzählen, daß das Pferd des alten Acetes, welches Aethon geheißen, geweint haben

(*) *Virgil.* Georg. lib. 4. v. 537. seq.
(**) *Virgil.* Aen. lib. 10. v. 517.

Wir haben keine deutſchen Schriften, welche vor Einführung des Chriſtenthumes geſchrieben worden. Sogar die Lieder der Barden, wovon der Kaiſer Ma-

ſo erlaubt es doch hier der Ort nicht, und ich will nur kürzlich noch die Muthmaßung anführen, daß vielleicht der Nahme Marwitz, und mehrere ähnliche, hiervon abſtammen. Dieſes zu glauben bin ich um ſo geneigter, als eben die Familie von der Marwitz, die beyden Prädicate, von der, führet, und wahrſcheinlich vom allererſten Urſprunge her ſo viel heißen ſoll, als: von dem tiefen See; indem die alten Helden und Ritter in den erſten Zeiten noch keine beſondere Familiennahmen führten, ſondern ſich häufig nur nach dem Orte und der Gegend ihrer Abſtammung nannten.

Wildamar, oder Wildamor, in den alten Urkunden: das wilde Meer; die große, mächtige, fürchterliche See. Hierunter wird vorzüglich von den alten deutſchen und nordiſchen Völkern die Oſtſee verſtanden; und da man die alten nordiſchen Königenahmen Woldemar, oder Waldemar, auch eben ſo geſchrieben findet, ſo läßt es ſich auch leicht erklären, daß nicht die Oſtſee von den alten nordiſchen Königen, ſondern dieſe vielmehr von der Oſtſee ihren Nahmen hergenommen haben. Wil, Veel und All, ſind Wörter, die urſprünglich einerley bedeuten, und auch eine Größe in allem Betracht anzeigen. Der eigentlich wendiſche Ausdruck aber, ſo wie er uns von den letzten Stämmen dieſer Nation bekannt iſt, heißt Wilds, oder Wilka, und bedeutet groß, mächtig, muthig. (Es ſind unter den Wenden aber auch verſchiedene Mundarten geweſen, wie ſolches nie geläugnet werden kann.) Eben deshalb hatte ein Theil dieſer Völker auch den Nahmen Wilzen. (So ſprechen wir jetzt ihren Nahmen in deutſcher Mundart aus; die lateiniſchen Schriftſteller, welche von ihnen Nachricht geben, und gewiß oft noch weniger von der eigentlichen Beſchaffenheit der Sache unterrichtet waren, oder ſich nach dieſer oder jener Mundart richteten, nannten ſie Wilzi, Vulzi, Wilci, Wilki, Willi, und machten wohl gar aus allen verſchiedenen Nahmen auch verſchiedene Völker. — Helmold aber, dem immer noch als einem Manne zu trauen iſt, welcher Wahrheit ſuchte, und ſie auch, wenn er ſie gefunden hatte, vortrug, (lib. 1. cap. 2.) ſagt: Hi quatuor populi, (nähmlich die Riſſiner, Circipaner, Tollenzer und Rhedarier,) a fortitudine *Wilci* ſive *Lutitii* appellantur. Eben dieſe Bedeutung hat ſich noch im Polniſchen, Böhmiſchen, und auch in dem Mecklenburgiſchen erhalten. Die Wörter Weliky, Wielki, und Wehliy, oder Weelig, ſind unläugbar einerley.

Mar-

manches Mahl zu den Einkünften des Predigers gehört, manches Mahl wieder für die Armen der Gemeine, oder auch für die Kirche zu ihrer Unterhaltung bestimmt ist, nicht auf dem Altare gegeben, wie es bey sonstigen Opfern in unsern Gotteshäusern geschieht, sondern, es werden an den Kirchthüren die Becken ausgestellt, und jeder der Leichenfolger giebt bey dem Ein- oder Ausgehen sein beliebiges Theil darein. Im Art. Kirchenpolizey (Encyklopädie, Th. XXXVIII, S. 671,) ist auch der Leichenopfer von solchen Leichen gedacht worden, die Abends begraben werden, so wie auch S. 710, der Art und Weise, wie sie von den Rechnungsführern eingetragen und berechnet werden müssen, wenn sie zum Einkommen der Kirche gehören. Man könnte hierüber noch mancherley anführen, was hier oder in verschiedenen Kirchspielen in Hinsicht der christlichen Opfer Gebrauch seyn möchte, welches aber weiter hin im Artikel Opfer erfolgen soll. Man sehe auch die Artikel: Leichenmahl, Leichenspiele, Leichenstein, und Leichenverbrennen.

1. **Leichenparade**, eine Leiche auf dem Paradebette, eine Paradeleiche, und in der ersten Bedeutung, gewöhnliche Ausdrücke für solche Leichen, die in feyerlicher Bekleidung zur Schau ausgestellt werden. Was von dem feyerlichen Anzuge der Leichen gesagt werden möchte, ist schon im Artikel Leichenbekleidung, angeführt worden, und ich habe gezeigt, daß überhaupt das Aussetzen der Todten, zur Schau des Publicums, abgestellt zu werden verdiene, weil es nicht allein eine kostspielige, unnöthige, und widersinnige, sondern auch noch dazu öfters eine Gefahr bringende Formalität ist. Bey königlichen und gefürsteten Personen ist es häufig der Gebrauch, daß dieselben bald nach dem Absterben von den Aerzten geöffnet und balsamirt werden, um ohne Zeitverlust auf das Paradebette gebracht wer-

iſt, findet man theils verſtümmelt, theils aber iſt man auch dennoch nicht im Stande ſie gänzlich zu erklären, eben ſo wenig als es von den ägyptiſchen Hieroglyphen geſchehen kann, weil wir überhaupt von den Zeiten her zu wenige Nachricht haben; weßhalb wir auch in Hinſicht der etymologiſchen Erklärung mancher Wörter, die aus jenem Alterthume herſtammen, keine Schriftſteller, ſondern oft lediglich nur die Ueberbleibſel aus jener Sprache zu Rathe ziehen müſſen. Dieſerhalb aber brauchen wir auch nicht ſogleich unſere Zuflucht immer zu weit entfernten Sprachen zu nehmen, noch viel weniger die deutſchen Wörter, welche ſich mit der Sylbe: All, anfangen, dafür halten, als ob ſie den arabiſchen Artikel: Al, führten, wenn auch ſelbſt das Wort al Coran davon eine Ausnahme iſt, ſondern wir ſind vielmehr aus noch vielen andern Beyſpielen genöthigt, dergleichen Wörter für wirklich urſprünglich deutſch zu halten. Hierzu bewegt mich beſonders die von einem gewiſſen Verſtegan gemachte etymologiſche Erklärung des Wortes, Almanach, worüber ältere und neuere Schriftſteller ſich die Köpfe zerbrochen. Seine Meinung iſt folgende (*): Nos ancêtres, dit le Saxon *Verſtegan*, traçoient le cours des lunes, les conjonctions des planètes, et marquoient leurs influence pour toute l'année, ſur un baton, ou morceau de bois quarré, q'uils appelloient, *All-moonaght*, pour all-moon-held, c'eſt à dire en vieux anglois; table de toutes les lunes. Hierüber ſagt Stoſch (**):

Es iſt gar nicht unglaublich, daß ſie (die alten Runen), wie Verſtegan ſagt, die Mondsveränderungen,

(*) Journal Encyclopédique, Janv. 1764, part. 2, tom. 1, p. 100.

(**) Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutſchen Sprache, Th. 3, S. 145.

was um und bey derselben vorgeht, einen Unterschied finden wird.

Von dem Paradebette Friedrichs des Zweyten, von Preußen, habe ich im Artikel Leichenbestattung, gehandelt; hier will ich noch zum Beyspiele von dem Paradebette des Reichs-Feldmarschalls, Prinzen Eugen von Savoyen, etwas hinzufügen. Wer dieser große Prinz seiner Geburt und sonstigen Würden nach war, sagt die Geschichte, denn er ist unvergeßlich. Er starb im April 1736 im 73sten Jahre seines Alters in Wien, und weil zur damahligen Zeit ein öffentliches Leichenbegängniß etwas außerordentliches war, indem selbst die Kaiser nur beygesetzt zu werden pflegten, so hat uns hierüber die Geschichte verschiedenes aufbehalten.

Es wurde nähmlich diese vornehme Leiche auf kaiserlichen Befehl eröffnet und einbalsamiret, darauf kleidete man sie mit der Uniform des Regimentes, welches der verstorbene Prinz kommandirt hatte, welche aus Scharlach mit Gold bordirt und schwarz sammtnen Aufschlägen bestand, wobey demselben Stiefeln und Sporn angelegt wurden. In dieser Kleidung ward der Leichnam in einem der vorzüglichsten Vorzimmer des fürstlichen Pallastes, auf einem prächtigen mit 63 großen weißen, auf silbernen Leuchtern gesteckten Wachskerzen umgebenen, und auf zwey Stufen von der Erde erhabenen, unter einem schwarzen Baldachine stehenden Trauerbette, zu dreytägiger öffentlicher Schau ausgelegt. Zur rechten Hand am Hauptende befand sich der Brust-, und zur Linken der Rückenharnisch; dann weiter unterwärts neben der rechten Hand lag auf einem schwarzen Küssen, der herzogliche Hut und die große Kette vom Orden des goldenen Vließes; etwas weiter unten auf einem schwarzen Küssen, der Commandostab, der Degen und Handschuhe. Auf der linken Seite befanden sich

in

in gleichmäßiger Ordnung auf schwarzen Küssen, der Hut und ein großes Schwerdt, welches der verstorbene Prinz einige Jahre vor seinem Tode vom Papste als Beschützer der Religion hatte geschenkt erhalten. In dem mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Trauerzimmer war verschiedentlich das Wapen des Verstorbenen angeheftet.

Auf jeder Seite der Leiche befanden sich 4 Altäre, auf welchen die drey Tage hindurch, da die Leiche zur Schau ausgestellt war, in Gegenwart vieler Zuschauer, für die Seele des verstorbenen Prinzen des Morgens Messe gelesen wurde, und am Fußende des Trauerbettes stand eine Kniebank, auf welcher zwey Franciscaner, wechselsweise, Tag und Nacht für den Verstorbenen beten mußten.

Eine Vorstellung von dem Paradebette sieht man in der Figur 4312.

Das hierauf am 26sten April erfolgte feyerliche Begräbniß werde ich ebenfalls hierselbst beschreiben können, da

2. **Leichenparade** auch häufig so viel als Leichenbestattung, Leichenprocession, oder Leichenprunk, heißt. Es wurde demnach diese Leiche unter folgenden Feyerlichkeiten nach der Metropolitankirche von St. Stephan gebracht.

1. Es waren zwey kaiserliche Einspänniger (*) zu Pferde ganz vorauf. Diesen folgten:
2. zu Fuß drey Spitäler, nähmlich 148 Männer von dem Armenhause an der Alstergasse, und 442 von der daselbstigen Tavernatischen Stiftung, wie auch 19 Of-

(*) Einspänniger oder Einspänner, könnte hier eine Mißdeutung geben, da man gewöhnlich darunter, einen nur mit einem Pferde bespannten Wagen, versteht. Oben im Reiche wird aber auch ein Büchsenspänner so genannt, in welcher Bedeutung auch das Wort hier genommen wird.

Thieren und Blumen reiche Leichenopfer darbringen, [illegible] Verstorbenen Sachen, welche [illegible] an seinem Leibe nur allein ihm Nutzen gebracht, [illegible] Verstorbenen. man nehme Salben und Wohlgeruch Blumen Kleider, Milch, Wein, Honig, Wohl allerley Früchten, Aepfel, Salz und Mehl [illegible].

Dieses alles wird noch durch einen zu Pisa gefundenen Leichstein bestätigt, dessen Aufschrift folgendermaßen lautet.

EXPIATAE
MVTANTVR.
RVSCVS. ET. OVIS. ATRA. NVLLIS.
CARNIFICIS. DIIS. MANIBVS.
MACTETVR.
HYPERBOREI. EOS. SINGVLAE. VRNAE.
LACTIS. MELLIS. OLEI.
FVNDANTVR.

Schon in den ältesten Zeiten scheint man bey solchen Gelegenheiten auch gern Menschen geopfert zu haben, wenn man auch häufig Gefangene nahm, die dem Tode entrissen waren, oder solche, die den Tod verschuldet hatten, wie wir solches z. B. an den vier Sulmonensern, oder, den vier Ufentinern wissen (**). Auch alles was dem Verstorbenen angehört hatte, als Waffen, Kleider, Pferde u. dgl. wurde dem Feuer mit übergeben, welcher Virgil (Aen. lib. II. v. 80. seq.) Gelegenheit nimmt zu erzählen, daß das Pferd des alten Priesters, welcher Aethon geheißen, geweint haben

(*) [illegible] Aen. lib. [illegible] v. [illegible] seq.
(**) [illegible] Aen. lib. [illegible] v. [illegible]

den solle, als man es zum Scheiterhaufen seines Herrn geführt, um es zu verbrennen. Mit der Zeit stellete man aber doch in der Art die grausamen Menschenopfer ein, so daß nur noch die fürchterlichen Spiele blieben, und die Weiber der Verstorbenen sich zum öftern das Gesicht blutrünstig zu ritzen pflegten. Indessen blieb doch die Meinung stets, daß zu den Todtenopfern Blut der Menschen oder Thiere, nicht weniger aber auch Milch nothwendig sey, weßhalb man diese auch allemahl dabey gebrauchte, ja, so sehr darauf hielt, wenn Frauenzimmer der Leiche folgten, daß solche ihre Brüste so lange stießen oder rieben, bis sie etwas Milch hervorbrachten. Die Kriegshelden konnten sichere Rechnung darauf machen, daß bey ihren Todtenopfern ihnen von ihren Freunden oder Kriegskameraden Lieder zur Erhebung ihres Ruhmes, und ihrer Thaten angestimmt wurden. Auch begoß man, wenn man vorher den Wein gekostet, und wenn aus dem herumgegebenen Becher alle ein wenig getrunken hatten, die Grabstätte der Helden mit Wein. Man verwendete viele kostbare und wohlriechende Salben, besonders von Rosen gemacht, womit nicht nur der Körper bestrichen, und einbalsamiret, sondern welche auch auf den Scheiterhaufen und das Grab geschüttet wurden, wobey man zugleich auch alle Gefäße und Geräthschaften, welche man bey dem Opfer gebraucht hatte, mit verbrannte (*).

Auch wir Lutheraner haben in manchen Gegenden die Gewohnheit, bey Leichenbegängnissen zu opfern. Dort, wo solches Sitte ist, geschieht es gewöhnlich bey den Leichen, welche ein Sermon, Parentation oder Leichenpredigt von dem Prediger, in der Kirche, erhalten. Häufig wird dieses Leichenopfer, welches man-

(*) *Propert.* lib. 2, El. 16, v. 23. *Anacreon.* Od. 4, v. 9. *Homer.* Iliad. 23, v. 186.

manches Mahl zu den Einkünften des Predigers gehört, manches Mahl wieder für die Armen der Gemeine, oder auch für die Kirche zu ihrer Unterhaltung bestimmt ist, nicht auf dem Altare gegeben, wie es bey sonstigen Opfern in unsern Gotteshäusern geschieht, sondern, es werden an den Kirchthüren die Becken ausgestellt, und jeder der Leichenfolger giebt bey dem Ein- oder Ausgehen sein beliebiges Theil darein. Im Art. Kirchenpolizey (Encyklopädie, Th. XXXVIII, S. 671,) ist auch der Leichenopfer von solchen Leichen gedacht worden, die Abends begraben werden, so wie auch S. 710, der Art und Weise, wie sie von den Rechnungsführern eingetragen und berechnet werden müssen, wenn sie zum Einkommen der Kirche gehören. Man könnte hierüber noch mancherley anführen, was hier oder in verschiedenen Kirchspielen in Hinsicht der christlichen Opfer Gebrauch seyn möchte, welches aber weiter hin im Artikel Opfer erfolgen soll. Man sehe auch die Artikel: Leichenmahl, Leichenspiele, Leichenstein, und Leichenverbrennen.

1. Leichenparade, eine Leiche auf dem Paradebette, eine Paradeleiche, und in der ersten Bedeutung, gewöhnliche Ausdrücke für solche Leichen, die in feyerlicher Bekleidung zur Schau ausgestellt werden. Was von dem feyerlichen Anzuge der Leichen gesagt werden möchte, ist schon im Artikel Leichenbekleidung, angeführt worden, und ich habe gezeigt, daß überhaupt das Ausstellen der Todten, zur Schau des Publicums, abgeschafft zu werden verdiene, weil es nicht allein eine Feierlichkeit, unnöthige, und widersinnige, sondern auch noch dazu öfters eine Gefahr bringende Feyerlichkeit ist. Bey königlichen und fürstlichen Personen ist es häufig der Gebrauch, daß dieselben bald nach dem Absterben von den Aerzten geöffnet und balsamirt werden, um ihre Leichname auf das Paradebette gebrauchen

werden zu können, worüber ich mich in den vorigen Artikeln auch schon erklärt habe.

Es ist aber unter den Paradeleichen ein gewisser Unterschied zu bemerken; denn theils liegen die Erblichenen auf einem besonders dazu eingerichteten Gerüste von einigen Stufen, welches mit schwarzem Tuche oder Sammet bedeckt ist, und unter einem Baldachin, wie es bey Personen vom hochsten Range geschieht; und theils liegen sie wiederum im offenen Sarge, welches auf Tabourets oder anderweitigen Gestellen steht, und solches geschieht gewöhnlich bey dem niedern Adel, bey Bürgerlichen vom Range, oder bey Personen die reich sind, oder es wenigstens seyn wollen, und daher auf die Leiche gern öffentlich etwas verwenden, damit sie Gelegenheit haben, einige Pracht zeigen zu können, wovon man im Artikel **Leichenbekleidung** ein Mehreres findet. Was die Paradeleichen gefürsteter Personen betrifft, so kann man hierüber eigentlich nichts anders als im Allgemeinen nur sagen, wie kurz zuvor schon geschehen, da die besondern dabey vorfallenden Abänderungen, die besondere Pracht und Einrichtungen sich jedes Mahl nach dem Geschmacke und der Mode der Zeit richten. Auch selbst trägt die Religion, welcher der Verstorbene zugethan war, oder seine besondere Würde, sein Character und vorhergeführtes Amt, zu den Veränderungen in Absicht der Zierrathen bey dem Paradebette und im Parade- oder Trauerzimmer, vieles bey. Ein weltlicher Fürst wird daher ganz andere Insignien neben sich stehen oder liegen haben, als ein geistlicher. Eben so würden die Paradebetten eines türkischen und wiederum eines christlichen Prinzen sich merklich von einander unterscheiden, so wie man bey der Leichenparade eines römischkatholischen und wiederum eines lutherischen Prinzen, nicht allein in der ganzen Ansicht derselben, sondern auch in Hinsicht dessen, was

dern. Ist der Todte an einer ansteckenden Krankheit gestorben, so daß durch Wegbringung der Leiche die Ansteckung verbreitet werden könnte: so muß die Leiche schlechterdings, und ohne Unterschied der Fälle, da, wo sie ist, beerdigt werden. Alsdann sind aber auch die Gebühren nur dem Pfarrer und der Kirche der Parochie, wo die Beerdigung wirklich geschehen ist, zu entrichten.

„Jeder Todesfall muß dem Pfarrer des Kirchspiels, in welchem er erfolgt ist, angezeigt werden. Eben das gilt auch bey Personen, die keiner Parochie unterworfen sind. Auch von todtgebornen, oder vor der Taufe gestorbenen Kindern, muß die Anzeige dem Pfarrer geschehen. Auch solche Kinder dürfen ohne Vorwissen des Pfarrers nicht außerhalb dem öffentlichen Kirchhofe begraben werden. Der hinterlassenen Familie, und in deren Ermangelung, dem Wirthe des Hauses, in welchem der Todesfall erfolgt ist, liegt es ob, denselben anzuzeigen. Der Pfarrer muß sich nach der Todesart erkundigen, und dem Todtengräber aufgeben, bey der Einlegung der Leiche in den Sarg, und bey dessen Zuschlagung, gegenwärtig zu seyn. So lange es noch im geringsten zweifelhaft ist: ob die angebliche Leiche wirklich todt sey, muß das Zuschlagen des Sarges nicht gestattet werden.“

Hierüber kann man im Artikel Leiche weiter nachsehen.

Daß es bey dem Begräbnisse derjenigen, welche der griechischen Religion zugethan sind, Gebrauch ist, dem Verstorbenen eine Art von Beichte mitzugeben, welche von einigen andern Religionsverwandten ein Paß genannt wird, habe ich im Art. Leichenbegängniß, wo ich von den russischen Beerdigungen handelte, schon angeführt.

Von einem Todtenscheine ist ein Leichenpaß in der Hinsicht unterschieden, daß vermittelst des ersteren nur bloß das Absterben einer Person gehörig bescheiniget wird, wovon man in der Folge unter Todtenschau, nachlesen kann.

ein bibliſcher Spruch, oder ein Vers aus einem Geſange, und der Lebenslauf des Verſtorbenen geſchrieben iſt. Dieſe Tafel iſt in eine Pfoſte eingeſetzt, welche zum Haupte des Verſtorbenen mit eingegraben, und alſo befeſtigt wird, um aufrecht ſtehen zu können. Diejenigen, welche an den Orten, wo dieſe Art Denkmähler Gebrauch ſind, noch mehr an die Gebeine der abgeſchiedenen Ihrigen wenden wollen, laſſen das Grab mit hölzernen ſchwarz angeſtrichenen Bohlen einfaſſen, und oben mit Feld- oder Mauerſteinen pflaſtern, oder, ſie laſſen gänzlich einen hölzernen Kaſten, beynahe in Form eines hochdeckligten Sarges, ſchwarz und weiß angeſtrichen, über das Grab ſetzen. Zum Haupte ſteht dann ſolche, vorher erwähnte Tafel, aufgerichtet. Zuweilen ſind die Tafeln auch mit hölzernen, blechernen oder kupfernen Thüren verſehen, die eine auf Kupfer oder Blech geſchriebene Grabſchrift wider die Verwitterung bewahren.

Die zweyte Art der hölzernen Leichenpfoſten bildet ein Kreuz, welches auch gewöhnlich ſchwarz angeſtrichen, und mit dem Nahmen, ſo wie auch mit dem Geburts- und Sterbejahre und Tage des Begrabenen verſehen iſt. Die dritte Art beſteht aus einer bloßen Pfoſte, die viereckt behauen iſt, und oben ein etwas breiteres Haupt hat, welches hinterwärts ſchräge abgeſäget worden, damit das Regenwaſſer deſto beſſer herablaufen könne. Auch dieſe Pfoſte ſtreicht man gern ſchwarz an. Da nun nicht viel Raum zur Inſchrift am Haupte der Pfoſte iſt, ſo begnüget man ſich auch damit, bloß die Anfangsbuchſtaben des Nahmens und den Todestag mit der Jahrzahl einzuſchneiden, und den Buchſtaben ſowohl als den Zahlen eine weiße Farbe zu geben.

ein bibliſcher Spruch, oder ein Vers aus einem Geſange, und der Lebenslauf des Verſtorbenen geſchrieben iſt. Dieſe Tafel iſt in eine Pfoſte eingeſetzt, welche zum Haupte des Verſtorbenen mit eingegraben, und alſo befeſtigt wird, um aufrecht ſtehen zu können. Diejenigen, welche an den Orten, wo dieſe Art Denkmähler Gebrauch ſind, noch mehr an die Gebeine der abgeſchiedenen Ihrigen wenden wollen, laſſen das Grab mit hölzernen ſchwarz angeſtrichenen Bohlen einfaſſen, und oben mit Feld- oder Mauerſteinen pflaſtern, oder, ſie laſſen gänzlich einen hölzernen Kaſten, beynahe in Form eines hochdeckligten Sarges, ſchwarz und weiß angeſtrichen, über das Grab ſetzen. Zum Haupte ſteht dann ſolche, vorher erwähnte Tafel, aufgerichtet. Zuweilen ſind die Tafeln auch mit hölzernen, blechernen oder kupfernen Thüren verſehen, die eine auf Kupfer oder Blech geſchriebene Grabſchrift wider die Verwitterung bewahren.

Die zweyte Art der hölzernen Leichenpfoſten bildet ein Kreuz, welches auch gewöhnlich ſchwarz angeſtrichen, und mit dem Nahmen, ſo wie auch mit dem Geburts- und Sterbejahre und Tage des Begrabenen verſehen iſt. Die dritte Art beſteht aus einer bloßen Pfoſte, die viereckt behauen iſt, und oben ein etwas breiteres Haupt hat, welches hinterwärts ſchräge abgeſäget worden, damit das Regenwaſſer deſto beſſer herablaufen könne. Auch dieſe Pfoſte ſtreicht man gern ſchwarz an. Da nun nicht viel Raum zur Inſchrift am Haupte der Pfoſte iſt, ſo begnüget man ſich auch damit, bloß die Anfangsbuchſtaben des Nahmens und den Todestag mit der Jahrzahl einzuſchneiden, und den Buchſtaben ſowohl als den Zahlen eine weiße Farbe zu geben.

Redensarten und Zierrathen, deren er sich bedient, werden allezeit so eingerichtet seyn, daß sie diese Absicht befördern, und ihm den Weg in die Herzen seiner Zuhörer bahnen. Er wird mehr erhabene und figürliche Redensarten brauchen, da ihm selten die gewöhnlichen erhaben und stark genug sind. Man kann beydes, Wohlredenheit und Beredsamkeit haben, ohne die Redekunst zu verstehen. — Aber, wenn man große und lange Reden halten soll, so ist es nützlich, ja wohl nöthig, daß man von derselben eine Kenntniß habe; denn, sie zeigt uns nicht nur, wie eine Rede ordentlich und zierlich einzurichten sey, wozu sie gewisse Regeln vorschreibt, sondern, sie lehrt uns auch die Mittel, wodurch wir unseren Vorstellungen die gehörige Kraft und Nachdruck geben können. Ohne solche Regeln zu beobachten, wird sowohl eine jede Rede, als besonders auch eine Leichenpredigt, die zu einem besondern Falle ausgearbeitet werden muß, unordentlich seyn, in der Zusammensetzung der Figuren, und überhaupt der Materie wird die gehörige kraftgebende Verbindung fehlen, die besonders nach Beschaffenheit der Sache selbst so geordnet werden muß, daß immer stärker rührende, überzeugende, oder deutlich belehrende Sachen in ihrer Stärke, Ueberzeugung und Deutlichkeit auf einander folgen; damit nicht matte Tropen, langwierige schläferige Geschwätze, nichts sagende Erklärungen, und überhaupt ein Schwall von Unbedeutenheit, dem Zuhörer das Blut wiederum mit Ekel gegen das Gehörte abkühlen.

Die Natur der Sache erfordert solches auch; und wem ist es nicht bekannt, wie überhaupt das Publicum einen guten Kanzelredner schätzt! Wahrscheinlich kannte jener Fetischierer (Priester) der Negern auf der Goldküste wenigstens die Kunstgriffe der Ueberraschung, Ueberzeugung, und des Eindringens in die

Herzen der Zuhörer, deſſen Barbot gedenkt (*). Er liefert eine Leichenrede, die zu Kap Korſe bey der Beerdigung einer Negerinn von einigem Range von dem Fetiſchierer gehalten worden. Dieſer ermahnte die Verſammlung gut zu leben, niemand zu beleidigen, die Verſprechungen und Vergleiche genau zu halten, und gab noch eine Menge ſolcher Lebensregeln. Nach dieſem hielt er eine Lobrede auf die Verſtorbene, und zum Schluſſe warf er eine lange Schnur voll Schafskinnbacken, die zuſammen gereihet waren, auf die Erde, mit dem Ausrufe, wobey er das Ende der Schnur in der Hand hielt: „Machet es alle, wie die Verſtorbene. „Sie war in ihrem Leben ſehr ſorgfältig, bey der„gleichen Gelegenheiten eine große Menge Schafe zu „opfern, wie gegenwärtige Kinnbacken hinlänglich be„zeugen.“ Dieſer pfaffiſche Einfall ſoll die verlangte Wirkung gehabt, und verſchiedene Zuhörer bewogen haben, daß auch ſie ihm Schafe opferten. Uebrigens ſehe man Th. LXI der Encyclopädie, im Art. Landpfarrer, S. 127, ein Mehreres von den Leichenpredigten.

Daß überhaupt Leichenreden, ſie mögen Parentationen, Sermonen, Leichenpredigten, oder wie ſie wollen, genannt werden, von je her gehalten worden ſind, und noch bey faſt den mehreſten Nationen gehalten werden, iſt eine ausgemachte Sache, nur ſind ſie in ihrer Art und Weiſe des Vortrages verſchieden, und haben, wie ich im Vorhergehenden auch ſchon angeführt, daher ſo mancherley verſchiedene Benennungen, welche ſelbſt auch mit von der Art und Weiſe herkommen, wie? und wo? ſie gehalten werden. Bey den jüdiſchen Religionsgenoſſen, werden nach Beſchaffenheit der Umſtände verſchiedene Leichenpredigten, einer Leiche zu Ehren, gehalten, die aber ſo wenig Leichenpre-

(*) Ehrmanns Reiſen, 10ter Band, S. 218.

Redensarten und Zierrathen, deren er ſich bedient, werden allezeit ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie dieſe Abſicht befördern, und ihm den Weg in die Herzen ſeiner Zuhörer bahnen. Er wird mehr erhabene und figürliche Redensarten brauchen, da ihm ſelten die gewöhnlichen erhaben und ſtark genug ſind. Man kann beydes, Wohlredenheit und Beredſamkeit haben, ohne die Redekunſt zu verſtehen. — Aber, wenn man große und lange Reden halten ſoll, ſo iſt es nützlich, ja wohl nöthig, daß man von derſelben eine Kenntniß habe; denn, ſie zeigt uns nicht nur, wie eine Rede ordentlich und zierlich einzurichten ſey, wozu ſie gewiſſe Regeln vorſchreibt, ſondern, ſie lehrt uns auch die Mittel, wodurch wir unſeren Vorſtellungen die gehörige Kraft und Nachdruck geben können. Ohne ſolche Regeln zu beobachten, wird ſowohl eine jede Rede, als beſonders auch eine Leichenpredigt, die zu einem beſondern Falle ausgearbeitet werden muß, unordentlich ſeyn, in der Zuſammenſetzung der Figuren, und überhaupt der Materie wird die gehörige kraftgebende Verbindung fehlen, die beſonders nach Beſchaffenheit der Sache ſelbſt ſo geordnet werden muß, daß immer ſtärker rührende, überzeugende, oder deutlich belehrende Sachen in ihrer Stärke, Ueberzeugung und Deutlichkeit auf einander folgen; damit nicht matte Tropen, langwierige ſchläferige Geſchwätze, nichts ſagende Erklärungen, und überhaupt ein Schwall von Unbedeutenheit, dem Zuhörer das Blut wiederum mit Ekel gegen das Gehörte abkühlen.

Die Natur der Sache erfordert ſolches auch; und wem iſt es nicht bekannt, wie überhaupt das Publicum einen guten Kanzelredner ſchätzt! Wahrſcheinlich kannte jener Fetiſchierer (Prieſter) der Negern auf der Goldküſte wenigſtens die Kunſtgriffe der Ueberraſchung, Ueberzeugung, und des Eindringens in die

redigten, oder Leichenreden, als Parentationen genannt werden, ſondern eine Trauerklage, (hesped,) und ſolche geſchieht häufig, wenn die Leiche bis zum Grabe gebracht iſt, wo ſie ſo lange nieder geſetzt wird. Hierin werden alle gute vollführte Werke des Verſtorbenen erzählt. Iſt der Verſtorbene aber ein Oberſter des jüdiſchen Raths, (Nasi) oder ein verehrungswürdiger Gelehrter, (Gaon) geweſen, ſo bringt man die Leiche zuerſt in das Lehrhaus, (Bes hamedraſch,) wo ſie auf ihrem gewöhnlichen ſonſtigen Platze niedergelaſſen wird, und nun wird die Leichenpredigt gehalten. Bey dem Grabe hört man abermahls dergleichen, ſo wie auch den 7ten und 30ſten Tag nach dem Tode; und nach Verlauf eines Jahres geſchieht auf dem Sterbetage eben dergleichen.

Leichenproceſſion; ſagt eben ſo viel, als, ein feyerlicher Leichenzug, und in Hinſicht dieſer Bedeutung kann man die Artikel: Leichenbegängniß, Leichenbeſtattung, Leichenparade nachſehen.

Leichenprunk, Leichenpomp; heißt ſo viel als: Leichenpracht Leichengepränge, Aufwand bey Leichenbegängniſſen, oder ein prahlender Leichenzug; eine prahlende Leichenbeſtattung. Die oft natürliche, oft auch erlernte Neigung des Menſchen, ſich durch in die Augen fallende häusliche Einrichtungen, oder bey gewiſſen außerordentlichen Gelegenheiten durch ſolche Verfügungen zu zeigen, die größer, auffallender und koſtbarer ſind, als eben dergleichen gewöhnlich, nennet man Prachtliebe. Die Wörter Prunk und Pomp ſtehen mit den Begriffen der vorigen in der genaueſten Verbindung. Man prunket, prahlet oder pranget mit einer Sache, welche man in der Abſicht ſehen läßt, daß man ſich damit groß machen, andern eine hohe Meinung von ſeinem Stande, Anſehen, Reichthum, und dergleichen beybringen wolle. Solches geſchieht theils rechtmäßig, wenigſtens nach bürgerlichen Einrichtungen,

gen, theils aber auch mit Recht entrüſtet, wenn der, den gleichen nachahmende, Herr mit den Vermögen und das eigentliche Recht dazu mehr zeigen, mehr die Pflichten, als wie der alten andern Erbgenahmen, auch auf den unmittelbaren Leichenprunk ein aufmerkſames Auge haben muß. Was insgemein von den Worten: Hoffarth: Pracht: Verſchwendung; Sorgfalt: Hoffnung; Erleichterung; Troſtlose; Beruhigen: Trauer: genug mehr kann, darüber ſehe man Schmid I. Verſuch einer richtigen Beſtimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutſchen Sprache. Th. 3. S. 1084 — 1113.

Es kann aber auch unter dem Worte Leichenprunk nicht ſowohl diejenige prahlende Einrichtung des Leichenbegängniſſes verſtanden werden, welche nur zur Zeit der Begräbniß oder Beyſetzung geſchieht, als ſelbſt auch eine ſolche, welche noch nachher dem Publicum ſtets vor Augen liegt, wohin die koſtbaren Grab- und Denkmähler von Verſtorbenen, gehören, denn ſie ſind ein Zeichen des Aufwandes, welcher der Leiche zu Ehren gemacht worden. Man ſehe hierüber den Artikel Denkmahl, Encyklopädie, Th. IX. S. 93, ffg. Der Herr Graf zu Stollberg. liefert uns in ſeiner Reiſebeſchreibung durch Deutſchland, die Schweiz, Italien und Sicilien (*) verſchiedene Beyſpiele, die von dem Leichenprunke der Römer zeugen. Von Rom ſelbſt ſagt er in dieſer Rückſicht:

Dicht am Thore des heiligen Sebaſtian, der ehemahligen porta Capena, ſteht, noch innerhalb der Stadt, der ſogenannte Triumphbogen des Druſus, welcher wohl eigentlich aus der ſpätern Zeit des Caracalla iſt, der ihn hier bauen ließ, um über ihn einen Aquaduct, deſſen ſteinernes gemauertes Bette noch ſichtbar iſt, in ſeine Bäder zu leiten. Von dort fuhren wir zur Kirche Santo Sebaſtiano, die vor der Stadt liegt, und in welcher der Heilige begraben ſeyn ſoll. Sein Grab iſt mit einer ſchönen

(*) Im 2ten Bande, S. 149 ffg.

zen liegen den Statue des Sebastians geziert, der Arbeit von Gorgetti, eines Schülers von Bernini. — Nahe hierbey ist das Grabmahl der Cäcilia Metella, Tochter des Quintus Cäcilius Metellus Creticus, Gemahlinn des Crassus, also noch aus den Zeiten der Republik. Auf einer hohen viereckigen Grundmauer erhebt es sich in runder Gestalt. Es trägt folgende Inschrift:

CAECILIAE
Q. CRETICI F.
METELLAE CRASSI.

Die Mauer hat von allen Seiten 16 Schritte in der Dicke, der Durchschnitt des inwendigen runden Raumes ist von 10 Schritten. Hier stand ziemlich hoch eingemauert der Sarkophag der Römerinn, welchen Papst Paul der Dritte nach seinem Farnesischen Pallaste tragen ließ, von wannen er nach Neapel gekommen. Dieses Grabmahls kleine Kuppel war wenig gewölbt, wegen Dicke der Mauern lief eine breite Terrasse umher.

Zur Zeit Bonifacius des Achten, welcher am Ende des dreyzehnten, und zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Papst, und aus dem Hause der Gartani war, errichtete dieses Geschlecht einen Thurm mit Zinnen auf dem Grabmahle, um sich gegen andere vornehme Häuser, unter andern, gegen die Cellonna, mit denen Bonifacius oft im Streite war, zu vertheidigen. Dieser Thurm mit seinen Zinnen oder Brustwehren steht noch. Unter der alten Kuppel läuft ein marmornes Band umher, mit bassi rilievi. Hie und da ist es nach alter Art mit Ochsenköpfen geziert. Das Geschlecht der Gartani nahm daher den Ochsenkopf in sein Wapen. Das Volk nennet das schöne Grabmahl capo di bove (Ochsenkopf). —

Der Stadt Rom gegen Morgen, eine gute halbe Stunde vor der Porta maggiore, ehemahls Prænestina, (auch Labicana,) steht ein altes, rundes, halb eingefallenes Gebäude, welches aus dem zweyten oder dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt zu seyn scheint, und jetzt, ich weiß nicht weswegen, torri degli Schiavi, (Thurm der Sclaven,) genannt wird.

Die-

Dieſes Gebäude iſt ganz von derſelben Art, wie die Rotunda beym Circus des Caracalla. Unten findeſt Du eben ſolche gewölbte Bogen, einen eben ſolchen dicken Pfeiler, welcher nebſt den Bogen die Rotunda trägt. Von jener Rotunda iſt, wie ich Dir in meinem vorigen Briefe ſchrieb, nichts mehr übrig, als der Boden. Hier ſtehen noch die Mauern, und ein groſſer Theil der Kuppel. In den Mauern ſind Niſchen; nicht rund und mit einem Bogen bedeckt, wie ſolche, in denen Statuen der Götter ſtanden, ſondern länglich-horizontal, durch ihre Geſtalt offenbar zeigend, daß ſie Sarkophagen zu faſſen beſtimmt waren. Dieſes Gebäude iſt alſo ein Grabmahl, und ſcheint bis zur Evidenz die Meinung des Herrn Hirt zu beweiſen, daß auch jene Rotunda beym Circus des Caracalla, ein Grabmahl geweſen, wiewohl man deſſen unteres Gewölbe bald für einen Ort, in welchem Wagen verwahret, oder Pferde hingeſtellet werden, bald für eine Reitbahn gehalten hat, zu welchem allen es wenig getaugt hätte. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß oben Perſonen vom Geſchlechte des Eigenthümers begraben worden, und unter ihnen Freygelaſſene.

Die Kuppel iſt ſehr flach, und daher mit Gras und Geſträuche bewachſen. Kleine Ueberbleibſel von einer Mauer bezeichnen noch einen ehemahls eingeſchloſſenen Platz, welcher vor dieſem Grabmahle ſtand. Vielleicht wurden hier, zur Ehre des Todten, den man begrub, Kämpfe von Gladiatoren gegeben.

Die Pyramide des Ceſtius, der zu Auguſtus Zeit lebte, kann uns im Kleinen einen Begriff von jenen groſſen ägyptiſchen Pyramiden geben, welche wohl ohne Zweifel die älteſten, gewiß die dauerhafteſten Denkmahle der alten Baukunſt ſind. Dieſe iſt 160 Palmi, oder Spannen, hoch, unten 130 Palmi breit, und iſt mit groſſen Steinen von weißem Marmor bekleidet. Der Bau ward, wie die Inſchrift lehret, in 330 Tagen vollendet. In neueren Zeiten ward der Eingang hinein gehauen. Durch einen ſchmahlen Gang, in welchem man gebeugt gehen muß, kommt man in die Begräbnißſtelle. Sie iſt 26 Palmi lang, 18 breit, und 19 hoch. Der Sarkophag iſt herausgenommen worden. Beym Scheine einer Fackel ſahen wir an den Seitenwänden Spuren von gemahlten und oben an jeder der vier Seiten einen ſchwe-

ben-

chen, ſind. Auch könnte man ein ſchön frieſirtes Haar dahin rechnen, ſo wie auch die Krone, welche man Jungfrauen im Sarge aufzuſetzen pflegt. Alles dieſes zuſammen würde: eine Leiche putzen, heißen (*).

Leichenraſiren, das Raſiren oder Barbieren der Leichen. Unter allen denen Völkern, die im Leben mit einem glattgeſchornen Barte gehen, iſt es, wenigſtens bey denen, die ihre Leichen etwas geſchmückt in die Erde bringen, der Gebrauch, daß dem Verſtorbenen, ehe er in den Sarg und zur Schau mehrerer Menſchen ausgelegt wird, auch der Bart abgenommen werde. Auf dem Lande, und bey den Bauern, mag dergleichen nun wohl nicht ſtets geſchehen; allein in den Städten, und ſchon bey Handwerksleuten, geſchieht ſolches, und es wird auch dieſe Art von Reinlichkeit nicht unterlaſſen. Die Barbierer- oder Badergeſellen, oder auch wohl der Herr ſelbſt, bedienen ſich oft dieſer Gelegenheit, um zuletzt auch noch von der Leiche Nutzen zu ziehen. Wer es glauben will,

(*) Das Wort Putzen befindet ſich auch in der allerbreiteſten platten Sprache in Mecklenburg, in Verbindung mit dem Worte Leiche, oder Todten. Je näher man an die Oſtſee kommt, deſto breiter und unvernehmlicher wird auch die Sprache für einen Hochdeutſchen; ſo daß man nicht im Stande iſt, die Ausſprache ſelbſt zu buchſtabiren, oder ſchriftlich zu beſchreiben. Der Leichenputz heißt Liken Putz, oder Doorn Putz; welches letztere von den Einwohnern anderer plattredenden Provinzen, Doden Putz, ausgeſprochen wird. Eine Redensart wird hier zum Beyſpiele hinreichend ſeyn:

Gyyn'n and't Eynn by r Kark, dus dey witkaut't Huynd geyt, wahynt dey oyll Preiſtesk, dey putzt Brut'ns unn Door'n up.

Dieſes würde heißen:

Unten am Ende bey der Kirche, wo der weißfüßige Hund geht, wohnt die alte Predigerinn, dieſe putzt Bräute und Leichen auf.

S.

Schmuck wird nur von denjenigen gebraucht, womit man die Gestalt zu verschönern sucht; und Putz, ist nach dem bisherigen Gebrauche noch eingeschränkter. Man versteht dadurch eigentlich nur gewisse Kleinigkeiten, welche in dem Anzuge und der Kleidung angebracht werden. In so weit nun das Wort Putz mit den andern übereinkommt, wird es auch mehrentheils nur von dem Anzuge der Frauenzimmer, oder weibischen Männer, die Kindern gleich gestellt werden möchten, gebraucht, und man versteht dadurch gemeiniglich nur Kanten, Bänder, Blumen und dergleichen Dinge, welche nach der herrschenden Mode zubereitet werden, weßhalb eine Putzmacherinn auch eine solche Person ist, die sich mit Verfertigung solcher Dinge beschäftiget.

In dem Verstande, worin das Wort Putzen mit den vorigen gleichbedeutend ist, kommt es in so weit auch mit Schmücken überein, daß es ebenfalls nur von solchen Dingen gebraucht wird, welche eine Sache nur auf kurze Zeit verschönern sollen; so wie das Frauenzimmer mehrentheils unter Putzen die Anlegung solcher Sachen versteht, die den Putz ausmachen. Hieraus entstehen auch die zusammengesetzten Wörter: ausschmücken, ausputzen und auszieren, welche aber gewöhnlich den Begriff mit sich führen, daß man in der Absicht etwas ausputze, ausschmücke, oder auszieren, weil man es gleichsam zur Schau ausstellen wolle, damit es von andern gesehen werde.

Im Artikel Leichenbekleidung habe ich schon verschiedentlich vom Anputzen der Leichen geredet; und hier werde ich nun noch hinzu setzen, wie der Leichenputz sich dadurch von der Leichenbekleidung oder dem eigentlichen Anzuge derselben unterscheide, daß ersterer nur die, außer den schon angelegten Kleidungsstücken, angebrachten Zierrathen von Gold, Edelsteinen, Kanten, Band, Blumen und dergleichen,

gen, ſind. Auch könnte man ein ſchön frieſirtes Haar dahin rechnen, ſo wie auch die Krone, welche man Jungfrauen im Sarge aufzuſetzen pflegt. Alles dieſes zuſammen würde: eine Leiche putzen, heißen (*).

Leichenraſiren, das Raſiren oder Barbieren der Leichen. Unter allen denen Völkern, die im Leben mit einem glattgeſchornen Barte gehen, iſt es, wenigſtens bey denen, die ihre Leichen etwas geſchmückt in die Erde bringen, der Gebrauch, daß dem Verſtorbenen, ehe er in den Sarg und zur Schau mehrerer Menſchen ausgelegt wird, auch der Bart abgenommen werde. Auf dem Lande, und bey den Bauern, mag dergleichen nun wohl nicht ſtets geſchehen; allein in den Städten, und ſchon bey Handwerksleuten, geſchieht ſolches, und es wird auch dieſe Art von Reinlichkeit nicht unterlaſſen. Die Barbierer- oder Badergeſellen, oder auch wohl der Herr ſelbſt, bedienen ſich oft dieſer Gelegenheit, um zuletzt auch noch von der Leiche Nutzen zu ziehen. Wer es glauben will,

(*) Das Wort Putzen befindet ſich auch in der allerbreiteſten platten Sprache in Mecklenburg, in Verbindung mit dem Worte Leiche, oder Todten. Je näher man an die Oſtſee kommt, deſto breiter und unvernehmlicher wird auch die Sprache für einen Hochdeutſchen; ſo daß man nicht im Stande iſt, die Ausſprache ſelbſt zu buchſtabiren, oder ſchriftlich zu beſchreiben. Der Leichenputz heißt Liken Putz, oder Doorn Putz; welches letztere von den Einwohnern anderer plattredenden Provinzen, Doden Putz, ausgeſprochen wird. Eine Redensart wird hier zum Beyſpiele hinreichend ſeyn:

Gyyu'n and't Eynn by r Kark, dus dey witkaut't Huynd geyt, wahynt dey oyll Preiſteak, dey putzt Brut'ns unn Door'n up.

Dieſes würde heißen:

Unten am Ende bey der Kirche, wo der weißfüßige Hund geht, wohnt die alte Predigerinn, dieſe putzt Bräute und Leichen auf.

will, dem bilden ſie ein, daß das Meſſer, womit ein Todter raſirt worden, nie wieder auf dem Barte eines Lebendigen ſchneide, folglich ſolches auf immer für Bärte der Lebenden verdorben ſey, und mit dem Todten in den Sarg gelegt werden müſſe. Sie nehmen daher zu dieſem Behufe die allerſchlechteſten und unbrauchbarſten Meſſer, legen ſolche manches Mahl auch wirklich mit in den Sarg; allein, auf allen Fall laſſen ſie ſich doch ſtets ein neues Meſſer bezahlen. Hiermit haben ſie noch nicht genug. Die Hinterbliebenen müſſen auch die Serviette zum Barbieren hergeben, welche der Barbier ebenfalls behält.

Letzteres, daß von den Hinterbliebenen die Serviette gegeben wird, iſt an ſich ſchon um deswillen eine löbliche Sache, damit die übrigen Kunden des Barbiers nicht zu befürchten haben, daß ihnen eben dieſelbe Serviette ungewaſchen wieder ans Geſicht komme, die dem Todten das Geſicht abtrocknete — allein, iſt ſolche Serviette ganz weiß, und wird ſie bey dem einmahligen Raſiren einer Leiche eben nicht ganz eingeſchmutzt, ſo möchte ich doch auch nicht dafür ſtehen, daß nicht geizige oder ſehr arme Barbier, die beſonders auch in der Seife zur Wäſche ihre Sparſamkeit ſuchen, (welches man auf den Barbierſtuben zum Theil ſehen kann, da auch der ſchmutzige und haarvolle Seifenſchaum wieder aufgehoben wird,) ſolche Servietten ihren Kunden eben ſo wohl als andere, bis ſie völlig ſchmutzfarbig marmorirt worden, vorſtecken; denn, wer weiß ſolches immer? — Viele Kunden eines Barbiers, die zwar nicht im Stande ſeyn mögen, ſich ihre eigenen Servietten für den Bart zu halten, können dennoch eben ſo ekelhaft ſeyn, als der Mann im Ordensbande, dem eine ſolche Serviette vorzuſtekken nicht gewagt wird. Was ein Ekel für gefährliche Folgen hat, weiß man ſchon längſt — aber, ob auch ſelbſt durch eine ſolche Serviette nicht bösartige und

ſtark

Männern, gehörig untersucht worden, ob sie auch wirklich todt sey. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, ob der Staat sich um die Todten bekümmere, oder nicht! Im Artikel Leiche findet man schon gehörige Anleitung, wie überhaupt bey Scheinleichen zu verfahren; der Artikel Leichenhaus giebt noch nähere Anweisung; und in diesem Artikel soll gezeigt werden, wie ein Staat auch überhaupt, ohne eigentlich besondere Leichenhäuser anzulegen, verfährt und verfahren könne, damit Bevölkerung, die allgemeine Gesundheit und Sicherheit nicht leiden (*).

Schon bey einem rohen Volke, den Kalmücken, treffen wir ein Beyspiel von guter Ordnung in Hinsicht des Begrabens der Verstorbenen an. Wenn nun gleich dieses Gesetz in abergläubigen Gebräuchen verhüllt liegen mag, so hat es dennoch seinen wahren und gewissen Nutzen: In dem Augenblicke, da ein Kranker bey ihnen den Geist aufgeben will, muß solches dem Göllung (Geistlichen) angezeigt werden. Dieser urtheilt alsdann, in welcher der zwölf Stunden, in die sie Tag und Nacht eintheilen, der Kranke ohngefähr gestorben ist, und nach der Todesstunde wird aus den Büchern die Art bestimmt, wie mit dem Leichname verfahren werden solle (**). Wenn nun diese kalmückische Einrichtung auch den ganzen weitläuftigen Zweck einer gehörig sonst eingerichteten Leichenschau nicht gänzlich erfüllet, so hat sie in der Rücksicht schon viele Verdienste, daß gewiß keine Leiche so ganz in der Stille und ungesehen von mehreren Leuten eingescharrt wird.

Es erstreckt sich daher der große Nutzen der Leichen- oder Todtenschau nicht allein auf die Sicherheit

(*) Man sehe auch Plenks Element. med. et chirurg. forens. S. 165.

(**) Pallas russische Reisen, I. Band, S. 307. Auch sehe man den Art. Leichenverbrennen.

einzelner Bürger im Staate, indem man gewiß seyn kann, daß bey solcher Anstalt eine ins geheim verübte Gewaltthätigkeit nicht leicht unentdeckt bleibe; sondern auch dahin, daß der Staat den großen Vortheil ohne viele Mühe schöpfe, den allgemeinen Gesundheitsanstalten eine bessere und bestimmtere Richtung geben zu können; indem die bey einer solchen Anstalt zu führenden Sterberegister, die allemahl auch die Krankheitsarten anzeigen müssen, über die vermehrte oder verminderte Sterblichkeit eine genaue Uebersicht geben. Eine dergleichen Leichenschau wäre nach der Meinung des Herrn von Sonnenfels (*) (nähmlich so wie sie in verschiedenen großen Städten schon eingeführet ist,) auch auf dem platten Lande, wo sie noch mangelt, einzuführen, wenn daselbst wohlgeprüfte Bader oder Barbier sich befinden, und zu solchem Behufe vereidet werden.

In der Art und Weise der Einrichtung einer Leichenschau mögen sich nun wohl nicht alle Aerzte und Staatsmänner gleich seyn, indessen ist doch so viel gewiß, daß sie alle in der Hauptsache übereinkommen; und da ergiebt sich vorzüglich, daß es dem Staate selbst sowohl als den einzelnen Gliedern desselben unmöglich gleichgültig seyn könne, wer oder was für Männer eigentlich zur Todtenschau bestellt werden? Ob die Männer sich schon die gehörige Kenntnisse erworben haben, oder ob sie sich solche noch erst erwerben müssen? Auch nach des Herrn Plenks Vorschlägen würde ein erfahrner Wundarzt hierzu immer gebraucht werden können, und er hat in so fern Recht, wenn nur allezeit dergleichen Wundärzte vorhanden wären, auf deren Kenntnisse, Gewissen und Rechtschaffenheit man sich verlassen könnte.

Die

(*) Grundsätze der Polizey, Finanz- und Handlungswissenschaft, I. Th. §. 185.

Männern, gehörig unterſucht worden, ob ſie auch wirklich todt ſey. Es iſt gewiß keine Kleinigkeit, ob der Staat ſich um die Todten bekümmere, oder nicht! Im Artikel Leiche findet man ſchon gehörige Anleitung, wie überhaupt bey Scheinleichen zu verfahren; der Artikel Leichenhaus giebt noch nähere Anweiſung; und in dieſem Artikel ſoll gezeigt werden, wie ein Staat auch überhaupt, ohne eigentlich beſondere Leichenhäuſer anzulegen, verfährt und verfahren könne, damit Bevölkerung, die allgemeine Geſundheit und Sicherheit nicht leiden (*).

Schon bey einem rohen Volke, den Kalmücken, treffen wir ein Beyſpiel von guter Ordnung in Hinſicht des Begrabens der Verſtorbenen an. Wenn nun gleich dieſes Geſetz in abergläubigen Gebräuchen verhüllt liegen mag, ſo hat es dennoch ſeinen wahren und gewiſſen Nutzen: In dem Augenblicke, da ein Kranker bey ihnen den Geiſt aufgeben will, muß ſolches dem Göllung (Geiſtlichen) angezeigt werden. Dieſer urtheilt alsdann, in welcher der zwölf Stunden, in die ſie Tag und Nacht eintheilen, der Kranke ohngefähr geſtorben iſt, und nach der Todesſtunde wird aus den Büchern die Art beſtimmt, wie mit dem Leichname verfahren werden ſolle (**). Wenn nun dieſe kalmückiſche Einrichtung auch den ganzen weitläuftigen Zweck einer gehörig ſonſt eingerichteten Leichenſchau nicht gänzlich erfüllet, ſo hat ſie in der Rückſicht ſchon viele Verdienſte, daß gewiß keine Leiche ſo ganz in der Stille und ungeſehen von mehreren Leuten eingeſcharrt wird.

Es erſtreckt ſich daher der große Nutzen der Leichen- oder Todtenſchau nicht allein auf die Sicherheit

(*) Man ſehe auch Plenks Element. med. et chirurg. forenſ. S. 165.

(**) Pallas ruſſiſche Reiſen, I. Band, S. 307. Auch ſehe man den Art. Leichenverbrennen.

lichst die von ihm selbst unterschriebene Benennung des Zustandes, woran der Kranke verstorben zu seyn scheint. Hat kein ordentlicher Arzt den Kranken besorgt, so erkundigt sich der Aufseher nach der Dauer der Krankheit, nach den vorzüglichsten Umständen, Geschlecht des Verstorbenen, und nach dessen Todesart. Er bemerkt alles nebst der Stunde des Hinscheidens mit wenig Worten in sein Register. Dieserhalb sagt Hußty (*): „Schwerlich dürfte jemand den „großen Nutzen einer gut eingerichteten Todtenschau, „und den darüber gemachten Berichten in Zweifel zie„hen, wenn man bedenkt:

„1. Wie viele Mordthaten, Kindermorde, u. dgl. „dadurch entdeckt werden.

„2. Daß niemand lebendig begraben werde.

„3. Daß man dadurch nicht sowohl die einheimischen, „als auch die epidemischen Krankheiten früher „und näher kennen lernet.

„4. Daß die unglücklichen Kuren der Quacksalber zur „Warnung für die ganze Gesellschaft öffentlich „bekannt werden.

„5. Daß der Staat durch gut eingerichtete Todten„listen die Sterblichkeit seiner Unterthanen, und „die Gesundheit des Landes kennen lerne, und in „Stand gesetzt werde, die Ab- und Zunahme „der Bevölkerung zu erfahren, wenn diese Ster„blisten mit den Taufregistern verglichen werden. „Probst Süßmilch hat es zur Genüge gezeigt, „wie viel der Staat bey dergleichen Berechnun„gen gewinnen könne. — —

„So schmeichelhaft der Nutzen gut eingerichteter „Todtenschauanstalten für den Staat wirklich ist, wenn „die Personen, welche dazu gebraucht werden, mit den „ge-

(*) Diskurs über die medicinische Polizey, II. B. §. 672, 689.

Die Pflichten eines ſolchen Leichen- oder Todtenſchauers würden darin beſtehen, daß er unterſuche:

1. Ob der Leichnam auch wirklich todt ſey? damit ſolcher entweder zur rechten Zeit, und nicht lebendig begraben, oder nicht vor der Zeit des gewiſſen Todes geöffnet werde. Hierzu würde auch noch kommen, da der Tod oder das Leben eines Neugebornen oft der Vorwurf der wichtigſten gerichtlichen Entſcheidungen iſt, daß auch gerade dieſe Fälle aufs genaueſte geprüft würden.
2. Ob die Art des Todes natürlich, oder gewaltthätig vorgegangen? Im letztern Falle darf kein Atteſtat zum Begräbniß gegeben, ſondern der Fall muß ſogleich dem Gerichte angezeigt werden.
3. Ob ein weiblicher Körper etwa ſchwanger ſey? von welchem die Frucht nach der im Artikel Leichenöffnung gegebenen Anleitung hervorgezogen werden müßte.
4. Ob der Körper nicht gleich nach dem Tode faule, oder wegen vorhergegangener Krankheit eine Anſteckung befürchten laſſe? Dann muß ſelbſt auch das Ausſetzen der Leiche zur Schau fürs Volk nicht allein gänzlich verboten, ſondern auch die Begräbnißzeit früher beſtimmet werden.
5. Ob die Zeichen des Todes nicht noch zweifelhaft ſind? als bey welchen der Leichnam nicht eher begraben werden darf, bis eine offenbare Fäulniß dazu berechtiget.

Der zu dieſem Behufe beſtellte Wundarzt, Leichenſchauer oder Aufſeher, begiebt ſich auf der Stelle in das Haus des Verſtorbenen, und vor ſein Bette, aus welchem ihn niemand zu ziehen befugt iſt, ehe der Aufſeher angekommen. Hat ein Arzt bisher den Kranken bedient, ſo erhält der Aufſeher von dieſem bald möglichſt

„unerfahrnen Wundärzte hierüber zu unterrichten, und „über die begangenen Fehler zurecht zu weisen: daß „nähmlich, z. B. keine Frau an den sechs Wochen, „sondern an dieser oder jener Krankheit, welche sich „während denselben ereignet hat, sterbe, u. dgl. Dies „wäre eine der ersten derjenigen Pflichten, welche jeder „bestellte Physikus zu beobachten hätte."

Es muß also solch ein richtiges Verzeichniß der Todesart und der sie begleitenden wichtigsten Umstände von äußerster Genauigkeit seyn, und, wie auch von Sonnenfels (am angeführten Orte) anräth, einem Arzneykundigen anvertrauet werden, welcher in diesem Geschäfte nach wissenschaftlichen Gründen zu verfahren hat. Gehöret der Zustand unter diejenigen, von welchen ich oben (in n. 2. als von den Pflichten eines Leichenschauers,) gesagt habe, daß sie eine geschwinde Beerdigung, wegen zweifelhafter Umstände, nicht gestatten mögen, als, zu den jähen Erblassungen, oder zu den, einer vorausgegangenen Gewaltthätigkeit verdachtigen Fällen; so untersagt der Aufseher das Begräbniß bis auf weitere Auskunft. Auf jeden Fall verbietet er das geschwindere Herausnehmen des Erblichenen aus dem Bette; und wenn der Tod zweydeutig ist, gestattet er ohne besonderes Zeugniß eines herbeygerufenen Arztes oder geschickten Wundarztes, daß nähmlich alle Rettungsmittel lange genug bey dem Erblichenen ohne Frucht angewandt worden seyn, — niemahls, daß derselbe auf das sogenannte Leichenbrett, oder auf die kalte Erde, im Winter in ein kaltes Zimmer, gelegt werde. Noch weniger darf gestattet werden, was nur allzu oft geschieht, daß man den Erblichenen, sogleich als der Sarg fertig ist, in denselben lege, und ihn sogleich zunageln lasse. Schon Sennertus (*) hat sich wider diesen schädlichen Gebrauch

(*) L. IV. Pract. med. Part. II. Sect. 3. c. 4.

„gehörigen Kenntnissen versehen, allezeit pflichtmäßig „dabey verfahren; um so empfindlicher und sichtbarer „ist der Nachtheil, wenn es dem Beschauer und „Ausfertiger des Berichtes entweder am Willen, „oder an Kenntnissen, oder an beyden zugleich fehlet. „Leider! sind die meisten, welche dazu berufen sind, „nicht auserwählet. Davon gar nicht zu reden, daß „die meisten unserer Wundärzte nicht mit den gehöri„gen Kenntnissen dazu versehen sind; wünschte ich nur, „daß sie nach den deutlichen Vorschriften, welche ihnen „gegeben werden, mechanisch verführen. Freylich „kann man von einem Manne, der von der Wundarz„neykunst, oder Arzneywissenschaft, so wenig als der „Viehhirte versteht, nicht mehr verlangen; aber höchst „unbillig ist es, wenn man ihn nur darum, weil er „nun einmahl als erkaufter Zunftgenosse da ist, gleich „dem verdienstvollen Manne, der Reihe, oder dem „von ihm bewohnten Stadtviertel nach, ein Amt auf„trägt, wozu er zu schwach ist, und worunter die ganze „Gesellschaft Gefahr läuft. Ich weiß nach glaubwür„digen Zeugnissen, daß noch vor kurzer Zeit in Preß„burg ein zur Todtenbeschau als zunftmäßig bestellter „Barbier in seinen Todtenscheinen nie eine andere „Krankheit angab, als Frenesin, wozu er durch die „Provinzialbenennung der Gichter, (Fraiß,) verleitet „wurde, denn er glaubte, daß kein Mensch ohne die„selben stürbe. Einst hatte ich einen Kranken an der „Bauch- und Hautwassersucht zu behandeln, welcher „nach Abzapfung des Gewässers bald verschied, und „sein unbekümmerter und unwissender Todtenbeschauer „ließ ihn an der Auszehrung gestorben seyn. Mehrere „dergleichen Schnitzer hier anzuführen, ist überflüssig, „da jeder praktische Arzt dergleichen zu beobachten täg„lich Gelegenheit hat. — Würde es wohl den Aerzten, „wenn sie selbst diesem Geschäfte obwalteten, oder, „wenn sie verpflichtet würden, die ihnen untergebenen

tet und geprüft werden. Folgende Einrichtung ist in den östreichischen Staaten dieserhalb nach und nach getroffen worden:

1. Bey Ministern von auswärtigen Höfen, ist der Hofmarschall befugt die Leichenschau vorzunehmen. In andern Fällen ist sie einzig dem Stadt- und Landgerichte vorbehalten (*).

2. Arme, in Verpflegung stehende Personen sind unentgeldlich zu beschauen (**).

3. Arme Invaliden, ohne allen Vermögen, sind von der Todtenschautaxe befreyt. Die Vermögen haben, müssen dieselbe ganz bezahlen; und die, so nur ein geringes Vermögen besitzen, sollen eine von der Obrigkeit gemäßigte Gebühr bezahlen (***).

4. In Hauptstädten muß die Todtenbeschau aller Orten, sowohl in Communitäten, als in Privathäusern, vorgenommen werden. In den Frauenklöstern allein ist die Beschau den Hausärzten oder Medicis ordinariis vorbehalten, welche ihre Zeugnisse dem Todtenschaueramte zu übergeben haben. Diejenigen, so die Todtenschau verweigern, fallen in eine Strafe von 50 Ducaten. Die Todtenbeschauer müssen von der medicinischen Facultät geprüft werden, und haben ihre Relationen deutlich zu verfassen (†).

5. In

(*) Verordnung vom 31sten März 1721.

(**) Vom 9ten Januar 1743.

(***) Vom 4ten September 1751.

(†) Vom 30sten März 1770.

auch empöret; und der Rechtsgelehrte Queſtelius, hat deshalb, (in ſeiner Diſſert. jurid. de pulvinari monentibus non ſubtrahendo,) dringende Vorſtellungen an die Obrigkeit gemacht.

Damit nun in der Angabe der Krankheit gewiß alles richtig bey den Verzeichniſſen hergehe, ſo wird nach einer weiſen Verordnung Joſephs des Zweyten, in den öſtreichſchen Staaten, diesfalls 1782 allen Hausinhabern eben das bekannt gemacht, was den Doctoren der Arzneykunſt anbefohlen worden, nähmlich: daß dieſe jederzeit nach Abſterben ihres Patienten, in dem Hauſe des Todten einen Zettel, mit der Benennung der gehabten Krankheit, hinterlaſſen ſollen, welchen alsdann die Angehörigen des Verſtorbenen dem Leichenſchauer zu übergeben haben. Und 1785 erging von dem Statthaltereyrath des Königreichs Ungarn eben dieſe Verordnung, vermittelſt der dazu beſtimmten Stellen an die ungariſchen Aerzte.

Wenn der Erblaßte wegen ſehr zweifelhafter Umſtände länger unbeerdigt bleiben muß, ſo beſucht der Aufſeher oder Leichenſchauer täglich wenigſtens ein Mahl die Leiche, und überzeugt ſich, daß keine Nachläſſigkeit in Abſicht auf die, im Art. Leiche ſchon angezeigten Rettungsmittel, Platz finde. Findet er nicht die erforderliche Thätigkeit bey den Anverwandten, ſo veranſtaltet er alſo gleich, auf deren Rechnung, was nöthig iſt, und macht alſo gleich die gehörige Anzeige bey dem Polizeygerichte. Iſt alles ordentlich abgelaufen, ſo überreichet er bloß beym Schluſſe jeden Monathes demſelben eine getreue Abſchrift ſeines Todtenregiſters.

Sollten aber die Leichenſchauer, oder Todtenaufſeher, nicht wirklich kunſtverſtändige Menſchen ſeyn, ſo müſſen ſolche in den, ſich auf den Leichenſchau beziehenden Dingen, von dem Phyſico genau unterrichtet

ten in das Krankenhaus jedesmahl der Verbandzettel zu übergeben ist (*).

9. Für die vom Staate versorgten und sterbenden Waisen- und Findelkinder, ist keine Leichenschaugebühr zu entrichten, so wie solche auch unentgeldlich begraben werden müssen (**).

In den östreichischen Städten also, wo die Todtenschau eingeführt ist, müssen die bey derselben geführten Bücher alle gleichförmig, und nach einem gewissen Formulare eingerichtet werden. Am Ende eines jeden Jahres werden die Register in eine Haupttabelle zusammen gezogen, und an die Kreisämter eingesandt. Jedes Kreisamt hat aus den sämmtlichen, bey seinem Kreisamte eingelaufenen Schauregistern, desgleichen aus den von den Pfarrern und Rabbinen eingekommenen Trauungs- Geburts- und Sterberegistern, die Zahlen in die Kreistabellen, zu welchen ihnen gedruckte Formulare gegeben werden, hinein zu tragen, folglich die Tabellen nur auszufüllen, und solche am Ende des Jahres an die Landesstellen einzusenden. Wenn aus den eingesandten Registern bey einem Kreise eine auffallende Veränderung in der Abnahme, oder Zunahme der Bevölkerung überhaupt, oder in irgend einer Gegend besonders beobachtet wird, müssen die Kreishauptmänner ihre Tabellen mit einem Berichte begleiten, worin sie die wirklich entdeckte, oder vermuthliche Ursache einer solchen Veränderung anzeigen. Die Landesstellen ziehen aus den an sie gekommenen einzelnen Registern der Kreis-

(*) Regierungsverordnung, Wien, vom 26sten May 1784. Steht im Lexicon der k. k. Medicinalgesetze, von John, Th. 4, S. 30.

(**) Hofentschließung, vom 28sten November 1786. Eb. das. S. 32.

Kreisämter eine Landestabelle zuſammen, und begleiten dieſelbe mit ihren Beobachtungen und Erinnerungen an die vereinigte Hpfſtelle, wo mit Ende des Februars die Tabellen aus allen Ländern einkommen.

Die Tabelle, ſo wie dieſelbe bey der Leichenſchau eingerichtet iſt, hat verſchiedene Rubriken. In die erſte wird der Monath und Tag eingetragen, an welchen der Verſtorbene zur Schau gekommen iſt. Dann folgt darauf der Nahme. Unter der nächſten Geſchlechtsrubrik wird die Perſon mit der Zahl 1. in das Fach vom männlichen oder weiblichen Geſchlechte eingetragen, wohin ſie gehört. Aus Zuſammenziehung der Geſchlechtsſummen erwächſt die Hauptſumme der Geſtorbenen. Das Alter iſt wieder in fünf Unterabtheilungen getheilt, und der Beſchauete wird abermahl mit der Zahl 1. in die ihm zukommende Abtheilung geſetzt. Die Todesart hat wieder zwo Abtheilungen, deren jede in 3 Rubriken abgeſondert iſt. In jeder dieſer Rubriken iſt die Perſon nicht bloß mit der Zahl 1. einzutragen, ſondern auch die Benennung derſelben in ihre gehörige Rubrik zu ſetzen, oder vermittelſt einer kurzen Anmerkung darzuthun, zu welcher Gattung ſie gehöret. Z. B. Lungenſucht, Erhängt, vom Gerüſte gefallen, u. dgl. Der Nutzen ſolcher Regiſter fällt für ſich ſelbſt auf, indem daraus nicht nur die Hauptſummen aller Verſtorbenen, ſondern auch beſonders deutlich wird, wie viel von jedem Geſchlechte, von jeder Altersabtheilung, und durch welche Todesart ſie geſtorben ſind.

Nachfolgende Tabelle giebt hiervon einen deutlichern Begriff als die bloße Beſchreibung:

Sterberegister, wie daſſelbe bey

Zur Zeit Gekommene. 17[illegible]. Im Januar.	Nahmen der Beschauten.	Geschlecht. Mann-lich.	Weib-lich.	Summa der Gestorbenen.
Den [illegible]	Christoph Egner	1	—	
Den [illegible]	Maria Endris	—	1	
	Jacob Endel	1	—	
	Ulrich Warner	1	—	
Den [illegible]	Eleonora Heldin	—	1	
	Melchior Eyer	1	—	
	Hans Willig	1	—	
	Summa der eingefallen Kinderen	5	2	7.

Leichenſchau geführet wird.

Sind geſtorben:

In dem Alter.					An einer Todesart					
					Krankheit.			Gewaltſam		
	Von 7 bis 17.	Von 17 bis 40.	Von 40 bis 50.	Von 50 hinab.	Gewöhnliche.	Orts-Krankheit.	Epidemie	Selbſtmord.	Unglücksfall.	Von andern ermordet.
	—	—	1	—	1 Lungenſucht.	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	1 Entzündung.	—	—	—
	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—
	—	1	—	—	—	—	—	1 Erhängt.	1 Von dem Pferde gefallen.	1 Erſchoſſen.
	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—
	1	2	2	—	2	—	3	1	1	1

Leichenschauer, Leichenbeschauer, Todtenschauer, Todtenbeschauer, Todtenaufseher, ist derjenige Wundarzt, welcher dazu bestellt worden, die Leichen genau zu untersuchen, ob sie wirklich todt, und an welcher Krankheit sie gestorben sind, oder auch, ob sie allenfalls heimlich vom Leben zum Tode gebracht worden seyn möchten; über welches alles er seine gehörigen Verhaltungsbefehle hat. Man sehe den vorigen Artikel.

Leichenschaueramt, ist diejenige, landesherrlicher Seits, gesetzte Commission, welche das Leichenschauwesen vermittelst der Todtenschauer oder Aufseher vollführet, und in Ordnung hält. Wenn aber ein Chirurgus Leichenschauer geworden; so könnte man in der Rücksicht und figürlich auch sagen: Er habe ein Leichenschaueramt erhalten. Man sehe **Leichenschau**.

Leichenschaugebühren sind diejenigen Abgaben, welche das Trauerhaus, oder die Hinterbliebenen, bey dem Sterbefalle, an das Leichenschauamt, und den Leichenschauer zu entrichten haben. Siehe **Leichenschau**.

Leichenschautabellen, s. **Leichenschau**.

Leichenschauregister, s. **Leichenschau**.

Leichenschauwesen, begreift die ganze Einrichtung des Leichenschauamtes. Siehe **Leichenschau**.

Leichenschmaus, s. **Leichenmahl**.

Leichenschmuck, s. **Leichenputz**.

Leichenspiele, Ludi funebres. Es ist im XXXIVsten Theile der Encyklopädie, S. 4 bis 61, von den Kampfspielen weitläuftig geredet worden, welche die Griechen und Römer vormahls häufig angestellet haben; und in demselben Artikel wird auch verschiedentlich derer erwähnet, welche lediglich bey Leichenbegängnissen vorfielen. Da aber der angeführte Artikel im Allgemeinen von den Kampfspielen der Alten han-

handelt, ſo wird es nöthig ſeyn, hier von den Leichenſpielen beſonders noch verſchiedenes anzuführen.

Es haben die Leichenſpiele ihren Urſprung von den Griechen, wo ſie Acaſtus in Jolco, einer theſſaliſchen Stadt, nach dem Berichte des Plinius (*) zu allererſt eingeführt hat. Theſeus in Iſthmo folgte ihm darin nach. Bey den Römern wurden die erſten Leichenſpiele, bey welchen man focht, im 489ſten Jahre der Stadt Rom, (oder wie einige wollen, im 488ſten Jahre,) da Ap. Claudius und M. Fulvius Conſul waren, von M. und D. Brutus gegeben, wodurch ſie das Leichenbegängniß ihres Vaters ehren wollten. Sonſt mochte aber eigentlich der Zweck der Fechterſpiele vielfach ſeyn. Man wollte zwar dadurch dem Verſtorbenen eine Ehre erweiſen, und ſein Gedächtniß im feyerlichen Andenken erhalten, allein, ſich ſelbſt auch nicht vergeſſen, und alſo durch dieſe Vergnügungen ſeinen Schmerz lindern und beſänftigen; ſo wie man auch mit dem dabey zu vergießenden Blute die unterirdiſchen Götter ausſöhnen und befriedigen wollte. Zuweilen ſtellten obrigkeitliche Perſonen dergleichen an, um das Volk dadurch wieder zufrieden zu ſtellen, wenn ſie beſorgten zu hart zu ſeyn; oder Privatperſonen, um die Gunſt des Volkes zu erlangen, und, im Falle ein obrigkeitliches Amt leer würde, ſolches zu erhalten.

Die Leichenſpiele waren in Anſehung der Menge ſowohl als auch der Pracht ſehr verſchieden. Zuweilen hatte man bloße Fechterſpiele, und dieſe waren die allergewöhnlichſten. Man verband aber damit bey anſehnlichen Leichenbegängniſſen reicher Römer, auch allerley andere Spiele, z. B. Ludos ſcenicos ſatyricos. Dieſes waren Spiele von denen veranſtaltet, welche vermittelſt der Stimme des Volks zu einem

(*) *Plin.* l. 7, 56. p. 481.

obrigkeitlichen Amte gekommen waren. Mehrere hierzu vorbereitete Leute ſangen auf einer Bühne Oden, oder ſuchten den Zuhörern und Zuſchauern allerley andere dramatiſche Vorſtellungen zu geben. Eben dieſe Spiele geſchahen zuweilen auch auf öffentliche Koſten bloß zum Vergnügen des Volks, doch mit dem Unterſchiede, daß alsdann nur die Thaten der Helden vorgetragen wurden. Es war Muſik dabey, und die agirenden Perſonen verkleideten ſich nach Befinden der Umſtände in Könige, Gottheiten, Satyre, Faunen und dergleichen mehr (*).

Auch ſind hierher diejenigen Göttermahle zu rechnen, welche bey großen Leichenbegängniſſen veranſtaltet wurden. Man nannte ein ſolches ein Epulum, und ließ unter das Volk dabey Fleiſch austheilen. Dieſe Feyerlichkeiten zu beſorgen, waren beſondere Prieſter angeſtellet, welche Epulonen (Epulones) hieſſen; dieſe beſtimmten die Fälle, wenn ein ſolches Gaſtmahl nöthig war, und gaben auch die Art und Weiſe ſie zu veranſtalten, an. Im 557ſten Jahre der Stadt Rom ſind dazu zuerſt drey Prieſter angeſtellt worden, denen man das Vorrecht zugeſtand, einen bebrämten Rock zu tragen (**). Sylla fügte ihnen noch vier bey, und Cäſar vermehrte ihre Zahl bis auf zehn. Da nun vornehmlich ihre Sorgfalt auf die Göttermahle gerichtet war, ſo lag ihnen auch ob, den Tiſch ſelbſt in gehörige Ordnung zu bringen, um welchen die Bildniſſe der Götter auf Polſter, als ob ſie ſpeiſen ſollten, gelegt wurden, und veranſtalteten hierzu die koſtbarſten Speiſen. Dergleichen Göttermahle dauerten zuweilen mehrere Tage hinter einander, wo alsdann

(*) *Diam. Halic.* lib. 7. p. 477. In illuſt. virorum pompis funebribus vidi — — choros ſatyricos, qui ſaltationem ſatyricam graecanicam ſaltarent.

(**) *Livius*, lib. 33. 42.

kam' die Epulonen deſto mehrere Sorgfalt anzuwenden hatten, um alles wohl zu ordnen, damit es theils an nichts gebrach, theils aber auch, damit alles ohne Unordnung zuginge. Beſonders hatten ſie das jährliche große Mahl, welches dem Jupiter auf dem Capitolio gegeben wurde, zu veranſtalten, und ſie mußten auch die Gaſtmahle beſorgen, welche bey den großen römiſchen Spielen dem Jupiter, der Juno und Minerva zu Ehren gehalten wurden. (Von den großen Spielen der Römer wird in S. gehandelt.) Richteten vornehme Römer bey Opfern Göttermahle an, ſo war auch dieſes ein Theil ihrer Pflicht, ſo wie ſie denn auch dem Oberprieſter berichten mußten, wenn überhaupt bey den öffentlichen Spielen ein Verſehen vorgegangen war. In dieſer Hinſicht waren ſie bey denſelben ſtets gegenwärtig, und erkundigten ſich auch: ob nicht jemand im Teſtamente den Göttern ein Opfermahl u. dgl. angeordnet hätte? Daß nun ſolches vollführt wurde, war ſodann ihr erſtes Beſtreben. Wurde aber von den Hinterbliebenen dergleichen Anordnung verheimlichet, ſo konnten ſie in dieſem Falle auch die ganze Erbſchaft confisciren.

Zu dem Amte eines Epulonen konnten auch Jünglinge gelangen, welche kaum das 16te Jahr erreicht hatten. Sie mußten bey dem Gaſtmahle ſelbſt auch aufwarten. Bey dem Göttermahle auf dem Capitolio waren die Senatoren die Gäſte, und es ſcheint, daß dieſe Herren ſich wohl die mehreſte Zeit dieſe Bewirthungen haben gut ſchmecken laſſen (*). Das Amt der Epulonen, ob ſie gleich ſo jung dazu gelangten, ſtand dennoch in großem Anſehen. Cäſar ſelbſt war ein ſolcher Prieſter, und auch der Kaiſer Tiberius. Aber ſo beſtändig war dieſe Würde nicht, als die der Auguren. Denn dieſe konnten, ſelbſt wenn ſie Schand-

(*) *Dio Caſſ.* lib. 48, 52. *Martial.* lib. 12, 48.

thaten oder Böſes begangen, nicht abgeſetzt werden, wie es doch bey den Epulonen geſchah, welches Marius Priscus erfuhr (*).

Um des Publikums Gunſt zu erwerben, gaben reiche Römer, wie ich ſchon oben erwähnet habe, auch öffentliche Luſtbarkeiten und Gaſtmahle, wie Cäſar einſt dergleichen that, wobey aber die Epulonen nicht immer beſchäftiget waren (**). Daß dieſes Gaſtmahl nicht unerheblich geweſen ſeyn muß, läßt ſich ſchon daraus abnehmen, weil die Gäſte an 22000 Tiſchen ſaßen. (Excepit populum viginti duobus millibus triclinjorum.) Hierbey kann man auch bemerken, daß *Jovis Coenatio*, und *epulum Jovis* nicht einerley bedeuten. Epulum Jovis war coena lautiſſima in Jovis honorem et ad placandum eum ab Epulonibus inſtructa. Coenatio Jovis hingegen, war in dem Porticu Palatii auguſtalis ein prächtiges Triclinium oder Speiſeſaal. Nahe dabey war noch ein Speiſeſaal, welcher *Sicilia* hieß. (*Sueton.* Aug. 72. *Jul. Capitol.* Pertinax, c. 11, p. 561. *Plut.* in Lucullo p. 519.) Des Lucullus Speiſeſaal hieß Apollo. Auch unterſchied man die Benennungen, viri epulones, und epulones. Erſteres waren die Gäſte, welche man zum Verzehren der Opfermahlzeiten einlud; von den andern iſt gehandelt worden.

Im Artikel Leichenmahl habe ich der Austheilung des Fleiſches bey Leichenbegängniſſen ſchon gedacht. Solches geſchah auch hier, wenn es nur irgend feyerlich dabey herging. Beſtanden aber die Leichenſpiele nur bloß aus Tänzen, waren keine Fechterſpiele, kein Göttermahl, keine Austheilung des Fleiſches an das Volk, kein Pferderennen angeſtellt, ſo wurden ſolche Leichenbegängniſſe, Simpludiarii, d. i.

(*) *Plin.* lib. 2, ep. 11.

(**) *Plutarch.* in Caes. p. 733.

d. i. Simpliludiarii, und die Leichen ſelbſt, bey denen nur bloß getanzt wurde, funera ſimpludiaria, genannt. Man konnte die Spiele bey den Leichenbegängniſſen an verſchiedenen Orten anſtellen, und wenn ſonſt die Fechterſpiele auf öffentlichen Plätzen gegeben wurden, ſo ſah man bey Leichenbegängniſſen doch ſehr gern, daß ſie dort, wo die Leiche blieb, veranſtaltet wurden. Dieſe Klopffechter, welche bey dem Begräbnißplatze mit einander fochten, hießen gladiatores bultiarii. Des P. Licinii Leichenbegängniß war eins der allerangeſehenſten in dieſem Stücke, denn, es ſtritten 110 Fechter mit einander, dem Volke wurde Fleiſch ausgetheilt, und drey Tage lang gab man Trauerſpiele. Darauf wurde auf öffentlichem Markte noch ein großes Trauermahl angerichtet, und, weil ein ſtarker Regen und ungeſtümes Wetter ſich einſtellte, mußten Gezelte aufgeſchlagen werden, unter welchen die Gäſte die Mahlzeit verzehrten.

Eine beſondere Eitelkeit auf eine andere Art, als ich im vorhergehenden ſchon bemerkt habe, mochte ſehr oft auch wohl ehrſüchtigen Privatperſonen Anlaß geben, dergleichen koſtbare Spiele zu veranſtalten. Diejenigen Perſonen, welche die Spiele gaben, hatten die Erlaubniß, an dem Tage, oder, in den Tagen, da ſolche Spiele auf ihre Koſten gehalten wurden, einen mit Purpur bebrämten Rock, ſo wie es den Senatoren und Prieſtern zukam, tragen zu dürfen. Dabey konnten ſie auch noch einen Raths- und Stadtdiener, (Accenſum und Lictorem,) zu ihrer Bedienung und Aufwartung erhalten, wenn ſie die Koſten ſolche zu lohnen daran wenden wollten (*). Es mag aber damahls wohl ſchon eben ſo, und vielleicht noch ärger (in Hinſicht desjenigen Beſtrebens der geringern Volksklaſſe, um es den höhern in allem äußern Anſe-

(*) *Livius*, lib. 35, 7. Cic. de leg. l. 2, 24.

hen zuvor zu thun —) hergegangen seyn, als jetzt; denn Juvenal (sat. 3. v. 34.) spottet herzlich über die Hornbläser, welche so reich geworden waren, daß sie munera gladiatoria anstellen konnten — sich aber auch durch diesen Aufwand wieder so herunter gebracht hatten, daß sie die vier und vierzig öffentliche Abtritte in Rom pachten mußten, welches nur von Leuten geschah, die in sehr schlechtem Ansehen standen.

Bis zu den Zeiten des Julius Cäsar, war es noch nicht gebräuchlich gewesen, bey den Leichenbegängnissen der Kinder Fechterspiele anzustellen. Dieser war der erste, welcher bey Beerdigung seiner Tochter solches einführte (*). Bald folgten ihm andere nach, und in den übrigen, zum Theil auch nur geringen Städten Italiens, wie z. B. in der kleinen liguriſchen Stadt Pollentia, wurden Fechterspiele gegeben. Und da in den Provinzen die allermehresten der dahin gesandten Obrigkeiten, welche die Provinzen verwalten sollten, sich daselbst zu bereichern suchten, und daher die Einwohner heftig drückten und preßten; so wollten sie bey ihrem Abzuge damit alles wieder gut machen, daß sie, um den Einwohnern ein Vergnügen zu verschaffen, Fechterspiele anstellten, wie ich anfangs dieses Artikels schon erwähnte. Dieses Geld mußte aber ebenfalls wieder erpreßt werden, denn sonst hätten sie nichts übrig gehabt; das sah Nero ein, und er untersagte daher schlechterdings diesen Gebrauch (**).

Endlich mußten ebenfalls in Rom die Kaiser solchem Unwesen Gränzen setzen, weil das Volk bis zur Raserey spielsüchtig wurde. (Hier heißt spielsüchtig: nicht daß ein Mann am Spieltische sein Vermögen so traurig be-

(*) Sueton. Caes. 26.

(**) Tacit. ann. lib. 13. 31. p. 131.

begräbt, ſondern, daß er es an die öffentlichen Luſtbarkeiten wandte.) Antonin beſtimmte, wie hoch der Aufwand ſeyn ſollte, welchen ein Privatmann zu den Spielen verwenden konnte, und der nachfolgende Antonin, der Philoſoph, ſchränkte ſie auf alle Weiſe ein (*). Er ſetzte eine beſtimmte Summe Geldes, die man zu ſolchen Spielen verwenden konnte, und darüber man nicht ſchreiten durfte; ſo wie er auch verboth, nicht mit ſcharfen Schwerdtern zu fechten und zu morden. Ja er ſelbſt ſah nie ein Fechterſpiel an, wo mit Degen gefochten wurde (**). Weil nun aber das Volk nicht am bloßen Fechten, ſondern am Blutvergießen Vergnügen fand, und ſolches bey dieſem Fechten nicht erfolgte, ſo wurde dadurch die Luſt allmählig verringert. Nerva hob dieſe Spiele gänzlich auf, weil dieſe Spiele koſtbar waren. Die Fechter wurden bewaffnet, und mußten Soldaten werden. Adrian hielt ſie ſechs Tage lang, Trajan ſiebzehn Wochen und vier Tage, und Gordian alle Monathe (***).

Da man ſich aber überedete, daß dergleichen Fechterſpiele überhaupt dem Volke nützlich wären, ſo wurden vor dem Abmarſche eines Feldherrn, und zumahl eines Kaiſers zur Armee, dergleichen Spiele gegeben, welchen Gebrauch man mit der Zeit ſchon ſelbſt des Wohlſtandes wegen nicht einmahl unterlaſſen mochte. Der Nutzen, welchen man davon erwartete, ſollte der ſeyn, daß das Volk daher Tapferkeit lernte, daß es eben ſo unerſchrocken dem Feinde entgegen gehen ſollte, als die Fechter mit einander ſtritten, und den Tod

(*) *Jul. Capit.* Ant. philoſ. cap. 11, p. 332, omnifariam temperavit gladiatoria ſpectacula.

(**) *Dio Caſſ.* lib. 71, 29, 1194.

(***) *Ael. Spart.* Adrian. cap. 7, pag. 69. *Dio Caſſ.* lib. 68, 15. *Jul. Capit.* Gordian. cap. 3, pag. 77.

nicht ſcheueten: man ſollte, wenn man auch unbewaffnet wäre, den noch ſo ſehr bewaffneten Feind nicht fürchten; weil auch unbewaffnete Leute mit bewaffneten ſtritten. Lange währte es, und es hielt auch ſehr hart, dieſe fürchterliche Gewohnheit völlig abzuſchaffen; denn, man ſuchte ſie doch immer noch damit zu rechtfertigen, daß ſie eine gute Uebung und eine treffliche Arzeney zur Tapferkeit wären. Das gänzliche Ende dieſer barbariſchen Schauſpiele erſchien zuletzt unter den chriſtlichen Kaiſern (*). Einige derſelben fanden noch Vergnügen daran, wohin auch Conſtantius zu rechnen, und daher wurde noch immer nicht ſo genau auf die Beobachtung des Geſetzes gehalten. Die Chriſten hingegen hielten bey den Kaiſern ſtets ſehnlich an, daß dieſe ſchreckliche Gewohnheit gänzlich eingeſtellt werden möchte, weßhalb Conſtantin zu ſeiner Zeit auch alles Mögliche zur Einſtellung derſelben beytrug (**). Honorius aber machte mit erſchütterter Seele, als Telemachus das Opfer der Wuth des Volkes, ſeiner Rechtſchaffenheit wegen, wurde, ein völliges Ende. Man ſehe Encyklopädie Th. XXXIV, S. 40.

Wenn ein Volk ſich an den Anblick des Blutvergießens gewöhnt, ſo nimmt dieſe Luſt fürchterlich zu, und wird zur abſcheulichſten Wuth. Die bloße Politik ſchon hätte die freyen Römer lehren ſollen, daß ein verwildertes Volk der Freyheit unfähig werden müßte; — und wie mußte nicht eine Nation verwildern, deren Matronen, ja Veſtalinnen ſogar ſolchen Schauſpielen beywohnten! Sehr ſpät gewöhnten ſich die

(*) Hiervon finden ſich verſchiedene Geſetze im *Cod. Theod.* l. 15, tit. 12, Tom. 5, p. 449, de gladiatoribus penitus tollendis.

(**) *Euſeb.* vita Conſtant. lib. 4, 25. *Sozom.* hiſt. eccleſ. lib. 1, 8. p. 413.

die unterjochten Griechen an dieſe Spiele. Als zu den Zeiten des Kaiſers Marcus Aurelius den Athenienſern vorgeſchlagen ward, nach den Beyſpielen der Korinthier Gladiatorenkämpfe anzuſtellen, rief der Philoſoph Demonax mit edlem Unwillen: Brecht, ihr Männer von Athen, wofern ihr dieſe Kämpfe einführen wollet, brecht zuvor den Altar ab, welchen eure Väter der Barmherzigkeit errichteten.

Ob zwar im Artikel Kampfſpiele mancherley vorgekommen, welches ich hier habe wieder berühren müſſen; ſo war ſolches aber auch um ſo nöthiger, da gegenwärtiger Artikel ganz beſonders von denjenigen Kämpfen handelt, welche bey Leichenbegängniſſen vorfielen. Eben ſo nöthig wird es nun auch ſeyn, ganz kürzlich von den Oertern ſelbſt zu reden, wo dieſe Schauſpiele vorgingen. Geſchah es nicht bey den Gräbern der verſtorbenen Perſonen; ſo waren hierzu öffentliche Anſtalten. Die Geſchichte von der Entſtehung und immer größern Vervollkommnung der hierzu bereiteten Bühnen, iſt in oft erwähntem Artikel Kampfſpiel ebenfalls nachzuſehen.

Es war in Rom ſchon Bedürfniß geworden, bey jeder Feyer Blut zu ſehen; die Leichenbegängniſſe waren es nun nicht mehr allein, bey welchen man Kämpfe ſahe, jede große Feyer mußte mit Blut bezeichnet ſeyn, und das Volk gewöhnte ſich ſo ſehr an die blutigen Anblicke, die es kalten Herzens und nur mit Theilnahme an dem Jubel des Siegers, ſuchte, daß es wenig andere Freuden für edel hielt, und als unterhaltend annahm.

Es würde (ſagt daher der Graf zu Stollberg) mich nicht wundern, wenn wir erlebten, daß Geſetzgeber einer Nation, welche vor unſern Augen den Segen des Chriſtenthums von ſich ſtößt, dieſe die Menſchheit entehrende Sitte nach anderthalb Jahrtauſenden wieder einführten. Sie möchten vielleicht durch Vorſpiegelungen einer blendenden Politik, zum Wahne verleitet werden, daß ſie auf

dieſe

diese Art den Blutdurst eines Volkes, welches sich am Morde seiner Mitbürger weidet, befriedigen könnten. Der persische Jäger nimmt, statt des Jagdhundes, einen Tiger von kleiner Art, dem die Augen verhüllet sind, hinter sich aufs Roß. Sobald er ein Wild sieht, reißt er seinem Jagdgefährten die Hülle vom Kopfe, dieser springt hinab, verfolgt das Wild, erhascht es, und saugt aus der Kehle das Blut. Hat er seinen Durst gelöscht, so läßt er vom Manne, dem er den Raub überläßt, sich wieder die Augen verkappen, und aufs Pferd setzen. Entschlüpft ihm die Beute, so wird er wüthend. Langsam und schmeichelnd nahet sich ihm der Jäger alsdann, wirft ihm ein Lamm, das er mit sich führet, vor, wartet, bis ihm der Tiger das Blut ausgesogen, legt diesem, nicht ohne Gefahr, durch Beyspiel gewarnt, die Augenhülle wieder an, und setzet ihn aufs Roß. — — —

In den allerältesten Zeiten, wo man noch nicht für einen gewissen Platz, um die Spiele daselbst zu vollenden, gesorgt hatte, war es Gebrauch, den Ort rings herum mit bloßen Degen zu umgeben. Es hießen daher diese Spiele, oder auch die Spiele der Art, schon gleich Circenses, es m[illegible]hte der Circus, oder die Rennbahn in der Stadt, oder auf dem freyen Felde abgesteckt seyn. Nach der Zeit bauete man zu solchem Behufe Theater und Amphitheater, aber nur für die Zeit des Spieles, und sie waren daher nicht bleibend. Die Theater, dem Vergnügen des Geistes gewidmet, waren griechischer Erfindung, und hatten immer die Gestalt eines halben Zirkels, so wie die Amphitheater rund oder eyförmig waren. Die Römer erfanden die Amphitheater, um mit Gemächlichkeit die Uebungen der Wettrenner, Ringer, Springer, Kämpfe wilder Thiere und Gefechte der Gladiatoren ansehen zu können. Pompejus erbauete das erste dauernde Theater; das erste dauernde Amphitheater wurde von Statilius Taurus gebauet, und zu Augustus Zeiten eingeweihet. Vespasian nahm sich vor, eins zu errichten, welches die höchste mögliche

Grö-

Größe hätte; das heißt, eine Größe, die nur durch den Hauptzweck, jedem Zuschauer einen bequemen, nicht zu entfernten Gesichtspunct zu geben, eingeschränkt werden mußte. Sein Baumeister erreichte diesen Zweck; er hieß Gaudentius, soll hernach ein Christ geworden, und, wie so viele andere Märtyrer, in diesem Amphitheater wilden Thieren vorgeworfen worden seyn.

Dieses **Vespasianische Theater** wurde nach dem jüdischen Kriege gebauet, und es sollen zehntausend gefangene Juden bey der Arbeit geschmachtet haben. Titus weihete es mit Kämpfen ein, und widmete es dem Andenken seines Vaters Vespasian, daher es auch nach dem Geschlechtsnahmen dieses Kaisers **Amphitheatrum Flavium**, genannt ward. Domitian, der Bruder und Nachfolger des Titus, gab hier die größten Kämpfe, welche Rom je gesehen. Dieses Amphitheater ward öfters das **Kolosseum** genannt, nach einem großen **Kolossus**, welchen Nero im Vorsaale seines Pallastes aufgestellet hatte. Es stellte dieser Kolossus den Sonnengott vor, dem Nero seinen eignen Kopf gegeben hatte. Vespasian ließ diesen Kopf abschlagen, einen andern darauf setzen, und errichtete diesen Kolossus dicht bey diesem Amphitheater.

Dieses **Kolosseum** ist eyförmig. Des Gebäudes Höhe wird auf 160 Fuß geschätzt, und der Umkreis, so wie auch die nördliche Außenseite, haben sich noch bis jetzt erhalten. In der Encyklopädie, Th. XXXIV, S. 21 bis 30, findet man eine Beschreibung desselben, wie auch die derselben beygefügte Figur 1825, die innere Ansicht des Kolosseums vorstellend. Der äußere Anblick von diesen prächtigen Ruinen erfolgt hier vermittelst der Figur 4315.

So oft die Alten mehr als eine Säulenordnung anbrachten, wie auch hier der Fall ist, da zwischen den drey-

dreyfach übereinander stehenden Hallen stützende Säulen standen, wo von dorischer Ordnung die untersten, von jonischer die mittlern, und von korinthischer die beyden obersten waren, trugen sie Sorge, die einfachern Ordnungen, welche den Character der Festigkeit und Größe haben, unter die leichtern und zierlichern zu stellen. Das thaten sie, dem Auge zu schmeicheln, und die Täuschung lebendiger zu machen. Mit eben so strenger, und noch mehr nöthiger Sorgfalt wußten sie ihren ungeheuren Gebäuden dadurch Festigkeit zu geben, daß die leichtere Masse von der schwerern getragen ward. So ruhet hier auf dem harten Kalksteine der leichtere Tuffstein, auf diesem die Mauern der Ziegelsteine. Die obersten Wölbungen sind von einer andern Art so lockern Tuffsteines, daß er noch leichter ist, als die Ziegel. Verschiedentlich sind Reisende hinauf bis zu den Sitzen der Bürger gestiegen, und behaupten, so hoch sie auch gestanden, daß sie doch sehr deutlich hinab auf die Arena haben sehen können. Es ist daher kein Zweifel, daß auch die höher sitzenden Matronen sehr deutlich die Kämpfe sehen konnten; denn alle Zuschauer saßen im Halbdunkel, und das Licht fiel auf den Schauplatz.

Da der Herr Graf zu Stollberg diese Ruinen vom Kolosseo selbst gesehen, und sie im zweyten Bande seiner Reise in Deutschland, die Schweitz, Italien und Sicilien beschreibt, so will ich hierselbst seiner Beschreibung wörtlich folgen; und hierdurch dasjenige noch zu ergänzen suchen, was allenfalls fehlen möchte. Er sagt:

Das Kolosseum war auf der Stätte gebaut, wo ein Fischteich gewesen war, welcher zum sogenannten goldenen Pallaste des Nero gehörte. Dieser Pallast hatte, mit seinen Gebäuden, Säulengängen, Gärten, Teichen, u. s. w. einen sehr großen Theil der alten Stadt, drey ihrer Berge, den Palatin, den Esquilin, und den Cälius, mit dem ganzen Raume zwischen ihnen, eingenommen.

Das

oder Grabsteine Denkmähler, und haben sie Inschriften, redende Denkmähler, ob gleich nicht alle Denkmähler Leichen- oder Grabsteine sind. Von den Denkmählern überhaupt ist schon in der Encyklopädie, Th. IX, S. 93, fgg. so wie auch von den Inschriften, Th. XXX, S. 138, fgg. gehandelt worden. Es würde daher hier besonders nur von den Leichensteinen, oder den Denkmählern die Rede seyn, welche zugleich auch den Zweck des Grabsteines erfüllen.

Der ganze Ort, auf welchen der Leichenstein liegt, oder aufgerichtet steht, mit dem Steine selbst, wird im allgemeinen das Grab oder das Grabmahl genannt. Man versteht in dieser Hinsicht also unter Grabmahl, die mit einem Steine bezeichnete Stätte, wo der Verstorbene ruhet. Es ist also hier der Leichenstein das Denkmahl, welches die Grabstätte zeigt. Die Römer hatten zwey verschiedene Ausdrücke, womit sie ihre Grabstätten bezeichneten, die selbst in ihrer Bedeutung auch verschieden waren. Diese sind: Monumentum, und Sepulcrum. Daß Monumentum, auch eine Grabstätte, oder einen Ort bezeichne, wo eine Leiche beygesetzt werde, läßt sich ganz ohne Zweifel aus Dio Cassius Worten beweisen, wenn er sagt: Ossa *Severi* in monumento *Antoniniano* reposita sunt (*). Und, wenn er mit dem Worte: reponere auch nur so viel sagen will, daß die Urne mit der Asche und den übrig gebliebenen Knochen in das Monument beygesetzt worden — so zeigt hier monumentum doch auch so viel an, daß es der Ort sey, wo die Gebeine des Severus ruhen. Vielleicht nahmen die Römer das Wort sepulcrum auch zuweilen nur bloß zu denen Gräbern, in welchen sich eine nicht verbrannte Leiche befand.

Hier,

(*) *Dio Cass.* lib. 76, 15.

Hier, in der eben angeführten Bedeutung, ſollte alſo monumentum eben das, was ſepulcrum hieß, anzeigen, und vielleicht nur darunter verſtanden werden, daß der Leichnam dort, nachdem er verbrannt worden, beygeſetzt, und alſo nicht unverbrannt begraben iſt. Dieſes Monument befand ſich am appiſchen Wege. Wenn alſo ein Monument, oder das lateiniſche Wort monumentum, von einem ſolchen Orte gebraucht wird, wo jemand begraben liegt, ſo würde es im weitläuftigſten Verſtande eben das ſagen, was wir im weitläuftigſten Verſtande unter ſepulcrum, oder ein Grab, ein Grabmahl verſtehen; nähmlich: den Ort, wo die Ueberreſte dieſes oder jenes Menſchen ſich befinden. Mit der Bedeutung dieſer Wörter, oder vielmehr mit den Wörtern Leichenſtein und Grab, geht es uns noch heutiges Tages ſo. Wir ſagen: „Laßt uns zu dieſes oder jenes Mannes „Leichenſtein gehen;“ das heißt nichts weiter, als: nach dem Grabe des Mannes gehen. Der Leichenſtein iſt hier das Monument, und das Monument wieder das Grab, oder ſepulcrum. Indeſſen iſt doch auch anzumerken, daß von der bloßen Begräbnißſtätte, die ſich ohne alle Aus- und Abzeichnung befindet, das Wort monumentum, oder Monument, (Denkmahl) ſich nicht gebrauchen läßt, noch auch je gebraucht wird. Würde aber hingegen wieder nur ein einziger Stein zum Haupte des Verſtorbenen und im Grabe liegenden, oder überhaupt auf dem Grabe, irgend bemerkbar, damit es aufgeſucht und gefunden werden könnte, aufgerichtet worden ſeyn, ſo wäre dieſer Stein ein Monument; und wenn man ſelbigen ſo benennete, würde man auch zugleich das gedachte Grab damit meinen, und der Stein alſo, den Leichenſtein, das Grab, und das Denkmahl des Verſtorbenen bedeuten.

Solche Monumente bey den Römern, die zugleich ſepulcra waren, ſind z. B. der Metellen, des Antil

Lupi, des Vibii Mariani, der Antonine, und noch mehrere andere geweſen, davon man verſchiedentlich manche Ueberbleibſel noch immer antrifft (*). Sehr oft war monumentum aber auch nur ein bloßes Denkmahl, (ein μνημειον,) ein prächtiges Gebäude, ein Bogen, ein Porticus oder Spaziergang und dergleichen, ohne daß an dem Orte, wo dieſes Denkmahl errichtet war, der Verſtorbene beerdigt worden (**). Wenn man alſo an vielen Orten Monumente findet, wie z. B. dem Aeneas zu Ehren viele errichtet waren, ſo kann man daher nicht behaupten, daß er an allen dieſen Orten begraben liege. (Im Art. Leichenbalſamiren, habe ich vom Oſiris der alten Aegypter geredet, deſſen Körper getheilt, und in verſchiedenen Tempeln beygeſetzt worden; — und unter Leichengebräuche habe ich angeführt, daß die Leichname der verſtorbenen Kaiſer in verſchiedenen Kirchen in Wien beygeſetzt werden — dies alles gehört aber hier nicht her.) Dieſes ſagt ſelbſt auch Dionyſius von Halicarnaß, wenn er von dem Begräbniſſe des Aeneas redet (***): Es ſey nicht ungewöhnlich, daß man berühmter Leute Begräbniſſe, welche zumahl verſchiedene Schickſale gehabt, an mehrern Orten aufweiſe. Unmöglich aber könnten ſie an allen den Orten wirklich geſtorben und begraben ſeyn.

Ein

(*) *Sandrarts* Academ. Tom. 2, tab. 18. 19. 20. Wie auch in verſchiedenen Reiſebeſchreibungen, beſonders in denen, die vom Morgenlande und Italien handeln, wie deren hauptſächlich Pokoks und des Grafen zu Stollberg ſind, nebſt vielen andern dergleichen.

(**) *Feſtus*, p. 245. *Monumentum* eſt, quidquid ob memoriam alicujus factum eſt, ut fana, porticus, ſcripta et carmina. Sed *monumentum*, quamvis mortui cauſſa ſit factum, non tamen ſignificat ibi ſepultum.

(***) *Dion. Halic.* lib. 1, 44. Monumenta eis facta in gratiam acceptae utilitatis, praecipue ſi ſupereſſent *reliquiae gentis* aut ſi *humanos* ſe *in hoſpites* ſuos praebuiſſent.

Ein Familienbegräbniß aber, wenn auch noch ſo viele Leichenſteine darüber liegen, oder, wenn es ein Gewölbe oder ſonſt dergleichen iſt, was überhaupt die Römer ſepulcrum familiare nannten, muß nicht mit einem Monumente verwechſelt werden. Solches konnte bey den Römern ſehr groß und prächtig ſeyn, damit alle aus der Familie lange Zeit Raum hatten; in welcher Rückſicht ſich es ſchon in der Bauart ſelbſt von den bloßen Monumenten, oder Gräbern einzelner Perſonen, unterſchied; und dennoch war es kein Monument, ſondern ein ſepulcrum, eine Grabſtätte, oder Begräbniß dieſer oder jener ganzen Familie.

Wenn bey den Griechen, weder die Leichname noch die Aſche der im feindlichen Gebiete verſtorbenen Freunde zu erhalten war, ſo glaubten ſie wenigſtens die Seele doch durch Opfer in ihr Vaterland wieder zurückrufen zu können. Dieſe Gewohnheit nannten ſie ψυχαγωγιαν, da ſie denn während dieſer Opfer drey oder mehrere Mahle den Nahmen des Verſtorbenen laut ausriefen. Bey den Römern findet ſich hin und wieder dieſer Gebrauch ebenfalls, und man nannte dieſe Opfer Sacra Plychagogica (*). Der Aberglaube der Griechen ging aber ſogar ſo weit, da ſie Grabmahle für dieſe Todten bereiteten, welche doch nur eigentlich bloße Monumente waren, daß ſie glaubten, nach dieſer ihrer Einladung nähme die Seele nun ihren Wohnſitz in dem ihr geweiheten Monumente. Sie nannten dieſe Denkmähler, oder vielmehr leere Gräber Κενοταφια, (Cenotaphia) weil ſie leer von Todten, Aſche oder Gebeinen der Todten waren, welche die Römer mit dem Nahmen monumenta ebenfalls belegten, wenn ſie ſich des griechiſchen Ausdrucks

(*) Von dieſem Gebrauche der Griechen ſehe man: *Homer.* Odyſſ. λ. 9. 59 — 66.
Pindar. Pythior. Od. 4. v. 334.

nicht bedienen wollten. Es waren alſo bey den Griechen dieſe Κενοταφια weiter nichts als die monumenta bey den Römern (*).

Dieſe Cenotaphia waren entweder wirkliche Monumente, von Steinen oder Quaderſtücken aufgeführt, und mit dem Nahmen desjenigen bezeichnet, dem zu Ehren ſie waren errichtet worden; oder es waren auch nur bloß große Steinhaufen, die man ohne Ordnung hoch auf einander hin geworfen hatte. Sobald ein ſolches Cenotaphium fertig war, wurde die Seele deſſen, dem zu Ehren man es errichtet hatte, drey Mahl gerufen, ihren Aufenthalt in, oder bey demſelben zu nehmen. In dieſer Rückſicht ſagt auch Virgil: (Aeneid. l. 303, ſeq.)

Manesque vocabat
Hectoreum *ad tumulum*: viridi quem cespite *inanem*
— — — ſacraverat.

Ganz uneigentlich alſo werden ſolche Begräbnißſtellen Cenotaphia genannt, wie die Römer ebenfalls das Wort monumentum alſo gebrauchen (**). Unſere Leichenſteine, und überhaupt unſere Gräber, auf welchen nur ein bemerkbarer Stein, ſey er auch ganz ohne Inſchrift, aufgerichtet worden, ſind zwar wohl Denkmähler, Monumente, aber keine Cenotaphia, weil ſie faſt allemahl die Gebeine des Verſtorbenen in ſich enthalten. Vielleicht aber könnten ſolche Leichenſteine bey uns mit dieſem Nahmen belegt werden, die hin und wieder an denjenigen Orten aufgerichtet wor-

(*) *Suid.* tom. 2, P. 295. Κενοταφια ησαν αλλοτυμεια, ου τυπος νεκρε, μη εχοντα νεκρον. i. e. monumenta in ſpeciem tantum facta, quae nullum mortui cadaver habent.

(**) *Ael. Lampert.* in Alex. Sever. c. 63, p. 1035. *Flav. Vopiſc.* in Probo, cap. 21, p. 682, cap. 9, p. 654.

worden, wo ein angesehener Mann, oder ein um den Staat wohlverdienter Bürger durch Meuchelmord oder andere unglückliche Zufälle sein Leben verloren; dessen Gebeine aber entweder in das Familienbegräbniß oder auf irgend einem andern Gottesacker zur Ruhe gebracht worden, wenn wir auch den Begriff, daß die Seele des Verstorbenen dort wohnen solle, eben nicht damit verbinden. Dergleichen giebt es viele und mancherley, kostbare und auch wieder so einfache, so geringe, daß man sagen könnte: vom Marmor bis zum geringsten Feldsteine, ja, bis zum Tannenstrauche. —.— Mir fällt hierbey z. B. das Monument des guten Leopold Herzogs zu Braunschweig ein, der im Jahr 1785 in Frankfurt an der Oder, so unglücklich sein Leben verlor, dessen Leiche aber, ob man nachher gleich auf der unglücklichen Todesstelle das Monument errichtete, doch nicht dort begraben liegt. — Das Monument des seligen Gellert hingegen in Neubrandenburg, in Mecklenburg Strelitz, auf dem angenehmen Walle außerhalb der Stadt, würde wieder ein Monument im eigentlichen Verstande, ein bloßes Denkmahl seyn, da hingegen das eben daselbst sich befindende Grabmahl des Landsyndikus Pistorius, Denkmahl und Grab zu gleicher Zeit ist. Geringe Stücke dieser Art, die die Einwohner in der Gegend, wo sie sich befinden, schlechthin Leichensteine nennen, giebt es viele hin und wieder zerstreut. So z. B. findet sich in einem Walde ohnweit Bützow in Mecklenburg, die Tarnow genannt, ein aufgerichteter Stein, ohngefähr 8 Fuß hoch, etwas über 2 Fuß breit, und beynahe 7 Zoll dick, welcher oben gerundet und sogar etwas ausgekehlt ist, auf welchem sich eine jetzt schon erloschene Inschrift befunden hat. Dieser zeigt den Ort an, wo vor einigen hundert Jahren ein Bürgermeister aus Demmin in Pommern, von seinen treulosen Leuten erschla-

gen worden. Er ist aber daselbst nicht begraben, sondern in seinem Familienbegräbnisse. Ein ähnlicher Stein befindet sich auf der andern Seite der Stadt Bützow, auf der Feldmark des Dorfes Selow, der noch älter zu seyn scheint. Diese Steine werden von den Einwohnern dasiger Gegend Leichensteine genannt, und man findet darüber in Manzels bützowischen Ruhestunden nähere Auskunft. Noch geringere Denkmahle dieser Art sind die aufgethürmten Haufen von Steinen, die man hin und wieder an den Orten findet, wo jemand erschlagen worden, auf welchen jeder Vorübergehender noch stets einen Stein wirft, oder gar, wenn in der Gegend keine Steine vorhanden sind, die Hügel von Baumzweigen. Hierüber habe ich mich im Artikel Leichenbegängniß schon erklärt, nähmlich, daß diese Gewohnheit, einen Stein, eine Hand voll Erde, oder einen Strauch auf einen solchen Ort zu werfen, daher entstanden: um der Seele des Verstorbenen keine Unruhe zu machen, daß der Körper unbedeckt, oder unbegraben liege, zugleich aber auch den Göttern sich dadurch gefällig zu machen, und zu erzwecken, daß man auch einst begraben werde, und nicht das Unglück habe, unbegraben zu bleiben, weil man dergleichen für eins der schrecklichsten Schicksale hielt.

Versteht man aber unter Leichensteinen bloß solche Steine, die das Grab decken; die es von andern Gräbern absondern, und die nur bloß zur Sicherheit dienen, damit der Leichnam unangefochten ruhe; so könnte man solche nicht immer Monumente nennen. Ich beziehe mich hier nicht auf diejenigen der Art, welche wir häufig noch in unsern Kirchen, und vorzüglich auf den Kirchhöfen antreffen, sondern auf diejenigen, welche sich auf den Hügeln, im freyen Felde oder in den Wäldern noch befinden, die wir mit dem Nahmen: Riesenbetten, Hünen- oder Hühnengräber belegen,

wo-

worden, wo ein angeſehener Mann, oder ein um den Staat wohlverdienter Bürger durch Meuchelmord oder andere unglückliche Zufälle ſein Leben verlohren; deſſen Gebeine aber entweder in das Familienbegräbniß oder auf irgend einem andern Gottesacker zur Ruhe gebracht worden, wenn wir auch den Begriff, daß die Seele des Verſtorbenen dort wohnen ſolle, eben nicht damit verbinden. Dergleichen giebt es viele und mancherley, koſtbare und auch wieder ſo einfache, ſo geringe, daß man ſagen könnte: vom Marmor bis zum geringſten Feldſteine, ja, bis zum Tannenſtrauche. —.— Mir fällt hierbey z. B. das Monument des guten Leopold Herzogs zu Braunſchweig ein, der im Jahr 1785 in Frankfurt an der Oder, ſo unglücklich ſein Leben verlor, deſſen Leiche aber, ob man nachher gleich auf der unglücklichen Todesſtelle das Monument errichtete, doch nicht dort begraben liegt. — Das Monument des ſeligen Gellert hingegen in Neubrandenburg, in Mecklenburg Strelitz, auf dem angenehmen Walle außerhalb der Stadt, würde wieder ein Monument im eigentlichen Verſtande, ein bloßes Denkmahl ſeyn, da hingegen das eben daſelbſt ſich befindende Grabmahl des Landſyndikus Piſtorius, Denkmahl und Grab zu gleicher Zeit iſt. Geringe Stücke dieſer Art, die die Einwohner der Gegend, wo ſie ſich befinden, ſchlechthin Leichenſteine nennen, giebt es viele hin und wieder zerſtreut. So z. B. findet ſich in einem Walde ohnweit Bützow in Mecklenburg, die Tarnow genannt, ein aufgerichteter Stein, ohngefähr 8 Fuß hoch, etwas über 2 Fuß breit, und beynahe 7 Zoll dick, welcher oben gerundet und ſogar etwas ausgekehlt iſt, auf welchem ſich eine jetzt ſchon erloſchene Inſchrift befunden hat. Dieſer zeigt den Ort an, wo vor einigen hundert Jahren ein Bürgermeiſter aus Demmin in Pommern, von ſeinen treuloſen Leuten erſchla-

de gleichsam zu Säulen gebraucht; wahrscheinlich ein Altar. An dem andern Ende liegt auch ein Stein, der nicht völlig so groß ist, ebenfalls in der Quere, und an einer jeden Seite, zwischen diesem und dem Ende der Einfassung, befindet sich auch ein Stein. Nicht weit hiervon, gegen Mittag, liegt ein großer Stein, der 10 Fuß breit, und zwischen 50 und 60 Fuß lang ist. Auf beyden Seiten desselben stehen über der Erde zwey Steine einander gegen über, allein hierauf befindet sich kein Deckstein. Diese Steine sind meistentheils eine Art von grauem Granit. So wie nun aber überhaupt die Leichensteine unserer alten Deutschen jetzt anderswo gut befindlich angewandt werden, so werden auch diese nach Nordholland geführt, und gebraucht, die Pfähle an den Dämmen wider die Gewalt des Meeres zu beschützen.

Ich habe im LXXIII Th. S. 390, fgg. schon verschiedenes von dergleichen Gräbern und Grabsteinen, welche ich in Pommern entdeckte, angeführt, und muß bekennen, daß ich mir alle ersinnliche Mühe gegeben, von solchen Denkmählern nur etwas heraus zu bringen, allein ich kam nie weiter, als daß ich, hatten sie manches Mahl auch noch so besondere Gestalten, ausfündig machte: es sey ein Grab, oder mehrere bey einander. Hierzu verhalfen mir oft auch die in vieles Dunkel verwickelte Dorfhistörchen, wovon ich eine z. B. anführen will: Es ist im Amte Neustadt in Mecklenburg, wo ich nicht irre, ohngefähr zwischen den Dörfern Herzfeldt und Grantzin eine Feldgegend, wo man einige daselbst befindliche Ackerstücken: die Brautwagens Enden, (de Brutwagenschen Eynn,) nennt. In der Mitte dieses Platzes befindet sich ein kleiner Hügel, auf demselben stehen zwölf in die Höhe gerichtete ziemlich große Steine, die etwa 3 Fuß hoch aus der Erde hervorragen. Sie sind so geordnet, daß sie zwey Reihen bilden, stehen stets einer gerade über

dem

von ich in den vorigen Artikeln ſchon verſchiedentlich gehandelt, und im Artikel Leichenverbrennen noch weitläuftiger ſeyn werde. Sie ſind wirkliche Gräber verſtorbener Menſchen, und wenn auch gleich ausgeſuchte Steine zu ehemahligen Opfern ſich noch auf ſelbigen befinden, ſo ſind ſie bloß Grab- oder Leichenſteine im eigentlichſten Verſtande, und nur allenfalls in der Rückſicht Denkmähler, weil ſie die Oerter, als Gräber, von der übrigen Gegend, unterſcheiden.

Nebſt vielen andern befindet ſich auch eine dergleichen Gegend auf dem Wege von Lauenburg nach Hamburg, ohnweit des Dorfes Hanwar. Auf kleinen Höhen ſind einige alte von Steinen errichtete Denkmähler dort vorhanden, oder wenigſtens findet man dort Steine in der Art aufgeſetzt, daß der Vorübergehende aufmerkſam auf dieſen Ort werden, und ſich es ſogleich ſelbſt überreden ſoll, daß daſelbſt Gräber ehemahliger Landesbewohner vorhanden ſind. Vielleicht ſind ſie noch ſo wie vor einigen Jahren; da waren um eins derſelben in einiger Entfernung rings herum fünf oder ſechs andere Steine geſtellt, und es war 30 Fuß lang und etwa 9 Fuß breit. An jeder Seite ſtanden 9 Steine, die 2 bis 3 Fuß hoch und etwa 18 Zoll breit waren, eben ſo weit von einander. (Wie tief ſie nun in der Erde ſtehen, kann ich nicht ſagen.) An den Enden ſtehen die Steine ohngefähr 6 Fuß von einander, und ein großer Stein liegt querüber auf der Südſeite. Dies ſcheint mir der eigentliche Leichenſtein zu ſeyn, da die übrigen querüber liegenden Steine wohl ſchon weggeholet worden; wenigſtens glaube ich es daher, weil ich noch faſt alle ſogenannte Hühnengräber, die nicht zerſtört waren, mit einem ſolchen großen Deckſtein gefunden habe. Auf dieſem, und dem Steine zu jeder Seite, iſt ein großer ausgebauchter Stein, ſehr dick, 8 Fuß lang, und 6 Fuß breit, der die aufrechtſtehenden Steine am En-

[illegible] gleichsam zu Seulen gebraucht: [illegible]
[illegible]. An dem andern Ende liegt auch ein [illegible]
der noch [illegible] eben ist, ebenfalls in der Erde
und es ruhet jeder Stein zwischen diesen und jenen
Steine der Einfassung. Befindet sich auch ein Stein
[illegible] gegen Mittag liegt ein grosser
Stein, der 12 Fuß lang und zwischen 5 und 6 Fuß
breit ist. Auf jeder Seiten desselben stehen aber
der Zwey zwey Steine einander gegen über, allein
auf jedwedem befindet sich kein Deckstein. Diese Steine sind
insgesammt eine Art von grauem Granit. So wie
man nun diese überhaupt die Leichensteine unserer alten
Deutschen jetzt anderswo gut befindlich angewandt
werden, so werden auch diese nach Nordholland ge-
führt, und gebraucht, die Pfähle an den Dämmen
wider die Gewalt des Meeres zu beschützen.

Ich habe im I. XXIII Th. S. 392, fgg. schon verschie-
denes von dergleichen Gräbern und Grabsteinen, wel-
che ich in Pommern entdeckte, angeführt, und muß
bekennen, daß ich mir alle ersinnliche Mühe gegeben,
von solchen Denkmählern nur etwas heraus zu bringen,
allein ich kam nie weiter, als daß ich, hatten sie man-
ches Mahl auch noch so besondere Gestalten, ausfin-
dig machte: es sey ein Grab, oder mehrere bey ein-
ander. Hierzu verhalfen mir oft auch die in vieles
Dunkel verwickelte Dorfhistörchen, wovon ich eine
z. B. anführen will. Es ist im Amte Neustadt in
Mecklenburg, wo ich nicht irre, ohngefähr zwischen
den Dörfern Herzfeldt und Grantzin eine Feldgegend,
wo man einige daselbst befindliche Ackerstücken: die
Krautwagens Enden, (de Brutwagenstücken Eymn,)
nennt. In der Mitte dieses Platzes befindet sich ein klei-
ner Hügel, auf demselben liegen zwey in die Höhe ge-
richtete ziemlich grosse Steine, der eine 5 Fuß hoch
aus der Erde hervorragend. Sie sind so gestellet, daß
sie gegen Norden stehen, einen etwa einer Spanne breit

dem

dem andern, in ihrer Reihe etwa 3 Fuß von einander entfernt, und die Reihen selbst sind etwa 8 Fuß von einander. Auf dem einen Ende ruhet ein mächtiger Stein auf den vier letzten in die Höhe gerichteten, als eine Decke, und die Einwohner dasiger Gegend nennen dieses Denkmahl, den Brautwagen. Ich forschte geraume Zeit nach dem Ursprunge dieser Benennung, aber vergebens; denn, es war mir äußerst auffallend, daß ein Haufen Grabsteine, wofür ich sie bey dem ersten Anblicke schon sogleich hielt, solche Benennung führen konnte. (Ich halte diesen Steinhaufen für drey Gräber die neben einander angelegt worden, wovon aber seit langer Zeit vielleicht schon die zwey übrigen großen Decksteine fehlen, und der eine am Ende nur noch geblieben; weil dort, wo der große Deckstein auf der Seite nach dem anstoßenden Grabe hin die unterstützenden Steine nur zur Hälfte bedeckt, der Leichen- oder Deckstein von dem benachbarten Grabe mit auf diesen ruhen kann.) Endlich hörte ich die Fabel hiervon; welche wörtlich folgendermaßen lautet:

„Ein Hühnenfräulein sey von einem grausamen Manne verfolgt worden, welcher sie mit Gewalt zur Erfüllung seiner erhitzten Wünsche habe bringen wollen. Sie sey aber mit einem andern Ritter verlobt gewesen, und habe sich tugendhaften Herzens darauf gesetzt, ihre geschworne Treue nicht zu brechen. Sie floh daher in einem mit acht Pferden bespannten Wagen. Auf diesem Platze habe der Grausame sie eingeholt. Angst und Schrecken übermannen sie hier. Um nicht von dem Verfolger umarmt zu werden, wünscht sie sogleich in Stein verwandelt zu seyn, und es geschieht. Die acht frey in die Höhe gerichteten Steine sind daher die acht Pferde, und die vier andern mit dem großen Decksteine der Wagen. Der verfolgende Ritter soll sich vor Schreck getödtet haben, und sein Geist habe sich noch lange zu Pferde in der Mitternachtsstunde daselbst winselnd sehen und hören lassen."

Es läßt sich nicht läugnen, daß hier einige wahre Thatsachen zum Grunde liegen, indem das Denkmahl, oder das Grab vorhanden ist, so wie die mehresten griechischen und römischen Fabeln auch wahre Geschichten zum Grunde haben. Vielleicht kann das Hühnenmädchen vor Schreck und Angst gestorben, und unberührt von ihrem Verfolger dort begraben seyn. Die figürliche und erhitzte Sprache der Alten hat nun die Leichensteine — das Denkmahl, in der Tradition, oder gar einem nun schon erloschenen Bardenliede, worin die Tugend und Treue dieses Fräuleins besungen worden, für die Person selbst genommen, — das Lied erlosch, und es blieb nur noch die verstümmelte Erzählung für die Nachwelt in eine unglaubliche Fabel eingehüllt. Wir haben dergleichen Fabeln, die sich auf gewisse Oerter, Plätze, Gegenden, Stellen in Seen, Gehölzen, Brüchern und dergleichen mehr beziehen, und es wäre wahrlich der Mühe werth, sie aufzusuchen, die Stellen in Zeichnungen zu bringen, die Fabeln dabey wörtlich anzuführen, und dann sie wahrscheinlich zu erklären. Ich hoffe gewiß, wir würden mehr Licht in der vaterländischen Geschichte erhalten:

Die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes ist in ein fürchterliches Dunkel eingehüllet, sobald man weiter hinauf in die Vorzeit forschen will. Alles was wir haben sind meistentheils Sachen, von auswärtigen Schriftstellern beschrieben. Unsere eigenen Traditionen, die, wenn wir die Denkmähler selbst sehen, uns verschiedentlich unterrichten könnten, werden darum von einen Theil unserer hochbelobten Gelehrten verlacht, weil sie Fabeln sind — sie kümmern sich nicht einmahl darum — verlachen sie als Dorfhistörchen, und lesen dafür lieber die Hirtenhistörchen weit entfernter, schon längst erloschener Völkerstämme, und zerbrechen sich die Köpfe, suchen sich auf den

Plätzen

Plätzen zu orientiren, wo sie niemahls hinkommen können und werden, während daß manches Mahl ein wichtiges Denkmahl in ihrer Nähe immer mehr mit Moos und Strauchwerk bewächst, welches eine gewisse Aufklärung verschiedener Dinge geben könnte — oder ein Leichenstein mit Wapen und Inschrift versinkt in die lockere Erde, der mancher zurückgekommenen, ehemahls gewiß edlen Familie, den vorigen Glanz und tausend Gerechtsame wieder geben könnte. — — Mancher würdige Mann aber, der Lust und Kenntnisse genug besäße, die vaterländischen Denkmähler aufzusuchen, und so ans Licht zu stellen, daß mehrere Gelehrte darüber verschiedentlich, und zuletzt richtig urtheilen könnten, wenn sie mit allen unsern Volkssagen und Fabeln zugleich zum Vorschein kämen, steht schon zu sehr in anderweitigen Geschäften, die er des lieben Brodts wegen nicht zurücksetzen, noch viel weniger dieserhalb gänzlich aufheben kann und darf, und daher bleiben so viele noch versteckte Merkwürdigkeiten für die Zukunft beständig todt.

Daß eine, oder mehrere entschlafene Personen unter solchen Leichensteinen ruhen, ist gewiß genug; und es läßt sich auch eben so gewiß vermuthen, daß, noch ehe unsere alten Vorfahren Städte und Schlösser hatten — ja, als sie noch in ziehenden Horden herumstreiften, und der Graue oder Hausvater seine Hütten aufschlug, wo er sein Vieh ernähren und seine Jagd treiben konnte, und weiter zog, sobald ihm die Stätte nicht länger gefiel, auch die Todten in die Erde versenkt, und weil man sie nicht mitnahm, wenn man weiter zog, das Grab mit einem oder mehreren kenntlichen Steinen, zum Denkzeichen, und, damit man es nach langen Jahren einst ohne viele Mühe wieder finden möge, bemerkt wurde. Aus der Größe der Steine, so wie auch aus der Art und Weise, wie sie gestellet und gelegt worden, läßt sich die Wichtig-

keit

keit der gewesenen Familie, und auch auf die Anzahl derer schließen, welche Hand an ein solches Werk gelegt haben müssen, indem manche Deck- oder Leichensteine von ungeheurer Größe sind. Die vielen, neben einander sich befindenden, gleich mühsamen, und vielleicht damahls prächtigen Gräber, ließen vermuthen, daß der Stamm einer Familie nicht allein stark gewesen, sondern auch geraume Zeit den Ort beherrscht habe. Geringe Mitglieder aus dem Stamme, die vielleicht auch ohne großen Anhang waren, oder einen so stattlichen Leichenstein nicht besorgen konnten, erhielten, wenn nicht an jeder Ecke des Grabes ein Stein gesetzt wurde, nur einen ganz gemeinen und eben nicht sehr großen Feldstein auf ihr Grab. Beyspiele zeigen solches häufig, und man findet Urnen zuweilen unter Steinen, von nur ganz mittelmäßiger Größe, wo man sie nie vermuthet hätte.

Diese Gewohnheit, nur einen so ärmlichen Leichenstein zu setzen, hat sich bis hieher noch in einigen Dorfgemeinen erhalten. Diejenigen Armen, welche das Grab auf den Kirchhöfen nicht mit eichenen Bohlen einfassen — oder kein schwarzes Kreuz auf dem Grabe, oder wohl gar keine Tafel oder behauenen Leichenstein mit Inschriften darauf stellen oder legen konnen, begnügen sich, nur mit einem ganz schlechten Feldsteine, welchen sie am Ende des Grabes, zum Haupte hinlegen. Dieses ist für manche betrübte Wittwe, manche vater- oder mutterlose Waise Denkmahls genug, wenn sie noch nach Jahren den Kirchhof besuchen, den Stein erkennen, und — vielleicht mit innigstem Schmerze fühlen, daß sie damahls glücklicher waren.

Ein solcher einfacher, schlechter Leichenstein wird von den Hinterbliebenen nicht minder geachtet, als die von Marmor erbauete Grabstätte von den stolz-klagenden. Wer alles verliert, hat immer den größesten Verlust,

luſt, er nenne ſich auch, wie er wolle, und iſt jedem andern größeſten Verluſte gleich.

Wurden in ehemahligen Zeiten die Grabſteine nicht bloß um der Sicherheit des Grabes willen geſetzt, ſondern waren ſie bloß heilige Denkmähler der Verſtorbenen, ſo konnten ſie ſo ſchlecht — und alſo auch eben dieſe Denkmähler ſo einfach, ſo kunſtlos ſeyn, als ſie nur wollten — und ſie waren dennoch dem Zwecke gemäß. Der ſchlechte, unbehauene Stein, wurde durch die darunter ruhenden geachteten Gebeine geheiliget, und zum anbetungswürdigen Denkmahle eingeweihet, und vielleicht nach Jahrzehenden, ſchon als die darunter ruhende Perſon ſelbſt, verehret. Im Artikel Leichenbegängniß habe ich gezeigt, wie Altäre, Kapellen und endlich Kirchen auf den Gräbern der Märtyrer entſtanden. Was in dieſen Zeiten die Altäre, die Kapellen, und auch ſchon andere große Denkmähler auf den Gräbern geachteter oder geliebter Perſonen vermochten, das that im grauen Alter der einfache Stein zum Haupte des Grabes, und auch noch jetzt eben daſſelbe bey der redlichen Armuth.

Die Bewohner der Erde ſchienen von Anfang, und in den Urzeiten ſchon eine große Achtung, oder vielmehr eine gewiſſe ſich auszeichnende Vorliebe für die Steine zu haben. Unſere Nachrichten ſagen freylich nur von ſolchen Perſonen, welche in einem ſo warmen Klima lebten, wo ihnen eine unbedeckte Wohnung eben ſo beſchwerlich nicht war, als uns; und da in eben dieſen erſten Zeiten ſo wenig Herbergen als Städte und Dörfer angelegt waren, ſo war es auch natürlich, daß Reiſende unter freyem Himmel die Nächte zur Ruhe — oder die Tage unter einem ſchattigen Baume, wider die heftigen Sonnenſtrahlen geſchützt, zubrachten. Lange nach dieſer allererſten Zeit finden wir den Jacob, auf der Flucht vor ſeinem Bruder Eſau unter freyem Himmel auf einem

Stei-

Steine, der ihm zum Haupküssen diente, übernachten. Gleichwohl verehrte der Wanderer einen solchen Stein, der ihm einen erquickenden Schlaf, nach so großer Ermüdung gegönnet hatte, höher, als wir unsere vorzüglichsten Betten, Polster und Küssen. Man fand etwas Göttliches darin, wenigstens sah man sie als ein besonderes Geschenk der Gottheit an, der man sie zur Dankbarkeit widmete, indem man sie mit Oel begoß (*).

Auch dieses that Jacob, und zwar um desto mehr, da er einen so heiligen Traum auf diesem Steine gehabt hatte, daraus er vermuthete, Gott beweise bey demselben auf eine ganz besondere Art seine Gegenwart. Der Erzvater nannte diese Gegend Bethel. Nach der Zeit nahm die Hochachtung gegen Steine, die um eines gewissen Umstandes willen merkwürdig geworden waren, so überhand, daß man solche Steine als Gottheiten verehrte, wenigstens sie mit einer gottesdienstlichen Ehrfurcht besuchte und betrachtete. Sie behielten auch denselben Nahmen, den man in der Geschichte Jacobs findet, nähmlich Bethel, oder, wie die Griechen und Römer das Wort aussprechen: Bätylien (**).

Unter den Phöniciern war die Verehrung merkwürdiger Steine besonders gewöhnlich; aber auch in vielen andern Gegenden. Arnobius (***) bekennet von

(*) 1 Mos. 28, 18. vergl. mit C. 31, 13. Erstere Stelle will nach dem Grundtexte so viel sagen, daß Jacob diesen Stein, worauf er geruhet, zu allem dem eingeweihet habe, was nur zu einer gottesdienstlichen Handlung gehöre. Es giebt aber auch noch mehrere Erklärungen hierüber, z. B. in *Pocock* specimen historiae Arabum, S. 100. 101.

(**) Von den Baetyliis handelt besonders *Bochart* in Geograph. sacr. P. II. L. II. C. II. p. m. 785, sqq. wo er zeigt, daß der Nahme Baetylia aus בֵּיתאֵל entstanden sey. Man kann auch den Clericus vergleichen über die angeführten Stellen des 1sten Buchs Mosis.

(***) *Arnob.* adversus gentes, L. I. p. m. 28. ed. *Heraldi*, Paris

von ſich ſelbſt, daß, ehe er das Heidenthum verlaſſen, und die chriſtliche Religion angenommen habe, er alle mit Oel geſalbte Steine, die er irgendwo gefunden, nicht anders angebetet habe, als wohne darin die Gottheit. Man hielt mit der Zeit ſogar ſolche Steine für belebt (*). Man wollte ſogar geſehen haben, daß ſie ſich von einem Orte zum andern bewegt hätten, daher man glaubte, ein Gott ſey der Urheber dieſer Bewegungen (**).

Doch kein Volk hat ſich mehr mit dieſen Steinen abgegeben, als die Araber! Sie haben unter andern einen ſchwarzen Stein, welcher in einem Winkel der Caaba, oder des Tempels zu Mecca, nahe bey der Thüre befeſtigt iſt, dieſen halten ſie für den allerheiligſten, küſſen ihn und beten ihn an. Er ſoll noch aus dem Paradieſe herſtammen, anfangs ganz durchſichtig und glänzend geweſen, aber hernach, wegen der Sünden der Menſchen ſchwarz geworden ſeyn. Hierüber kann man nachleſen:

Gabr.

Paris 1605. Si quando conſpexeram lubricatum lapidem et ex olivi unguine ordinatum (ſorditatum) tanquam ineſſet vis praeſens, adulabar, affabar, et beneficia poſcebam nihil ſentiente (de) trunco: et eos ipſos, divos quos eſſe mihi perſuaſeram, afficiebam contumeliis gravibus, cum eos eſſe credebam ligna, lapides atque oſſa, aut in huiusmodi rerum habitare materia.

(*) *Sanchuniathon* ſagt nach der Ueberſetzung des *Philo Byblius*: ἐπινοησε θεος ὑψιστος Βαιτυλια, λιθους ἐμψυχους μηχανησαμενος: der himmliſche Gott erfand die Bätylien, indem er belebte Steine machte. Wenn Bochart glaubt, Sanchuniathon habe geſalbte Steine, (אבנים משחים) geſetzt, dafür man nachher belebte, (נפשים) geleſen habe; ſo iſt dieſes wohl mehr ein witziger, als gegründeter Gedanke: da auch andere in dem Gedanken ſtanden, als wären ſolche Steine belebt, wie nicht nur aus dem Arnobius, am angeführten Orte, ſondern auch aus den von ihm ſelbſt angeführten Stellen erhellet.

(**) Bochart, am ang. O. S. 785.

Gabr. Sionita de relig. ac morib. oriental. p. 19.
Lonicer. in Chron. Turc. fol. 62.
Hotting. Hiſt. Eccleſ. p. 106. Tom. 2. et Hiſtor. Orient. p. 155.
Fabr. Spec. Arab. p. 110.
Pocock. Specim. Hiſtor. Arab. p. 118.
Henning. in Muhammed. prec. p. 333.
Reland. de religione Muhammedica, p. 120.
Büſchings Erdbeſchreibung, Th. 5, S. 524.

In dieſem vorher beſcheiebenen Steine, haben aber wirklich die alten Araber eine Gottheit verehrt, die man allenfalls mit der Venus der Griechen vergleichen könnte, wenn man anders fremde Gottheiten ſich nicht anders, als unter griechiſchen Nahmen zu denken im Stande iſt. Einen andern Stein bewahren ſie in einer eiſernen Kiſte in der Caaba auf, welchen ſie den Standort Abrahams nennen. Sie geben nähmlich vor, Abraham habe auf dieſem Steine geſtanden, da er die Caaba wieder aufgebauet, oder, da ihm die Frau des Iſmaels, bey dem er einmahl einen Beſuch abgeſtattet, ſein Haupt gewaſchen habe: daher man auch noch ſeine Fußtapfen in demſelben eingedrückt ſehen will. Andere Muhammedaner verſichern aber, Abraham habe darauf mit der Hagar geſchlafen, oder, er habe damahls ſein Kameel daran gebunden, als er den Iſaac hätte opfern wollen. Von dieſem heiligen Steine ſind nachzuſehen: Pocok am angeführten Orte, S. 120, ſqq. und Reland auch am angeführten Orte, S. 120, bey welchem man auch dieſen Stein ſowohl, als den vorhergedachten ſchwarzen Stein, nebſt der ganzen Caaba, in Kupfer ſehen kann. Der ſelige Hr. O. C. Büſching ſcheint im 5ten Theil ſeiner Erdbeſchreibung, S. 524, aber dieſe beyden Steine mit einander zu verwechſeln.

Noch ein dritter heiliger Stein wird in einem eingeſchloſſenen Orte der Caaba aufbehalten, auf den das Regenwaſſer vom Dache herabfällt. Dieſen giebt

man

zum heutiges Tages für Ismaels Grabmahl aus (*). Es iſt daher kein Wunder, daß die Muhammedaner noch jetzt in einer ihrer Hauptmoſcheen, nähmlich in der Hieroſolymitaniſchen, welche auf dem ehemahligen Tempelberge Moryah ſtehet, und nach der meccaiſchen und mediniſchen für die heiligſte gehalten wird, den Stein Jakobs aufweiſen; da ſelbſt die Juden von demſelben erzählen, daß Gott anfangs einen großen Gefallen daran gehabt habe; aber nun haſſe er ihn, weil ihn die heidniſchen Cananiter oder Phönicier zum Gegenſtande der gottesdienſtlichen Anbetung gemacht hätten.

Eine Folge von der Achtung, die man gegen Steine hatte, ſcheinet auch dieſes geweſen zu ſeyn, daß Muhammed ſagte: „Wenn er ſonſt nach Mecca gekommen, ehe er von Gott geſandt worden, habe ihn kein Stein gegrüßet. Aber nachher ſey er weder vor einem Steine noch Baume vorbeygegangen, der nicht zu ihm geſagt: Friede ſey mit dir, Apoſtel Gottes!“ Hierher kann vielleicht auch die Fabel vom Orpheus gerechnet werden, welcher durch ſeine Muſik tanzende Steine und Bäume an ſich gelockt habe. Denn das, was ich bisher von den Steinen geſagt, kann auch gar leicht auf Bäume übertragen werden, die entweder mit ihrem wohlthätigen Schatten die erſten Bewohner der Erde bedeckten, ihnen gegen den Hunger Früchte darbothen, und dadurch gegen ſich Achtung und Ehrfurcht einflößeten; oder die auf dem Grabe eines Unglücklichen oder eines geachteten und geliebten Menſchen als Denkmahl gepflanzet worden — oder die ſchon an dem Orte, wo eine ſolche denkwürdige Sache vorfiel, ſtanden. Man hielt auch ſolche von je her

(*) Auch von dieſem Steine reden beſonders Pocock und Reland, an angezeigten Orten.

her ehrenwerth, ſtürzte ſie nicht mit andern Bäu[illegible] nieder, ſondern, begegnete ihnen auch noch mit einer [illegible] wiſſen Ehrfurcht. Es ſind mir dergleichen verſchied[illegible] lich bekannt, die ich irgendwo geſehen, und z. [illegible] Klageiche (Klageick) oder Trauer- Schmerz- Le[illegible] baum (Leedbom) genannt werden. Sind wieder[illegible] keine Bäume an ſolchen Orten vorhanden, die mer[illegible] würdig, und ein immerwährendes Denkmahl blei[illegible] können, ſo errichtete man Steinhaufen, wovon [illegible] verſchiedentlich im Vorhergehenden ſchon gered[illegible] habe.

Man findet z. B. in Breunings oriental. Reiſ[illegible] S. 205, von einem Orte angemerkt: „An dieſem Ort[illegible] ſind viele Türken und Araber erſchlagen, zu deſſen Ge[illegible] dächtniß ein großer Haufen Steine hier auf einander[illegible] zuſammen getragen worden.“ In ſolcher Hinſicht be[illegible] merke der Biſchof Patrick in ſeinem Commentar, daß der Steinhaufen, deſſen 2 Samuel. 18, 17. gedacht wird, (welcher im eigentlichſten Verſtande alles das thut, was ein Leichenſtein thun ſoll.) die Strafe des Abſalom bedeuten ſollte, nähmlich, daß er nach den Geſetzen, als ein rebelliſcher Sohn, geſteinigt zu wer den verdiente. Er führt zugleich die Erzählung des Adrichomius an, daß dieſer Steinhaufen noch heut zu Tage da iſt, und daß alle Reiſende, die dahin kom men, auch einen Stein auf den Hügel werfen, gleich ſam anzuzeigen, wie ſehr ſie dieſe Empörung des Soh nes gegen den Vater verabſcheuen.

Dieſer über Abſaloms Grab errichtete Steinhau fen ſollte aber auch gleichfalls das Andenken der da ſelbſt gehaltenen Schlacht, und des Ortes, wo er be graben wurde, erhalten. Man würde ſich alſo irren, wenn man ihn gänzlich und allein von der Seite be [illegible] als ob Abſalom auch nach ſeinem Tode [illegible] eines Rebellen habe vollzogen werden [illegible] zumalen einen Flüchtling im

Hilfe-

Bildniſſe aufhängt. Zum hinreichenden Beweiſe dieſes Satzes glaube ich ſehr füglich die Stellen: 1 Moſ. 31, 46, fgg. und Joſ. 4, 3, fgg. anführen zu können, woraus man erſiehet, daß zu allen Zeiten, ſo wie auch noch zuweilen jetzt, das Andenken mancher Sachen, ſie mögen gut ſeyn, oder Abſcheu verdienen, durch Steinhaufen erhalten wird. In Pocock's Beſchreibung des Morgenlandes, Th. 2, S. 34, findet man von dieſem Denkmahle des Abſalom noch nähere Auskunft, nähmlich daß ſich daſelbſt auch noch eine Säule befindet. Er ſagt nähmlich:

An der ſüdweſtlichen Seite des Grabes Joſaphat, (er redet hier von der Gegend um Jeruſalem,) befindet ſich die ſogenannte Säule Abſaloms. Da dieſer keinen Sohn hatte, und doch ſeinen Nahmen gern verewigt haben wollte, ließ er ſich eine Säule in dem Königsgrunde aufrichten, nannte ſie nach ſeinem Nahmen, welchen ſie bis dieſen Tag wirklich behalten hat: Abſaloms-Raum (*). Joſephus nennet ſie eine Marmorſäule, und ſaget dabey, daß ſie zwey Feldweges weit von Jeruſalem abgelegen ſey. Ob nun ſchon das Thal, in welchem der Bach Kidron läuft, der Königsgrund mag geweſen ſeyn, ſo will doch die angegebene Entfernung nicht recht übereinſtimmen; und es iſt daher noch zweifelhaft, ob dieſes wirklich das rechte Denkmahl geweſen ſey; ja, es iſt wahrſcheinlicher, daß dieſe Säule weiter ſüdweſtwärts über dem Thale Gehinnom geſtanden habe. Iſt aber dieſes der Königsgrund geweſen, worin Melchiſedech, der König von Salem, und Abraham zuſammen kamen (**), ſo diente dieſer Umſtand zu einem Beweiſe, daß Jeruſalem das alte Salem ſey. Nehmen wir nun an, daß vorgedachte Säule die Säule Abſaloms ſey, daß dieſelbe aus einem Felſen gehauen, und nachher durch die Kunſt erhöhet worden ſey: ſo muß ſie ſeit der Zeit eine ganz andere Geſtalt bekommen haben, als ſie jetzt ausſiehet, (welches die Figur 43 16 zeiget.)

(*) 2 Sam. 18, 18. *Joſeph.* Antiq. VII. 10.

(**) 1 Moſ. 14, 17.

Jetzt ist sie von jonischer Ordnung, von welcher man zu den Zeiten Absaloms wohl noch nichts gewußt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich seitdem bemühet habe, die Plätze, besonders diesen, und das Grab des Zacharias, nach den Regeln der griechischen Baukunst schöner zu machen. In der Säule Absaloms ist ein Zimmer aus dem Felsen gehauen, welches um ein merkliches über dem flachen Boden auf der auswendigen Seite erhöhet ist. (Den Grundriß davon findet man Figur 4316*.) An den Seiten des Zimmers sind Bilderblenden, die vermuthlich für Särge, oder Leichname verfertiget worden. Der Eingang geschiehet vermittelst einer Höhle, die ohnlängst scheint eingebrochen zu seyn. Wenn dieses Zimmer zu einem Begräbnißorte gedienet hat, so muß ein unterirdischer Eingang dazu gewesen seyn, der nachher verstopft worden ist; dergleichen, wie nur einige gesagt haben, es zu dem Grabe Zacharias gegeben hat, wozu die Juden noch heutiges Tages einen geheimen Eingang haben, und wohin sie ihre Todten in der Stille begraben sollen.

Der obere Theil des Grabes ist rund, und von sehr großen Steinen, und durchaus sehr schön. Aus den Steinhaufen an der auswendigen Seite hat man einen Beweisgrund nehmen wollen, daß es die Säule Absaloms seyn möchte, und daß die Steine aus Abscheu vor der Rebellion gegen seinen Vater, dahin geschleppt worden seyn sollen. Vielleicht ist dieses aber erst nachher geschehen, als man schon die Meinung, daß dieses die Säule Absaloms sey, sich in den Kopf gesetzt hatte. Es ist diese Säule das letzte Stück, welches man in diesem Thale auf der östlichen Seite der Stadt von Norden siehet: denn hierauf wendet sich das Thal gegen Abend, und macht die südlichen Gränzen der Stadt aus, indem es der südöstlichen Ecke des Berges Moriah, und der Tempelgebäude, gegenüber liegt.

Gewöhnlich hält man dergleichen für den Grund solcher orientalischen Gewohnheit. Egmont und Heymann erzählen, daß alle muhammedanische Pilgrimme, die nach dem Berge Sinai gehen, niemahls ermangeln, den Platz zu besuchen, wo die Spur eines Kameelfußes in einem Felsen zu sehen ist. Sie halten

es

es für einen Fußtapfen von dem Kameele des Muhammed, und jeder trägt, aus Ehrfurcht gegen diesen Ort, einen Stein herbey. Auf solche Art ist bey diesem Flecken ein großer Hügel von Steinen entstanden. — Wenn diese Erzählung wahr ist, so erhellet hieraus, daß solche Hügel bloß errichtet werden, um das Andenken einer Sache zu erhalten, sie mag gut, oder nicht gut seyn. Sie sind also Leichenhügel von achtbaren und verabscheuungswürdigen Menschen — und Denkmahle von Sachen, die nicht vergessen werden sollen.

Jeder der einen Stein, einen Strauch, oder auch nur eine Handvoll Erde herbey trägt, scheint ihn deswegen beyzubringen, damit das Andenken der Geschichte durch die Zerstörung des Denkmahls, es bestehe auch worin es wolle, nicht verloren gehen möge.

Der Verfasser der Schottischen Briefe, 1 Th. S. 203, erzählt, daß an verschiedenen Orten in Hochschottland auf der Heide, nicht weit von der Stadt Inverneß, und auch in andern Gegenden des Landes, große Feldsteine in regelmäßigen Kreisen, einer innerhalb des andern, mit einem ziemlichen Raume zwischen jeder Runde, aufgerichtet sind. Einige dieser Steinhaufen bestehen nur aus zween, andere aus drey dergleichen Kreisen, und etliche Steine in den äußersten Kreisen sind neun bis zehn Fuß über die Fläche der Erde hoch, und nach Verhältniß dick. Wie lange sie in dieser Lage gewesen, und zu welchem Ende sie in dieser Ordnung aufgerichtet worden sind, ist unbekannt. Er vermuthet zwar aus einer alten Sage, daß die Römer dort einen Tempel gehabt, und also manche dieser Steine zu ihren Opfern gebraucht haben mögen. Andere wiederum glauben: die Römer hätten diese Steine statt der Stühle in Gerichtstagen über Missethäter beym römischen Kriegsheere gebraucht. — Allein, es ist wohl wahrscheinlicher, daß sie in den ältesten Zeiten zur Erhaltung des Andenkens an diese oder jene Begebenheit errichtet worden sind. —

Und mir, obgleich ich sie nicht gesehen, scheint es am allerwahrscheinlichsten, daß es Gräber sind, wel-

ches man bey genauer Untersuchung auch zuverlässig finden würde. Die eigentlichen Deck- Leichen- oder Grabsteine sind vielleicht zu irgend einem andern Behufe schon davon entwandt. — Regen, Hagel, Schnee und Wind bey trocknem Wetter, haben die Erde oder den Sand immer mehr davon gebracht, so daß die vom Grunde der Gräber in die Höhe gerichteten Steine mit der Zeit noch immer mehr bloß und höher aus der Erde stehend geworden und noch werden, so wie wir auf deutschem Grunde und Boden dergleichen Denkmahle unzählige finden, wovon ich schon verschiedentlich gehandelt habe.

Es ist bekannt, daß die große Göttermutter, Cybele, unter der Gestalt eines bloßen Steines verehrt worden, und man findet von solcher Verehrung in Pitiscus Schatze der römischen Alterthümer, und Schumachers Abhandlung von dem moabitischen Götzen Cemosch ein Mehreres. Man schwor bey dem Jupiter *Lapis*, und verstand allem Ansehen nach darunter das Grab des Jupiters, als welcher in Creta begraben liegen soll. Diese göttlichen Grabsteine wurden nun nicht allein recht glatt gemacht, sondern auch dabey eckigt und nach Säulenart zugespitzt. Clemens von Alexandrien und Eusebius, berichten von den göttlich verehrten Steinen ausdrücklich, daß sie eine Säulengestalt gehabt. Von dem Obelisk sowohl als den Grabsteinen der ägyptischen Könige, den Pyramiden, ist es ganz bekannt, daß sie eine zugespitzte Säulengestalt gehabt. Man findet auch in des Olaus Wormius dänischen Denkmahlen, die oben zugespitzten Grabsteine häufig; woraus mit Grunde auf die Grabsteine großer Leute geschlossen werden kann, obschon die bloße Zuspitzung sie nicht gleich vergöttert hat.

Die Säulen wurden nachher an den Tempeln hauptsächlich gebraucht. Die Deutschen und Gothen haben

den daher auf die über den Gräbern der Heiligen erbaueten Kirchen, Thürme, als Grabſäulen geſetzt. Man will ſogar zeigen, daß ſelbſt die Zierrathen überhaupt an den Säulen, von ſolchen Gräbern göttlich verehrter Leute herkommen. Denn, daß Callimachus die beſondern Zierrathen der corinthiſchen Ordnung von dem Grabe einer Jungfrau hergenommen, iſt bekannt. Die Schnirkel aber in der Joniſchen, Römiſchen und Corinthiſchen Ordnung, ſcheinen nichts anders, als eingebogene, krumme Widderhörner vorzuſtellen, indem man ehedem die Säulen großer Leute auf den Gräbern mit Widderköpfen geziert.

Dergleichen Säule ſtand ohne Zweifel auf dem Grabe des Jupiters Hammon, in Aegypten, wovon man dieſem Jupiter ſelbſt einen Widderkopf beylegt. Auch auf des Bacchus Grab war ein zottiger Widder, ſo wie auf das Grab des Redners Iſokrates, geſetzt. Eben ſo zielet auch die heilige Schrift auf ſolche Gewohnheit, die Gräber mit Widderköpfen zu zieren, wenn Jeſaias ſagt (*): „Die Hölle — — erwecket „dir die Todten, alle Böcke der Welt, (Bock, von „Bog, ein Herr, ein Gott,) und heißet alle Könige „der Heiden von ihren Stühlen aufſtehen“ u. ſ. w. Augenſcheinlich redet die ganze Stelle von ſolchen mit Widderköpfen gezierten Grabſäulen großer Könige und Helden.

Die Urſache, warum man den Widder dazu genommen, war dieſe, weil der Widder in der Bilderſchrift ein Bild des Wiederkehrens iſt, daher ihn auch die Deutſchen von wieder Widder nennen. Vegetius und mehrere haben ſchon bemerkt, daß auch die bey Belagerungen ehedem zum Umſturze der Mauern gebrauchten Maſchinen, Widder genennet wurden, weil ſie nach Art der Widder zurückweichen,

(*) Cap. 14, V. 9, ſqq.

um darauf desto heftiger wiederkehrend zu stoßen. Und, eben daher ist der Widder im Thierkreise ein Bild des Wiederkehrens der Sonne und des astronomischen Jahres.

Auf den Gräbern hat folglich der Widder die Auferstehung und Wiedererweckung bedeutet. Daher ist auch Merkur bey den Tangräern mit einem Widder auf den Schultern, zu Corinth aber mit einem zur Seite stehenden Widder vorgestellet worden, weßhalb Pausanias ihn den Widdertragenden nennet, weil er nahmlich die Seelen nicht allein in die Hölle hinunterbringen, sondern auch wieder erwecken soll; von welchem allen bey dem Pitiscus ein Mehreres zu finden ist.

Aus allem bisher Gesagten erhellet, daß nicht alle Denkmähler Leichen- oder Grabsteine, wohl aber diese fast meistens Denkmähler sind. Diese befinden sich nun theils ohne — theils mit Inschriften. Was im Allgemeinen von Inschriften gesagt wird, suche man im Artikel Inschrift. Grabschriften sind ebenfalls Inschriften, die man auf den eigentlichen Grab- oder Leichensteinen, oder den Denkmählern findet, welche auf oder neben dem Grabe des Verstorbenen sich befinden, und den Nahmen, Stand, Alter, und allenfalls die Verdienste des Verstorbenen der Nachwelt unvergeßlich machen sollen. Solche Absichs haben alle übrigen Inschriften, nähmlich, ein gewisses Andenken zu erhalten; allein, sie handeln [illegible] alle besonders von beerdigten Personen, sondern [illegible] tausenderley andere merkwürdige Gegenstände [illegible] Zwecke haben, eben wie die Denkmähler selbst, [illegible] die Steinhügel, aufgerichtete einzelne Steine, [illegible] dergleichen mehr, wovon ich kurz zuvor gehandelt

[illegible] Herr Doctor Krünitz hat bey dem Ar[illegible] den Leser auf den Artikel Leiche verwiesen, in-

indessen ist unter Kirchhof schon vieles davon vorgekommen, so wie man vom Artikel Leichenabdankung an bis zu Ende aller dieser Artikel, die vom Leichenwesen handeln, ein Mehreres findet.

Ueberhaupt aber können auch Grab- und Denkmähler zu sehr interessanten Gartenpartien werden, wenn man in ihrer Anbringung mäßig ist, und die Scenen, in welchen sie errichtet werden sollen, mit Geschmack wählt. Umschließt ein enger Raum eine Menge Denkmähler, so muß sie der Lustwandler nothwendig wenigstens mit Gleichgültigkeit betrachten, da er nicht die Gefühle in den Garten mitbringt, mit welchen z. B. der Grieche in die Attis zu Olympia trat; sind aber die Scenen der Denkmähler nicht gut gewählt, so entsteht in der Seele des Betrachters ein Gefühl von Disharmonie, dessen er sich sobald als möglich zu entledigen sucht, und der beabsichtigte Zweck bey Errichtung des Denkmahls wird nicht erreicht.

Die Figur 4318 zeiget das Grabmahl eines Generals. Es wird unter der Belaubung einer alten Eiche in einer düstern Gegend, vielleicht am glücklichsten stehen.

Um verschiedene Ideen zu Leichensteinen beysammen zu haben; so sehe man: Trauermonumente für alle Nationen und Religionen, gestochen von Spring und Hüllmann, 8 Kupfertafeln, 4. Leipzig, (ohne Text).

Die allgemeine Litt. Zeitung vom October 1797, n. 338, sagt S. 208, darüber folgendes: Ein guter Theil dieser 27 verschiedenen Angaben von Leichensteinen und Grabdenkmählern, sind im edlen und reinen Geschmack erfunden, und artig gestochen. Recensent vermißt den Maßstab, welcher unter einem jeden derselben hätte mitgetheilt werden können, um deren Ausführung zu erleichtern. Es ist zu wünschen, daß solche und ähnliche Angaben benutzt, und damit so un-

zählige gothische Mißgestalten von unsern Kirchhöfen und öffentlichen Begräbnißplätzen hinweggeschafft würden, welche sich gleichsam als die häßlichsten Schatten jener Verderber des guten Geschmacks, über den Gräbern der Todten erheben.

Leichenstränge, sind diejenigen Stricke oder Leinen, deren sich die Todtengräber bedienen, um den Sarg in die Gruft zu lassen, damit er, nicht allein gerade, sondern auch ungerüttelt hinunter komme. Dieserhalb, und auch um zuerst den Sarg gehörig auf die Stränge zu bekommen, werden zwey Bäume, wie gewöhnliche Hebebäume gestaltet, quer über das Grab gelegt; neben jedem dieser Bäume wird auch ein Leichenstrang quer über gezogen; nun schiebt man allmählig den Sarg auf die Bäume; an jedem Ende des Stranges haben Leute angefaßt, den Sarg zu heben, es werden die Bäume weggenommen, und man läßt ihn nun langsam zur Gruft hinunter.

Leichenstube, s. Leichenhaus, n. 4.

Leichenstürzen, s. Leichengaffeln.

Leichentänze, Todtentänze; sind diejenigen Tänze, welche vor Zeiten bey dem Begräbnisse der Todten getanzt wurden, davon man unter einigen wilden Völkern noch Beyspiele hat. Siehe Leichenbegängniß und Leichenspiele.

So wie überhaupt die Tänze der Alten frey und ungezwungen waren, so waren sie es ohne Zweifel auch bey den Leichenbegängnissen, welches aus einer Stelle aus dem Briefe der Lady Montague (*), erweißlich ist, wo sie von den Tänzen der Morgenländer redet. „Ihre Art zu tanzen," sagt sie, ist dem von dem Dichter besungenen Tanz der Diana an den Ufern des Eurotas vollkommen gleich. Das größte Mädchen führt den Tanz an, welcher ein Chor junger Mädchen

(*) Vol. II. p. 45. ffg.

„chen nachfolgt, welche ihre Schritte nachahmen, „und, wenn sie singt, das Chor ausmachen. Die „Töne sind außerordentlich munter und lebhaft; sie ha„ben aber doch dabey etwas wunderſam ſanftes. „Die Schritte werden nach Belieben derjenigen, wel„che den Tanz anführt, verändert; doch geſchieht alles „ſehr genau nach dem Tacte, und iſt, wenigſtens mei„ner Meinung nach, unendlich angenehmer, als unſere „Tänze. Ich machte zuweilen einen Tanz mit; aber, „einen anzuführen, war ich nicht im Stande. Von „dieſer Beſchaffenheit ſind die griechiſchen Tänze; die „türkiſchen aber ſind davon unterſchieden.“

Eben dieſes kann auch eine Erklärung derjenigen Stellen der Bibel geben, die von den Tänzen handeln. Z. B. 2 Moſ. 15, 20: „Mirjam die Prophetinn, die „Schweſter Aarons nahm eine Pauke in der Hand, „und alle Weiber gingen hinaus, ihr nach, mit Pau„ken und Tänzen.“ Sie führte den Tanz an; die andern ahmten ihre Schritte nach, die nicht nach einer gelernten, ſteifen Art, wie bey uns, ſondern ſogleich, aus dem Stegereif mit natürlicher Leibesgewandtheit, gemacht wurden. Vermuthlich tanzte David auch nicht allein vor der Bundeslade her, ſondern führte auf dieſe Art nur den Tanz an, und es folgten ihm Tänzer nach, die ſeine Schritte und Wendungen nachahmten (*).

Der Lady Montague gefielen dieſe Tänze ſowohl, daß ſie, ob ſie gleich den Homer anführt, und ſie für griechiſche ausgiebt, doch bekennen muß, daß die morgenländiſchen Sitten, ein großes Licht über verſchiedene Stellen der Schrift verbreiten.

Wenn bey den ehemahligen großen römiſchen Spielen, die in den Rennbahnen gehalten wurden, dergleichen es auch bey vornehmen Leichenbegängniſſen gab,

(*) 2 Sam. 6, 14, ſqq.

gab, der feyerliche Aufzug dahin geschah, so folgten gleich nach den Fechtern die Tänzer gewöhnlich in drey Zügen. (Es ist bekannt, daß die Alten mehrentheils so tanzten, daß jedes Geschlecht für sich blieb.) Der erste bestand aus Männern, der zweyte aus Jünglingen und der dritte aus Kindern. Sie hatten violette Kleider an, und einen messingenen Gürtel um den Leib, damit sie ihr Kleid aufgürten und befestigen konnten, trugen auch Degen an der Seite, und kurze Spieße. Die im ersten Zuge, nähmlich die Männer, hatten Helme auf. Vor jedem Zuge ging ein Mann voraus, der den Tanz anordnete, oder gleichsam Tanzmeister oder Vortänzer war, nach welchem sich der ganze Zug richten mußte. Gleich darauf kamen die Musikanten, welche theils auf Pfeifen blieſen, theils Zithern mit sieben Saiten hatten, und darauf spielten. Nach der Musik kamen wieder Tänzer, aber solche, welche nicht ordentlich tanzten, sondern allerley Possen und närrische Aufzüge dabey machten. Einige stellten Silenen vor, und hatten rauhe Kleider von Fellen an, die mit allerley Arten Blumen ausgeziert waren; andere stellten Satyre vor, und diese hatten Ziegenfelle um, und auf dem Kopfe zerstreuete und in die Höhe stehende Haare. Gleich hinterher folgte ein neues Chor Musikanten, mit eben solchen Instrumenten, als die vorigen hatten. So marschirten sie auf, und, wenn die Reihe an sie kam, ihre Künste zu machen, so brachen auch sie hervor, und vergnügten mit ihren Wendungen das zuschauende Volk.

Es gehörten die Tänze eben sowohl, als alle übrigen Spiele, wenn sie bey Leichenbegängnissen vorfielen, mit zu den **Leichenspielen**, welchen Artikel man nachsehen kann, wie auch **Leichenmahl** und **Leichenopfer**.

Leichentext, Trauertext, ist gewöhnlich ein biblischer Spruch, welcher bey einer Leichenpredigt oder Rede

zum

zum Grunde gelegt wird. Häufig iſt der Fall beym Abſterben gefürſteter Perſonen, daß von Seiten des Hofes, im Falle eine Leichenpredigt gehalten werden ſoll, der Text vorgeſchrieben wird.

Leichenträger. Die Perſonen, welche eine Leiche zu Grabe tragen. Man hat faſt von Alters her und bey allen Völkern die Leichengebräuche mit unter die gottesdienſtlichen Pflichten gerechnet; daher hielt man es auch für eine religiöſe Handlung, ſelbſt Hand an den Sarg zu legen, und den Erblichenen zu ſeiner Ruhe zu bringen. (Man ſehe den Artikel Leichenbaare). In dieſer Hinſicht machten verſchiedene Orden, Brüderſchaften und Zünfte ſichs von je her zur Pflicht, nicht allein ihre Ordens- und Zunftgenoſſen, ſondern häufig auch Perſonen außer ihrer Verbindung, zu Grabe zu tragen. Solche Verfaſſungen finden ſich noch faſt in allen Städten, wo das Leichenweſen nicht von beſonders dazu beſtellten Commiſſarien verſehen wird. Die Zünfte und Gewerksgilden, haben daher gewöhnlich alles, was zum Wegtragen der Leichen gehört, nähmlich Leichentücher, Baaren, Stützen u. dgl. mehr. Von dem Tragen der Leichen iſt bey ſolcher Anſtalt kein Zunftgenoſſe befreyet, wenn die Reihe an ihn kommt, er ſey denn alt, ſchwach, krank, oder habe ein Amt bey der Gilde, welches ihn ſchon frey davon ſpricht. Wollen andere Perſonen, die keine Gildegenoſſen ſind, ſich von den Mitgliedern zu Grabe tragen laſſen, ſo wird dafür ein Gewiſſes bezahlt, wovon ein Theil in die Gewerkslade kommt, zur Unterhaltung des Inſtituts, und ein Theil manches Mahl baar unter die Träger vertheilt, oder auch zu ihrer Erquickung nach vollendetem Geſchäfte angewandt wird.

Auf Univerſitäten pflegen die Studirenden ihre abſterbenden Lehrer, deren Angehörige, und auch ſich unter einander, zu Grabe zu tragen. In andern Städten, wo beträchtliche Schulen ſich befinden, iſts nicht un-

ungewöhnlich, daß die Honoratiores, wenn es stille Leichen sind, von erwachsenen Schülern getragen werden.

Wahrscheinlich wirds manchem Leser nicht unangenehm seyn, hier eine kurze Beschreibung von einem akademischen Leichenbegängnisse zu finden. Diejenigen jüngern Studenten, welche zum Tragen der Leiche bestimmt werden, deren gewöhnlich 16 erwählt waren, wenn es eine starke Leiche war, hatten keine Mäntel um, wie die Bürger bey ihrem Tragen, sondern sie hatten schwarze Röcke, Westen und Beinkleider an, wie auch weiße seidene Strümpfe und weiße englische Handschuhe. Auf dem Kopfe einen dreyeckigen schwarzen Hut, mit einer weißen Feder. Von der rechten Schulter bis zur linken Seite hing ein Bandelier von schwarzem Flore herab, der auf der Tasche eine große Schleife formirte, wobey ein silberner Degen getragen wurde. Außerdem wählte man vier Marschälle, und eben so viel Adjutanten. Die Marschälle unterschieden sich von den Trägern nur bloß vermittelst ihrer schwarzen Stäbe, welche oben eine große Schleife von Flor hatten, von welcher zwey breite Streifen den Stab bis auf die Hälfte herunter wellenförmig umschlungen, und hernach beynahe bis zur Erde herunter hingen, und der starken weißen Federbüsche auf dem Hute. Die Adjutanten trugen die gewöhnliche Uniform der Universität, welche damahls ein rother Rock mit dunkelblau sammtnen Kragen und Aufschlägen, mit zwey goldenen Epauletts, weiße Weste und Beinkleider, war. Hierzu gingen sie gestiefelt und gespornt, hatten Generalshüte auf, mit großen weißen Federbüschen, das Gefäß des Degens mit herabhangendem Flore bewunden, so wie auch ein eben solches schwarzes Bandelier über der Schulter, als die Uebrigen.

Gewöhnlich wurden ſolche Leichenbegängniſſe ſpät in der Nacht vollzogen. Der Sarg ſtand in einem Zimmer in Parade, und viele Lichter umher. Zwey Marſchälle mußten einige Stunden vor dem Abzuge ihren Stand vor dem Sarge nehmen, und zwey Adjutanten ſtellten ſich mit bloßen Degen in die Thüre. Die Marſchälle ſowohl, als die Adjutanten, wechſelten ſich ab, und wurden im Trauerhauſe ſchon jetzt ſehr gut bewirthet. Wenn es mit der Leiche zum Abzuge ging, ſo traten die 4 Adjutanten vor die Hausthüre, um Platz zu machen. Die Hälfte der Träger ging parweiſe vorauf; alle hatten ſich unter den Armen gefaßt, und wurden von einem Marſchalle angeführt, der zwey Laternen vor — und eben ſo viele hinter ſich gehen ließ, ſo wie auch zwiſchen jedem Par zwey Laternen von in Trauer gekleideten Mädchen getragen wurden. Hierauf folgte wieder ein Marſchall, und denn kam die Leiche, welche an den Gehängen des Sarges, oder auch an den daran befeſtigten Gurten getragen wurde. Hinter der Leiche folgte ein Marſchall, der die Trauerfolge anführte, welche ebenfalls parweiſe mit Laternen unterbrochen wurde; und den Schluß machte, ſo wie den Anfang des Zuges, wieder ein Marſchall. Auf jeder Seite der Leiche wurde ein Tabourett getragen, um es unter zu ſetzen, wenn die Träger abwechſelten, um wieder vor der Leiche in Gliedern einher zu ziehen. Die Adjutanten, deren auf jeder Seite des Zuges zwey gingen, hielten mit entblößten Degen den Andrang des Volkes ab.

So wurde die Leiche in die Kirche gebracht, wo die Todtengräber ſie bey dem Grabe in Empfang nahmen. War ſie eingeſenkt, ſo ging die Proceſſion in eben der Ordnung, außer daß nun alle Träger parweiſe gingen, nach dem Trauerhauſe zurück, wo gewöhnlich dann ein Trauermahl gegeben wurde.

Es giebt Oerter, wo die Leichenträger, wenn sie mit der Leiche zu Grabe gehen, nach einer alten Gewohnheit, so wie die Soldaten bey dem Aufmarschiren, Schritt halten müssen; dieses giebt der getragenen Leiche ein ganz possirliches Ansehen, indem sie dadurch hin und her gewiegt wird, so daß man denken sollte, der Sarg fiele von der Baare herunter. An andern Orten ist es hingegen wieder Gebrauch, daß die Leichenträger mit der Leiche, ohne daß es sonst die Noth erfordert, verschiedentlich stille stehen müssen, wovon ich in den vorigen Artikeln schon gehandelt. Gewöhnlich werden die Leichenträger so geordnet, daß die größesten hinten, und die kleinsten vorne gehen. Daß aber die Leichenträger wohl häufig der Gefahr, angesteckt zu werden, ausgesetzt sind, darüber erklärt sich Hufty folgendergestalt (*):

Am meisten sind der Gefahr angesteckt zu werden, die Leichenträger ausgesetzt, besonders wenn dazu nicht schon einige Leute bestellt sind, welche die Abhärtung ihres Gemüths durch die Gewohnheit mehr davor schützt. Inzwischen ist es in den mehresten Gemeinen gebräuchlich, junge Leute durch die erwachsene Schuljugend zu Grabe tragen zu lassen; bey zunftmäßigen Personen wird diese Arbeit gemeiniglich eben durch Zunftgenossen verrichtet, und überhaupt hat beynahe jeder Stand, jedes Alter seine einenen Träger, oft ohne Unterschied, ob solche von Natur dazu gemacht sind, oder nicht. Ich weiß selbst Beyspiele, daß nach manchem Leichenbegängnisse einige Träger entweder angesteckt wurden, oder aus Abscheu und durch das Einathmen der faulen Ausdünstungen auf irgend eine Art erkrankten. Man höre nur die Klagen der Geistlichen, Kantoren, und anderer nähern Begleiter der Leichen, über die Unerträglichkeit des Todtengeruches, besonders zur Sommerszeit, ohne daß die Limonien, welche ihnen deswegen gereicht werden, sie davor zu schützen im Stande wären. Man muß sich gewiß wundern,

(*) Diskurs über die medicinische Polizey, 2 B. S. 254.

häufig der Gebrauch, daß man vermittelſt des Kochens alles Fleiſch von den Gebeinen ablöſete, um mit mehr Bequemlichkeit die Gebeine transportiren zu können. Solches geſchah unter andern auch im Jahre 1270, als Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf einem Kreuzzuge vor Tunis ſtarb, und es verfuhr ſein ihm ſuccedirender Sohn Philipp der Kühne nicht allein mit deſſen Leichnam, ſondern auch mit den Leichnamen ſeiner Gemahlinn, ſeines Bruders und deſſen Gemahlinn, die auf der Rückreiſe ſtarben, eben ſo; und die Geſchichte ſagt, er habe von dieſem heiligen Zuge alſo wenig Geld, wohl aber viele Todtengebeine mit nach Hauſe gebracht (*).

Eben ſo ward ehedem der hamburgiſche Erzbiſchof, Graf Adolph II. nachdem er fürs Vaterland und die Religion rühmlich geſtorben, vom Herzoge Heinrich, aus Hochachtung in Stücken zerhauen, gebraten und eingemacht, damit er zu ſeinem Begräbniſſe nach Minden gebracht werden könnte, woſelbſt auch dieſer Braten zwiſchen zween Altären begraben liegt. Der Arzt, von Unzer, 4ter Bd. S. 208.

Was übrigens in jetziger Zeit bey einem Leichentransporte in Hinſicht der Gebühren und freyen Durchfahrt zu beobachten ſeyn dürfte, findet man unter Leichengebühren, und Leichenpaß.

1. **Leichentuch**, ein ſchwarzes Tuch, womit bey dem Begräbniſſe der Sarg bedeckt wird, im Oberdeutſchen das Baartuch, weil es auch zugleich die Baare bedeckt. Es giebt der Leichentücher ſo mancherley, und man hat ſie von ſchwarzem Sammet, von feinem und groben ſchwarzem Tuche. Je nachdem ſie prachtvoll, oder nicht ſind, findet man ſie theils aufs ſauberſte geſtickt, theils mit einem goldenen oder ſilbernen breiten Kreuze überdeckt, mit dergleichen Frangen beſetzt, oder

(*) Imhof, Hiſtoriſcher Bilderſaal, Th. 2. S. 646, flg.

der auch theils ganz ſchwarz, ſchlecht und einfach. Gewöhnlich halten die Kirchen und Gewerksinnungen ſolche Leichentücher, welche zum Leichenbegängniſſe vermiethet werden, und es ſind von der Zahlung für die Leichentücher, nur die Prediger und übrigen Kirchenbedienten frey, bey den Zünften und Innungen aber die Mitglieder derſelben. Nach einer brandenburgiſchen Verordnung, vom 29ſten Dec. 1736, Art. 3 und 5, ſollen die Leichentücher, welche die Gewerke ſich anſchaffen, acciſefrey ſeyn, wenn nicht die Kirche, oder die Gewerke ſolche für Geld vermiethen. Es iſt aber, wie ich ſchon geſagt, faſt allenthalben der Gebrauch, daß dafür eine gewiſſe Einnahme gehoben wird, worüber man auch in der Encyklopädie, Th. XXXVIII, S. 671 und 610, im Art. Kirchenpolizey nachſehen kann.

In Ulm iſt es Sitte, daß faſt zu jeder angeſehenen Leiche ein neues ſchwarzes Leichentuch gekauft wird. Dieſes liefert man nach vollendetem Leichenbegängniſſe an den bürgerlichen Almoſenkaſten ab. Und, da es dort Gebrauch iſt, daß diejenigen armen Gymnaſiaſten, welche vom Hoſpitale erhalten werden, zum Unterſchiede von den reichern, ſchwarze Mäntel, wogegen die wohlhabenden aber dergleichen von blauer Farbe, tragen; ſo werden die beym Almoſenkaſten ankommenden Leichentücher dazu angewandt, um daraus Mäntel für die Schüler zu verfertigen. Auch wird aus dieſen Leichentüchern den armen (und zuweilen auch nicht ganz armen) Bürgern, wenn ſie heirathen, ein ſchwarzes Hochzeitkleid oder Mantel, auch wohl beydes, geſchenkt. Herr Nicolai (*) berichtet hierüber, daß dieſe bedürftigen Schüler der obern Claſſen wöchentlich 10 Xr., die in der untern 2 Xr., und

(*) Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz, 9ter Band, S. 92, 188.

Brod bis zu 3 Pfund vom Hospitale daselbst, erhalten. So bekamen im Jahre 1777 die armen Schüler 40,248 Pfund Brod. Eine sehr wahre Anmerkung von ihm über diesen Gegenstand ist folgende:

Wie wenig feine Empfindungen weckt dies bey Aeltern und Kindern, die früh der Idee gewohnt werden, aus dem Hospitale zu leben! — — — Daher suchen auch die ärmsten Bürger ihre Kinder ins Gymnasium zu schicken, sie mögen nun Fähigkeit haben, oder die größten Dummköpfe seyn; genug, sie werden vom Hospitale ernährt, wickeln sich in die Leichentücher, und können vermöge ihrer metaphysischen Collegien einmahl Herren werden. Sie gewöhnen sich fein früh zu dem niedrigen Sinne, sich aus dem Hospitale nähren zu lassen; müssen dann, sie mögen was lernen, oder nicht, wenn sie erwachsen sind, von ihrer Vaterstadt gefüttert werden, oder auswandern, oder kommen zuletzt ganz ins Hospital. So entstehen aus der besten Absicht der Vorfahren, Mangel des Fleißes, und Mangel der Energie und Thatkraft! —

2. **Leichentuch**, ein Insect, welches zur Gattung der Käfer gehört, und sich besonders auf der Angelikablume aufhält, wovon im IIten Theil der Encyklopädie, im Art. Angelica, S. 124, gehandelt ist.

Leichenverbrennen, das Verbrennen der Todten. — Es ist im Artikel **Leichenbegängniß** schon gezeigt worden, wie die Römer mit ihrem Leichenbrande verfuhren; da aber von Alters her mehrere Völker diese Sitte hatten, und selbst auch die alten ehemahligen Bewohner Deutschlands, so hoffe ich, daß es hier der schicklichste Ort seyn wird, wenigstens das, was von ihnen in dieser Hinsicht bekannt ist, besonders anzuführen. Von den Begräbnißgebräuchen der Wenden schweigen fast alle alte Schriftsteller, indessen hat Deutschland, und besonders die nördliche Seite, noch immer einen Ueberfluß von Denkmählern, welche diese Völker ihren Oberhäuptern, und wohlverdienten Männern aufgerichtet haben, die nur hin und wieder auf

ihre

ihre Gebräuche richtig ſchließen laſſen. Wenn man die Geſchichte anderer Länder und Völker vergleicht, ſo findet man einen ſehr übereinſtimmigen Trieb, das Andenken der Verſtorbenen der Nachwelt zu überliefern, und den Verſtorbenen ſolche Denkmähler zu ſetzen, welche nicht leicht einer Zerſtörung unterworfen ſind. Die Beſchreibungen der morgenländiſchen Gegenden geben uns von ſolchen Begräbniſſen, welche zugleich oft ein redendes Denkmahl der Verſtorbenen ſind, eine hinlängliche Nachricht. Ja ſelbſt in den entfernteſten mittäglichen Gegenden, die man noch nicht gar lange entdeckt hat, findet man die Gewohnheit, daß große und dauerhafte Grabmahle errichtet worden. In des John Hawkesworth account of the voyages undertaken by the order of his preſent Majeſty for making discoveries in the ſouthern Hemisphere, Vol. 2. p. 166, wird eine Beſchreibung eines Grabmahls mitgetheilt, welches die Königinn Oberea auf der Inſel Uraſite, ſich erbauet hat, und welches in ihrer Sprache Morai genennet wird. Dies iſt ein von Steinen oder von Stücken eines Corallenfelſens aufgeführtes Gebäude, welches hundert ſieben und ſechszig Fuß lang, und ſieben und achtzig Fuß breit iſt, und wie eine Pyramide in die Höhe geführt worden. Aehnliche Grabmahle findet man auch in andern entfernten Gegenden, und doch hält oft ein ſolches wichtiges Werk nichts mehr in ſich, als die Aſche eines einzigen Menſchen, die in ein Klümpchen geſchüttet, ſchon längſt zur Vergeſſenheit übergangen wäre, wenn man nicht auf das Andenken für die Nachwelt beſorgt geweſen. Es mochten die Leiber der Todten verbrannt werden oder nicht, und obgleich manche dieſer Völker keinen öffentlichen Gottesdienſt kannten; ſo fand man doch immer, daß einzelne Perſonen öfters hin zu den Gräbern gingen, um ſich bey denſelben mit einem, ihnen unbekannten göttlichen Weſen zu beſchäftigen.

Wenn man aber die groſsen Schwierigkeiten erweget, welche die Geſchichte eines Volks umgeben, welches keine eigenen Geſchichtſchreiber hatte, und deſſen Begebenheiten nur von Schriftſtellern beſchrieben worden, die nicht einmahl die Sprache des Volks verſtanden haben, von welchem ſie doch ſchrieben; — wenn man bedenkt, wie viel in dieſer Sache nur auf Muthmaſsungen und Wahrſcheinlichkeiten ankommt, denen wieder eben ſo wichtige Muthmaſsungen und Wahrſcheinlichkeiten entgegen geſetzt werden können; ſo wird man leicht einſehen: daſs man in dieſem Puncte nichts weiter gewiſs vortragen kann, als was uns die Ueberbleibſel von den Denkmählern unſerer alten Vorfahren lehren — was aus Traditionen, die ſchon ſo lange von Mund zu Mund gegangen, erhellet, und was nur aus der Vergleichung mit der Geſchichte angränzender, auch verwandter Völker, die entweder vor — oder nachher lebten, daher genommen werden kann, weil es gerade mit unſern alten Denkmählern übereinkommt.

Daſs die alten deutſchen und nordiſchen Völker den Gebrauch, ihre Todten zu verbrennen, von den Römern entlehnt haben ſollten, wie es einige Gelehrte zu glauben ſcheinen, läſst ſich ſchon deshalb nicht für wahr annehmen, da ſie in einem beſtändigen Haſſe gegen die Römer entbrannten. Sie liebten über alles ihre Freyheit, und dieſe war ihr Kleinod, für welches ſie Gut und Blut aufzuopfern willig und bereit waren (*). Die Römer gingen unaufhörlich damit um, der deutſchen Freyheit Feſſeln anzulegen, worüber unſere heidniſchen Väter äuſserſt erbittert wurden, ſo daſs die-

(*) *Tacit.* Annal. L. 2, läſst den Held Arminius ſeine Cherusker zur Vertheidigung der Freyheit folgendergeſtalt ermuntern: An aliud ſibi reliquum, quam tenere libertatem aut mori ante ſervitium.

dieſer ſchreckliche Haß mit nichts, als der gänzlichen Ausrottung des römiſchen Nahmens würde haben ausgeſöhnt werden können. Wahrſcheinlich hat die Grauſamkeit der Römer, welche ſie unter Anführung des Marius, an den Cimbern und Teutonen verübten (*), den erſten Grund zur Unverſöhnlichkeit gelegt. Dieſe hat in den folgenden Zeiten natürlich zunehmen müſſen, da die Römer von ihrem Vorhaben, die Deutſchen zu unterjochen, nicht abließen. Der nachmahlige Hauptgötze der deutſchen und nordiſchen Völker Odin, oder Wodan, (welcher bey dem gemeinen Manne unter allerley fabelhaften Geſtalten und Vorſtellungen, noch als ein Schreckenbild, und in der platten Sprache: de Waurr, oder de Helljäger, bekannt iſt,) mag ebenfalls bey ſeiner Ankunft in Deutſchland, nachdem er ſelbſt um die Zeit Pompejus des Großen, wie man es gewöhnlich dafür hält, in keiner andern Abſicht, die morgenländiſchen Gegenden verlaſſen, und in die Nordländer geflüchtet, in der Folge viel Anlaß zum beſtändigen Haſſe der Deutſchen gegen die Römer gegeben haben, indem er ſich dem Zepter der Römer nicht unterwerfen wollte. Es iſt aber auch aus den Nachrichten vom Cäſar deutlich genug zu erſehen, wie bey zunehmender Begierde der Römer, die Deutſchen zum Gehorſam zu bringen, der Haß dieſer gegen jene gewachſen, und nie hat vermindert werden können. Bey ſolchen Ereigniſſen kann man nicht glauben, daß die Deutſchen nach den Sitten und Gebräuchen der Römer werden lüſtern geweſen ſeyn.

Der Haß der Deutſchen gegen die Römer, ging ſo weit, daß ſie auch das Andenken von ihnen in ihren

(*) *Plutarch.* in vit. C. Marii, verglichen mit *Celtii* diſſ. de Cimbris et Teutonis primis Romanorum o Germania hoſtibus.

Gränzen nicht dulden wollten, ſondern, daſſelbe auszutilgen, eifrigſt bemühet waren (*). Zwar iſt uns bekannt, daß zwiſchen beyden Nationen Handel getrieben worden; und hieraus möchte man vielleicht ſchlieſſen, daß bey der Gelegenheit römiſche Sitten, und alſo auch der Gebrauch des Leichenbrandes, bey den Deutſchen könnte eingeführet worden ſeyn. Es läßt ſich aber auch dieſe Meinung widerlegen, weil man weiß, daß die Deutſchen bey ihrer Verfaſſung, auch ſelbſt auf den Handel mit den Römern ſowohl, als andern Nationen die äußerſte Aufmerkſamkeit richteten, und man ſo wenig einem Römer, als ſonſtigem Ausländer, verſtattete, ſeine Waare den Mitgliedern der Nation frey, zum Verkauf, anzubiethen, weil man beſorgte, daß dadurch, mit der Zeit, das Volk möchte verwöhnt, und andere Sitten und Gewohnheiten eingeführet werden (**). Was man aber den ausländiſchen Kaufleuten erlaubte, beſtand bloß darin, daß ſie diejenige Waa-

(*) Auch hiervon haben wir ein merkwürdiges Beyſpiel von den Katten, welches angeführt zu werden verdienet; *Tacit.* Ann. l. 2, C. 7. Ad famam adventus Caeſaris diſlapſi; tumulum tamen ſuper Variſiis legionibus ſtructum et veterem aram Druſo ſitam diiecerant. — *Cellarius*, diſſ. de Claudii Druſi expeditionibus maxime Germ. §. 14. macht hierüber folgende Anmerkung: Qui ne veſtigium quidem veriti, aram Druſo exectam ad limites, monumentum diiecerunt, hos multo minus credas, alia monumenta in interioribus Germaniae paſſos fuiſſe obſervari. Wir haben zwar Stellen in vielen Auctoren, die ſolches alles widerſprechen möchten, z. B. *Strabo*, Geograph. lib. 4: Ab hiſce vero rerum obſcoenitatibus, foediſque ſacrificiorum et divinationum ritibus, mori noſtro contrariis, Romani prorſus eos (Gallos, Germanos, et Celtos) averterunt. Allein, es iſt zu glauben, daß dieſe zu der Zeit, da ſie ſolches ſchrieben, entweder auch nicht völlig unterrichtet geweſen, oder ſich auch nur auf Muthmaßungen gründeten.

(**) *Caeſar* de B. G. lib. 2, cap. 15. Caeſar quum quaereret, ſic reperiebat: Nullum aditum eſſe ad eos mercatoribus, nihil pati vini, reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium inferri.

Waare, welche die Deutſchen abzuſetzen hatten, an ſich kaufen durften (*). Aus ſolcher, ſehr vorſichtigen Einſchränkung, läßt ſich nicht vermuthen, daß ſelbſt bey Gelegenheit eines beträchtlichen Handels, eine ſo allgemeine Sitte, als das Verbrennen der Todten war, werde eingeführt worden ſeyn.

Ich läugne aber keinesweges, daß die Wachſamkeit der alten Deutſchen, wider fremde Sitten, mit der Zeit nicht ſollte allmählig nachgelaſſen haben, und daß bey dem Gebrauche des Leichenbrandes in ſpätern Zeiten, einige römiſche Gewohnheiten mögen mit hinzugekommen ſeyn. Aber anfangs gewiß nicht, indem man ſo viel als möglich, auch keine Ehe unter beyden Nationen verſtatten wollte (**). Als aber die Deutſchen ſchon ſo weit nachgaben, daß ſie einſt einer ganzen römiſchen Kolonie verſtatteten, ſich wohnhaft unter ihnen niederzulaſſen, und ſich unter ihnen zu verheirathen (***), da mögen auch Gebräuche mit zu ihnen übergegangen ſeyn, und es iſt zu vermuthen, daß unſere alten deutſchen Väter ſeit der Zeit auch einen

(*) Eben daſ. lib. 4, cap. 2.

(**) *Tacitus* de morib. Germanor. c. 4. — ipſe eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos, nullis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et ſinceram et tantum ſui ſimilem gentem extitiſſe, arbitrantur. Wie aber die Deutſchen von dieſer alten Gewohnheit abgewichen, erzählt Ayrer, *Diſſ. de jure connubiorum apud veteres German.* Sect. I. §. 6: poſtero autem aevo leges et Wiſigothorum et Longobardorum, tam Gotho et Longobardo Romanam, quam Romano Gotham et Longobardam, matrimonio ſibi ſociare, permiſerunt. Et ſequentibus temporibus Germanos plane non dubitaſſe, peregrinos recipere, illuſtria Regum et Imperatorum exempla oſtendunt, in quibus colligendis diligentiſſimus *Heineccius* nobis otium fecit.

(***) *Tacit.* Hiſt. L. 4, C. 65. Agrippenſes Tencterum legatis reſponderunt: Deductis olim (Italis) et nobiscum per connubium ſociatis, quique mox provenere, haec patria eſt.

Begriff von den römischen unterirdischen Göttern gefaßt haben. Diesen errichteten die Römer Altäre, welche in die Erde gegraben wurden — und dergleichen finden wir noch jetzt auch bey den altheidnischen Gräbern, auf welchen die Todten verbrannt wurden, welche nicht so alt als einige andere einfachere Denkmahle zu seyn scheinen, wovon in der Folge weiter geredet werden soll.

Indessen kann man schon sicher behaupten, daß die Hartnäckigkeit der Deutschen keine gänzliche Uebereinstimmung ihres Glaubens oder ihrer Religion zuließ. Solches zeigt nicht allein die ganze deutsche Geschichte, bis jetzt, sondern auch besonders, daß man noch bis hierher nicht im Stande ist, den heidnischen Aberglauben unter dem gemeinen Manne gänzlich auszurotten. Der Prof. Schulze sagt daher in einer seiner Schutzschriften (*): Es finden sich unter unsern heutigen „Christen leider! nicht nur noch häufige Spuren eines „finstern Heidenthums, sondern man trifft auch bey „vielen noch fast eben den Eigensinn, über den Aber„glauben zu halten, als bey ihren heidnischen Vätern, „an. Evangelische Lehrer mögen auch noch so nach„drücklich dagegen zeugen, so wird doch wenig damit „ausgerichtet. In der Gegend meines Aufenthalts," (wo ich nicht irre, war es damahls Altona,) „hat sich „der Nahme des ehemahligen Hauptgötzen, der Deut„schen und nordischen Völker, unter dem gemeinen „Manne, noch bis auf diese Stunde erhalten. Es „ist dasselbe fast durchgehens von der Meinung einge„nommen, daß in den sogenannten zwölf Nächten, „(oder im Zwölften), der Wode herum ziehe, und „mit der Jagd sich erlustige (**). Einige die etwas „scharfsichtig sind, wollen ihn zu Zeiten sogar mit Au„gen,

(*) Samml. 2, Artik. 3, §. 10.

(**) Das ist: Odin, oder Wodan, wovon ich oben gesagt. Hiervon stammet, allem Vermuthen nach, auch die Fabel vom

„gen, und zwar zu Pferde, geſehen — und die ſich ein „recht gutes Gehör zutrauen, wollen ſein Jagen mit „Hunden ganz eigentlich gehört haben. Ich erinnere „mich, daß man in der Gegend um Lüneburg dieſen „ſaubern Gaſt den Helljäger zu nennen pflege. Herr „Walther berichtet uns aus dem Gobelinus Perſo„na, es ſey in Sachſen unter dem Pöbel von Alters „her die gemeine Sage geweſen, daß zwiſchen Weih„nachten und drey Könige die Frau Hera durch die „Luft flöge, und dem Menſchen viel Gutes beſcherete. „Man hätte daher zur derſelbigen Zeit beſtändig dieſe „Worte im Munde geführt: Frow Hera de Vlug „hat. — Vielleicht iſt dieſe Hera keine andere, als „des Wodans Gemahlinn, die Freya, welche die Is„ländiſche Edda inter Aſynias benigniſſimam, nen„net; und ſo wäre begreiflich, warum dieſe Dame zu „eben der Zeit umher fliege, da ihr Gemahl ſich mit „dem Jagen erluſtiget. Es ſtünde nähmlich von ih„rer Gütigkeit zu erwarten, daß ſie das erhaſchte „Wildpret nicht allein für ihre Küche behalten, ſon„dern ehrlichen Leuten auch etwas mittheilen wolle?“ Man ſehe hierüber auch den Art. Leichtgläubigkeit.

Solche und mehrere Hartnäckigkeiten in Glaubensſachen ſcheinen wohl nicht zugelaſſen zu haben, daß die alten Deutſchen ihr ganzes Ceremoniel bey Begräbniſſen ſogleich werden nach römiſchem Gebrauche umgeändert haben. Die alten griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber, ſo wie auch die Edda, gedenken der deutſchen und nordiſchen Urnen mit keinem Worte; indeſſen, ſo alt der Gebrauch der Urnen bey den

vom Wehrwolfe, wovon in einem beſondern Artikel noch geredet wird, welcher aber, weil er im Zwölften frey ſeyn ſoll, beym gemeinen Mann in Niederſachſen, ſo wenig als der Wolf überhaupt, und auch der Teufel genannt werden darf; indem man befürchtet, daß er auf der Nähe ſey, und dadurch herbey gerufen werde.

den Deutſchen war, eben ſo alt muß auch die Gewohnheit des Leichenbrandes unter ihnen ſeyn. Ob aber dieſer Satz umgekehrt wahr ſeyn mag, iſt eine andere Frage. Indeſſen, da das Verbrennen der Leichen bey unſern heidniſchen Vorfahren eben ein ſolcher Liebesdienſt war, als bey uns jetzt ein ſtattliches Leichenbegängniß, ſo würden auch ſie damahls vielleicht ſchon lieblos gehandelt haben, wenn ſie die Aſche und Knochen ihrer verbrannten Todten ohne ein Behältniß hätten in die Erde ſchütten, oder gar vom Winde hätten wollen zerſtäuben laſſen. Es iſt demnach wahrſcheinlich, daß wenigſtens einige der alten Deutſchen, welche ohnedies die Ihrigen herzlich liebten, ſofort mit dem Gebrauche, die Todten zu verbrennen, auch den Gebrauch der Urnen werden angenommen haben; ob wir freylich in den alten Gräbern auch Spuren von unverbrannten Leichen finden, die aber dann in ein ganz mit Steinen dicht ausgeſetztes Grab gelegt worden ſind.

Von der Gewohnheit ſelbſt, die Todten zu verbrennen, reden Mela, Tacitus, Cäſar, die isländiſche Edda, und viele andere alte Schriftſteller, als von einer alten Sitte der Deutſchen. Die Edda verſichert von dem Balder, einem Gefährten des Odins, als er ſich aus Aſien in die Nordländer gewandt, daß ſein Leichnam zu Aſche verbrannt worden. Man könnte daher den Gebrauch des Verbrennens der Leichen, bey den Deutſchen und Nordvölkern ſchon mit Gewißheit bis auf die Zeiten Pompejus des Großen hinaufführen, da Odin in den deutſchen und nordiſchen Ländern ſoll gekommen ſeyn.

(*Mela* de ſitu orb. lib. 3. p. 2. Cum mortuis cremant ac defodiunt apta viventibus. — *Tacit.* Germ. c. 27. Id ſolum obſervatur, ut corpora clarorum virorum crementur. — *Cæſar* de bell. gall. l. 6, c. 19. Funera ſunt — — et ſumtuoſa, omnia-

omniaque, quae vivis cordi fuiſſe arbitrantur, in ignem inferunt, — ac paulo ſupra hanc memoriam, ſervi et clientes una cremabantur. — *Edda, Mythol.* 43. Funus deinceps *Baldri* in navem (ſuam) portatum, pyrae impoſuerunt.)

Wären die Behauptungen des Litzel, in ſeiner Beſchreibung der römiſchen Todtentöpfe, S. 4 und 5, für völlig gewiß anzunehmen, indem er darzuthun ſucht: Die Indianer wären ſchon ſeit drey tauſend Jahren, (von ſeiner Zeit an gerechnet,) gewohnt, ihre Todten zu verbrennen, und die Aſche und Gebeine in Töpfen zu beerdigen, ſo kämen wir mit dem altdeutſchen Gebrauche des Leichenbrandes auch hoch genug hinaus. Von den Indianern ſollen, nach ſeiner Angabe, die Griechen es erlernet haben, und dieſen wären nachher die Deutſchen, Gallier, und andere Völker, und endlich auch die Römer, gefolgt, indem ſie ſolches durch die auswärts geführten Kriege gelernt hätten. — Ob wir nun zwar wiſſen, von welcher Abkunft die Römer ſind, und auch daß wenigſtens zu den Zeiten des Sylla, in Rom das Verbrennen der Todten vorzüglich in Gang gekommen, ſo iſt uns dennoch unbekannt, von welcher Nation dieſer Gebrauch zu den Römern eigentlich übergegangen. Haben ſie ihn von den Indianern, ſo ſey es; und haben die alten Deutſchen dieſen Gebrauch eben daher, ſo würde noch immer die Frage entſtehen: Wer den Gebrauch des Verbrennens der Todten zuerſt gehabt? die aber bey gegenwärtiger Unterſuchung überflüſſig ſeyn würde, da wir nur behaupten, daß das Verbrennen der Todten bey den alten Deutſchen keine angenommene römiſche Sitte, ſondern, daß dieſe Gewohnheit, von ihnen ſchon als ihnen eigenthümlich, bey ihrer Ankunft in die nördlichen Länder, mitgebracht ſey.

Der bisher geführte Beweis von dem Alter des Leichenbrandes der Deutſchen, ſteigt zwar nicht ſo

hoch

Dürfte ich muthmaßen, so würde ich behaupten, daß in diesen langen Hügeln, welche gemeiniglich bey einem kegelförmigen Hügel gefunden werden, die Asche der Familie eines vornehmen Mannes, etwa seiner Frauen, seiner Kinder und Brüder bedeckt, da die Asche des Mannes selbst unter jener Pyramide verwahret ruhe.

„Die andere Art dieser gemeinschaftlichen Begräbnißplätze läßt sich am besten aus der Beschreibung des Platzes selbst erkennen; auf der Ostseite des Dorfes Prilwitz, (im Strelitzischen,) und außerhalb der Gränzen der ehemahligen Stadt Rhetra, liegt ein Hügel, dessen Rücken eine krumme Linie von Osten nach Westen, und von Westen nach Norden, macht. Der Rücken desselben ist mit einer Menge Steinen bedeckt, welche alle sorgfältig hingelegt sind. Hier findet man ein Grabmahl bey dem andern. In der Mitte des Grabes findet man einen Stein, etwa von zwey Fuß im Durchschnitt. Rund um lieget ein Zirkel von kleineren Steinen, und einige Gräber sind mit zwey, andere mit drey solchen Zirkeln umgeben. Nimmt man den mittelsten Stein hinweg, so ist unter demselben eine Grube, welche zwey Fuß tief, und mit Steinen ausgesetzt ist. Selten findet man in diesen Gruben eine Urne; sondern man hat in Rhetra, wie das folgende zeigen wird, die Asche in solche Gruben eingeschüttet, und mit dem Steine in der Mitte zugedecket. Da diese Gruben aber der Oberfläche so nahe sind, so ist die Asche längst verwittert, daher diese Gruben jetzt mit Erde angefüllt sind.

„Auf eben diesen Hügeln lieget an einer Anhöhe ein viereckiger Stein, vier Fuß lang, drey Fuß breit, und eben so hoch. Ich nenne denselben hier, weil er die Zeugnisse von den Händen der Menschen aufweiset. Nicht allein seine regelmäßige Gestalt beweiset dieses, sondern noch mehr seine Lage. Vier Steine liegen

daneben, welche den groſsen Stein ehemahls getragen haben. Ich würde ihn für einen Opfertiſch halten, wenn irgend eine Spur des Feuers zu bemerken wäre. Da dieſes aber nicht iſt, ſo mag ich nicht errathen, zu welchem Gebrauche er beſtimmt geweſen. Wir wiſſen zu wenig von den Gebräuchen voriger Zeiten. Dieſe Ueberbleibſel ſind zwar redende Denkmahle; ſie zeugen aber von gewiſſen Gebräuchen, und laſſen uns in Ungewiſsheit, wenn wir die Gebräuche der Alten erklären wollen.

„Die vierte Art der Begräbniſſe, nenne ich die mit groſsen Steinen bedeckten Gräber. Dieſe Art habe ich in der Gegend von Rhetra nicht gefunden. Deſto häufiger aber findet man ſie in andern Gegenden, wo die Tollenzer gewohnt haben. In dem Beſeritzer Gaue ſind auf der Feldmarke Beſeritz und den angränzenden Dörfern etliche zwanzig ſolcher Gräber zu finden. In dem Plotzer Gau, neben der Tollenſe, trifft man ſie auch häufig an. Die Bauart dieſer Gräber iſt ſehr übereinſtimmig, und nur die Noth hat in Abſicht der Anzahl der Steine zuweilen eine Abweichung von der gewöhnlichen Weiſe verurſacht. Vier Steine, welche eine, oder ein Par glatte Seiten haben, ſind dergeſtalt geſtellet, daſs der inwendige Raum ein Viereck, von ſechs bis acht Fuſs lang, und vier bis fünf Fuſs breit, ausmacht. Zuweilen hat man aus Noth an einer langen Seite zwey Steine geſetzet. Auf dieſen vier Steinen ruhet ein groſser Stein, auch zum öftern zwey Steine, welche das Grabmahl bedekken. Ich habe Steine bemerkt, welche acht bis zwölf Fuſs lang, und vier bis ſechs Fuſs hoch ſind. Unter dieſen Steinen hat man Urnen, und zum öftern mehr als eine, gefunden. Auch weiſs ich, daſs man Knochen, und Geräthe, aber keine Urnen, gefunden hat.

„Die groſsen Steine ſind mit Menſchenhänden auf die andern Steine gebracht, und ſo ſorgfältig hingelegt,

gelegt, daß sie gerade auf allen vier Steinen ruhen. Macht es ihre Größe unbegreiflich, wie man so große Steine aus verschiedenen Gegenden zusammenbringen, auf eine Stelle also aufrichten, den größesten aufheben, und auf die andern legen können: so hat doch die Größe der Steine den Nutzen gehabt, daß die größesten Gräber noch unberührt stehen, da diejenigen, welche mit kleinern Steinen zugedeckt sind, mehrentheils schon auseinander geworfen worden.

„Man nimmt wohl mit Recht an, daß diese Art der Grabmahle für Personen bestimmt sind, welche durch Stand, Verdienst und Würde über die gemeine Menge erhoben gewesen. Unstreitig ist die Errichtung eines solchen Grabmahls, kein Werk einzelner Personen; sondern eine Arbeit einer großen Menge Volks, welche durch einerley Bewegungsgründe getrieben, ihre Kräfte vereinigt haben, so große Steine zusammen zu wälzen, ordentlich zu stellen, und mit großer Arbeit das Grab zu bedecken.

„Die letzte Art sind die Grabhügel, oder sogenannten Hünengräber, welche hier im Lande allenthalben in der Nähe einer (ehemahligen) Burg gefunden werden. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich alle Grabmahle dieser Art beschreiben wollte, welche ich besehen habe. Ich begnüge mich nur mit einigen allgemeinen Anmerkungen, und verspare das Besondere, bis zur Beschreibung der Grabhügel bey dem alten Rhetra.

Gemeiniglich sind diese Grabhügel auf Erhöhungen aufgeführt, welche die Natur gemacht hat. Man hat von den Seiten Erde zusammen getragen, und dem Haufen eine kegelförmige Gestalt gegeben. Rund um stehen Steine in einer, auch wohl in zwey Reihen übereinander. Viele solche Grabhügel haben die besondere Lage, daß die eine Seite des Hügels gerade auf der Spitze des natürlichen Berges anfängt, die andere

Fuß unter den Steinen, entdeckte ſich die Brandſtelle, auf welcher die Leiche verbrannt war. Sie hatte nur fünf Fuß im Durchſchnitte, war rundum mit kleinen Steinen umſetzet, auch oben über mit kleinen Steinen bedeckt. Der Thon war feſt gebrannt, und die Aſche noch ſehr kennbar.

„Neben der Brandſtelle auf der Südſeite, und alſo mehrentheils in der Mitte des Hügels, war die Grube, in welcher die Aſche verwahret war. Die Tiefe der Grube war zwey Fuß, oben hatte ſie im Durchſchnitt auch zwey Fuß, und lief unten ſpitzig zu. Die Grube war gleichfalls mit kleinen Steinen ausgeſetzet, und die Aſche, welche ſo weiß, wie Pottaſche, war, war mit Kohlen, Steinen und kleinen Knochen vermiſcht. Ueber die Grube war eine Pyramide von kleinen Steinen, vier Fuß hoch, und oben zugeſpitzt, aufgerichtet. Die Grube ward ſorgfältig durchgeſucht; allein, nichts weiter, als Knochen und Kohlen gefunden.

Unterdeſſen die Arbeiter beſchäftiget waren, dieſen Hügel aufzugraben, beſah ich eine andere Gegend, gegen Nordoſt, nahe an dem Tollenzer See, auf einem ſteilen Berge. Was Menſchenhände daſelbſt gebauet haben, hat in der Ferne die Geſtalt einer Batterie, welche mit Schießſcharten verſehen iſt. Wenn man aber den ſteilen Berg erſteigt, ſo ſiehet man, daß es lauter Grabhügel ſind, welche nahe an einander, doch alſo liegen, daß ein jeder von dem andern abgeſondert iſt. Acht dieſer Hügel ſind rund um mit Steinen umgeben, in der Geſtalt eines abgekürzten Kegels. Der neunte iſt flach und länglich, und gleichfalls mit Steinen umgeben.

„Dieſes ſind die Denkmahle voriger Zeiten, welche noch bis jetzt erhalten ſind. Man kann aber wohl behaupten, daß in vorigen Zeiten dieſe noch zahlreicher geweſen, und viele durch die Länge der Zeit unkenntlich

lich geworden. Nicht allein Jahrhunderte machen eine große Veränderung; sondern, da man in spätern Zeiten nie darauf bedacht gewesen, daß dergleichen Denkmahle erhalten blieben, so ist leicht zu schließen, daß allerley zufällige Veranstaltungen, Gelegenheiten zur Zerstörung derselben dargeboten haben. Indessen ist uns doch noch so viel übrig geblieben, daß wir zu einigen Muthmaßungen dadurch hinlänglich berechtigt werden.

„Man mag diese Begräbnisse ansehen, von welcher Seite man will; so findet man darin doch allezeit ein Zeugniß von einer Vorsorge und einer gewissen Achtung, welche man den Leibern der Verstorbenen erwiesen hat. Die Liebe und die Achtung, welche man den Verdiensten der Lebenden schuldig gewesen, hat sich auch nach ihrem Ableben geschäftig erwiesen, und die Hinterbliebenen angetrieben, nach der Gewohnheit des Landes, ein Leichenbegängniß zu veranstalten, die Asche zu verwahren, und Grabmahle zu errichten, welche die Verdienste eines Mannes im beständigen Andenken erhalten können. Da man so unterschiedene Arten der Begräbnisse, und unter den Hügeln eine Verschiedenheit in Absicht der Größe findet; so nimmt man nicht ohne Wahrscheinlichkeit an, daß die Größe eines Grabes mit der Würde und den Verdiensten des Verstorbenen in einem gewissen Verhältnisse steht. Daher ist es gewiß, daß Vorsorge und Achtung sich mit einander vereiniget hat, dem Verstorbenen Denkmahle zu errichten, an welchen eine ganze Menge von Menschen gearbeitet hat, um ein solches Werk zu Stande zu bringen.

„Vergleichet man hierbey die Gegend um Prilwitz, und bemerkt die Größe und Anzahl der Grabhügel, deren neun zerstreut auf dem Felde, neun aber auf einem einzigen hohen Berge, zwischen dem Dorfe Usadel, und der See liegen, so ist gewiß, daß in kei-

ner Gegend unſers Landes ſo viele und groſſe Grabhügel neben einander liegen, als bey dieſem Dorfe (*). Dies iſt alſo ein Beweis, daß dieſes Dorf zu den Zeiten, wie man den Verſtorbenen Grabhügel errichtet hat, eine Sammlung von vornehmen, und verdienſtvollen Männern geweſen, welche daſelbſt ihr Ende und auch ihre Grabſtellen gefunden haben. Dies ſtimmet genau mit Dithmars Bericht überein, welcher uns meldet, daß die Comprovinciales, oder die Leutici, oder Löwitzer, ſich in Rhetra aufgehalten haben, die öffentlichen Angelegenheiten der Willzen zu beſorgen. Daher ich dieſe Grabhügel für die Begräbniſſe der obrigkeitlichen Perſonen halte, welche unter den Wenden regiert haben. Sind dieſe in Rhetra geſtorben, ſo iſt ihnen daſelbſt ein Grab und ein Denkmahl bereitet. Sind ſie aber in ihrem Gebiete geſtorben, ſo hat ihre Provinz ihnen ein Grabmahl in der Nähe ihrer Burg bereitet.

„Daß die Verbrennung der Leichen auf ſolchen Hügeln geſchehen, davon haben wir nun eine völlige Gewißheit. Wenn den Verſtorbenen die letzte Ehre widerfahren ſollen, ſo iſt zuerſt ein Berg zuſammengetragen, und über die Erdfläche erhöhet worden. Auf dieſer Erhöhung, welche von einigen Schriftſtellern ein Todtenaltar genannt wird, iſt die Leiche verbrannt worden. Hier entſteht alſo die Frage; ob der Hügel zu der Zeit, wenn der Brand veranſtaltet worden, oben eben geweſen, daß man von allen Seiten die Leiche im Freyen ſehen können? oder, ob der Hügel

(*) Auch in Preuß. Pommern, ohngefähr zwiſchen Demmin und Treptow an der Tollenſe, liegt ein Dorf, welches Uzzertel heißt, in alten Urkunden aber Uſadel und Uſedel genannt wird. Dieſes hat auf ſeiner Feldmark auch verſchiedene Gräber aufzuweiſen. Es iſt geradezu gerechnet ohngefähr eine halbe Meile von dem adelichen Hofe Krukow, von welchem ich im LXXIII Th. S. 539. geredet habe.

gel mit einer Erhöhung umgeben gewesen, daß man die Leiche nicht sehen können? Beydes ist möglich. Wenn ich aber die Umstände betrachte, daß der eine Berg bey Prilwitz, inwendig ausgehöhlt ist; imgleichen, daß ich eine Brandstelle 4 Fuß unter der Oberfläche der Erde gefunden: so ist es mir wahrscheinlich, daß der sogenannte Todtenaltar mit einem Rande von Erde umgeben gewesen, und die Leiche also inwendig in dem Berge verbrannt worden, daß man von außen die Leiche nicht sehen können (*). Vielleicht haben Vornehme, wenn sie ihr Ende vermuthet, dergleichen Hügel schon bey ihrem Leben zusammen tragen lassen, damit hernachmahls ihre Asche in demselben ruhen könnte.

„Diese Muthmaßung stimmet mit der Größe der Brandstelle überein. Sie ist rund, und enthält nur 5 Fuß im Durchschnitte. Dies scheint mir derjenige Raum zu seyn, welchen man inwendig in dem Hügel gelassen, und mit Steinen umsetzt hat; und außer welchem keine Spur des Feuers zu bemerken war. Weil aber der Durchschnitt nur so klein ist, so halte ich

(*) Es ist bekannt, daß die Römer den unterirdischen Göttern Plätze in der Erde (locos) ausgruben, darauf sie ihre Opfer brachten, und mit diesen scheinen die Todtenaltäre der alten Deutschen Aehnlichkeit zu haben. Man kann sie aber füglicher Todtenheerde nennen. In der Gegend, von welcher Hr. Masch redet, heißt in der platten Sprache des gemeinen Mannes der Heerd, Heiet, Heät, oder Hiet, welches wahrscheinlich von Hitz, Hitze, herkommt. Dem Anscheine nach ist zu jeder Leiche ein besonderer Todtenheerd verfertiget worden, sonst müßte man, wenn es allgemeine Todtenheerde gegeben, sich vorzüglich auszeichnende große Brand- oder Aschstellen, finden.

Daß aber die alten Deutschen und nordischen Völker gleich von Anfang an schon solche Todtenheerde gemacht haben sollten, lasse ich dahin gestellt seyn. Vielleicht sind diese erst aus den Zeiten, als die Deutschen schon wirklich nachgebender gegen auswärtige Gebräuche geworden waren, und ihre Religion etwas glänzender einzurichten anfingen. —

ich es für wahrſcheinlich, daß die Leichen nicht liegend, ſondern in einer ſitzenden Stellung, verbrannt worden. Wäre dieſes nicht; ſo müßte der Durchſchnitt der Stelle größer ſeyn (*). Ob man in Rhetra eine beſondere Art des Holzes hierzu erwählet habe, wie man an andern Orten bemerkt haben will, (wovon weiter hin ein Mehreres vorkommen wird,) iſt nicht zu beſtimmen. Die Kohlen in dem Grabhügel ſchienen mir von Birkenholz zu ſeyn.

„Wenn die Leiche völlig vom Feuer verzehrt geweſen, iſt die Aſchengrube gemacht, die Aſche in dieſelbe eingeſchüttet, mit Steinen zugedecket, und die kleine Pyramide errichtet worden. Nachher iſt ſo viel Erde aufgetragen worden, daß der Hügel die Höhe erreichet hat, welche derſelbe noch jetzt aufweiſet.

„Es iſt aber nun noch eine Frage auszumachen, welche auf verſchiedene Weiſe entſchieden wird, nähmlich: ob die Urnen, Gräber und Hügel, Denkmahle der alten Deutſchen ſind, welche vor den Zeiten der Wenden hierſelbſt gelebt haben; oder ob es Denkmahle ſind, welche die Wenden den verdienſtvollen Männern ihres Volks errichtet haben?

„So viel iſt gewiß, daß unter den alten Deutſchen vor der Zeit der Wenden, die Endoxomanie geherrſchet hat, die Leiber wohlverdienter Männer zu verbrennen. Tacitus meldet von ihnen: (welche Stelle ich im Vorhergehenden ſchon berühret,) Funerum nulla ambitio, id ſolum obſervatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur. Struem rogi nec veſtibus, nec odoribus cumulant, ſua cuique arma, quorundam igni et equus adjicitur; ſepulcrum

(*) Auch dieſes ſcheint ein Beweis zu ſeyn, daß die Deutſchen den Leichenbrand nicht von den Römern gelernt haben, die den Körper frey auf den Scheiterhaufen hinlegten. Siehe Leichenbegängniß.

crum cospes erigit. Die Hauptſache dieſes Berichts finden wir auch hier. Die Leiche eines vornehmen Mannes iſt dem Feuer übergeben worden. Man findet auch zuweilen bey den Urnen die Waffen der Verſtorbenen. In dem aufgegrabenen Hügel ſind aber keine Waffen gefunden. Auch iſt die Brandſtelle zu klein, als daß ein Pferd zugleich hätte verbrannt werden können. (*)

„Zu welcher Zeit der Gebrauch, die Leichen zu verbrennen, in hieſigen Gegenden üblich geworden, iſt wohl ziemlich ungewiß. Gemeiniglich nimmt man an, daß dieſer Gebrauch von Othin oder Wedha, (Odin, Wodan), eingeführt worden; daher auch das in der däniſchen Geſchichte bekannte Brunnold, ſeine Benennung erhalten. Man behauptet dieſerwegen, daß die Urnen, welche die Aſche der Leichen enthalten, älter ſind, als die Zeiten der Wenden. Und ſolchemnach müßte man die Grabhügel, welche auch eine Brandſtelle in ſich faſſen, für eben ſo alt annehmen. Jene Meinung hat noch neulich der Herr Probſt J. C. Zimmermann, in der Nachricht, von einigen bey Uelzen aufgegrabenen Urnen, Zelle, 1772, f. p. 4. zu behaupten geſuchet. Ich muß aber geſtehen, daß ich dieſe Meinung nicht für völlig ausgemacht halte;

(*) In dem bey Vanſelow aufgegrabenen Hühnengrabe, wovon ich im LXXIII Th. S. 390, gehandelt habe, welches auch eben von ſehr großem Umfange nicht war, fanden ſich Pferdeknochen. Vielleicht wurden die Pferde, da ſie eines größeren Feuers, als ein menſchlicher Leib, bedurften, auf einem anderweitigen Platze — vielleicht auch ganz frey neben der Brandſtelle der Leiche, verbrannt, und die Aſche und Knochen nur dazu geſchüttet; aber, ſo wie es der Augenſchein lehrte, nicht mit den menſchlichen Ueberbleibſeln in eine Lage gebracht, ſondern etwas unterſchieden. Denn ich habe am angeführten Orte gezeigt, daß die unverbrannte Leiche eine Urne im Arme hätte — daß hierüber eine feſt geſtampfte Lage von Thon ſich befand, auf welcher die Pferdeknochen, Aſche und Kohlen wieder lagen.

halte; sondern wie ich gern glaube, daß vor den Zeiten der Wenden dieser Gebrauch schon geherrscht hat, so finde ich auch hinlängliche Gründe zu behaupten, daß die Wenden auf gleiche Weise mit dem größesten Theile ihrer Verstorbenen also verfahren sind.

„Ich gestehe gern, daß mir kein Zeugniß bekannt ist, welches den Wenden, in der Zeit ihrer Wohnung in Mecklenburg, diesen Gebrauch besonders zuschreibe. Vielmehr kann man ein Zeugniß aufweisen, daß sie alte und abgelebte Menschen todtgeschlagen, und hernach begraben, vielleicht auch dieselben lebendig eingegraben haben. Indessen ist es auch gewiß, daß wir keinen Schriftsteller aufweisen können, der ausdrücklich versichert hätte, daß die Wenden niemahls ihre Leichen verbrannt hätten. Es ist also hier ein bloßes Stillschweigen der Geschichte, welches auf beyden Seiten nichts entscheidet.

„Die Wenden haben bey ihrer Ankunft in hiesigen Gegenden diesen Gebrauch gewiß vorgefunden. Alle diejenigen, welche den Urnen und Grabhügeln ein so hohes Alter beylegen, müssen dieses gestehen, und wenn Othin diesen Gebrauch in Scandinavien eingeführet hat; so ist derselbe auch in hiesigen Gegenden üblich gewesen. Hiernächst ist es ein allgemeiner Gebrauch in den morgenländischen Gegenden gewesen, die Leichen zu verbrennen (*). Die neuesten Nachrichten berichten uns, daß man in den entferntern Gegenden des Russischen Reichs, Grabmahle finde, welche mit den hiesigen die genaueste Uebereinstimmung haben. Man hat daselbst Urnen, und bey denselben allerley Geräthe, Köpfe der Thiere und sogar Goldstangen gefunden. Das beweiset so viel, daß diese

(*) Dagegen möchte man Einwendungen genug finden, und ich glaube, daß ich im Art. Leichenbegängniß das Gegentheil zur Genüge bewiesen habe.

dieſe Art der Leichenbeſtattung ſich ſehr weit ausgebreitet habe. Daher dieſelbe auch den Wenden keinesweges unbekannt ſeyn können. Vielmehr muß dieſelbe ihnen ſchon bekannt geweſen ſeyn, ehe ſie unſere Gränzen erreicht haben.

„Hiernächſt findet ſich ein Zeugniß, welches beweiſet, daß noch in ſpätern Zeiten gewiſſe Völker, welche mit den Wenden ehemahls ein Volk geweſen, ihre Leichen dem Feuer übergeben haben. Im Jahre 1703 hat ein Landmeſſer im Amte Eylau in Preußen einen Grabhügel öffnen laſſen, in welchem er drey Urnen gefunden. In der kleinſten derſelben ſind etliche Kreuzgroſchen geweſen, mit dem hochmeiſterlichen Wapen, und den Worten: Magiſt. Michael Pri, und auf der andern das Ordenkreuz mit den Worten: Monera duorum Pru. Dieſe Entdeckung beweiſet unläugbar, daß noch in ſpätern Zeiten, da ſchon das Chriſtenthum in Preußen eingeführet worden, die Todten zu verbrennen, und ihre Aſche in Grabhügel beyzuſetzen, üblich geweſen.

„Da dies aber ein alter Gebrauch unter den Preußen geweſen, welche mit den hieſigen Wenden urſprünglich ein Volk ſind; ſo ſchließe ich billig, daß ein gleicher Gebrauch unter den hieſigen Wenden geherrſcht habe; und daher trage ich kein Bedenken, die hieſigen Grabhügel und feyerlichen Begräbnißplätze den Wenden zuzueignen.

„Daß aber unſere Schriftſteller hiervon nichts erwähnen, davon laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben. Von den Zeiten, da die Wenden in Ruhe gelebt haben, wiſſen wir gar nichts. Es ſind Jahrhunderte, welche die Geſchichte mit wenigen Worten berühret. Alles was wir von ihnen wiſſen, betrifft die Zeiten, da man Kriege mit ihnen geführet hat. Und ſelbſt in dieſen Zeiten wird von ihrer Verfaſſung und ihren Gebräuchen nur ſehr wenig gemeldet. Daher

man

man ſich nicht wundern darf, daß dieſer Gebrauch mit Stillſchweigen übergangen iſt.

„Hiernächſt möchte ich auch nicht behaupten, daß die Wenden alle Leichen verbrannt hätten: ſondern mir ſcheinet dieſes vielmehr etwas vorzügliches zu ſeyn, welches nur denen widerfahren iſt, welche man vorzüglich ehren wollen. Ein gewaltſamer Tod ſtand bey den Wenden in großem Anſehen, und ward als ein unmittelbarer Eingang in das Reich der Glückſeligkeit angeſehen. Muthmaßlich ſind alſo die Leiber derjenigen, welche im Kriege erſchlagen worden, oder von ihren Freunden umgebracht ſind, um ihnen den Weg zur Glückſeligkeit zu bahnen, nicht dem Feuer überliefert worden. Dagegen aber, wenn Vornehme eines natürlichen Todes geſtorben ſind, ſo hat man an ihrem Leibe die Gewaltthätigkeit geübet, daß man ihn verbrannt hat, damit die Seele nach einer ſolchen gewaltſamen Zerſtörung deſto eher in das Reich der Glückſeligkeit eingehen könne. Es ſind dieſes Muthmaßungen, bey welchen einem jeden frey ſtehet, das Gegentheil zu behaupten.“ —

Nach dem Lehrbegriffe des nordiſchen Alterthums, wurden lauter äußerſt herzhafte Leute und Wagehälſe in die Zunft der Himmelsbürger eingeſchrieben, welche entweder auf dem Bette der Ehre geſtorben waren, oder doch wenigſtens einige Wunden als Kennzeichen ihrer Tapferkeit aufzuweiſen hatten. Dieſe allein wurden fähig erkannt, daß ſie den Nahmen Einherier, (denn ſo hießen die walhalliſchen Helden), mit Recht verdienen konnten. Alle übrigen Kandidaten des Himmels wurden ohne Barmherzigkeit abgewieſen. Selbſt dem weiblichen Geſchlechte, deſſen Zärtlichkeit man doch ſonſt zu ſchonen pflegte, war einerley harte Bedingung vorgeſchrieben, daß es entweder das zeitliche Leben, oder die himmliſchen Ergötzlichkeiten verachten mußte. Die Edda macht indeſſen in Anſehung tu-

gend-

gendhafter Jungfrauen eine Ausnahme. *Mythol.* 30. Quarta Aſyniarum eſt *Geſion*, haec virgo eſt, et illi famulantur omnes, quae virgines moriuntur.

Es thaten die Deutſchen und nordiſchen Völker ihrem eigenen Leben oft Gewalt an, um deſto gewiſſer nach dem Tode glücklich zu ſeyn (*). Wer entweder ſein Leben im Treffen eingebüßt hatte, oder wenigſtens einige Wunden als Merkmahle ſeiner Tapferkeit aufweiſen konnte, oder ſich nach Odins Beyſpiel mit einem tödtlichen Gewehre hatte zeichnen laſſen, der ward unter die Helden gezählt, und niemand durfte ihm das Recht, an der eingebildeten Glückſeligkeit in der Valhalla, ſtreitig machen. Solche wurden als Helden nach dem Tode verbrannt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſind aber die Kinder auch von dieſer Glückſeligkeit nicht ausgeſchloſſen worden.

Wenn Tacitus berichtet, daß man die Leiber angeſehener Männer mit beſonders ausgeſuchtem Holze verbrannt habe, ſo errinnert er uns zugleich, daß die alten Deutſchen bey Aufrichtung des Holzſtoßes für eine gemeine Leiche, ſo genau nicht darauf geſehen, von was für einer Gattung das dazu erforderte Holz geweſen, ſondern daſſelbe genommen hätten, wie es ihnen jedesmahl vorgekommen wäre. Man will von verſchiedenem Holze Kohlen in den Gräbern gefunden haben. Muthmaßlich aber würde bey den Leichen angeſehener und berühmter Perſonen das Eichen- und Tannenholz deshalb vorzüglich gebraucht, weil dieſe Bäume vor allen andern auch vorzüglich geachtet, und heilig gehalten wurden. Es giebt aber Schriftſteller, welche das Gegentheil behaupten (**), und zu beweiſen

(*) Schütze Lehrbegriff, T. 2, §. 35.
Keyſler Antiq. ſept. et Celt. p. 144, ſqq.
Bartholini Antiq. Dan. L. 2, C. 7.

(**) Hachenberg German. media, diſſ. 12, §. 3. — Per

ſen ſuchen, daß gerade darum, weil die Eichen und Tannen den alten Deutſchen heilig waren, dieſe Bäume nicht haben zum Leichenbrande genommen werden dürfen. Olaus Magnus berichtet von den gothiſchen Fürſten, daß man gewohnt geweſen, ſich des Wachholderholzes beym Verbrennen ihrer Leichen zu bedienen (*). Vielleicht aber war hiervon auch die Urſache, daß in den Ländern, wo ehemahls die alten Gothen zu Hauſe waren, dieſes Holz ſich in großem Ueberfluſſe befand.

Weil die nordiſchen Völker ſtarke Handlung zur See trieben, und ſich auf die Seeräubereyen vielleicht auch ſehr wohl verſtanden, ſo geſchah es nicht ſelten, daß ein Schiff ſeinem ehemahligen Beſitzer ſtatt des Holzſtoßes dienen mußte. (*Edda Island.* Mythol. 43. Arnkiel, Th. 3, B. 1, C. 12. Nettelbladt de variis mortuos ſepel. modis Theſ. 33, ſgg.) Man kann hier muthmaßen, daß die Alten geglaubt: dasjenige Schiffholz, welches ſeinen Beſitzer zum öftern durch die Fluthen des Meeres glücklich geführet, werde ſich auch am beſten und ſchicklichſten gebrauchen laſſen, denſelben an den Hafen des Valhalla zu bringen. Nimmt man aber an, daß die Deutſchen und nordiſchen Völker mit der Ueberzeugung aus der Welt gegangen, ſie würden alles dasjenige, was ſie im Leben geliebet, in der Valhalla zu ihrem Gebrauche wieder finden, wenn es mit ihnen durch das Feuer aus der Welt ginge, ſo ließe ſich der Gebrauch, das Schiff mit der Leiche zu verbrennen, auch ſehr wohl erklären.

Zu welcher Tageszeit man den Leichenbrand vorgenommen haben mag, beruhet ebenfalls auf Muthma-

certa ligna (quorum Tacitus mentionem fecit) alii frustra intelligunt quercum aut abietem, utramque Germanis sacram arborem.

(*) Hiſt. Septentrional. lib. 16, p. 130.

maßungen, indeſſen ſcheint die von Müller (*) ſehr wahrſcheinlich zu ſeyn, welche hier erfolgt. Er ſagt nähmlich:

So viel mir bekannt iſt, hat kein einziger Schriftſteller, der ſich mit Unterſuchung deutſcher und nordiſcher Alterthümer beſchäftigt hat, angemerkt, ob das Verbrennen der Todten bey Tage, oder um die Abend- und Nachtzeit vorgenommen worden. Es iſt daher dieſer Umſtand unſerer Unterſuchung übrig geblieben. Wo es ſeine Richtigkeit hat, was uns glaubwürdige Geſchichtſchreiber erzählen, und warum wollten wir ſolches in Zweifel ziehen? ſo mögen die heidniſchen Völker vormahls ihre Todten am liebſten bey Abendzeit, zur Ruhe gebracht haben. (*Bingham* Orig. ſeu Antiq. Eccl. Vol. 10, p. 34: Ethnici exequias funerum ſuorum plerumque noctu agebant; Chriſtiani, ſi tuto illis liceret, ſemper eligebant diem. — *Struns*ky Reip. Bohem. 620. Delibuebatur a pollinctoribus unguento corpus (principis) & veſte ſplendida indutum, loculo imponebatur, piceque oblinebatur, populo porro undique confluente, inter ejulatus & lamenta, *occumbente* interim *ſole ſub crepusculum vespertinum* demittebatur in ſepulcrum cum loculo funus, & terra ingeſta contumulabatur, grandi ſaxo advoluto. — Vid. *Treueri* Anaſtaſis vet. Germ. p. 24.)

Ob es mit der Ueberlegung geſchehen ſey, daß der Abend, da man ſonſt die Ruhe zu ſuchen pfleget, ſich am beſten für dieſe Handlung ſchicke, will ich wenigſtens für keine Wahrheit ausgeben. Von unſern alten Deutſchen aber dürfte meine Muthmaßung wohl nicht ungegründet ſeyn, wenn ich ſage, daß dieſelben gleich andern heidniſchen Völkern, ihre Todten des Abends, oder bey Nachtzeit, mögen zur Ruhe befördert haben. Es iſt bekannt, daß die alten Deutſchen ihre Zeiten nicht nach Tagen, ſondern nach Nächten, zu rechnen gewohnt geweſen. Die Urſache war, weil ſie die Nacht für bequemer und glücklicher hielten, etwas vorzunehmen, als den Tag. (*Tacit.* de M. G. Nec dierum numerum, ut nos, ſed noctium computant. Nam agendis rebus hoc auſpicatiſſimum ini-

(*) Verſuch einer Abhandlung von den Urnen der alten Deutſchen und nordiſchen Völker, Altona und Flensburg 1756, S. 95, §. 10.

initium credunt.) Da nun die Leichenbegängniſſe bey ihnen für die angelegentlichſte Sache gehalten wurden, ſo hat es, meines Bedünkens, ſehr viele Wahrſcheinlichkeit, daß ſie dieſelben am liebſten bey Abend, oder Nachtzeit, vollzogen haben. Denn nach den Grundſätzen der nordiſchen Weltweiſen, ſuchte man in dem Feuer was Göttliches: (Schütze, Lehrbegriff, C. 2, §. 16, S. 152. Odin ſuchte in dem flüchtigen Weſen des Feuers etwas Göttliches, welches die Reiſe der Seelen nach dem Himmel beſchleunigen könnte. Conf. *ejusd.* Exercitat. select. ad German. sacram. p. 150.) Wer weiß aber nicht, daß das Feuer ſich niemahls reizender und ſchöner zeige, als in der dunkeln Abendzeit? Und wird nicht die Vorſtellung von der Reiſe einer Seele in die Walhall am lebhafteſten geweſen ſeyn, wenn man die lodernde Flamme bis an das Firmament der Sterne hat ſteigen ſehen?

Weil aber die alten Deutſchen und nordiſchen Völker die Nacht ſo ſehr verehrten, ſo war ihnen auch der Mond in allen ſeinen Geſtalten äußerſt heilig, da er die Nacht auf die allerangenehmſte Art erhellet. Dieſem zu Ehren verfertigten ſie Hörner zum Trinken, und bey gottesdienſtlichen Handlungen darauf zu blaſen; und es läßt ſich mit ſehr vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen, wenn die Leichenbegängniſſe in der Nacht veranſtaltet wurden, daß auch die heiligen Hörner werden erſchallet ſeyn, denn dieſe Feyer konnte gewiß doch nicht, auch ohne eine Art von Muſik vollzogen werden, wenn die Barden, Druiden, oder wer ſie ſonſt waren, ihre Lieder zu Ehren des Verbrennenden abſangen. Viele Schriftſteller geben mir zu dieſer Meinung Anlaß; z. B. Ovid, der die Verehrung der Diana beſchreibt (*); Hachenberg, der den Heiden an der Weſer und Elbe die Verehrung des Mondes ſonderlich zueignet (**); und Glaſſius, der von der

ſäch-

(*) *Ovid.* Triſt. l. 4, El. 4. Idem ex Ponto, l. 3, epiſt. 2.

(**) *Hachenbergii* Germania media, pag. 263.

ſächſiſchen Abgöttinn beyläufig handelt (*), wie auch Beda (**).

Man findet daher bey genauer Unterſuchung, daß unſere heidniſchen Vorfahren den Mond unter den Nahmen Oſtera, Oeſtera, Coſtre nicht nur verehrt, ſondern auch bey der Verehrung dieſes Planeten ein Horn zur Hand gehabt haben. Solches geſchah hauptſächlich auch in unſerm jetzigen Niederſachſen. Daher ſind noch ſo viele Oſterwälder, und bey ſolchen Wäldern die Opferſteine, auch ſolche Oerter in der Nähe übrig, die von dem heiligen, oder vermeinten göttlichen Horne den Nahmen führen. Denn, da die koſtbaren, zum Theil goldenen Hörner, (wovon ich hernach weiter reden werde,) ein Zeichen der Heiligkeit und weltlichen Hoheit geweſen, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie an gewiſſen ſichern Oertern verwahrlich aufbehalten, und bey feyerlichen Gelegenheiten von dannen mit vielem Gepränge hervorgetragen ſind.

Man kann verſchiedene Oerter anzeigen, welche ſammt den Benennungen, der neben ihnen ſich befindenden Gegenden das vorher angeführte beſtätigen. Z. B. Gottershorn, ſonſt Gottershorn, ohnfern Hannover. Eine Meile davon, neben Hainholz vorbey, zeiget ſich das Dorf Oſterwald, wo bey der Windmühle der heidniſche Opferſtein zu ſehen iſt, der dem Albersdorfiſchen Altare beym Keißler gleichet. Noch andere dergleichen Steine ſind längſt geſprengt, und ſollen zum Baue des Schloſſes Ricklingen verwandt ſeyn. Hörn, ein Dorf bey der Stadt Oſterode. Hornburg, bey dem Dorfe Oſterode und der Stadt

(*) *S. Glaſſius* in Exegeſi Evangelicorum, Nro. 1664. p. 741.

(**) *Beda*, Tom. 2, operum, libro de temporum ratione cap. 13, edit. Colon. 1612.

so wie sie Tacitus beschrieben (*), nähmlich am Teutobergischen Walde, welcher im mittlern Zeitalter Theothwaldi genannt wurde. Das Wapen der Stadt Horn, enthält das Andenken des heiligen Hornes. Eine Viertelstunde von der Stadt erheben sich die bewundernswürdigen Externsteine. Diese sind aber keine Elstersteine, (picarum rupes) wie es auch dergleichen Meinungen geben kann — sondern Costernsteine oder Mondsteine, und aller Wahrscheinlichkeit nach die barbarischen Altäre selbst. Das Dorf Oesterholz, woselbst ein gräfliches Lußschloß ist, lieget nicht weit davon, nach den Quellen der Lippe, oder Lipspring, zu, woselbst die Römer mehrmahls ins Winterquartier gezogen sind.

Wollte man dieses weiter untersuchen, so würde man davon viele und vielleicht noch mehr überzeugendere Data finden. Es ist zum Beyspiele in Mecklenburg Schwerin ohnweit Grabow, ein Wald von einigen Quadratmeilen, welcher der Horn genannt wird, und auf alten Karten von Mecklenburg, ist er auch unter den Nahmen: Horn Silva, bemerkt worden. Hin und wieder befinden sich hier Merkmahle von ehemahligen Opferaltären; selbst auch von Gräbern. Bey Bützow in Mecklenburg, findet sich nicht allein ein sogenannter Freyensteinsberg, auf welchem noch verschiedene ungeheure Steine vom ehemahligen Tempel, oder Altare der Frea sich befinden; (man sehe auch darüber Manzels Ruhestunden,) sondern nicht sehr weit davon auch ein runder Berg, welcher der Mankenberg genannt wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann es nach unserer heutigen Sprache: der Mondsberg übersetzt werden; denn bis jetzt noch heißt der Mond in dortiger platter Sprache: Mank. So finden

(*) Tac. Annal. 1, 60: Haud procul fatu Teutoburgiensi etc.

den noir in der Altmark bey Seehausen die Dörfer Osdorf, Gottberg und Losenrade. Beyde letztern sind dicht neben einander an der Elbe, und möchten sich ehemahls wohl mehr auf den Radegast bezogen haben. Aber die Stadt Osterburg befindet sich auch in der Nähe, und läßt von ihrem Nahmen auf ihre ehemahlige Würde in Hinsicht der Verehrung des Mondes schließen. Wo ich nicht irre, so liegt dicht an Wittenberg, in der Prignitz, auf der andern Seite der Elbe, von vorher genannten Oertern an gerechnet, ein hoher Berg, wo ehemahls eine Burg, (vielleicht aber auch ein Altar oder Tempel,) gestanden haben soll; und auch dieser wird der Osterberg genannt. In dieser Gegend befinden sich viele Scherben von Urnen, und auch verschiedene große Gräber.

Damit man sich aber nun eine deutliche Idee von einem solchen heiligen Horne machen könne, welches gewiß bey Tage nicht, sondern bloß in der dem Monde geheiligten Nacht, in welcher, wie oben angezeigt worden, allem Vermuthen nach auch die Leichenbestattungen vorgingen, allein geblasen wurde; so sehe man die Figur 4320. Es ist dieses das berühmte Tunderſche güldene Horn, welches im Jahre 1639 von ohngefähr in der Erde, von einem Frauenzimmer aus dem Bauernstande entdecket worden. Der neben dem Horne befindliche Schraubenkopf, Figur 4320* ist auf Befehl Königs Christian V. von Dännemark, um es als ein Trinkhorn brauchen zu können, dazu verfertigt worden. In den Hannöverischen gelehrten Anzeigen, vom Jahre 1751, Stück 52, findet man eine Erklärung, Meinungen und Anmerkungen darüber, wie folget:

Das Horn an sich hält Olaus Wormius für ein im Kriege gebrauchtes Blasehorn, welches so wenig die Kostbarkeit und Schwere desselben, als die darauf gezeich-

neten Figuren, selbst wie dieser Schriftsteller sie erklärt, zugeben.

Arnkiel glaubt hingegen, es sey ein heidnisches Priesterhorn, worauf die Priester beym Götzendienste geblasen. So müßte aber das dünne und schmahle Ende für den obern Theil genommen werden, und die Figuren würden verkehrt zu stehen kommen. Selbst auf diesem Horne stehet im zweyten Zirkel ein Priester mit einem solchen Horne in der Hand, nicht, wie bey einem Blasehorne geschehen müßte, das kleinere, sondern das größere und weitere Ende aufrecht haltend (*).

Eccards Meinung von einem Trinkhorne, hat wegen der Figuren gleichfalls keine Wahrscheinlichkeit.

Man könnte es eher von einem solchen Horne erklären, das einer Gottheit, insonderheit etwa der Königinn des Himmels, dem Monde zu Ehren gewidmet gewesen. In der Deana Tempel hat man von Alters her geheiligte Hörner, sowohl von Hirschen, als Ochsen, aufgehänget.

Von der Seländischen Göttinn Vehalennia, oder dem Neumonde, erwähnt Keyßler ebenfalls, daß man ein Horn des Ueberflusses ihr zur Seite, oder neben ihren Altär gesetzet, und wir finden auch den Attis, oder Lunus, so gezeichnet. Ueberhaupt aber hat schon Pierius Valerianus aus dem Alterthume bemerkt, daß das Horn in der Bilderschrift eine hochheilige, insonderheit königliche Würde anzeigen sollen. Im Artikel Leichtgläubigkeit wird auch hiervon gehandelt. Daher auch die lateinische Uebersetzung der heiligen Schrift oft Horn für Krone setzt, so wie auch bey den Hebräern einerley Wort Horn und Krone bedeutet. Die heilige Schrift, in welcher viele merkwürdige Stellen der Bilderschrift verborgen liegen, versiehet unter dem Horne ebenfalls eine hohe Würde. Und es ist sehr zu glauben, daß die Erdichtung des Einhorns aus dieser alten Bilderschrift herrühre.

(*) Es ist zu vermuthen, da die Hörner vorzüglich der himmlischen Gottheit gewidmet waren, daß man beym Blasen dieselben mit dem weiten Ende auch nicht werde nieder- oder seitwärts gehalten haben, sondern in die Höhe gen Himmel. In dieser Hinsicht stehen die Figuren ganz richtig, und es hat auch der Priester dasselbe gerade so angefaßt, als ob er es zum Blasen in die Höhe heben wollte.

F.

führe, und nichts anders, als eine Vergötterung, oder göttliche Erhöhung anzeigen solle; welches Einhorn man sogar auch auf den älteſten Brittanniſchen Münzen findet. Die lateiniſchen Dichter nennen auch die Federn auf dem Helme, Hörner. Ja bis auf unſere Zeit iſt es in der Scherzſprache übrig geblieben, daß Hörner aufſetzen, krönen, und einen Federbuſch aufſetzen, für eins genommen wird.

Man hat demnach keine Urſache zu zweifeln, daß nicht auch bey den mitternächtlichen Völkern das Horn ein groſſes Ehrenzeichen geweſen. Da wir aber ſelbſt auf unſerm Horne eine Prieſterfigur mit einem ſolchen Horne antreffen, ſo ſcheinet es faſt am wahrſcheinlichſten, daß, wie der berühmte Wahrſager Amphiaraus ein Horn in der Hand gehabt, alſo dieſes Horn ein prieſterliches hochheiliges Ehrenzeichen geweſen, welches ſie bey den heiligſten Verrichtungen getragen, ob es wohl an ſich einer Gottheit, vielleicht dem Monde, gewidmet geweſen.

Die erſte Reihe des erſten Zirkels, (es wird die Beſchreibung von dem weiten Ende angefangen,) ſcheinet uns, allem Anſehen nach, die Gottheit, den Mond, in ihrer Kraft zu heilen und wieder zu beleben, und zugleich in ihrer alles tödtenden und verzehrenden Geſtalt vorzuſtellen.

Von der Heilung und Wiederbelebung ſcheinet die ſich erhebende Schlange das Bild zu ſeyn. Sie ſchicket ſich dazu ſehr füglich, weil ſie aus einem liegenden eingewickelten Stande ihr Haupt mit groſſer Munterkeit empor hebt. Daher hat das Alterthum die Schlange zum Bilde des Aeskulaps und der Heilsgöttinn Salus gebrauchet, und man findet auf verſchiedenen Münzen der römiſchen Kaiſer eine Schlange mit der Beyſchrift: Salus Aug. oder Salus publica. Merkur, welcher mit ſeinem Stabe die verſtorbenen Seelen aus der Hölle erwecken ſoll, hat an demſelben zwey gegen einander über geſetzte Schlangen tragen müſſen. Eben daher hat man nach Pierius Valerianus Berichte, auf die Obelisken und andere ägyptiſche Grabmähler, die Art der Schlangen von aufgerichteten Baſilisken, als ein Zeichen der Wiedererweckung, geſetzet. Virgil aber ſcheint im 5ten Buche der Aeneis, aus gleichem Grunde angenommen zu haben, daß an dem Grabe des Anchiſes eine Schlange her-

neten Figuren, selbst wie dieser Schriftsteller sie erklärt, zugeben.

Arnkiel glaubt hingegen, es sey ein heidnisches Priesterhorn, worauf die Priester beym Götzendienste geblasen. So müßte aber das dünne und schmahle Ende für den obern Theil genommen werden, und die Figuren würden verkehrt zu stehen kommen. Selbst auf diesem Horne stehet im zweyten Zirkel ein Priester mit einem solchen Horne in der Hand, nicht, wie bey einem Blasehorne geschehen müßte, das kleinere, sondern das größere und weitere Ende aufrecht haltend (*).

Eccards Meinung von einem Trinkhorne, hat wegen der Figuren gleichfalls keine Wahrscheinlichkeit.

Man könnte es eher von einem solchen Horne erklären, das einer Gottheit, insonderheit etwa der Königinn des Himmels, dem Monde zu Ehren gewidmet gewesen. In der Deana Tempel hat man von Alters her geheiligte Hörner, sowohl von Hirschen, als Ochsen, aufgehänget.

Von der Seländischen Göttinn Vehalennia, oder dem Neumonde, erwähnt Keyßler ebenfalls, daß man ein Horn des Ueberflusses ihr zur Seite, oder neben ihren Altär gesetzet, und wir finden auch den Attis, oder Lunus, so gezeichnet. Ueberhaupt aber hat schon Pierius Valerianus aus dem Alterthume bemerkt, daß das Horn in der Bilderschrift eine hochheilige, insonderheit königliche Würde anzeigen sollen. Im Artikel Leichtgläubigkeit wird auch hiervon gehandelt. Daher auch die lateinische Uebersetzung der heiligen Schrift oft Horn für Krone setzt, so wie auch bey den Hebräern einerley Wort Horn und Krone bedeutet. Die heilige Schrift, in welcher viele merkwürdige Stellen der Bilderschrift verborgen liegen, verstehet unter dem Horne ebenfalls eine hohe Würde. Und es ist sehr zu glauben, daß die Erdichtung des Einhorns aus dieser alten Bilderschrift herrühre.

(*) Es ist zu vermuthen, da die Hörner vorzüglich der himmlischen Gottheit gewidmet waren, daß man beym Blasen dieselben mit dem weiten Ende auch nicht werde nieder- oder seitwärts gehalten haben, sondern in die Höhe gen Himmel. In dieser Hinsicht stehen die Figuren ganz richtig, und es hat auch der Priester dasselbe gerade so angefaßt, als ob ers zum Blasen in die Höhe heben wollte.

F.

rähre, und nichts anders, als eine Vergötterung, oder göttliche Erhöhung anzeigen solle; welches Einhorn man sogar auch auf den ältesten Brittannischen Münzen findet. Die lateinischen Dichter nennen auch die Federn auf den Helme, Hörner. Ja bis auf unsere Zeit ist es in der Scherzsprache übrig geblieben, daß Hörner aufsetzen, krönen, und einen Federbusch aufsetzen, für eins genommen wird.

Man hat demnach keine Ursache zu zweifeln, daß nicht auch bey den mitternächtlichen Völkern das Horn ein grosses Ehrenzeichen gewesen. Da wir aber selbst auf unserm Horne eine Priesterfigur mit einem solchen Horne antreffen, so scheinet es fast am wahrscheinlichsten, daß, wie der berühmte Wahrsager Amphiaraus ein Horn in der Hand gehabt, also dieses Horn ein priesterliches hochheiliges Ehrenzeichen gewesen, welches sie bey den heiligsten Verrichtungen getragen, ob es wohl an sich einer Gottheit, vielleicht dem Monde, gewidmet gewesen.

Die erste Reihe des ersten Zirkels, (es wird die Beschreibung von dem weiten Ende angefangen,) scheinet uns, allem Ansehen nach, die Gottheit, den Mond, in ihrer Kraft zu heilen und wieder zu beleben, und zugleich in ihrer alles tödtenden und verzehrenden Gestalt vorzustellen.

Von der Heilung und Wiederbelebung scheinet die sich erhebende Schlange das Bild zu seyn. Sie schicket sich dazu sehr füglich, weil sie aus einem liegenden eingewickelten Stande ihr Haupt mit großer Munterkeit empor hebt. Daher hat das Alterthum die Schlange zum Bilde des Aeskulaps und der Heilsgöttinn Salus gebrauchet, und man findet auf verschiedenen Münzen der römischen Kaiser eine Schlange mit der Beyschrift: Salus Aug. oder Salus publica. Merkur, welcher mit seinem Stabe die verstorbenen Seelen aus der Hölle erwecken soll, hat an demselben zwey gegen einander über gesetzte Schlangen tragen müssen. Eben daher hat man nach Pierius Valerianus Berichte, auf die Obelisken und andere ägyptische Grabmähler, die Art der Schlangen von aufgerichteten Basilisken, als ein Zeichen der Wiedererweckung, gesetzet. Virgil aber scheint im 5ten Buche der Aeneis, aus gleichem Grunde angenommen zu haben, daß an dem Grabe des Anchises eine Schlange her-

hervor gekommen, und um das Grabmahl sich geschlungen habe. Daß die Schlangen überhaupt bey allen Völkern auch Hausgötzen gewesen, hat Arnkiel mit vieler Belesenheit gezeiget. Aber auch hiervon scheinet der Ursprung auch darin zu stecken, daß die sich erhebende Schlange ein Bild des Heils gewesen, und man also Gesundheit und Leben dadurch zu erlangen gehoffet. Wir verweisen billig unsere Leser auf des *Grosei de Bosse* Abhandlung: de cultu Salutis Deae, worin man von unserm Satze noch viel mehr Beweisthümer antreffen wird, und wollen diesem allen nur noch hinzu setzen, daß selbst die aufgerichtete eherne Schlange Moses, füglich in der Absicht, als ein damahls bekanntes Bild der Genesung, kann genommen seyn, der Heiland aber solches Bild sich selbst noch mit größerm Rechte zueignet, weil er zugleich die Auferweckung von den Todten dadurch begreifen wollen. —

Daß aber der Mond für eine Heilsgöttinn gehalten worden sey, solches zeigen die Beyschriften der Nehalennia bey dem Keyßler, als: Salus, Servatus Theronis filius. Pallas oder Minerva, eine gewisse Vorstellung des Mondes, soll nicht allein den heilenden Oehlbaum erfunden haben, sondern sie ist auch Hygia, oder die Heilende genannt, und Pausanias schreibet ihr eine Tochter Hygia zu, welche sie mit dem Aesculap erzeuget habe. Aus gleicher Ursache mag man ihr auch Schlangen auf das Haupt gesetzet haben. Juno, eine andere Vorstellung des Mondes, ist gleichfalls unter dem Beynahmen Sospita, die Heilbringerinn, bekannt. Ja, es beruhet wohl außer Zweifel, daß, wie bey den Amerikanern noch jetzt, die Genesungskunst den Priestern und Zauberern gleichsam eigen zu seyn, geglaubet worden.

Die Tödtung und Verwandelung aber scheinet uns das Bild des an einem Häringe nagenden Geyers vorzustellen. Der Geyer trachtet hauptsächlich nach Aas. Sein Nahme selbst bedeutet im Arabischen nach Martinius Anmerkung, so viel als caro morticina. Das Alterthum hat von ihm geglaubt, daß er zwey bis drey Tage, ja nach der Aegypter Meinung, sieben Tage vorher sich bereits an dem Orte einfinde, wo nur Aas zu erwarten sey. Der Geyer schicket sich also sehr gut zum Bilde der Auflösung und Endigung. Wie aber der Tod, nach der Aegypter

sowohl

rungen und Zeichen der Tage erkläret worden. Deſſen Worte ſind dieſe: Habent baculos annales ſeu calendarios pro geſtamine manuum, quibus docent, diſputant, interrogant & concludunt lunares conjunctiones & oppoſitiones ac curſus, feſta mobilia ac fixa, pariter & ſigna dierum infallibili experientia, quaſi e libro declarate legerent, exponunt & interpretantur (*).

Noch erſcheinet in derſelben Reihe dieſe Prieſtergeſtalt, der Hund mit einem bärtigen Menſchenkopfe, auf einem Häringe ſtehend; welches ihn als einen Verkündiger des Todes, oder gar als einen Hervorbringer deſſelben, darzuſtellen ſcheinet. Man kann aber unter den Fiſchen auch die verſtorbenen Seelen, wie erwähnet, verſtehen. Und ſo wäre dieſer Zauberer und Prieſter vielmehr ein Beſchwörer der Geiſter, wohin folglich auch die gleich daneben geſetzte ſich etwas aufrichtende Schlange zielen möchte.

Im dritten Zirkel iſt die Geſtalt des Prieſters umgekehrt. Er erſcheinet mit einem menſchlichen Leibe und mit einem Hundekopfe. In einer Vorſtellung hat er die goldene Sichel in der Hand, womit die Druiden von den heiligen Eichen den alles heilenden Miſtel abnahmen. Im zweyten Bilde trägt er ein Beil oder Barte. Arnkiel erklärt dies von einem Zauberbeile. Man könnte es auch von einem Opferbeile auslegen. Es ſtehen aber noch mehrere Urſachen anzugeben, warum man den Barden, deren Nahmen ſogar einige von Barte herletten wollen, ein Beil oder Barte als ein Ehrenzeichen gegeben, Die Barden führten das ganze Regiment, und das Beil war ſowohl bey den Römern ein Zeichen der Conſuls, als bey den Lydiern der königlichen Gewalt. Nach dem Pierius Valerianus, ſoll auch das Beil zum Zeichen eines dauerhaften Gedächtniſſes auf die Gräber der Alten geſetzt ſeyn, und von den Barden iſt es bekannt, daß ſie durch ihre Lieder die Thaten der Helden der Vergeſſenheit entriſſen (**).

Dieſe

(*) Man ſehe den Artikel Leichenopfer, S. 37, flg.

F.

(**) Wenn die Meinung des Pierius Valerianus wahr iſt, ſo ſcheinet es auch wahrſcheinlich zu ſeyn, daß derjenige Bar-

Diese bisherige Erklärung hat nun um so weniger Zweifel, als mit derselbigen Barte, jedoch zugleich mit einem Befehlsstabe, oder auch allenfalls Zauberstabe, im vierten Zirkel zugleich eine menschliche Figur, und zu jeder Seite derselben ein Hund sich zeiget. Wiewohl Olaus Wormius es für einen Wolf ansiehet.

Zwischen diesen beyden Hunden ist ein wildes Schwein, welches von den mitternächtlichen Völkern dem Frejus gewidmet gewesen, einer Gottheit, welche zwar nach Keyßlers und Cleffels Meinung, die Sonne vorstellen soll; Tacitus berichtet aber von den Aestyern, daß sie auch der großen Göttermutter Cybele, oder dem Monde zu Ehren, das Bild eines wilden Schweines gehabt.

Es ist auch fast noch zu zweifeln, ob in der vom Keyßler aus Gothriks Saga angezogenen Stelle, das Wort Soni, Sonis, mit dem vorhergesetzten Frejus einerley, und so viel als Sonne bedeute, oder ob es nicht vielmehr ein Sühnopfer, Sohne des Frejus, durch das Wort angezeigt werden soll, da zumahl das Opfer am Abend geschlachtet worden. Denn, daß sonst das Schwein auch bey den Deutschen ein Bild des Unterirdischen gewesen, giebt selbst die Erzählung der Edda zu erkennen, da nähmlich zu dem Odin, oder der Sonne, ein Schwein gekommen, wie er nach vollbrachtem jährlichem Laufe in einer unterirdischen Höhle ermüdet gelegen. Wenn aber, nach der Edda, der Sonne ein Schwein für den Wagen gegeben worden, so war dieses mit goldenen Borsten gemacht, mit welchen Borsten sie also als eine Vertreiberinn der Finsterniß vorgestellet wurde. Das in der

Barde, welcher die Thaten eines Verstorbenen zu besingen hatte, sein Beil, oder seine Barre, auf oder neben das Grab pflanzte, und so lange dort stehen ließ, als sein Dienst in dieser Hinsicht dabey dauerte. Bey dieser Gelegenheit muß ich auch noch anführen, daß ich sehr geneigt bin, zu glauben, der Nahme Longobarden komme eigentlich von einer Barte mit einem langen Stiele her — und daß die beyden ersten Sylben: Longo, nur von der Beschreibung lateinischer Schriftsteller herkomme, welche auch Lange, ausgesprochen werden könnten; folglich nicht Langbärte heißen kann, wie es einige Gelehrte wollen, denn die Alten trugen ja alle lange Bärte. J.

rungen und Zeichen der Tage erkläret worden. Dessen Worte sind diese: Habent baculos annales seu calendarios pro gestamine manuum, quibus docent, disputant, interrogant & concludunt lunares conjunctiones & oppositiones ac cursus, festa mobilia ac fixa, pariter & signa dierum infallibili experientia, quasi e libro declarate legerent, exponunt & interpretantur (*).

Noch erscheinet in derselben Reihe diese Priestergestalt, der Hund mit einem bärtigen Menschenkopfe, auf einem Häringe stehend; welches ihn als einen Verkündiger des Todes, oder gar als einen Hervorbringer desselben, darzustellen scheinet. Man kann aber unter den Fischen auch die verstorbenen Seelen, wie erwähnet, verstehen. Und so wäre dieser Zauberer und Priester vielmehr ein Beschwörer der Geister, wohin folglich auch die gleich daneben gesetzte sich etwas aufrichtende Schlange zielen möchte.

Im dritten Zirkel ist die Gestalt des Priesters umgekehrt. Er erscheinet mit einem menschlichen Leibe und mit einem Hundekopfe. In einer Vorstellung hat er die goldene Sichel in der Hand, womit die Druiden von den heiligen Eichen den alles heilenden Mistel abnahmen. Im zweyten Bilde trägt er ein Beil oder Barte. Arnkiel erklärt dies von einem Zauberbeile. Man könnte es auch von einem Opferbeile auslegen. Es stehen aber noch mehrere Ursachen anzugeben, warum man den Barden, deren Nahmen sogar einige von Barte herleiten wollen, ein Beil oder Barte als ein Ehrenzeichen gegeben. Die Barden führten das ganze Regiment, und das Beil war sowohl bey den Römern ein Zeichen der Consuln, als bey den Lydiern der königlichen Gewalt. Nach dem Pierius Valerianus, soll auch das Beil zum Zeichen eines dauerhaften Gedächtnisses auf die Gräber der Alten gesetzt seyn, und von den Barden ist es bekannt, daß sie durch ihre Lieder die Thaten der Helden der Vergessenheit entrissen (**).

Diese

(*) Man sehe den Artikel Leichenopfer, S. 37, fgg.

F.

(**) Wenn die Meinung des Pierius Valerianus wahr ist, so scheinet es auch wahrscheinlich zu seyn, daß derjenige Bar-

gang auf ſeine Nahrung ausgehet, daneben auch ein grau geſprengtes Haar hat, zum Bilde eines die frühen Morgenſtunden vor der Sonnen Aufgang liebenden, gebraucht worden. Wovon es vermuthlich kommt, daß im Griechiſchen λύκη, das erſte Licht vor der Sonnen Aufgang, λύκος aber einen Wolf bedeutet, und die Franzoſen die Redensart: entre chien et loup, haben. Nach der Erzählung des Virgils, kam die Geiſterbeſchwörung hauptſächlich in der Nacht, gegen die frühen Morgenſtunden zu Stande. Aeneas brachte daher dem unterirdiſchen Könige zwar in der Nacht ſein Opfer, gegen Morgen äußerte ſich aber erſt die Wirkung:

Ecce autem primi ſub lumina ſolis et ortus
Sub pedibus mugire ſolum et juga coepta moveri
Sylvarum viſaeque canes ululare per umbram.

Nach Warnefrieds Erzählung, haben auch die Weiber der Winiler, bey dem Orakel der Frea primo mane, in den früheſten Morgenſtunden erſcheinen müſſen. Und daher mag es kommen, daß der Wolf faſt durchgängig der Zauberey des Apollo gewidmet geweſen, und bey deſſen Bildniß geſtellet worden, und daß auch der ägyptiſche Serapis unter ſeinen drey Geſichtern ein Wolfsgeſicht gehabt, überdem aber, weil die Heilungskunſt mit der Zauberey verknüpft war, die Wolfsſchnautze, wenn ſie nur an die Thüren genagelt worden, ein Mittel wider alles Gift ſeyn ſollen.

Endlich ſo erſcheinet auch im ſechsten Zirkel das Bild der Gottheit zwiſchen einem Schweine, wie wir es nach dem Olaus Wormius nehmen, und Hunde oder Wolf, welches gleiche Bedeutung mit dem bisherigen haben muß. Ehe wir uns von dem Hunde ganz abwenden, wollen wir einer Muthmaßung erwähnen, warum der Hund nachher verächtlich geworden, und woher inſonderheit die Strafe des Hundetragens entſtanden ſey (*). Hieran ſcheinet die chriſtliche Religion Urſache zu ſeyn.

(*) Man ſehe ein Mehreres hiervon, Encyklopädie, Th. XXVI, S. 457, im Artikel Hund, wo nicht allein das Hundetragen beſchrieben, ſondern auch einige Meinungen von deſſen Entſtehung angeführt worden. L.

da man die Heiden, und sonderlich ihre Priester, von ihrem Sinnbilde, heidnische Hunde genennet. Und wenn daher das Hundetragen bey den Großen des Reichs aufgekommen, so mag es wohl keine andere Ursache gehabt haben, als sie in heidnischer Gestalt, als Gottes vergessene Heiden vorzustellen. Welche Strafe nur bey den Großen geblieben, weil ein heidnischer Priester, und folglich zugleich Befehlshaber, unter dem Bilde begriffen war.

Ist sonst der Hund ein Bild eines heidnischen Priesters gewesen, so würde der Ursprung von dem Nahmen Welf, und die dabey vorfallenden Erzählungen, ganz leicht dahin auszulegen stehen, daß der Stifter dieses großen Geschlechts in seiner Jugend unter den Priestern erzogen, auch wohl gar zu solchem Stande gewidmet gewesen, und davon als ein junger Priester den Nahmen Welf nachhero behalten, und auf seine Nachkommenschaft fortgepflanzt habe (*). Die bekannte Fabel erzählet selbst, daß die eilf jungen Prinzen außer Hauses hinweg gesandt und erzogen worden, welches sehr wahrscheinlich machet, daß die Erziehung unter den Priestern geschehen sey.

Wir wenden uns zu der ersten Reihe des Zirkels zurück, da zwischen einer sich aufrichtenden Schlange, und zwischen einem vom Geyer benagten Häringe, eine doppelte menschliche Figur erscheint, als einmahl auf dem Instrumente eines noch jetzt auf den Kartenblättern sogenannten Pique, Spaten oder Schippen, welches, wie Arnkiel meinet, ein Dolch ist. Dieses ist ohne Zweifel wieder ein Barde oder Priester, und man kann des Arnkiels Erklärung von einem Dolche wohl annehmen, da wir auch die nebenstehende Figur von dem Tode bereits er-

(*) Wer ein Weidmann ist, wird es wissen, daß ein hundgerechter Jäger die jungen zur Jagd erzogenen Hunde, nie junge Hunde, sondern Welfen, Welfe, oder Wölfe, nennet. Die Jäger überhaupt haben aber zuweilen viel Mysteriöses in ihrer Kunst, die doch auch von manchem andern ehrlichen Manne eben so gut erlernet werden kann. Vielleicht stammen durch Tradition noch viele irrige und der gesunden Vernunft zuwiderlaufende Sätze, aus dem ersten Heidenthume bey ihnen her — wovon die jetzigen Subjecte freylich so wenig Ursprung als Bedeutung errathen können. — — F.

erkläret haben, hierdurch also der Barde in seiner Gewalt über Leben und Tod vorgestellet wird. Da es jedoch mit unserer schon erwähnten noch übrig gebliebenen Figur des Pique oder Spaten, Spießes oder Degens, so sehr überein kommt, so könnte es auch wohl als ein bloßes Ehren- und Gewaltzeichen des Barden angesehen werden, als wie der Spieß, Spaten oder Degen, ehedem ohnstreitig war.

Die in der zweyten Reihe des ersten Zirkels erscheinende mit dem Kopfe niedergedrückte Schlange, kann vielleicht ein Bild der Krankheit, wie die sich aufrichtende, der Genesung, seyn. Wiewohl wir diesen Unterschied zu erweisen nicht vermögen.

Im zweyten Zirkel zeiget sich zuerst ein bärtiger Barde, gen Himmel sehend mit einem Spaten oder Spieße in der Hand, und auf einem Pferde sitzend. Neben ihm stehet ein Barde mit zwey kürzern Spaten oder Spießen. Was den zu Pferde sitzenden Barden anlanget, so ist bekannt, daß das Pferd wegen seines Geistes und Muthes, insonderheit das weiße, für ein geistiges, göttliches und mit der Weissagungskraft versehenes Thier gehalten ward, und daher die Götter selbst mit Pferden vor ihren Wagen vorgestellet worden. Phöbus, oder die Sonne, hatte vier weiße Pferde vor dem Wagen. Pallas aber, ein besonderer Nahme des Mondes, soll mit einem weißen Pferde aus dem Haupte des Jupiters hervor gesprungen seyn; hat auch den Nahmen Hippias geführet. Wovon vielleicht auch das Palladium, womit die Trojaner von den Griechen berücket worden, die Gestalt eines Pferdes bekommen. Auch Venus, ein anderer Nahme des Mondes, ist zu Pferde sitzend vorgestellet, und ihr der Nahme ἱππόδαμεια beygeleget. Aber auch dem Jupiter gehörten weiße Pferde; und es wurde daher dem Camillus nicht wohl ausgeleget, daß er als Dictator, dem Jupiter und der Sonne gleich, mit vier weißen Pferden in Rom eingezogen. Insonderheit wird Neptun zum Erfinder der Pferde und des Reitens gemacht, welches in Thessalien geschehen seyn soll. Neptun aber war nichts anders, als der Mond in männlicher Gestalt, und die Erzählung mag wohl auf die Priester in Thessalien zielen, welche die Pferde als ein weissagendes Thier gebrauchten, und darauf, wie wir gleich von

den Deutschen zeigen wollen, um künftige Dinge zu erfahren oder auszudeuten, geritten sind. Denn dahin gehöret, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch die Fabel von den Thessalischen Centauren, welches, unserer Muthmaßung nach, nichts anders, als Priester gewesen, welche dadurch den Ausgang künftiger Dinge auslegen wollen.

Daß die Perser sich gewisser heiliger weißer Pferde bedienet, meldet Herodotus. Ein geflügeltes Pferd, Pegasus, mußte auch den Musen- oder eigentlich Priesterbrunnen, Aganippe, entdecken. Dem Homer aber ist es folglich auch nicht zu verdenken, wenn er sonderlich des Achilles Pferde als göttlich und unsterblich beschreibet, und ihnen solche Handlungen beylegt, welche uns jetzt übertrieben und unnatürlich scheinen. Selbst die heil. Schrift brauchet nach dem damahligen bekannten Verstande die weißen Pferde (Zachar. 6, 6. 8.) als ein Bild des Geistes.

Auf die nordischen Völker zu kommen, so findet man auf den alten brittannischen Münzen, in Eccards Originibus Germanorum, und in den Originibus Guelficis, das Pferd als etwas Geistiges oder Göttliches, indem es bald einen halben Mond über sich hat, bald geflügelt ist, bald ein aufgerichtetes Horn, bald auch das heilige Fünfeck unter sich hat. Von den Deutschen insonderheit berichtet nun schon Tacitus, daß sie den Pferden, insonderheit den weißen, eine gewisse weissagende Kraft beygeleget; und daher in den Hainen weiße, zu keiner menschlichen Arbeit gebrauchte Pferde gehalten, welche vor den heiligen Wagen gespannet worden, da sodann der Priester, oder der Oberste des Volkes, sie begleitet, und aus ihrem Wiehern und Schnauben, Wahrnehmungen gemacht habe. Von den Rügern aber erzählen Saxo und Cranz, daß ein heiliges weißes Pferd bey ihnen gehalten worden, welches allein die Priester weiden und reiten durften, von welchem sie geglaubet, daß ihr Gott auf demselben gegen die Feinde ihres Gottesdienstes Krieg führe, und von dessen Gange man auch den Ausschlag eines vorhabenden Feldzuges oder Schifffahrt wahrnehmen wollen.

Hieraus erkläret sich also unser zu Pferde sitzender bärtiger Priester von selbst. Er sitzet gleichfalls zu Pferde,

um den Ausschlag eines Krieges wahrzunehmen. Denn eben daher scheinet man auch eine andere menschliche Figur neben ihn gesetzet zu haben, welche mit Pfeilen nach einem wilden Thiere schießet, indem Pfeil und Bogen ein Bild des Krieges sind. Und eben daher sind Trompeten im Schatten unter ihm. Der neben gesetzte Priester mit dem Horne, zielet auf die Erhöhung und heilige Würde des auf dem göttlichen Pferde sitzenden Priesters, als welches ihn in seiner größesten Ehre zeiget. Daher, wie erwähnt, der berühmte Amphiaraus auch ein Horn in der Hand getragen, welcher wegen seiner Wahrsagerkunst so berühmt gewesen, daß sein Grab ein Orakel geworden. Und diesen Amphiaraus beschreibet uns Statius auch so:

Amphiaraus sublimis agit equos.

Die Centaurenfigur im dritten Zirkel, scheinet eben wohl einen Priester, nur in etwas verändert, vorzustellen. Sie kommt mit den Thessalischen Centauren überein, welche wir, wie schon erwähnt, gleichfalls für solche Priesterfiguren halten. Virgil setzet die Centauren bey dem Eingange in das Schattenreich, neben den Sitz der Träume.

Sonst erblicken wir noch in eben diesem Zirkel auch eine sogenannte Maske oder Wahrsagerinn mit einem Schlachtmesser, mit welchem sie einer gefangenen Weibsperson den Bauch aufgeschnitten, und welche darauf aus dem Eingeweide das Zukünftige vorher sagen will.

Im fünften Zirkel erscheinen zwey Personen, welche einen mit sechzehn Edelgesteinen oder Krystallen ins Gevierte besetzten Spiegel in der Hand haben, und darin schauen. Dieses sind die Krystallseher. Die Gestalt dieses Spiegels ist geviert, und mit vier Mahl vier Steinen, oder runden Krystallen, besetzt; weil die gevierte Zahl sowohl wegen der vier Elemente, als sonst durchgehends, für sehr geheim gehalten worden, und die Vollkommenheit der Seele, ja die Quelle der ewigen Natur enthalten sollen. Daher auch diese Zahl dem Gotte der Zauberey, Merkur, heilig war, und dessen Bild selbst vierseitig gemacht wurde.

Unter dem Spiegel sitzet ein Schwein, das Bild des Unterirdischen. Leben und Tod, auch Krankheit, nähm-

lich eine ſich erhebende Schlange, ein Fiſch und eine niederſinkende Schlange, ſind daneben gezeichnet.

Im ſechsten Zirkel erſcheint das Bild des Götzen ſelbſt mit zwey hörnigen Cirris. Dieſes war überhaupt ein Zierrath erwachſener junger Leute, inſonderheit aber ein bey den Deutſchen gewöhnlicher Zierrath. Juvenal beſchreibet daher einen Deutſchen:

Medido torquentem cornua cirro.

Da die Cirri ein männlicher Zierrath geweſen, ſo mag das Bild derjenigen Abgott vorſtellen ſollen, welcher Frizco, Frigo, Frigga, Frea, Frejia, genennet wird, und wovon, wie Olaus Wormius meldet, ungewiß ſeyn ſoll, ob er männlichen oder weiblichen Geſchlechts geweſen. Es ſcheinet jedoch an ſich nichts anders, als der Mond darunter verſtanden zu ſeyn, indem der Mond auch ſonſt unter dem Nahmen Veneris, Lunus, Attis, männlichen Geſchlechts gemacht worden, wir auch noch jetzt in unſerer Sprache den Mond männlichen Geſchlechts machen (*).

Zu dieſer Erklärung von einem Bilde des Mondes, überreden uns nicht allein die neben geſetzten Figuren des Schweines (**), als wie wir es nach der Zeichnung des Olaus Wormius erſehen, und des Hundes, ſondern auch inſonderheit die daneben zu beyden Seiten verſchiedentlich geſetzten drey kleinen Triangel. Die gebrochte Zahl war zwar überhaupt bey den Völkern heilig. Sie wurde aber, wie Meurſius in ſeinem Denario Pythagorico, bemerket, inſonderheit Saturnia, Larona und Amaltheae cornu, auch Therys, Hecate, Nupciae, Amicitia, Harmonia, und Pax, genennet. Welches letztere beſonders mit dem Götzen Frigo übereinſtimmet. Die Pythagoräer nannten ein gleichſeitiges Dreyeck Minerva und Tri-

(*) Von der Frea ſehe man auch in der Encyklopädie, Th. XV, S. 90. im Art. Freytag. F.

(**) Es hat dieſe Figur auf dem Kupferſtiche aber nicht die Geſtalt des Schweines, ſondern ſcheinet mit dem Kopfe und [illegible] Pferd zu ſeyn. Der Schwanz iſt wie eine Hunderuthe, und die Füße haben wieder Aehnlichkeit mit Pferdefüßen. Vielleicht aber giebt das Original den Ausſchlag in dieſem Zweifel. — F.

Tritogenia, welches wieder der Mond iſt. Und überhaupt iſt der Mond immer dreygeſtaltet vorgeſtellet, welches aus dem Alterthume hier zu wiederholen überflüſſig ſeyn kann.

Die gleichfalls erſcheinende Figur des Kreuzes wurde inſonderheit bey den mitternächtlichen Völkern auf die Gräber geſetzet, und es iſt ſchon gezeiget, daß auch dieſer Abgott ein Schutzgott der Todten geweſen.

Der Stern neben dem Haupte dieſes Bildes, iſt nach der Abzeichnung des Olaus Wormius ein Achteck. Die achte Zahl war dem Neptun, oder dem Monde, in männlicher Geſtalt inſonderheit heilig. Sie hat, als der erſte Würfel, nicht allein den Nahmen Panharmonia, Allübereinſtimmung, Liebe und Freundſchaft erhalten, welches ſich auf unſere Figur ſehr gut ſchickt, ſondern ſie hat auch die Beynahmen der Mutter, der Rhea, der Weibermacherinn, der Cybele, überkommen, welches alles auf nichts anders, als den Mond, eigentlich zielet.

Schwerer iſt die letzte Figur dieſes Zirkels. Sie ſcheinet jedoch mit der fränkiſchen und franzöſiſchen Lilie überein zu kommen, welche die Franzoſen Fleur de lis, nennen. Chiflet hält zwar Bienen urſprünglich für das fränkiſche Wapen, und meinet, die ungeſchickten Mahler haben die jetzigen ſogenannten Lilien daraus gemacht. Ein anderer neuer franzöſiſcher Schriftſteller aber verſtehet unter den Lilien, Blumen des Fluſſes Lis, Liſus. Da man aber die jetzigen Lilien bereits auf den älteſten Münzen findet, und die älteſten Schriftſteller mittlerer Zeiten dieſes Zierraths gedenken, ſo ſtehen obige Meinungen nicht füglich anzunehmen. So viel iſt hingegen gewiß, daß die Zeptertragende Lilie in der alten Bilderſchrift eine königliche Blume geweſen, und inſonderheit der Juno oder des Mondes Blume genennet worden. Wie die Blumen überhaupt ein Bild der Hoffnung waren, ſo war die Lilie das Bild einer königlichen Hoffnung, der öffentlichen Hoffnung eines Volks, wie ſie wenigſtens auf den römiſchen Münzen ſo genommen wird, und Virgil daher den jungen Marcell als den vermutheten Nachfolger des Auguſts, Lilien mit vollen Händen geben läſſet. Der Heiland ſelbſt vergleichet die Lilie dem in ſeiner königlichen Herrlichkeit ſitzenden Salomo. Und wenn Hohel. 2, 16. von dem Freunde geſagt wird, daß

des gröſseſten Gottes, welcher hauptſächlich zur Nachtzeit verrichtet wurde, gebraucht worden. Alle Nationen kommen darin überein, daß ſie ein Weſen, von welchem der Urſprung aller Dinge herrühret, oder den Urſprung aller Dinge ſelbſt, in einem Weſen allein, verehret haben, und man wird bey genauer Unterſuchung finden, daß die guten oder böſen Eigenſchaften dieſes groſsen Weſens nur hernach wieder unter verſchiedenen Perſonen, oder Göttern vorgeſtellet worden. Vergötterte Menſchen traten hernach beym immer unwiſſender werdenden Volke an die Stelle des anfangs verehrten groſsen Weſens — und nun ſchrieb man dieſen alles dasjenige zu, was man vorher von dem Urweſen glaubte, ſtellte aber auch dieſes Urweſen unter dem Bilde des vergötterten Menſchen dar.

Unſer deutſches Wort Gott, worunter wir bey unſerer Gottesverehrung das einzige höchſte Weſen verſtehen, iſt ſo ſehr nahe mit denen in andern Sprachen, die ein gleiches bedeuten, verwandt, daß man glauben und daraus beweiſen kann: alle Nationen haben im Anfange nicht allein ein und eben daſſelbe Weſen mit uns gleich verehret — ſondern ſich auch die nähmlichen Begriffe von demſelben, als die heilige Schrift ſie giebt, gemacht, welche nur mit der Zeit verſchoben und verſtümmelt worden. Das ſchwediſche Wort Gud (Gott) welches das auf Cufiſchen Münzen zuweilen vorkommende Wort Allah (*) bedeutet, leitet Ihre mit Luthern und vielen andern von god, (gut, bonus,) her. Auſser dieſer Sprache findet man aber auch dieſe Wörter beym Ulphilas, in der angelſächſiſchen, in der isländiſchen, holländiſchen, engliſchen und

(*) Die Griechen nannten die Sonne, die ſie als Gottheit verehrten, Elios: im Hebräiſchen, Chaldäiſchen, Syriſchen, und Samaritaniſchen, heiſst El, Gott, und hieraus entſpringet auch das Malaiſche und Türkiſche Wort Alluh.

er unter den Lilien ſich weide, als wie es vielmehr anſtatt Roſen zu geben iſt, ſo kann dieſes ſehr füglich von der Hoffnung ſeines künftigen Königreiches verſtanden werden, welches, wenn der Tag kühl werde, nähmlich am Abende der Welt, wirklich ausbrechen werde, da er ſodann wie ein Reh oder junger Hirſch auf den Scheideбergen, nähmlich in ſeiner wirklichen Erhöhung erſcheinen werde.

Bey den Franken inſonderheit wurde eben daher dieſe königliche Blume nicht allein auf die Zepter der Könige und Kaiſer, und auf ihre Schilde geſetzet, ſondern ihnen auch in die Hand, gemeiniglich in die rechte Hand, mit dem Reichsapfel in der linken Hand, gegeben. Es kann demnach auch unſere Lilie für ein ſolches Zeichen gehalten werden, wodurch der Abgott in einer königlichen Würde vorgeſtellet worden.

Auf den Mond, als die Königinn des Himmels, ſchickt ſich dieſes wieder ſehr füglich. Und die Franken ſcheinen aus keiner andern Urſache die Lilie in das königliche Wapen genommen zu haben, als um die königliche Würde anzuzeigen. Ja, es kann ſeyn, daß ſie das Wapen von den Götzen angenommen haben.

Wenigſtens ſcheint es daher zu rühren, daß man die ſechsblätterige Lilie nur in einer dreyfach eingetheilten Geſtalt, mit dem Kelche und zwey Blättern vorgeſtellet, weil, gezeigtermaßen, das Gedritte inſonderheit dem Monde heilig geweſen.

Endlich erſcheinen in dem letzten Zirkel Todtenknochen, und zu jeder Seite ſich in einander ſchlingende Eydexen. Das erſte zeiget den Abgott in ſeiner Gewalt über die Todten. Das letzte wiſſen wir nicht anders, als von der Ehe und Geſchlechtsvermehrung zu erklären. Wenigſtens leitet Wachter den Nahmen Eydexe von Ey und tügen (zeugen), ab, daß er ſo viel als oviparum bedeute. Welches, wie es mit dem Beynahmen der Juno und Rhea, alſo mit dem deutſchen Frigo und Frea, wovon man ſelbſt das Wort Freyen, abzuleiten ſuchet, wohl zuſammen ſtimmet.

Aus obiger Erklärung der Hieroglyphen auf dem Tunderſchen Horne, will alſo nichts mehr und nichts weniger erhellen, als daß ſolches Horn zum Dienſte

des

Wenn aber Odin der himmliſche Allbeherrſcher der nordiſchen, und alſo der alten deutſchen Völker, ebenfalls war, ſo waren demſelben auch die heiligen Hörner gewidmet, weil er ſich ſeinen Verehrern als ein wohlthätiges Licht in Mondes Geſtalt zur Nachtzeit zeigte. Die Leichen unſerer alten Vorfahren gingen, der damahligen Lehre nach, wenn ſie im Leben die größeſte damahlige Tugend, die Tapferkeit ausgeübt hatten, durchs Feuer zum Odin hinauf, und in dieſer Hinſicht kann man mit Gewißheit ſagen, daß beym Leichenbrande, während der lodernden Flamme, der Glückwünſchungen der Zuſchauer, und des Geſanges der Druiden und Barden, mit den Lobreden und myſtiſchen Deklamationen abwechſelnd, die heiligen dem Dienſte des großen Gottes gewidmeten, und ſich auf alle ſeine Eigenſchaften vermöge der Figuren, paſſenden Hörner, werden ſo lange unaufhörlich geblaſen ſeyn, als nur noch die Flamme irgend an den Gebeinen der Erblichenen hing und zehrte. Dieſes iſt mir um ſo wahrſcheinlicher, als gewiß iſt, daß die Leichenbegängniſſe der alten Deutſchen religiöſe Handlungen waren.

Es paßte ſich daher das heilige Horn auch zu allen religiöſen Feyerlichkeiten, auf alle Lagen des menſchlichen Lebens, und, wenn ich meine Meinung ſagen ſoll: auf den Tod. Dieſer iſt das Ende aller menſchlichen Betriebſamkeit, und deshalb ſcheinen auch noch die Todtenknochen als das Bild des menſchlichen Endes, und die Eydexen als das Bild des dunkeln Höhlen- oder Erdebewohnens, angebracht zu ſeyn; denn es giebt im Alterthume auch Hieroglyphen, wo unter dem Aufenthalte der Schlangen, Eydexen, Käuze, u. dgl., finſtere Höhlen, Steinklüfte, Gräber und Gruben in der Erde, folglich Schrecken Grauen und Einſamkeit, verſtanden werden. Man könnte hierüber noch viel ſagen, wenn es nur der Ort erlaubte;

aber

mahls noch von keinem Sarge etwas gewußt haben mag, welches auch die baldige Verzehrung des Körpers gehindert haben würde. Es war daher die Leiche allem Vermuthen nach, auf dem Wege zum Scheiterhaufen, frey und offenbar von jedermann zu sehen. Wer aber der Regel nach die Leichenträger waren, iſt auch nicht ausgemacht. Die Dichter oder Sänger, welche von den Deutſchen Barden, von den nordiſchen Völkern aber Scalden, genannt wurden, und angeſehene Leute unterm Volke waren, ſangen die Thaten, das Lob und die Tugenden berühmter Perſonen ab.

Daß bey Gelegenheit der Leichenbegängniſſe geopfert worden, iſt ſchon längſt erwieſen. Rhode ſteht in der Meinung, das Opfern habe ſeinen Anfang genommen, ſobald die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt worden, und man habe damit während des Todtenbrandes beſtändig fortgefahren. Nach den Berichten des Arnkiel aber wurden bey den Leichenbeſtattungen vornehmer Herren, gefangene Feinde geſchlachtet, und zugleich mit verbrannt, denn man glaubte mit dem Blute und Tode der Gefangenen beſonders dem Odin ſehr gefällig zu ſeyn (*).

Wenn ein abgelebter Greis ſeine Tage in Ruhe zugebracht hatte, und gleichwohl am Ende ſeines Lebens an den valhalliſchen Luſtbarkeiten Theil zu nehmen wünſchte, ſo ward er lebendig auf den Scheiterhaufen geſetzt, und darauf mit einem Gewehre getödtet. Es mußte aber ſolches ein Fremder vornehmen, da es den nächſten Verwandten wenigſtens nicht erlaubt war. Dieſe Nachricht giebt Procop (**), allein, es iſt zu glau-

(*) Th. 3, B. 1, C. 17, §. 1. Vergl. mit Stief, de Urnis Lignicens. et Pilgramsd. p. 22.

(**) *Procopius* Gothicorum, lib. 2. Nec ſenescentibus, nec

glauben, daß dieſes feyerliche Ermorden nur bey den Vornehmern im Gebrauche geweſen, und man mit gemeinen Leuten ſo viele Umſtände eben nicht gemacht haben wird, wie ich dergleichen vorhin von den Wenden ſchon angeführt habe. Endlich traten (nach dem Rhode) die nächſten Blutsfreunde hinzu, nahmen einen oder mehrere Brände vom Opferfeuer, und zündeten damit den Holzſtoß von unten auf an, bis derſelbe in Brand und volle Flamme gerieth. Dies war ein Liebesdienſt, den man den Seinigen ſchuldig zu ſeyn glaubte (*).

Was Hartknoch in Hinſicht der prieſterlichen Leichenrede von den alten heidniſchen Preußen ſagt (**), kann auch ſehr wohl bey den übrigen deutſchen und nordiſchen Völkern ſtatt gefunden haben; und es ſcheint eine ſolche Leichenrede, wo der Druide mit feurig in die Höhe gerichteten Augen und ſtarker Stimme ſchrie: Er ſähe den Verklärten auf einem muthigen Roß durch Valhallas lichte Räume fliegen, blitzende Waffen zierten ihn, er trüge Sterne in den Händen, und ginge ſo hinüber in die neue Zeit, — bey dieſen Völkern gewiß nicht ohne erwünſchte Wirkung

gebe

nec morbo affectis vita amplius frui fas erat. Sed ubi quispiam eorum ſive confeſſuiſſet, ſive morbo corripe-retur, protinus cogebatur, a propinquis efflagitare, ut ſe quam primum ex humanis tolleret. Tum illi lignorum ſtrue in altitudinem congeſta, deſuperque homine in ſummo faſtigio impoſito, Herulorum quempiam immittebant, qui oultro eum conficeret.

(*) Sollte die vorhin angeführte Meinung des Hrn. Maſch aber geltend ſeyn, da man nähmlich einen Todtenheerd in der Erde gemacht, und die Leiche krumm zuſammengedrückt darauf geſetzt habe, ſo würde den hier angeführten Berichten dadurch widerſprochen werden. — Vielleicht kommt man am beſten aus dem Zweifel, wenn man annimmt, daß, da die Sitten und Gebräuche der alten Deutſchen ſich mit der Zeit verändert haben, auch die Leichengebräuche bey ihnen abgeändert worden ſeyn mögen.

(**) Rerum Pruſſic. diſſ. 13, p. 195, ſeq. Conf. *Stief*, p. 26.

geweſen zu ſeyn. Die Gemüther wurden erhizt, man ſchonete der Koſtbarkeiten nicht, ſondern warf ſie mit der gröſſeſten Bereitwilligkeit um die Wette ins Feuer zu dem Verſtorbenen, damit er deſto reicher vor den Himmelsbewohnern erſcheinen möge. Alles was er im Leben lieb gehabt, mußte allhier ein Opfer werden. Pferde, Hunde, Vögel, ja Knechte und Mägde trugen einerley Schickſal davon, und wurden mit ihren Herren oder Frauen dem Feuer übergeben. Einem Helden wurden ſeine Waffen, und was er ſich durch ſeine Tapferkeit erworben — einem Künſtler ſeine Werkzeuge zugeworfen, damit er das Geſchäft, welches er in ſeinem Leben betrieben, auch dort fortſetzen könne. Einen Prieſter oder eine Prieſterinn ließ man das Opfermeſſer in jene Welt mitnehmen (*), und ein

(*) Es wurden vor einigen Jahren in Mecklenburg Schwerin, als man bey Stolpe, im Amte Neuſtadt, einen ſchadhaft gewordenen groſſen Damm reparirte, verſchiedene Hühnengräber zerſtört, um die Steine davon zu gebrauchen. Es giebt dort ſowohl, als auch anderswo in Mecklenburg und Pommern, auſſer den Gräbern, die mit Steinen umſetzet, und mit groſſen Steinen bedeckt ſind, auch noch ſolche, die von lauter kleinen Steinen pyramidenförmig aufgethürmt ſind. Der Fuß der Pyramide, oder eigentlich möchte ich ſagen: des abgeſtumpften Kegels, hält zuweilen im Umfange zwiſchen 20 und 30 Schritte, ſo wie auch die Höhe von der übrigen Erdfläche an gerechnet, 12, 15, bis 20 Fuß beträgt. Die zu dieſen Gräbern verwandten Steine, welche zwiſchen Sand, ſo wie es beym Dämmen geſchieht, gelegt worden ſind, ſind ſelten gröſſer, als ein menſchlicher Kopf. Wahrſcheinlich wurde auch in Hinſicht der Gräber gewiſſer Perſonen ein Unterſchied gemacht, denn, wer genau Acht auf die noch vorhandenen Gräber giebt, wird finden, daß ſelbſt in den Gegenden, wo noch groſſe Steine genug, ſelbſt bis jetzt zu haben ſind, die Gräber theils ſolche abgeſtumpfte Kegel, theils aber auch ſolche ſind, welche bloß aus groſſen Steinen, wie ſie ſchon hinlänglich beſchrieben worden, beſtehen.

Als ein dergleichen von kleinen Steinen aufgethürmter Hügel unweit des vorher genannten Dorfes Stolpe zerſtöret wurde, haben die Arbeitsleute verſchiedene Urnen gefunden, welche ſie dort entweder Heidentöpfe, oder auch Kruken nennen. In einigen derſelben, und bey einigen

Frauenzimmer ward ihres Schmucks, welches sie
Leben getragen, auch im Tode nicht beraubt. Rh
sagt daher: (Cimb. Holst. Ant. Rem. p. 30.) „A
„warf allerhand Sachen ins Feuer, die sie denn
„ten mit auf die Reise verehrten, als Ringe, A
„bänder, Hefte, Spangen, Messer u. s. w. was
„jeder etwa ohnedies bey sich hatte, oder auch zu
„Ende expreß zu sich gestecket, und sie vermein
„daß dem Todten etwa in jener Welt möchte die

„

sollen nicht allein Münzen, sondern auch verschiedene a
Sachen von verrostetem Eisen gefunden seyn, welche
tere die Arbeitsleute ohne weitere Gedanken darüber
geworfen haben. Die Münzen, welche von unbetr
chem Werthe in Hinsicht des Silbers gewesen seyn s
habe ich auch nicht gesehen, und weiß auch nicht, wo
blieben. Indessen, es ist in eben solchem Hügel ein kur
nes Messer gefunden worden, welches verdient beka
gemacht zu werden. Der Krüger zu Stolpe, Nah
Schröder, hatte es an sich gekauft, vielleicht in der
nung, es sey Gold, und bey dem hab ichs, da ich d
hörte, mit genauer Noth gesehen. Ich habe eine Z
nung davon aufgenommen, welche die Figur 4317 z
Die ganze Masse besteht aus reinem Kupfer. Die Sch
ist etwa 5, und das Heft 4 Zoll lang. Es ist wie ein
nermesser die Spitze gebogen, so daß die Schneide i
Krümmung ist. Der Griff ist mit erhabenen Reifen
auch noch einigen Strichen verziert, die aber nicht
deutlich zu erkennen sind. Am Ende bildet der Griff
Ring, denn es ist ein Loch dadurch, vermuthlich, um d
Messer an den Gürtel vermittelst einer durch das Loch ge
nen Schnur, zu hängen. Was ich von dem kupfern
sonderbar gestalteten Messer denken mußte, war dieses,
es ein priesterliches Opfermesser sey. Wer die Opfe
ser der ehemahligen römischen Priester kennt, welche
pfriemförmig, gerade und zweyschneidig sind, wird hi
nen sehr großen Unterschied finden, sich aber auch viel
schon hierdurch mit überzeugen, daß die gottesdienstl
Handlungen der alten Deutschen, wohin sowohl die L
als Leichenbegängnisse auch gehörten, eine ältere Ab
mung, als von den Römern, haben müssen. Fast sollte
glauben, da man Kupfer doch nicht zum Schneiden nu
niger harter Sachen gebrauchen kann, daß dieses M
nur bloß von dem Priester zum Zierrath am Gürtel g
gen worden — aber auch, daß man zu der Zeit wohl
eiserne, mit verstählten Schneiden versehene Messer,
einmahl zuzubereiten verstanden haben mag.

mahls noch von keinem Sarge etwas gewußt haben mag, welches auch die baldige Verzehrung des Körpers gehindert haben würde. Es war daher die Leiche allem Vermuthen nach, auf dem Wege zum Scheiterhaufen, frey und offenbar von jedermann zu sehen. Wer aber der Regel nach die Leichenträger waren, ist auch nicht ausgemacht. Die Dichter oder Sänger, welche von den Deutschen Barden, von den nordischen Völkern aber Scalden, genannt wurden, und angesehene Leute unterm Volke waren, sangen die Thaten, das Lob und die Tugenden berühmter Personen ab.

Daß bey Gelegenheit der Leichenbegängnisse geopfert worden, ist schon längst erwiesen. Rhode steht in der Meinung, das Opfern habe seinen Anfang genommen, sobald die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt worden, und man habe damit während des Todtenbrandes beständig fortgefahren. Nach den Berichten des Arnkiel aber wurden bey den Leichenbestattungen vornehmer Herren, gefangene Feinde geschlachtet, und zugleich mit verbrannt, denn man glaubte mit dem Blute und Tode der Gefangenen besonders dem Odin sehr gefällig zu seyn (*).

Wenn ein abgelebter Greis seine Tage in Ruhe zugebracht hatte, und gleichwohl am Ende seines Lebens an den valhallischen Lustbarkeiten Theil zu nehmen wünschte, so ward er lebendig auf den Scheiterhaufen gesetzt, und darauf mit einem Gewehre getödtet. Es mußte aber solches ein Fremder vornehmen, da es den nächsten Verwandten wenigstens nicht erlaubt war. Diese Nachricht giebt Procop (**), allein, es ist zu glau-

(*) Th. 3, B. 1, C. 17, §. 1. Vergl. mit Stief, de Urnis Lignicens. et Pilgramsd. p. 22.

(**) *Procopius* Gothicorum, lib. 2. Nec senescentibus, nec

man habe außer dem Feuer noch ein beſonderes Mittel angewandt, um den Körper in Aſche zu verwandeln; weil er die richtige Anmerkung macht, daß bey einem Verbrennen eines zum Tode verurtheilten, man den Körper nicht in Aſche verwandelt ſieht, ſo wie ſolches auch nicht bey Feuersbrünſten geſchieht, wo Menſchen in den Gebäuden verbrennen, wenn ſelbſt das Feuer auch bis in die Erde hineinbrennt. Hier möchte man aber nicht allein ganz richtig muthmaßen, daß auch die alten Deutſchen eben ſowohl, wie andere Völker, viele ſehr brennbare Sachen, als Pech, Oel, gemeine Harze und dergleichen mehr, in Menge werden zum Feuer gebracht haben; (wiewohl die Römer, bey denen mehr Luxus herrſchte, koſtbare Salben und Oele hierzu nahmen, und ſelbſt wahrſcheinlich das Holz auch dadurch brennbarer machten, daß ſie ſolches mit Farbe überzogen, welche auch vielleicht mit Oel zerrieben war,) ſondern auch den Meinungen des Stief und Nettelbladt folgen können (*), daß man die großen Knochen mit Hämmern, Steinen und dergleichen Werkzeugen werde zermalmet haben, damit ſie in die Urne geſammlet werden konnten. Nettelbladt will beſonders hiervon Spuren entdeckt haben. Es kann aber immer ſeyn, daß es unter dieſen Völkern mit dem Sammeln der Aſche ebenfalls nicht ſogar genau hergegangen, wie mans von dem römiſchen Oſſilegio zum Theil vermuthet. Indeſſen, das ſcheinen unſere alten Gräber hinlänglich zu beweiſen, daß man die Aſche der verbrannten Thiere nicht mit der des menſchlichen Körpers vermiſcht habe.

Außer der Aſche und den Gebeinen hat man verſchiedentlich in und neben den Urnen und in den Grä-

(*) Stief de urn. Lign. et Pilgramsd. p. 48. Nettelbladt Thes. 91. Vergleiche mit Müllers Verſuch von den Urnen ꝛc. S. 127.

Ruhe hatten, gern in fremde, und besonders römische Dienste, in den letzten Zeiten gingen. Von ihrem erhaltenen Solde haben sie ohne Zweifel etwas mit nach Hause gebracht, und beym Tode noch vorräthig gehabt. Auch beweiset Bartholin (*) weitläuftig, daß sonderlich die nordischen Völker starke Seeräuberey getrieben, und auf solche Art zu fremden Münzen gekommen sind. Da nun also die Deutschen und nordischen Völker durch ihre Tapferkeit römisches, und überhaupt ausländisches Geld an sich gebracht haben, so darf es uns auch nicht befremden, daß man solchen Helden von ihrer ehemahls gemachten Beute auf dem Scheiterhaufen zugeworfen, und hernach mit in ihre Urne oder in ihr Grab geleget. Denn es konnte ihnen vor dem Odin gewiß nichts mehr zur Ehre gereichen, als wenn sie unter den andern Helden auftreten, und solche fremde Münzen als einen Beweis ihres Heldenmuths vorzuzeigen, im Stande wären. Was Griechen, Römer, und andere Völker, sich bey der Mitgabe des Geldes zu jenem Leben gedacht haben, ist hinlänglich bekannt, und habe ich auch in den vorigen Artikeln schon verschiedenes hin und wieder davon angeführt.

Hiemit war es aber noch nicht genug. Die Ehefrauen, denen die valhallischen Glückseligkeiten nicht unbekannt seyn konnten, und welche, (vielleicht manches Mahl auch schon zu Jahren waren, so daß sie wohl nicht mehr auf die Hand und das Herz eines schönen mannhaften Ritters hoffen konnten,) nun ihr hartes Schicksal erwogen, und sich der meisten irdischen Glückseligkeiten beraubt sahen, wählten den Weg durchs Feuer, um ihren Gemahlen nachfolgen zu können. Eine unglückliche Braut, die der vollen herzlichen Liebe ihres Verlobten nicht genoß, da er im Krie-

(*) Antiq. Dan. lib. 2, c. 9.

ruhen. Wir trafen hier eine arabiſche Wüſte im Kleinen an: ein ſtarker Weſt brachte den ſogenannten fliegenden Sand in Bewegung, den ich in der Ferne für einen Staubregen hielt. Er verwüſtet zwar viele Aecker, mir that er aber damahls einen ungemeinen Dienſt, da er viele Gräber der alten Wenden entdeckt hatte. Denn wir fanden, nachdem ſich der Wind geleget, einige Fuder Urnenſcherben. Ich bedauerte das Schickſal der Todten, denen der Aberglaube ihre Wohnungen zerſtöret. Denn, ſobald jemand einen ſogenannten Heidentopf erblicket, ſobald zerſchlägt man ihn (*). Man bildet ſich ein, der alte Wende würde ſich ſehen laſſen, und die Lebendigen beunruhigen, wenn ein ſolcher Topf weggetragen würde. Mein Freund erzählte mir, daß ſich viele über ſeine Verwegenheit gewundert, da er drey alten Wenden mit ihren Wohnungen einen Aufenthalt in ſeiner Studierſtube angewieſen (**).

Ich beredete meinen Begleiter, dieſe Gegend genau durchzuſuchen. Wir waren ſo glücklich, daß wir eine Urne fanden. Dieſe ruhete auf einem platten Kieſelſteine, umher war ſie mit Steinen eingefaßt, und oben war die Oeffnung mit einem platten Steine zugedeckt. Mein Freund

(*) Müller, in ſeinem Verſuche einer Abhandlung von den Urnen ꝛc. ſagt, S. 144, §. 3: Gelehrte ſowohl als Ungelehrte, haben ſich vormahls von den Urnen überaus ſeltſame Vorſtellungen gemacht; und wer iſt uns gut dafür, daß es nicht noch geſchehe? Derjenige, der mir Gelegenheit gab, auf dem Tarendorfer Felde (man ſehe die Vorrede zu dieſer Abhandlung) nach Urnen zu ſuchen, hielt die darin befindlichen Gebeine für Hexenknochen. Grief (in epiſt. de urnis Liga. et Pilgr. p. 5.) berichtet, daß der gemeine Mann in Schleſien geglaubt habe, die Urnen wären Gefäße, aus welchen die Arbeiter auf dem Felde geſpeiſet, und die ſie, nach geendigter Mahlzeit, mit den Knochen in die Erde verſcharrt hätten. —

(**) Auch in Mecklenburg und Pommern zerſchlagen jetzt die Bauern alle Urnen, die ſie finden, aushaken oder ausplügen. Einen eigentlichen Grund von dieſer Handlung wiſſen viele wohl nicht anzugeben. Ich fragte einſt einen Bauer in der Gegend von Wismar bey Porſeken, wo es viele heidniſche Gräber giebt, warum er ſolches thäte? Dieſer ſagte in ſeiner Sprache: Je, dat is ſonn ſnurrig Begewing mit de oyllu Pött; dat meut doch nicks gaurs weſen. — Weiter konnt ich nichts heraus bringen.

Freund berichtete mir, daß oft eine Urne in die andere geſetzet ſey, und ſtatt des obern Steines fände man oft einen Deckel von Thon. Wie froh war ich, als ich dieſen Schatz gefunden! Ich mußte auf Anrathen meines Freundes meine Begierde einſchränken, und den Topf einige Stunden an der Luft ſtehen laſſen, damit er wieder erhärtete. Wir beſahen indeſſen andere Oerter, wo der Wind Urnen entdeckt hatte, die aber ganz beſchädigt waren. Ich hatte hiebey Gelegenheit, die Materie und verſchiedene Geſtalten der Urnen näher kennen zu lernen. Die großen Urnen beſtehen aus einem bräunlichen Thone, der etwa ½ Zoll dick iſt, worunter ſich weiße glänzende Körner befinden, die ich für geſtoßenes Markenglas halte, welches in dieſer Gegend auf dem ſogenannten Alaunberge noch jetzt häufig gefunden wird. Dieſe Art der Urnen hat faſt durchgehends einerley Geſtalt, und gehet oben gerade aus. Einige von ihnen ſind in der Mitte mit Zierrathen verſehen, die aus eingedrückten Strichen beſtehen. Wir fanden eine andere Gattung, die von einem feinen und feſten grauen Thone war, die auch nicht ſo dick als die erſtere Art iſt. Dieſe hatten oben einen umgebogenen Rand, und einige waren mit zween Henkeln verſehen. Wir trafen auch die dritte Gattung an, die kleiner wie die vorigen beyden Arten iſt. Vielleicht ſind dies die Behältniſſe für die Gebeine junger Leute und Kinder geweſen, weil ſie nur ſehr klein ſind. Unter dieſen Scherben fanden wir auch runde Platten von Thon, in der Größe eines Zweygroſchenſtückes, die in der Mitte ein Loch hatten. Dieſe halte ich für Zierrathen ihrer Kleidung oder Rüſtung. Lachen Sie über meine Muthmaßung nicht! Der Indianer ſchmücket ſich mit Federn, die ihm die Vögel ſeines Landes geben, und wie veränderlich ſind überhaupt die Moden! Wer träget jetzt unter uns Schellen an den Kleidern und Schuhen, deren ſich doch die Vornehmen vor 300 Jahren etwa bedienet haben. Die alten Wenden ſchmückten ſich mit ſolchen Dingen, die ihnen die Natur in ihrem Lande verſchaffete. Ich werde hierin beſtärkt, da man in dieſer Gegend noch eine ſilberne und goldene Münze in den Urnen gefunden. Alles was man darin antrifft, iſt Draht und Stücke von Meſſing, die mit Grünſpan überzogen ſind. In Schleſien iſt man in dem Stücke glücklicher. Der Julius Caeſar

und

und Faustina Aug. die Sie von mir vordem erhalten, sind in schlesischen Urnen gefunden.

Ich fand hier nichts als angebrannte Gebeine, worunter einige noch ganz unbeschädigte Zähne waren. Wir trafen Kohlen an, die seit so vielen Jahrhunderten gar nicht verweset waren. Wir fanden auch kleine zu Kohlen gebrannte länglich runde Stücke, die mein Freund für Eicheln hielt, denen sie auch völlig ähnlich waren. Ich überlasse es den Untersuchern der Alterthümer, ob man sich der Eicheln bey den Opfern, oder bey Verbrennung der Todten bedienet. Dies ist bekannt, daß das Opferfeuer von Eichenholze mußte angeleget werden. Daher kam es auch wohl mit, daß der Eichbaum bey den Wenden und andern mitternächtlichen Völkern in so großem Werthe war. Man findet noch jetzt Spuren dieser ehemahligen Hochachtung in diesen Gegenden. Die große Eiche, oder de schmucke Bohm, in dem Lüchauischen Gehölze, so die Planken heißt, ist bekannt. Bey den Hochzeiten tanzet man in einigen Dörfern um einen besonders dazu gepflanzten Baum, wobey den Tänzern und Zuschauern Bier im Ueberflusse geschenkt wird. Von dem Hohn, und Kreuzbaume habe keine Spuren mehr finden können, obgleich dieser Aberglaube noch vor 50 oder 60 Jahren in völligem Gebrauche gewesen ist.

Es ist unstreitig, daß viele Völker von je her entweder gewisse Gattungen von Bäumen, oder auch im Allgemeinen, einige Bäume, von denen sie Schatten oder Früchte genossen, in großen Ehren hielten. Die Eiche und die Tanne war den alten Deutschen besonders heilig, wovon oben schon geredet worden ist. Die Singalesen, eine Völkerschaft auf der Insel Ceylon, nennen eine gewisse Baumgattung auch heilige Bäume, und umgeben sie ein oder mehrere Mahle, mit Zäunen, oder gar Mauern, um sie wider gemeine Anläufe von Vieh oder dergleichen zu schützen — vielleicht aber auch, um desto ruhiger und ungestörter unter ihren Zweigen weilen zu können. Eine Zeichnung von einem solchen Baume giebt die Figur 4319.

Unter

Unter uns herrſchen keine Vorurtheile dieſer Art, aber mancher Landbewohner hat darum nicht minder ſeinen heiligen Baum. Er wurde vielleicht bey ſeiner Geburt gepflanzt, war der Zeuge des erſten Geſtändniſſes der Liebe, der geliebten Gattinn des Landbewohners u. ſ. f., und wird nun deſſen Lieblingsplätzchen. Er umzieht ihn mit einer Raſenbank, genießt im Arme ſeiner Gattinn, und unter den Spielen ſeiner Kinder, hier die ſeligſten Augenblicke, und feyert manches kleine Familienfeſt unter dem Schatten des heiligen Baumes.

Aber auch ohne irgend eine merkwürdige unter dem Baume ſich zutragende Begebenheit, kann ein ſolcher durch die Schönheit ſeiner Belaubung, die Dichtheit ſeines Schattens, und vermöge des Ortes, auf welchem er ſteht, eine Auszeichnung der Art verdienen, und zum Lieblingsplätzchen des Eigenthümers werden. Der große ſchöne Baum iſt vielleicht in der ganzen Scene der einzige, der ſich durch Größe, Höhe und Alter auszeichnet, und von niedrigern Bäumen und Strauchwerk umgeben, die ihm, wie ſich de Lille in ſeinem vortrefflichen Gedichte: die Gärten, irgend einmahl ausdrückt, gleichſam den Hof machen (*).

Ich habe zuvor von den alten Deutſchen, und beſonders auch von den alten Wenden geredet. Die Art und Weiſe, wie ſie ihre Leichen dem Feuer übergeben haben, iſt eigentlich der Gegenſtand dieſes Artikels, allein, da man in der Geſchichte unſers deutſchen Vaterlandes noch keine allgemeine Aufklärung hat, ſo verdient oben angezeigte Nachricht aus den hannöveriſchen Anzeigen, ſo weit als ſie zu dieſem Zwecke dienlich iſt, angeführt zu werden. Der Verfaſſer ſagt alſo ferner:

Die

(*) Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, engliſchen Anlagen ꝛc. No. XV. Die Beſchreibung der II. Tafel.

Wörter, die den übrigen Niedersachsen unbekannt sind. Wissen Sie was ein Ruffel, Pagaleitz und Rohrenz heißet? Ich will es übersetzen: mit Spade, Semmel und Vorstadt. Sie sollten lange rathen, was Schuck heißet; es heißet Furcht oder Scheu. (An der Ostsee: Schuug.) Jetzt findet man gar keinen mehr in dieser Gegend, der das Wendische reden kann. Mein Freund berichtete mir, daß vor einigen Jahren noch in den sogenannten Holzdörfern etliche Alte gelebet, die noch etwas von dieser Sprache gewußt, die es aber erst auf vieles Bitten angezeigt. Denn die jetzigen Einwohner haben einen großen Abscheu vor den Wenden. Im Dannenbergischen sagt man: die Wenden hätten im Lüchauschen gewohnt, und diese geben jene Gegend an. Ihr Abscheu wird dadurch vermehrt, weil sie sich des Sprichwortes bedienen: Der Wende ist keinen Deutschen getreu. Keiner von den Einwohnern dieser Aemter will ein Wende seyn, und sie sind es doch. So viel ist indessen gewiß: soll eine schlechte, verstümmelte Sprache bey diesem Zwist den Ausschlag geben, so verdienen die Einwohner im Amte Lüchau noch den Nahmen der Wenden.

Beyde haben von ihren Vätern Muth und Herhaftigkeit geerbet. Sie sind zu starker Arbeit aufgelegt, und bey ihren Unternehmungen verfallen sie oft auf eine Verwegenheit. Bey einer Lebensgefahr, darin sie sich vorsätzlich begeben, sind sie die mehreste Zeit ganz gleichgültig. Sie könnten mit gutem Nutzen zur Schifffahrt und Kriegsdiensten gebraucht werden. Jener sind viele wegen der nahe liegenden Elbe ergeben; allein der Trommel folgen sie nicht gern, ob ihnen sonst ihr Schall so angenehm ist, daß sie bey den mehresten Hochzeiten gerührt wird. — — —

Auf dem Drawehn liegt ein gewisses, nach Dannenberg eingepfarrtes Dorf, dessen Einwohner noch jetzt von den Nachbaren wegen folgenden Aberglaubens die Hahnenjäger heißen. Sie jugen am Johannistage einen Haushahn ins Feld, Alte und Junge verfolgten ihn so lange, bis der arme Hahn nicht mehr laufen konnte; man griff ihn und kochte davon eine Suppe, wovon alle im Dorfe etwas bekamen. Ich halte dies ebenfalls für einen Ueberrest des Heidenthums. Den Hausgötzen wurden Hähne geopfert. Dahin rechne ich auch den Ge-

Brauch, daß eine von der Trauung zurückkommende Braut beym Eintritte in ihr Haus, Brod in die Kuhſtälle wirft. Man ſiehet auch in dieſer Gegend viele Häuſer, woran auswendig bey der großen Thüre, ein auch wohl zwey Pflugräder aufgehänget ſind, die gar nicht zu gebrauchen ſind, weil ſie keine Naben haben; man ſiehet auch nicht, daß ſie herunter genommen werden. Mein Freund hielt dieſen Gebrauch für ein Ueberbleibſel der dem Radegaſt erwieſenen Verehrung; er erzählte, daß er dieſes häufig in Mecklenburg beobachtet, und er glaubte, man zielte damit auf ſeinen Nahmen.

Von dem heutigen Aberglauben mache ich einen Schluß auf die vorigen Zeiten, daß dieſe Gegenden ſpäter, als andere deutſche Länder, müſſen bekehret worden ſeyn. Sie wiſſen, daß ſich Carolus M. ſchon die Bekehrung der Wenden angelegen ſeyn laſſen. Dieſe gute Bemühung muß aber wenig ausgerichtet haben, weil die Wenden in Mecklenburg noch 1066 eine große Verfolgung angerichtet, worin der Biſchof Johannes gefangen, und ſein Haupt dem Radegaſt geopfert worden, nach dem Berichte Adami Brem. L. IV. Cap. 12.

Unter vielen Stämmen der Indianer iſt es wahrſcheinlich von je her Sitte geweſen, die Todten zu verbrennen; — aber nicht allein die Todten, ſondern auch Lebendige verbrannten ſich theils zur Ehre des Verſtorbenen, theils aber auch aus Liebe für ihn, und ſolches geſchah hauptſächlich von den hinterbliebenen Weibern, welche ſich aber nicht, ſo wie es bey den alten deutſchen Völkern mit denen geſchah, welche auch mit nach Valhalla wollten, vorher tödten ließen, ſondern lebendig ſich der Flamme übergaben. Man hat hierüber ältere und neuere Berichte von verſchiedenen Nationen. Indeſſen kann hier der Bericht eines gewiſſen von Mandelslo als Geſchichtserzählung genommen werden (*). Er hat zu Cambaja es mit angeſehen, wie ein vornehmes ſchönes Weib, noch nicht

(*) Hiſtoriſche Anmerkungen über die nützlichſten Sachen der Welt, XIte Woche, 9ten Martii 1706.

nicht 20 Jahre alt, um ihres Mannes willen, der einige hundert Meilen entfernt im Kriege umgekommen war, ſich lebendig verbrannt hat. Sie hatte ſchon geraume Zeit vorher beym Gouverneur der Stadt um die Erlaubniß angehalten, denn es ward dieſer Gebrauch von der Statthalterſchaft, welche muhammedaniſchen Glaubens war, nicht gebilliget, und es wurde nur, als ein alter Landesgebrauch, noch in einigen Fällen geſtattet. Um aber zur Ausübung dieſes Vorſatzes beherzt zu werden, ſo behauptet oben angeführter von Mandelslo, daß ſie Opium oder ein anderes Gift zuvor zu ſich nehmen, daher ſie, wenn ſie auch nicht von der Flamme getödtet würden, doch ſterben müßten.

Die Leichenproceſſion, wenn man anders auch dieſe Art Aufzüge ſo nennen darf, geſchah mit Muſik, wobey zweyerley Pauken und Schalmeyen erſchollen, und Tänzer gegenwärtig waren. Die junge Wittwe folgte hierauf in köſtlichen Kleidern mit Ringen, Armbändern und ſonſtigem Schmucke von Werth. Als ſie zum Holzſtoße kam, nahm ſie Abſchied von allen ihren Freunden, theilte ihre beſten Kleinodien und Geſchmeide unter ſie aus, und warf auch dem von Mandelslo ſowohl, als noch zweyen Engländern, welche ſich zu Pferde bey ihm befanden, einige Braſſeletten zu, welche von ihnen zum Andenken aufgehoben wurden. Hierauf erſtieg ſie den hoch aufgeſetzten Holzhaufen, und ſetzte ſich oben darauf. Dieſer war mit Morellenholz, Zimmet und Sandeln durchgeleget und mit wohlriechendem Oele begoſſen. Sie gab ſelbſt den Befehl zum Anzünden des Holzes, und in dieſem Augenblicke, da ſolches geſchah, goß ſie aus einem Kruge ſich über den Kopf und ganzen Leib ein köſtliches, ſehr wohlriechendes Oel, welches wie ein Blitz ſich entzündete, und wodurch ſie augenblicklich von der Quaal der Flamme befreyet, und getödtet wurde.

Damit nun alles von der Flamme deſto geſchwinder verzehret würde, ſchütteten auch die Freunde ganze Krüge voll Oel zu der Glut. Die Aſche ſchüttete man hernach ins Waſſer; indeſſen wurden, nach einigen Berichten, doch auch einige Knochen als Reliquien aufbehalten. Dieſe Scene ſiehet man in der Figur 4321.

Nach einigen andern Berichten von franzöſiſchen Schriftſtellern, ſollen dieſe Gebräuche nicht alle gleich ſeyn. Zu Guzarata, bis nach Agra und Dehly hin, werde eine kleine Hütte, ohngefähr 12 Fuß ins Gevierte gebauet, wozu man allerley kleines Holz ſammelt, und einige Töpfe mit Oel und andern Materialien herbey ſchaffet. Das Weib wird in der Hütte von dem Brahmanen feſt gebunden, und zwar mit einem Stricke um den Leib, damit ſie nicht, wenn ſie die Hitze fühlet, wieder davon laufe. Zum Hauptküſſen hat ſie ein Stück Holz, und der Körper ihres todten Mannes, im Falle er vorhanden iſt, wird ihr auf den Knieen gelegt, während daß ſie ſtets den Betel käuet. Der Brahmane verweilet noch etwas bey ihr, allein, ſobald er zur Hütte hinaustritt, wird der Wink gegeben, die Hütte in Flammen zu ſetzen (*).

In Bengalen ſoll das Verbrennen der nachgebliebenen Weiber auf gleiche Weiſe geſchehen, nur mit dem Unterſchiede, daß die Freunde und Verwandten dem Weibe einen Brief, oder auch ein Stück Leinen, Blu-

(*) Ob das Verbrennen des lebendigen Weibes in der Hütte allemahl wirklich vor ſich gehe, iſt eine Frage. Ich beſinne mich irgendwo geleſen zu haben, daß ein junges reiches Weib den Braminen einſt beſtochen, und er ſie auf die Weiſe gerettet habe, daß er von der Hütte ab einen Gang in die Erde hinein gemacht, in welchem ſie wider Flamme und Dampf ſicher geweſen, und woraus ſie in der Mitternacht von dem mitleidigen Prieſter wieder hervor geholet worden, welcher nun auch zu ihrer Flucht behülflich geweſen, da ſich nach dieſem Spaße unterm Volke nicht wieder hat ſehen laſſen dürfen.

Blumen, auch wohl ſilbernes und kupfernes Geld mit geben, damit ſie ſolches dieſem oder jenem Bekannten in der andern Welt überreichen ſolle. Man erzählt aber auch dabey, daß die Braminen nicht allein das zerſchmolzene Geld, ſondern auch die Armbänder und Ohrringe ſehr wohl aus der Aſche als ein ihnen zukommendes Accidenz, heraus zu ſuchen wiſſen.

Auf der Küſte von Koromandel, ſoll ein großer Graben gemacht werden, 9 bis 10 Fuß tief, und 25 bis 30 Fuß ins Gevierte, in den man das Brennholz hineinwirft. Iſt ſolches wohl angezündet, wird der Körper des Mannes an den Rand gelegt, das Weib mit ihren Freunden und Bekannten geht unter Trommel- und Pfeifenſchall drey Mahl um das Feuer, und jedes Mahl küſſet ſie die Ihrigen. Zuletzt werfen die Braminen den Todten, wie auch das Weib rückwärts ins Feuer. An einigen Orten wird das Weib nicht verbrannt, ſondern lebendig mit dem Manne begraben; und zwar im Sande, da denn die Anweſenden ſo lange auf dem Grabe ſpringen und tanzen, bis ſie vermuthen, daß das Weib erſticket ſey.

Man giebt verſchiedene politiſche Gründe an, woher die Gewohnheit, daß die Weiber beym Abſterben ihrer Männer ſich lebendig mit verbrennen müſſen, entſtanden ſey. Man will ſchon von Alters her geſpüret haben, daß heimtückiſche und gewiſſenloſe Weiber ihren Männern nicht allein ſchlecht begegnet, ſondern ihnen auch häufig Gift beygebracht haben, um ihrer ſich zu entledigen. Um dieſem Unheile vorzubeugen, ſie von ſolcher That abzuſchrecken, und damit ſie die größeſte Sorgfalt anwenden, durch Pflege und gute Begegnung das Leben der Männer zu erhalten, habe man ſolche Gewohnheit eingeführt. Die Weiber werden zwar nicht mit äußerſter Gewalt zu dieſem Schritte gebracht, allein, ſie ſind im Unterlaſſungsfalle doch unglücklich, man ſchneidet ihnen die Haare ab, berau-

der Opfer nicht habe verzehren können, die man während der Pest geschlachtet. (Inde neque impositis ardent altaria flammis.)

Der Dichter beschreibt uns die Anstalten, welche man wegen der Pest machte. Man warf die todten Thiere ins Wasser. Allein, sie blieben darin unversehrt, und dieses flüssige Wesen konnte sie weder zerstören, noch ihre Fäulniß hinweg nehmen, wodurch also täglich die Luft mehr angesteckt wurde. Weil nun das Wasser die verlangte Wirkung nicht that, so versuchte man das Feuer, aber auch dieses vergeblich. Die Körper wollten nicht brennen und löschten die Flammen aus. Bey solchen Umständen blieb nur ein einziges Hülfsmittel übrig. Man entschloß sich, sagt der Dichter, die Leichname der Thiere, welche durch die Seuche umgekommen waren, in tiefe Gräber zu verscharren: donec foveis abscondere discant. Sobald dies geschah, reinigte sich die Luft, und die Seuche ließ nach.

Hieraus erhellet genugsam, daß unsere Art der Leichenbestattung der Gesundheit am zuträglichsten sey, nähmlich die Körper zu begraben; und daß der Rath mißlicher wäre, die Leichname in gefährlichen Zeiten zu verbrennen, wie solches einige gewünscht haben. Man würde befürchten müssen, daß das Feuer die Leichen entweder nicht hinlänglich verzehrte, oder doch zu viel faulende Dünste davon unverändert in die Luft jagte. In der Erde hingegen ist die Fäulniß noch nützlich, indem sie das Land düngt, und darin gehören die Todten zu Hause. Daher ziehe ich, auch sogar in medicinischer Absicht, das Begraben allen andern gekünstelten Arten der Leichenbestattungen, allen prächtigen Feuerwerken der Römer, und allen köstlichen Einbalsamirungen der Aegypter vor. ——

Im 143sten Stücke wird diese Materie fortgesetzt, und man sucht zu beweisen, daß überhaupt das Feuer auf keine Weise geschickt sey, die Macht eines Giftes in der Luft zu tödten, sondern, daß es nur noch mehr aufgelöset, und dadurch überall getrieben werde. Das Beyspiel wird vom Blatterngifte genommen, wie folget:

Ich

gleich nicht läugnen kann (*), daß die Alten Phöbum den Bändiger der Gifte nenneten, und dem zufolge ſich auch des Feuers bedienten, um die Gifte des Dunſtkreiſes zu vertreiben. Als zu den Zeiten des Hippokrates die Peſt aus Aethiopien nach Griechenland kam, ſo vertrieb ſie dieſer weiſe Greis damit, daß er überall in der Stadt große Feuer anzünden ließ, um die Luft dadurch zu reinigen; und eben dieſe Urſache war es, warum man dort die Leichen, und ſelbſt die Kleider der verpeſteten Perſonen verbrannte. Im 124ſten Stücke befindet ſich aber eine Art von Widerlegung des obigen Satzes, die aber doch vielleicht mehreren Prüfungen unterworfen ſeyn dürfte, indem zu glauben iſt, daß Virgil, der zum Gewährsmann angenommen worden, in den angeführten Stellen, nicht als Arzt oder Phyſiker, ſondern bloß als Dichter redet. Sie lautet folgendermaßen.

Ob Sie gleich in Ihrem 33ſten Stücke, S. 495, das Feuer als ein Mittel preiſen, die Luft von peſtilenziaiſchen Dünſten zu reinigen, ſo kann ich doch nicht mit Ihnen glauben, daß man um deswillen vor Alters die Leichen und ihre Kleider verbrannt habe, oder wenigſtens, daß dieſe Vorſicht ohne beſondern Nutzen geweſen ſey. Es erhellet dieſes aus der Stelle des Virgils, worin er vom Fleiſche des von der Peſt umgefallenen Viehes, ſagt:

— — Nec viscera quisquam
Aut undis abolere poteſt, aut vincere flamma.

Georg. 559. 560.

Nach der beſten Auslegung dieſer Stelle, welche Herr Bourgeois in den Memoires de Trêvoux, May 1756. mittheilte, heißt dieſes gerade das, was ich beweiſen will, nähmlich: das Waſſer habe das Fleiſch der Thiere nicht verzehren, und das Feuer daſſelbe nicht verbrennen können. Eben daſſelbe ſagt Virgil ſchon zuvor, (Georg. 490.) daß nähmlich das Feuer der Altäre die Eingeweide

(*) Der Arzt, 33 St.

Von den Leichenbegängniſſen in Tybet (*), wird (in den neuen nordiſchen Beyträgen zur phyſikaliſchen und geographiſchen Erd- und Völkerbeſchreibung ꝛc. 1 Band, S. 217,) geſagt, daß die Leichname beyderley Geſchlechts, nach Vorſchrift der geiſtlichen Bücher, deren Regeln ſich hierin nach der Geburts- und Todeszeit des Verſtorbenen richten, theils verbrannt, theils ins Waſſer geworfen, theils mit Erde überſchüttet, theils auf Bergen mit einem Steinhaufen bedeckt, theils bloß auf dem Felde hingelegt werden. Dieſe verſchiedene Beſtattungsart wird deswegen genau nach Vorſchriften beſtimmt, weil ſie nach dortigem Aberglauben auf das Heil der abgeſchiedenen Seelen eine weſentliche Beziehung haben ſoll. Doch wird überhaupt das Verbrennen für die vornehmſte Beſtattungsart gehalten, und bey fürſtlichen Leichen, und der höhern Geiſtlichkeit, gemeiniglich verfügt. — Nächſt dieſem gilt das Ausſetzen der Leiche zur Speiſe der Vögel und wilden Thiere, für die ſeligſte Beſtattungsart. Herr Dr. Borhek, in ſeiner Erdbeſchreibung von Aſien, (Th. 3, S. 641,) ſagt hiervon kürzlich: „Die Leichenbegängniſſe dieſes Volkes haben „was

(*) Tybet, Tiber oder Thibet, der Staat des Dalai Lama, iſt gleichſam die aſiatiſche Schweitz, nur um viel Mahl gröſſer, als die europäiſche. Es ſtößt nirgends ans Meer, ſondern überall an feſtes Land; nähmlich in Nordweſten an die Sandwüſte Kobi, oder an die beyden Bucharеyen; in Nordoſten an die Choſchotey; in Oſten und Südoſten an Sina; in Süden an Awa, Aſcham, Bengalen und Hindoſtan; und in Weſten an die Seiken-Republik. Es iſt voller Berge, darunter auch Schneeberge ſind, beſonders in Süden; liegt überhaupt ſehr hoch, und iſt, wie die Schweitz, mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau, von der Natur eingerichtet. Es hat friſche Luft, mit kalten und langen Wintern. Dies Königreich liegt zwiſchen dem 30ſten und 40ſten Grade Nord-Breite, und wird in zwey Theile getheilt, wovon der an Bengalen gränzende Buran heißt, der andere aber, der ſich nordwärts bis an die Gränzen der Tartarey erſtreckt, Tyber genannt wird.

„was besonderes. Sie begraben die Todten nicht in „die Erde, wie die Europäer, und verbrennen sie nicht, „wie die Hinduer, sondern tragen sie auf einem kalten „Gipfel eines benachbarten Berges, um von wilden „Thieren gefressen, oder Raubvögeln zur Beute zu „werden, oder auch durch Zeit und Abwechselung des „Wetters zu zerfallen. Die zerrissenen Leichen und „abgebleichten Knochen liegen da herum zerstreut, und „mitten unter solchen schaudrigen Gegenständen baut „sich ein alter Mann, oder ein altes Weib, die außer „dem Aberglauben alle Gefühle verloren haben, eine „Hütte, um daselbst den Leichen den Dienst zu leisten, „daß sie sie in Empfang nehmen, jeder einen Platz an„weisen, und ihre Ueberreste sammeln, wenn sie zu„weilen zerstreut werden sollten."

Ob nun diese besondere ekelhafte Lage der Wohnung bloß aus Aberglauben oder Frömmeley — oder vielmehr aus Habsucht gewählt werde, will ich unentschieden lassen. Da aber die Berichte in den neuen nordischen Beyträgen, am angeführten Orte, sagen, daß Reiche daselbst den Leichen goldene und silberne Geschmeide und Geschirre mitgeben, auch Lebensmittel neben ihnen hinsetzen; so ist nicht zu zweifeln, daß diese Einsiedler sich dabey nicht allein sehr wohl stehen, sondern auch den Ihrigen nach dortiger Art beträchtliche Erbschaften werden nachlassen können.

Es sind in Tybet zwölf hohe Schulen, und außerdem noch Klosterschulen und Gymnasien, wo man die höheren Wissenschaften, als Logik, die ganze Philosophie, die Astronomie, die Arzeneykunst, die Magie, besonders aber die Theologie, treibt; und hier studieren auch die Kalmücken, um Wissenschaften einzusammeln (*). Ich vermuthe, daß sie auch ebenfalls Sitten und Gebräuche hierselbst lernen, und solche in ihren Di-

(*) Borbeck, am ang. O. S. 643.

Diſtrict wieder mit zurücknehmen werden, ſo wie es die Sineſer, Choſchotei, Raſchmirer aus Vorderindien, Tartaren aus der kleinen Bucharey ꝛc. welche auch dort ſtudieren, nicht unterlaſſen; weßhalb ſich auch verſchiedene dort herum wohnende Völkerſchaften zu dem in Tybet gelehrten Aberglauben bekennen, und im Befolge dieſer Ceremonialgeſetze und Ritualien nach Zeit und Umſtänden wohl nur abwechſeln.

Bey den Kalmücken iſt eine der heiligſten und feyerlichſten Leichenbeſtattungen das Verbrennen der Leichen, und die neuen nordiſchen Beyträge ꝛc. (*) geben von der Leichenbeſtattung eines Lama eine leſenswürdige Beſchreibung.

Im Jahr 1772 ſtarb bey der Derbetſchen Horde Wolgiſcher Kalmücken, in der Steppe ohnweit Sarepta, in ſeinem Hoflager, der oberſte Lama dieſer Derbetten, Nahmens Abagai, im 94ſten Jahre ſeines Alters, nach einer langwierigen Kränklichkeit, wegen deren er ſich des Raths des Sareptiſchen Arztes bediente. Gleich nach ſeinem Scheiden verſammelten ſich alle anweſende Labaner oder Gellongs (geweihte Prieſter), und rathſchlagten, wie mit dem Verſtorbenen, nach Vorſchrift der Religionsbücher, zu verfahren ſey.

Sogleich wurde dieſer ihnen merkwürdige Todesfall dem Fürſten der Horde, Zebek Ubuſchi, und deſſen Vormündern, bekannt gemacht, und derſelbe von den verſammelten Geiſtlichen erſucht, ſogleich dem nächſten Geiſtlichen im Range zu beordern, ſich nach dem Lager des Abagai-Lama zu begeben, und die Schrift an ihm zu erfüllen. Dieſes traf den Samton- oder Dajantſchi-Lama, welcher letzteren Ehrennahmen (Einſiedler) deswegen führt, weil er zuvor in der Songarey in einem Kloſter oder Einſiedeley (Kied) gewohnt hatte, und dort bis zu dieſem Range gelangt war. Und dieſer traf gleich am Tage nach dem Sterbefalle, früh Morgens, als beſtimmter Nachfolger des verſtorbenen Ober-Lama, mit einem

(*) 3ter Band, S. 376, ſqq.

einem großen Gefolge vornehmer Geistlichen, bey Sarepta ein.

Weil bey einer solchen Gelegenheit, für einen jeden Geistlichen, aus der reichen Nachlassenschaft des verstorbenen Lama eine Beute davon zu tragen ist, so ist der Zulauf derselben so stark, daß auch dieses Mahl in einem halben Tage, über siebzig Gellongs oder geweihete Priester, ohne den Schwarm von Götzul und Mandschi, beysammen waren. Für die vornehmsten Geistlichen wurden in genugsamer Anzahl theils gesattelte, theils ungesattelte Pferde herbey gebracht, welche nach dem Range an sie vertheilt wurden. An Schafen und anderm Schlachtvieh, zum Verspeisen, war auch kein Mangel.

Nunmehr berief der administrirende Dajantschi-Lama die Geistlichkeit zusammen, um die Leichen-Ceremonien zu reguliren. Zu dem Ende wurden die dahin einschlagenden Schriften herbey gebracht, und alle beym Hintritt des Lama vorwaltende Umstände, mit der Zeit nach den Vorschriften der Bücher, verglichen. Der Schluß fiel dahin aus, daß der Verstorbene verbrannt werden müsse.

Die Brandstätte wurde von dem neuen Lama auf dem sogenannten Moo-Chamkur, einer sandigen Höhe oder Spitze des hohen Landes bey Sarepta, bestimmt, von welcher die Hütte des Verstorbenen nur einige hundert Schritte entfernt lag, bey der unterdessen starke Wache gehalten, und niemand in die Nähe derselben gelassen wurde. Der Grund zum Calcinir-Ofen wurde vom Lama selbst abgemessen und abgesteckt, nach einem gewissen Maße, und darauf wurde die Stelle durch Gellongs und Götzuls sehr vorsichtig und feyerlich ausgegraben. Bey aller dieser Arbeit durfte niemand, als Geistliche, die Hände anlegen.

Während des Ausgrabens begab sich der Lama nebst den ihn begleitenden vornehmsten Geistlichen, wieder in die Wohnung des Verstorbenen, wo sie in einem Kreise hinsaßen und aus Büchern sehr inbrünstig beteten. Unter dem Gebete wurde der Todte von seinen vorigen gewöhnlichen Kleidern entkleidet, sein lamaischer gelber Ornat (Jamón Chubzusun) ihm angelegt, und er mit einer gelben, lackirten fünfspitzigen Krone (Ohli Malachai, oder Bergmütze genannt, welche auf der 4321ſten Figur, die die ganze Ceremonie dieses Leichenbrandes vorstellet,

zu

zu sehen ist, indem sie nun der administrirende Lama auf dem Haupte hat,) gekrönt. Sein Polster, Sitz, oder Thron, auf welchem er mit gefalteten Händen, untergeschlagenen Beinen, und andächtiger freundlicher Miene eingeschlummert war, wurde erhöhet, und sein ohnehin überaus weiter gelber Ornat, wurde umher ausgebreitet, und so ließ man ihn stehen. Der Eingang der Wohnung wurde mit einem besondern Vorhange verdeckt, und zu jeder Seite der Thüre einige Wächter hingestellt, welche verhindern mußten, daß beym Aus- und Eingehen der Geistlichen, nicht das gemeine Volk durch die Oeffnung hineinblicken möchte.

Unterdessen wurde abwechselnd mit dem Beten fortgefahren, und zuweilen, nach einem gewissen Zeichen, den außen versammelten Leuten erlaubt, einzeln mit entblößtem Haupte hinein zu gehen, um dem Todten, durch Niederfallen und Berührung seines gelben Gewandes mit der Stirn, die letzte Verehrung zu erzeigen. Weil jedoch die Menge des versammelten Volkes zu groß war, so ging endlich der neue Lama hinaus, und segnete alle die er reichen konnte, mit Auflegung des Rosenkranzes (Erken) aufs Haupt, und weil das Gedränge endlich zu ihm zu groß ward, ertheilte er zuletzt durch Schwenkung des Rosenkranzes über die ganze Menge einen allgemeinen Segen, und ging wieder hinein, um mit tiefen Seufzen und Stöhnen zu beten. Diejenigen vom Volke, welche den Segen nicht erhalten hatten, verrichteten indessen ihre Andacht mit Kreisgehen um die Hütte des verstorbenen und gleichsam vergötterten Lama, und Abzählen ihres Rosenkranzes, unter beständigem Seufzen und Hersagung der Gebetssylben: Om ma ni pat me chung, mit unterlaufendem Niederfallen aufs Antlitz vor der Thüre der Hütte.

Nach einer Weile wurden aus der Sterbewohnung ein Par aus Mehlteig gebildete, wunderliche Figuren (Ghai) auf hölzernen Tellern heraus, und nach der Brandstelle getragen. Sie standen auf zwey Beinen aufrecht, hatten zwey Arme, sahen aber übrigens mehr Teufeln als Menschen ähnlich.

Während der fortgesetzten Gebete in der Hütte des Todten, saß die übrige Geistlichkeit, in verschiedenen Abtheilungen, hie und dort in Kreisen versammelt, voll Be-

stürzung, und gleichsam in ernsthafter Betrachtung dessen, was sich zugetragen, und der vorhabenden Handlung. — Eine vom neuen Lama bestellte Deputation machte indessen das Testament über die Nachlassenschaft des Verstorbenen, an Vieh und andern Gütern; welches alles nach dem Range an die Geistlichen vertheilt, und über die Austheilung ein Protocoll ausgefertigt wurde. Auf Befehl des Fürsten wurde noch überdem aus der Horde am barem Gelde 600 Rubel zur Bestattung des Todten und Vertheilung unter die Geistlichkeit, aufgebracht.

Die vier Seiten der ausgegrabenen Grundlage zu dem Ofen, in welchem der Körper verbrannt werden sollte, waren nach den vier Hauptwinden gerichtet, jede Seite anderthalb Arschinen breit, und auch ziemlich eine Arschine tief. Auf der Nord- Süd- und Ostseite wurden in der Mitte lange Zug- und Heitzlöcher nach der Tiefe zu gegraben. Diese wurden nach der Ofenseite hohl mit Erde bedeckt, damit das Holz unter dem Verdecke zu liegen komme, und nicht bis in den Ofen ragen, folglich sich keine Holzasche mit der Asche des Todten vermischen möchte. Darnach ward der Grund mit Ziegelsteinen, die von lauter Gellongs einige Werste zu Pferde herzu gebracht wurden, ausgemauert, und anstatt Kalk wurde Lehm zugerichtet. Nachdem der Ofen bis zu seiner Bewölbung eines Schuhes hoch über der Erde aufgemauert worden, so wurde ein expreß dazu verfertigter großer eiserner Dreyfuß, in der Mitte kreuzweise überflochten, in den Ofen hineingesetzt, auf den sich zur Probe gleich ein Gellong mit untergeschlagenen Beinen in den Ofen hinein setzte. Endlich wurde um den Ofen herum eine Hütte von Stängen erbaut, und dieselbe rings umher mit alten Filzen bis oben hinauf verhängt. Diese Hütte war ohngefähr drey Mann hoch, und oben war wegen des Feuers eine große Oeffnung.

Nun ging die ganze anwesende Geistlichkeit nach Beschauung des Ofens, in Procession, und unter Anführung des neuen Lama, zur Wohnung des Todten; da sie bey derselben ankamen, kleideten sich die administrirenden 15 Geistlichen in ihren Amtshabit ein. Derselbe besteht erstlich aus dem Bitschan Majak, oder Unterhemde, und ist den Geistlichen anstatt der Beinkleider zu tragen, geboten. Es ist auf Schürzart ringsherum um den Leib zu,

und

und oben mit einem breiten Gurt in Falten eingefaßt; er wird um den bloßen Leib angelegt. Dieſes untere Majak kann von weißer Farbe ſeyn. Ueber dieſes wird Schubi Chubzuſun, welches ein rothes kurzes Hemd, vorn auf der Bruſt offen, ohne Aermel iſt, angethan. Hierüber der Jikä Majak, ein rothes Tuch, das über den erſten kleinen kurzen Majak um den Leib rings umher in großen Falten gelegt, und darüber mit einem rothen Orkimdſchi, oder Binde, welche ſehr breit aus einander gemacht, befeſtigt und um den Leib gewickelt wird; dieſer zweyte Majak muß faſt auf die Füße herunter hängen. Weiter hatte nun der Ober-Lama noch Jamöhn Chubzuſun, welches ein rothes Hemd mit kurzen Aermeln, und auch noch mit einem breiten gelben Gurte befeſtigt iſt. Und zuletzt überhingen ſich alle mit den Tſchöpi Chubzuſun, oder einem ſehr großen vier-eckigen Tuch von gelber Seide, welches, bis auf einen zwey Spannen breiten Rand, rings herum, in der Mitte durch und durch mit lauter Quadratlappen von vier Zoll ins Gevierte, immer eins roth und das andere gelb abwechſelt, und daher ſehr bunt ausſieht. Jedoch wars bey einigen ganz gelb, aber eben wie bey dem bunten, unterflochten, oder in Quadratlappen getheilt. Dieſes große ſeidene Tuch wurde von jedem über den Rücken und Achſeln gehängt, und reichte hinten bis auf den Boden. Vorn über die Bruſt wurden die zwey Ecken des Tuches über einander gehängt. Arme, Kopf und Beine blieben bey dieſer Ceremonie entblößt, und jeder hatte noch um die linke Hand ſeinen Erſten gewickelt, welches alles mit einander einen ziemlich fürchterlichen Anblick gab.

Nach der Ankleidung wurde ein in einer Kapſel (Ordu Charaſch) verborgener Burchan (Kürük Schätähn) hervorgetragen, und dem nach dem Lama folgenden Bakſchi Lehrgeiſtlichen) überreicht, welcher anſtatt des gelben bunten Tuches, mit einem ganz rothen eingekleidet war, und dicht hinter dem Lama herging. Dem Lama wurde ein koſtbar gearbeitetes metallenes Kännchen (Bumba), mit dem gewürzten und gezuckerten heiligen Waſſer, oder Araſchan, das eine ſehr ſchöne Pfauenfeder oben zierte, überreicht, mit welchem er in der Proceſſion vorau trat. Acht eingekleidete Gellongs ſtellten ſich an die Baare des Todten, und die noch übrigen fünf

Gellons hatten ein jeder eine Glocke zum Schellen in der Hand.

Die Wohnung des Verstorbenen wurde von hinten in einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit zerrissen, und der Todte, nachdem das vorher um seine Achseln hängende große gelbseidene Gewand ganz über ihn gedeckt, und die hohe spitzige Krone über den verdeckten Kopf gesetzt worden, heraus gehoben, und überaus geschwind auf eine dazu verfertigte Baare sitzend gesetzt, und von obigen acht Gellongs getragen, so daß erstlich der Lama, sodann der Bakschi, dann der Todte, und zuletzt die mit Glocken versehenen fünf Gellongs, denen die übrige Musik und Volk, alles hinten nach, bis zur Brandstätte folgte. Der voran gehende Lama sprengte vermittelst seiner Pfauenfeder aus dem Kännchen von dem Arschan, überall auf den Weg und auf den Seiten um sich her.

Außer der Glockenmusik folgten hinten nach zwey kupferne lange Trommeten, welche höchstens zwey bis drey Töne einer Baßposaune von sich gaben. Es sind dieselben reichlich drey Ellen lang; daher sie vermittelst zweyer Ringe, woran sie hängen, durch zwey vorangehende Kerle an einem Stabe getragen werden mußten. Ferner folgten vier Handtrommeln, welche auf einer Stange gehalten, und geschlagen wurden. Und zuletzt kamen noch zween Musici mit ihren messingenen Schalen oder Tellern, die gerade auf die Art der Türkischen geschlagen werden.

Man kann sich daraus leicht vorstellen, was dieses alles für einen Anblick gab; und durch die gewaltige Musik, welche bisweilen zusammen überaus laut erschallte, kam einem beynahe ein Hautschaudern an. Das von allen Seiten sich herzu drängende Volk wurde von einigen dazu bestellten Priestern, welche mit gewaltigen Knütteln versehen waren, mit Gewalt abgehalten. Als nun die Procession bey dem Ofen angekommen war, wurde der Todte, indem sich die musicirenden Priester in einem halben Zirkel vor die Oeffnung der Hütte gestellt, und ihre Musikübung heftig hören ließen, in großer Geschwindigkeit in die Hütte gebracht, und auf den Dreyfuß gesetzt, nachdem er von seiner Krone, und dem gelben überhängenden Gewande entkleidet worden. Dasselbe wurde wieder nach der Wohnung des neuen Lama in voriger Procession und Musik zurück gebracht. Nun ging die Ein-

mauerung in den Ofen vor sich, welches sehr geheim geschah. Um den Hals wurden zwey Eisen angelegt, welche auf beyden Seiten so lang waren, daß sie mit eingemauert werden konnten. Sie dienen, um den Todten in der Glut des Feuers aufrecht zu erhalten. Die Wölbung des Ofens geschah über seinen Kopf schräge zu. Vorn auf der Westseite des Ofens, wo kein Feuerloch war, bekam das Gewölbe oben eine viereckige Oeffnung, wo hernach bey der Verbrennung immer Fett und brennende Materie hinein gegossen wurde. Oben in der Mitte wurde ein eiserner Kessel, ohne Boden, aufgesetzt und eingemauert, welcher die Feuereſſe vorstellte. Das Brennholz wurde alles nach der genauen Länge der Feuerlöcher geschnitten und gespalten, und eine große Menge von Butter, Weihrauch, Harz, und dergleichen, herbey geschafft. Auch wurde in der Hütte dicht neben dem Ofen ein Kessel aufgesetzt, in welchem die Butter zerlassen und mit den übrigen Materien vermischt wurde. Auf beyden Seiten des Ofens waren kleine Altärchen, mit Opferschälchen besetzt, aufgerichtet. Auf der Westseite wurde ein kostbares Polster für den administrirenden Lama zubereitet; und nachdem man mit allen Zubereitungen endlich fertig war, so legte der Lama das gelbe Gewand des Verstorbenen noch über sich, setzte auch dessen Krone auf, und nahm seinen Sitz auf der Westseite ein. Die übrigen Gellongs hatten ihren geistlichen Habit ab- und ihre ordinären Kleider wieder angelegt, und so setzten sie sich rings umher. Ein jeder hatte in der linken Hand seine Glocke und Schriften auf dem Schooße liegen, sammt dem Lama, welcher sodann anzeigte, daß die Lämpchen auf den Altärchen, und das Feuer in allen drey Löchern unter dem Opfer angezündet werden sollte. Die oben erwähnten zwey Figuren aus Mehlteig (Ghai) befanden sich auch auf einem der Altärchen. Als das Feuer nun Abends um 7 Uhr angezündet ward, so nahm diese feyerliche Handlung unter Klang und Gesang ihren Anfang. Gebete, und der Klang der Musik und Glocken, wurden zuweilen mit Gesprächen über einige Schriftstellen unterbrochen, und zwar von dem Lama und Bakschi. Unterweilen wurde auch den wachthabenden Priestern aufs schärfste gebothen, niemanden etwa durch eine Oeffnung in die Hütte schauen zu lassen. In den Heitzlöchern wurde sehr stark Holz zuge-

legt, und durch den neuen Lama faſt beſtändig, vermittelſt eines beſondern langſtieligen Löffels, der auf beyden Seiten mit kleinen Ausfließrinnen verſehen war, von dem nebenbey ſtehenden Fette, zu dem obern Loche über dem Todten eingeflößt; wodurch die Feuerflamme dergeſtalt vergrößert wurde, daß ſie beſtändig wie ein ſchneller Strom oder Feuerſäule, wohl drey Mann hoch über dem Ofen empor ſtieg. Es mußte daher, die ohnehin ſchon einige Arſchinen breite Oeffnung, oben in der Hütte gar bald erweitert werden, indem die Hitze der Flamme faſt alles verzehren wollte. Auch mußten die um den Ofen herum ſitzenden Gellongs, gar bald auch die vermittelſt der Hütte ſo ſehr eingeſchränkten Gränzen ſo ſehr erweitern, daß man dadurch alles, was ſie thaten, ganz deutlich ſehen konnte. Unterweilen warf der Lama auch mit Harz beſtrichene Holzrinde und weiße ſeidene Weihtücher (Chadak), oben in den Ofen, und da derſelbe die größte Hitze auszuſtehen hatte, weil er wegen des Fortgießens nahe ſitzen mußte, ſo wurde ihm durch einen Gellong beſtändig ein Schirm vor das Geſicht gehalten, damit er vor der großen Flamme geſchützt würde, und nur das Gießloch des Ofens ſehen konnte.

Das Gebet, welches man während der Verbrennung auf Tangutiſch verrichtete, wurde, je länger, je heftiger, mit untermengten Glockenſchellen, Händeklatſchen, Fingerſchnappen, Auseinanderſpannen und Aufeinanderſetzen beyder Hände Finger, mit Verdrehen und Ueberſchlagen der Hände, bey ſehr großen Verdrehungen der Augen und Verſtellungen der Geſichtsminen, und auch des Kopfes.

Die Unterhaltung dieſes entſetzlichen Feuers ſah man über drey Stunden fortdauern, und nach deſſen Endigung mußte der Ofen etliche Stunden ſtehen und etwas auskühlen. Man ſollte kaum glauben, wie ungemein der Zug des Feuers durch dieſen Ofen ging, welches auch, nebſt den verſchiedenen wohlriechenden Materien, die hinein geworfen wurden, verurſachte, daß man gar keiner üblen Geruch und Rauch von dem Todten empfunden hat.

Nach Abkühlung des Ofens, wurde gegen Morgen derſelbe abgebrochen, welches gar ſehr verborgen unter der Hütte geſchahe, darauf der ausgeglühete Körper, der

wie

wie eine Mumie zusammen hielt, herausgenommen, und hernachmahls, nachdem die Geistlichkeit in die Horde zurückgekommen war, unter die vielen Geistlichen hauptsächlich vertheilt. Auch bekamen arme geringe Leute, und die sich nur hinzudrängen konnten, etwas davon, so wenig es auch war. Diese verbrannte Materie des Lamaischen Körpers (Lamain-Dschinder), wird als eine sehr heilige Arzeney, von dem abergläubigen Pöbel eingenommen, und also der Lama nach und nach von seiner eigenen Gemeine verzehrt.

Die Kalmücken bekommen bey dieser Art der Verbrennung fast gar keine Asche von dem todten Körper, indem durch das beständige Uebergießen mit Fett, die Haut, Fleisch und Knochen, dergestalt zusammen backt, brennt, und bratet, daß die ganze Masse wie eine spröde Kohle anzusehen und zu zerbrechen ist. Die wenige Asche, die aber dennoch vorhanden, wird sammt der Asche aus den Heitzlöchern, gar sorgfältig zusammen gerafft, und von den Geistlichen verwahrt.

Nach Abbrechung des Ofens wurde die Stelle wieder dem Erdboden ganz gleich gemacht, und nicht ein Steinchen von demselben zurück gelassen; sondern alles auf einem Wagen über die Wolga, wo die Horde damahls befindlich war, mit fort genommen.

Nun wurden auf allen vier Ecken des Ofengrundes hohe Berfahnen (Mani) zu einem Denkmahle aufgerichtet. Hier bey diesen Mani hat man das besondere bemerkt, daß unter jedem Tangutischen Worte auch ein Quadratloch ausgeschnitten war.

Nach Verlauf einiger Wochen, da die Horde wieder von jener Seite der Wolga zurück in die Sareptische Gegend kam, wurde zwischen den vier Fahnen ein steinernes Kapellchen aufgeführt, welches inwendig mit Schriften, Götzenbildern und Kapseln, Stücken von alten Kleidern, ganz ausgefüllt, rings umher mit einem Graben umgeben ward, womit dieses Werk vollendet wurde.

Im St. Petersburgischen Comtoir-Kalender für das Jahr 1739, befindet sich eine zwar etwas ältere doch ähnliche Beschreibung des Leichenbrandes eines kalmückischen Lama, die ich um deswillen hier-

ſelbſt einrücke, weil ſie über die vorſtehende Beſchreibung etwas mehr Licht in einigen Stücken verbreitet. Die hierbey vorfallenden Ceremonien und überhaupt gemachten Veranſtaltungen, ſind in verſchiedenen Nebenumſtänden, etwas verändert, ſo wie es auch bey unſern Leichenbegängniſſen ein und eben derſelben Stände, oft der Fall iſt. Im Ganzen, und in der Hauptſache aber kommen beyde Leichenbeſtattungen ziemlich überein.

Tſchagur-Lama, oder Schokur-Lama, war einer der zwölf oberſten Lamen, die in geiſtlichen Dingen des Dalai-Lama Vicarii, und nächſt ihm die vornehmſten Prieſter des Tybetiſchen Götzendienſtes ſind. Er kam mit dem Chan der Kalmücken, Tſcheren Donduk, nach Petersburg, und ſtarb daſelbſt im Maymonathe des 1736ſten Jahres.

Sobald er todt war, ward ſeine Leiche in der Stellung eines nach kalmückiſcher Art mit untergeſchlagenen Füßen ſitzenden Menſchen, in feyerlichen Kleidern, auf eine große, mit einem Teppiche bedeckte Bank geſetzt, und ſo einige Tage zur Schau gelaſſen, in welcher Zeit die anweſenden Geiſtlichen vor der Leiche mit beſtändigem Singen und Beten nach Roſenkränzen, beſchäftiget waren, und ihre Gebete mit dem Klingen eines Glöckchens, Schlagen auf einer kleinen Pauke, Räuchwerk und Sprengen mit Weihwaſſer, begleiteten, auch ſogar mit Anbetung der Leiche dem erblaßten Heiligen die ſeiner Würde und Verdienſten gemäße Verehrung, von allen gläubigen Kalmücken geleiſtet ward.

Zu der nach den Grundſätzen des Lamaiſchen Aberglaubens nochwendig erforderlichen Verbrennung dieſes heiligen Leichnams, ward nicht nur die Erlaubniß von der Regierung ertheilt, ſondern auch eine dazu bequeme Ebene, drey Werſte von St. Petersburg, zwiſchen Ogda und der kaſakiſchen Slobode, angewieſen. Daſelbſt ließen die Kalmücken über der Erde einen Ofen von Ziegelſteinen aufrichten, der eine Klafter in die Länge und Breite hatte, und eben ſo hoch, doch oben ganz offen war. Auch die weſtliche Mauer ward nur anderthalb Fuß über der Erde aufgeführt, in welcher Höhe vier eiſerne Stangen zwiſchen

schen dem obern Rande dieser und der entgegen gesetzten Mauer befestigt waren, und einen Rost vorstellten.

Nachdem diese Einrichtung auf dem Felde gemacht, und der Tag des Leichenbegängnisses heran gekommen war, setzte man den Verstorbenen in seiner sitzenden Positur in einen drittehalb Fuß hohen und mit Eisen beschlagenen Kasten, welcher hernach zugemacht und mit rothem Damast bekleidet ward. Die Leichenprocession nahm Morgens um 8 Uhr aus dem Hause, welches die kalmükkische Gesandtschaft in der Stadt inne hatte, ihren Anfang, und ging nach dem Strome zu, woselbst zwey Fahrzeuge bereit lagen, um die Leiche nach dem zur Verbrennung bestimmten Platze über zu bringen. — Drey gemeine Kalmücken, als Laien, gingen voran (*); dann folgte ein kalmückischer Geistlicher, welcher in der rechten Hand an einer Stange ein heiliges Götzenbildniß, in der Linken aber einen Weihkessel mit dem Sprengwedel trug. Diesem folgte der Fahnenträger mit der großen Fahne, die in der Mitte roth, am Rande herum aber grün war. Dann kam der das Amt verrichtende Lama, oder Oberpriester, in seinem geistlichen Meßgewande, welches von gelben Atlaß, und mit rothen seidenen Bändern durchflochten war. Die Stirne hatte er mit einer Binde von gleicher Farbe umwunden, und über den Schultern hing ihm eine Leinewand, nach Art eines Oberrocks, herüber, auch hatte er auf der linken Schulter eine Binde von weißer Leinewand, fast wie ein erzbischöfliches Pallium, hängen. In der linken Hand trug er ein Glöckchen, und in der Rechten eine kleine Handtrommel, die durch angehängte Gewichte, wenn man sie schwingt, gerührt wird. — Gleich hinter diesem Lama wurde der Kasten mit der Leiche auf einem Teppiche von einigen Kalmücken getragen, neben welchen auf jeder Seite einer mit einem Rauchfasse ging; darauf wurden von vier Personen, vier

(*) Die Mäßigkeit der Procession, so wie mehrerer anderen Umstände dieser Verbrennung, möchte wohl der eingeschränktern Verfassung dieser von ihrer Horde und Klerisey entfernt lebenden, nicht sehr zahlreichen Geistlichkeit, beyzumessen seyn. Einiges kann auch dabey denen, auf die Umstände und Zeit des Todes sich beziehenden Bestattungsvorschriften der heiligen Bücher, zugeschrieben werden.

Stangen mit Gebetflaggen getragen, und der Aufzug von allen übrigen Kalmücken beschlossen.

Sobald dieser Zug den Strom erreicht hatte, begaben sich die Geistlichen mit der Leiche besonders in das eine, und die Layen in das andere der zu diesem Ende bestimmten Fahrzeuge. In jenem stellte sich die Klerisey zu beyden Seiten in Ordnung, und die große und vier kleinen Fahnen wurden zusammen aufgesteckt, und der das Amt verrichtende Priester nahm seinen Platz gleich hinter der Leichenkiste ein. Hier fuhr er beständig fort, mit oft niedergeschlagenen Augen und erhaben ausgestreckten Armen, andächtige Gebete herzumurmeln, welche zuweilen durch den Klang seines Glöckchens, und das Gerassel der Handtrommel, begleitet wurden. Auch die mit den Rauchfässern gegenwärtigen, waren nicht einen Augenblick müßig, bis man am gegenseitigen Ufer, nahe bey dem Verbrennungsplatze, anlandete.

Daselbst kamen diejenigen Kalmücken, welche sich nicht bey dem Geleite befunden hatten, herzugelaufen, und verrichteten bey Erblickung des heiligen Gefolges, mit wiederholtem Niederwerfen und Berührung der Erde mit der Stirn, ihre Anbetung. Die Procession stieg indessen ans Land, begab sich in der vorigen Ordnung auf den Weg, und ward vom Chan, der mit seinem Gefolge voraus gegangen war, empfangen und vergrößert, indem derselbe seine Stelle gleich hinter den Leichenträgern einnahm, und dessen Gefolge mit den gemeinen Kalmücken den Zug beschloß. Und so erreichten sie ein auf dem Brandplatze errichtetes Zelt, wo sich die Procession in Ordnung stellte, und die Leiche bis zum Untergange der Sonne, als welche Zeit zu deren Verbrennung nach den Gesetzen der Lamaischen Götzenlehre gemäß ist, niedergesetzt wurde.

Die Layen waren nunmehr müßig, aber die Klerisey feyerte keinesweges. Der Oberpriester setzte sich mit allen übrigen Geistlichen vor dem Zelte nieder, und setzte den Leichendienst fort, welcher von den bisher verrichteten Gebeten nur darin unterschieden war, daß man ihn sah, vermuthlich nach Erheischung des Rituals, die Glocke und Handtrommel niederlegen, und mit den Händen verschiedene Gaukeleyen machen. Unterweilen zog er auch sein priesterliches Gewand aus, nahm es wieder, bedeckte sich zuweilen das Haupt damit, legte solches bey einigen

Stel-

Stellen seiner Gebete wieder weg, ließ seinen Rosenkranz fleißig durch die Finger gehen, und bediente sich zu Zeiten eines Buches, welches in tangutischer Sprache geschrieben war.

Nach 3 Uhr endigte man diese Andacht, und die Geistlichkeit begab sich etwas abwärts, um, statt der Mittagsmahlzeit, eine Schale gekochter Gerstengrütze zu sich zu nehmen. Während dieser Zeit schlüpfte ein kalmückischer Medicus, welcher zu der Gesandtschaft gehörte, in den Ofen hinein, um denselben inwendig auszuzieren. Er legte sich mit dem Bauche auf das Rostwerk, nahm zu verschiedenen Mahlen mit den Fingern rothe, blaue, gelbe, weiße und schwarze Farbe, und streuete selbige auf die Grundmauer des Ofens, in Gestalt von Rosen. Diese Farbenlage beschüttete er mit Sand, und brachte endlich trocknen Pferdemist, den er in ein Viereck in den Ofen legte; den übrigen Raum aber des Ofens, unter dem Rostwerke, mit Holzscheiten ausfüllte. Damit auch niemand mehr zu dem also zubereiteten Ofen sich nähern könnte, ward derselbe mit einem Zaune umgeben.

Nun erwartete man also nur noch den Untergang der Sonne, worauf die Leichenkiste aus dem Zelte in Procession zu dem umzäunten Platze des Ofens gebracht ward, in welchen, außer der Geistlichkeit, niemand kommen durfte. Daselbst ward der Körper, nach einigen von der Geistlichkeit verrichteten Gebeten, mit dem Kasten auf das Rostwerk gesetzt, und Feuer darunter gemacht. Der Oberpriester setzte seine Andacht fort, ging öfters um den Ofen herum, goß auch, durch einige Oeffnungen, die man mit Fleiß im Ofen gelassen hatte, Oel in die Gluth. Das Feuer wurde von der übrigen Geistlichkeit fleißig angefacht, und verzehrte gar bald das Holz des Kastens, so daß man den Körper zwischen den Flammen in Gestalt eines sitzenden Menschen erblicken konnte.

Wenn zwar unten in einem besondern Artikel von den Urnen überhaupt gehandelt werden soll, so ist es doch nöthig, hierselbst noch einiges davon, als einem zum Leichenbrande oft wesentlich gehörigen Stücke, anzuführen. Es ist ein großer Unterschied unter den Urnen verschiedener Völker, indem sie theils in Hinsicht der Form,

der Pracht, und theils auch der Materie, woraus sie verfertigt worden, sich von einander unterscheiden. In den vorigen Artikeln habe ich schon einer hetruriſchen, einer römiſchen und einer deutſchen Urne gedacht, welche man unter den beygefügten Kupferſtichen finden wird. Unſere alten Deutſchen und nordiſchen Völker wußten, ſo viel uns der Augenſchein aus den gefundenen Urnen lehret, von der Art die Urnen ſo zu unterſcheiden, wie es die Römer thaten, nichts; denn dieſe hatten Oſſuaria und cineraria. In die erſteren wurden die größeren Gebeine, und in die letzteren die kleineren Knochen geſammelt. Bey den Deutſchen hingegen wurde alles, was in die Urne hinein konnte, auch hinein gelegt, und das Uebrige ſcheinet um und neben derſelben gelegt zu ſeyn.

Im Artikel Leichenbegängniß habe ich gezeigt, daß die Römer aus verſchiedenen koſtbaren Metallen und Steinen ihre Urnen verfertiget haben. Eben ſolches will Müller (*) auch von den alten Deutſchen und nordiſchen Völkern behaupten, weil Deutſchland ſeinen Bewohnern zu allen Zeiten mancherley Stoff zu Verfertigung der Geräthe dargebothen, und weil die alten Deutſchen nicht ſo unwiſſend geweſen ſeyn ſollen, wie auch nicht ſo arm, um die Urnen bloß aus Thon nur allein verfertigen zu müſſen. Daher ſollen die alten Deutſchen ihre Urnen aus Kupfer (**) Meſſing, Glas,

(*) Verſuch einer Abhandlung von den Urnen, S. 33.

(**) Von einer kupfernen Urne hat Keyßler (Antiquit. Sept. et Celt. p. 513) eine Abbildung und Beſchreibung geliefert, wobey das Sonderbare noch zu merken iſt, daß ſie in einem Behältniſſe, welches gleichfalls aus Kupfer bereitet geweſen, angetroffen worden. Auch hat man vor etwa 20 Jahren in Pommern eine dergleichen beym Eröffnen eines großen ſo genannten Hühnengrabes gefunden. Die Urne habe ich nicht geſehen, allein das bis jetzt noch eben ſo gebliebene Grab. Es befindet ſich auf einem wahrſcheinlich gemachten Hügel, und iſt mit großen behauenen Steinen ausgeſetzt. Die großen Deckſteine liegen auch noch daneben.

Man

Glas (*), Krystall, Marmor, ja selbst aus Gold, außer dem Thone, verfertigt haben. Es kann aber seyn, daß solches in spätern Zeiten geschehen ist, denn die ersten und ältesten sind allem Vermuthen nach nur aus Thon gemacht worden; und von deren Gestalt sagt Rhode (Cimbr. Holst. Antiq. Remarq. S. 45) daß sie theils groß, hoch und weit, andere desto kleiner, niedriger und enger seyn sollen. Etliche haben einen weiten Bauch und engen Hals, gehen auch unten etwas schmähler wieder zu; andere sind von oben bis unten gleich weit. Einige haben einen gleich in die Höhe stehenden Rand oder Hals; andere aber einen, gleich einem Kragen oder Ueberschlag, und einen etwa zwey oder drey Finger breit abstehenden Rand.

Verschiedene Schriftsteller haben sich wieder darum so mancherley Zweifel gemacht, weil sie unsere gefundenen deutschen Urnen von Thon in so mancherley Farben gesehen haben. Z. B. Müller hat die Tarendorfer (eigentlich soll es wohl Todrendorfer heißen,) Urnen insgesammt in blauer Farbe angetroffen. Rhode hingegen berichtet von den holsteinischen Urnen, daß sie von mancherley Farbe angetroffen werden. Etliche wären auswendig eisenfarbig, inwendig weißlich, andere wiederum auswendig weißlich und inwendig schwärzlich, wieder andere gelblich, röthlich, u. s. w. gewesen. Eben dieses versichert Stief, von den lignitzischen und pilgramsdorfischen Urnen. Sperling gedenket einer ganz weißen Urne. Arnkiel giebt

Man trift es auf dem Wege von Treptow an der Tollense nach Demmin hin, zwischen Vanselow und Brünzow, in einem Gehölze, der rauhe Busch genannt, an.

(*) Auf der fürstlichen Kunstkammer zu Gotha, will Keyßler nebst kupfernen und irdenen, auch gläserne Urnen gesehen haben, und versichert, daß der letzten keine von einer gewissen Fürstinn von Schwarzburg-Arnstadt mit hundert Ducaten sey bezahlt worden. (Reisebeschr. Th. 2, Brief 89, S. 1157, der 1ſten Ausgabe.)

Stangen mit Gebetflaggen getragen, und der Aufzug von allen übrigen Kalmücken beschlossen.

Sobald dieser Zug den Strom erreicht hatte, begaben sich die Geistlichen mit der Leiche besonders in das eine, und die Layen in das andere der zu diesem Ende bestimmten Fahrzeuge. In jenem stellte sich die Klerisey zu beyden Seiten in Ordnung, und die große und vier kleinen Fahnen wurden zusammen aufgesteckt, und der das Amt verrichtende Priester nahm seinen Platz gleich hinter der Leichenkiste ein. Hier fuhr er beständig fort, mit oft niedergeschlagenen Augen und erhaben ausgestreckten Armen, andächtige Gebete herzumurmeln, welche zuweilen durch den Klang seines Glöckchens, und das Gerassel der Handtrommel, begleitet wurden. Auch die mit den Rauchfässern gegenwärtigen, waren nicht einen Augenblick müßig, bis man am gegenseitigen Ufer, nahe bey dem Verbrennungsplatze, anlandete.

Daselbst kamen diejenigen Kalmücken, welche sich nicht bey dem Geleite befunden hatten, herzugelaufen, und verrichteten bey Erblickung des heiligen Gefolges, mit wiederholtem Niederwerfen und Berührung der Erde mit der Stirn, ihre Anbetung. Die Procession stieg indessen ans Land, begab sich in der vorigen Ordnung auf den Weg, und ward vom Chan, der mit seinem Gefolge voraus gegangen war, empfangen und vergrößert, indem derselbe seine Stelle gleich hinter den Leichenträgern einnahm, und dessen Gefolge mit den gemeinen Kalmücken den Zug beschloß. Und so erreichten sie ein auf dem Brandplatze errichtetes Zelt, wo sich die Procession in Ordnung stellte, und die Leiche bis zum Untergange der Sonne, als welche Zeit zu deren Verbrennung nach den Gesetzen der Lamaischen Götzenlehre gemäß ist, niedergesetzt wurde.

Die Layen waren nunmehr müßig, aber die Klerisey feyerte keinesweges. Der Oberpriester setzte sich mit allen übrigen Geistlichen vor dem Zelte nieder, und setzte den Leichendienst fort, welcher von den bisher verrichteten Gebeten nur darin unterschieden war, daß man ihn sah, vermuthlich nach Erheischung des Rituals, die Glocke und Handtrommel niederlegen, und mit den Händen verschiedene Gaukeleyen machen. Unterweilen zog er auch sein priesterliches Gewand aus, nahm es wieder, bedeckte sich zuweilen das Haupt damit, legte solches bey einigen

Stel-

Glas (*), Kryſtall, Marmor, ja ſelbſt aus Gold, außer dem Thone, verfertigt haben. Es kann aber ſeyn, daß ſolches in ſpätern Zeiten geſchehen iſt, denn die erſten und älteſten ſind allem Vermuthen nach nur aus Thon gemacht worden; und von deren Geſtalt ſagt Rhode (Cimbr. Holſt. Antiq. Remarq. S. 45) daß ſie theils groß, hoch und weit, andere deſto kleiner, niedriger und enger ſeyn ſollen. Etliche haben einen weiten Bauch und engen Hals, gehen auch unten etwas ſchmähler wieder zu; andere ſind von oben bis unten gleich weit. Einige haben einen gleich in die Höhe ſtehenden Rand oder Hals; andere aber einen, gleich einem Kragen oder Ueberſchlag, und einen etwa zwey oder drey Finger breit abſtehenden Rand.

Verſchiedene Schriftſteller haben ſich wieder darum ſo mancherley Zweifel gemacht, weil ſie unſere gefundenen deutſchen Urnen von Thon in ſo mancherley Farben geſehen haben. Z. B. Müller hat die Tatendorfer (eigentlich ſoll es wohl Todtendorfer heißen,) Urnen insgeſammt in blauer Farbe angetroffen. Rhode hingegen berichtet von den holſteiniſchen Urnen, daß ſie von mancherley Farbe angetroffen werden. Etliche wären auswendig eiſenfarbig, inwendig weißlich, andere wiederum auswendig weißlich und inwendig ſchwärzlich, wieder andere gelblich, röthlich, u. ſ. w. geweſen. Eben dieſes verſichert Stief, von den lignitziſchen und pilgramsdorfiſchen Urnen. Sperling gedenket einer ganz weißen Urne. Arnkiel giebt

Man trifft es auf dem Wege von Treptow an der Tollenſe nach Demmin hin, zwiſchen Vanſelow und Brünzow, in einem Gehölze, der rauhe Buſch genannt, an.

(*) Auf der fürſtlichen Kunſtkammer zu Gotha, will Keyßler nebſt kupfernen und irdenen, auch gläſerne Urnen geſehen haben, und verſichert, daß der letzten keine von einer gewiſſen Fürſtinn von Schwarzburg-Arnſtadt mit hundert Ducaten ſey bezahlt worden. (Reiſebeſchr. Th. 2, Brief 29, S. 1157, der erſten Ausgabe.)

giebt Nachricht von einer blauen Urne, und so giebt es dergleichen noch mehrere. Ich will hierüber zwar nicht entscheidend urtheilen, aber doch nur so viel sagen, daß ich glaube: die alten Deutschen haben den Thon, Sand, oder die dazu gehörige Erde so genommen, wie sie dergleichen in ihrer Gegend gefunden; und dazu bewegt mich eine Bemerkung, die ich in verschiedenen Gegenden Deutschlandes gemacht habe. Es sind z. B. viele Urnen an der Ostsee mit Seesand vermischt, diejenigen hingegen an der Lewitz in Mecklenburg, (eine Gegend verschiedene Quadratmeilen groß,) sind viel mit Eisenerde untermischt, weil Mecklenburg, und besonders diese Gegend, Ueberfluß davon hat, welche Klump, oder Klumperde, genannt wird, wovon ganze Koppeln, weil sie steinartig ist, zum Theil mit Mauern umgeben werden. Ich hätte solches nicht entdeckt, wenn ich keinen Magnet zu Hülfe genommen hätte; glaube aber auch, daß man im geringsten nicht von der Farbe oder Consistenz der Urnen auf ihre Wichtigkeit schließen könne, sondern, daß die dermahligen Einwohner, die Erde, den Thon und übrige Ingredienzien so werden genommen haben, als sie solche gefunden, weil sie ihnen zu der Zeit zum Verarbeiten am bequemsten gewesen ist.

Hiervon bin ich noch mehr überzeugt worden, als ich die Bestandtheile der Urnenscherben auf beyden Seiten der Elbe bey Schnakenburg, Cumlosen, Wittenberge, und in der Gegend Perleberg untersuchte. Die an der Elbe sind mit Elbsand, worunter zuweilen sehr glimmernde Körner sind, gemischt. Die bey Perleberg hingegen, und zwar auf dem sogenannten Todtenfelde, (von welchem einige sagen, daß dieser Nahme von einer daselbst vorgefallenen ehemahligen Schlacht herrühre, welches ich zwar nicht bestreiten will, aber doch immer glaube, daß der Nahme Todtenfeld noch älter sey, und von den ehemahligen Begräbnissen

Glas (*), Kryſtall, Marmor, ja ſelbſt aus Gold, außer dem Thone, verfertigt haben. Es kann aber ſeyn, daß ſolches in ſpätern Zeiten geſchehen iſt, denn die erſten und älteſten ſind allem Vermuthen nach nur aus Thon gemacht worden; und von deren Geſtalt ſagt Rhode (Cimbr. Holſt. Antiq. Remarq. S. 45) daß ſie theils groß, hoch und weit, andere deſto kleiner, niedriger und enger ſeyn ſollen. Etliche haben einen weiten Bauch und engen Hals, gehen auch unten etwas ſchmähler wieder zu; andere ſind von oben bis unten gleich weit. Einige haben einen gleich in die Höhe ſtehenden Rand oder Hals; andere aber einen, gleich einem Kragen oder Ueberſchlag, und einen etwa zwey oder drey Finger breit abſtehenden Rand.

Verſchiedene Schriftſteller haben ſich wieder darum ſo mancherley Zweifel gemacht, weil ſie unſere gefundenen deutſchen Urnen von Thon in ſo mancherley Farben geſehen haben. Z. B. Müller hat die Tatendorfer (eigentlich ſoll es wohl Todtendorfer heiſſen,) Urnen insgeſammt in blauer Farbe angetroffen. Rhode hingegen berichtet von den holſteiniſchen Urnen, daß ſie von mancherley Farbe angetroffen werden. Etliche wären auswendig eiſenfarbig, inwendig weißlich, andere wiederum auswendig weißlich und inwendig ſchwärzlich, wieder andere gelblich, röthlich, u. ſ. w. geweſen. Eben dieſes verſichert Stief, von den lignitziſchen und pilgramsdorfiſchen Urnen. Sperling gedenket einer ganz weißen Urne. Arnkiel giebt

Man trifft es auf dem Wege von Treptow an der Tollenſe nach Demmin hin, zwiſchen Vanſelow und Brünzow, in einem Gehölze, der rauhe Buſch genannt, an.

(*) Auf der fürſtlichen Kunſtkammer zu Gotha, will Keyßler nebſt kupfernen und irdenen, auch gläſerne Urnen geſehen haben, und verſichert, daß der letzten keine von einer gewiſſen Fürſtinn von Schwarzburg-Arnſtadt mit hundert Ducaten ſey bezahlt worden. (Reiſebeſchr. Th. 2, Brief 89, S. 1137, der erſten Ausgabe.)

lieht, auch Sarkophagen und marmornen Vasen, mit Münzen, Cameen und Intaglios, selbst mit Statüen, wird vieles in der Vorstellung alter Kunst, ja manche Stelle der alten Dichter aufklären. Diese würden auch dafür manches hellere Licht auf die sprachlose Kunst werfen. Mannigfaltig, lieblich und edel sind die Formen dieser griechischen Vasen. — — —

Die Stadt Nola ist (am ang. O. S. 192.), wie Cluver aus einer Stelle des Vellejus Paterculus beweiset, acht und vierzig Jahre früher als Rom, also acht hundert und ein Jahr vor Christi Geburt gegründet worden, und zwar nach eben diesem Vellejus, von Hetruscern; nach andern von Griechen aus Cholcis in Euböa. Einige seltene Münzen dieser Stadt haben eine griechische Ueberschrift. Die Menge der griechischen Vasen, welche man hier findet, beweiset sowohl als die Münzen, daß Griechen sie bewohnet haben. Denn nur ein Irrthum hatte bisher diesen Vasen, welche selten in Hetrurien, sehr häufig aber in Großgriechenland und Sicilien, in Gräbern gefunden werden, den Nahmen hetrurische Vasen gegeben.

Ich sah eine berühmte Sammlung Vasen, welche dem Don Piedro Virenzio gehörten. Nächst den Sammlungen des Ritters Hamilton, in Neapel, soll sie die schönste seyn, unter allen, welche Privatmänner besitzen. Die Vasen, welche in Nola gefunden werden, hält man für die schönsten in Italien. Gleichwohl zieht man ihnen die sicilischen vor. Schon zu Cäsars Zeiten setzten die Römer auf diese Vasen einen Werth. Sueton erzählt uns, daß einige Monathe vor Cäsars Tode, römische Colonisten, welche man nach Capua gesandt hatte, Gräber zerstörten, um Landhäuser zu erbauen. „Sie thaten „es um desto ämsiger (sagt der Geschichtschreiber), da sie „einige Vasen von antiker Arbeit fanden."

Ich sah bey Don Piedro Virenzio eine sonderbare Art von irdenen Geschirren, welche ganz die Gestalt eines Sattels haben. In die inwendige Höhlung hatte man die Todten gelegt, vermuthlich, um anzuzeigen, daß es tapfere Krieger gewesen. Der Rossezähmer (ἱππόδαμος), der Roßantreiber (ἱππηλάτης), sind gewöhnliche Benennungen der Helden bey den griechischen Dichtern, besonders bey Homer.

Lei-

Leichenverweſung; iſt die endliche Auflöſung des menſchlichen Körpers in ſeine erſten Beſtandtheile, durch Fäulniß. Dieſe geht vor der Verweſung her. Man ſehe den Artikel Leiche. Auch unter Verweſung wird ein Mehreres hiervon geſagt werden.

Leichenvogel, ſ. Leichenhuhn, auch im Artikel Leiche, von den abergläubigen Todesvorboten.

Leichenwärter, ſ. Leichenhaus.

Leichenwagen, ſ. Leichenbegängniß, Leichenbeſtattung, Leichen-Commiſſarius. In einigen Städten Deutſchlandes werden die alten Rathskutſchen, zu Leichenbegleitungen, oder auch um Kinderleichen damit zu Grabe zu fahren, ausgeliehen, und in dieſer Hinſicht nennet man einen ſolchen Wagen einen Leichenwagen; ſo wie überhaupt ein jeder anderer Wagen, auf welchem eine Leiche gefahren wird, ſo lange den Nahmen Leichenwagen führet.

Leichenwaſchen (das), iſt die Reinigung der Leichen, bevor ſie angekleidet werden. Man findet hiervon Verſchiedenes in den Artikeln Leiche, Leichenbegängniß und Leichenfrau, auch Leichenbekleidung.

Leichenweib. Man ſehe die Artikel Klagefrau, Leichenbekleidung, Leichenblick und Leichenfrau.

Leichenweſen (das), begreift alles dasjenige in ſich, was bey Sterbefällen und Begräbniſſen beobachtet wird, und es handeln daher alle bisherige Leichenartikel davon.

Leichenzeichen, würden in der eigentlichſten Bedeutung die wahren Merkmahle der Fäulniß bey einer Leiche ſeyn. Im gemeinen Leben aber nennt man auch diejenigen blauen Flecke eben ſo, welche man manches Mahl im Schlafe entweder durch einen Stoß, oder dergleichen, manches Mahl aber auch von Geblütsſtockung, erhält. Der gemeine Mann nennt dieſe Flecke in der platten Sprache auch Geeſtkneep, (Geiſtkniffe),

knüffe), Dodenkneep (Todtenkniffe), in der Prignitz Dodenplack, (Todtenflecken,) und glaubt, daß solche vom Kneifen der Gespenster oder des Alps herrühren.

Leichenzierrath, s. Leichenputz.

Leichenzimmer, s. Leichenhaus, n. 4.

Leichenzug, s. Leichenbegängniß, Leichenbestattung, Leichenprocession.

Leichlege (die), ist die ehemahlige Benennung des Kirchhofes, man sehe diesen Artikel.

Leichnam, im Gen. des — es, Plur. die — e. 1. Es bedeutet dieses Wort den menschlichen Leib, oder menschlichen Körper, er sey todt oder lebendig; in welcher weitern, im Hochdeutschen jetzt veralteten Bedeutung Lîhhamin im Isidor, Lihamu im Kero, Lichamon bey dem Ottfried, Liehama im Angelsächsischen, Likam in der Niedersächsischen, Legneme im Dänischen, und Lekamen im Schwedischen, von dem Leibe eines lebendigen Menschen vorkommen; Notker nennt daher die Menschwerdung Christi Lichamhafti. Das Frohnleichnamsfest, in der römischen Kirche, das Fest des Leibes Christi. Noch zu Opitz Zeiten scheint diese Bedeutung in einigen hochdeutschen Gegenden, üblich gewesen zu seyn, so wie auch in der Bibel dergleichen Redensarten vorkommen; z. B. „Sie ist zuvorkommen, meinen Leichnam zu salben „zu meinem Begräbniß.“ Marc. 14, 8. „Und will „eure Leichname vor den Bildern todt schlagen „lassen.“ Ezech. 6, 4. „Denn der sterbliche Leich„nam beschweret die Seele.“ Weish. 10, 15.

2. In engerer Bedeutung, in welcher es im Hochdeutschen nur allein üblich ist, wird es nur in der edlen und anständigen Schreibart gebraucht, den Leib eines Verstorbenen zu bezeichnen, wo es sich zugleich weiter erstreckt, als das Wort Leiche, indem es einen solchen todten

todten Körper zu allen Zeiten bezeichnen kann. Der erblaßte Leichnam, der Leichnam eines Heiligen.

Die Wörter Leichnam und Leiche werden oft eins für das andere gebraucht. Frisch (*) hält beydes für einerley, denn er schreibt: „Leichnam ist in seinen „Reden so viel als Leiche.“ Nach Stosch Meinung aber (**) müßte beym jetzigen Gebrauche dieser Wörter ein Unterschied beobachtet werden, wie solches auch schon Adelungs Grundsatz ist. Man nennet nähmlich Leichnam, den todten Leib eines Menschen, es sey nun, daß er erst kürzlich, oder schon lange verstorben sey. Leiche hingegen bedeutet einen Todten, welcher erst kürzlich gestorben ist, oder auch, welcher noch auf der Baare liegt.

Man sagt: Es ist ein Leichnam ausgegraben worden, welcher schon halb verweset war. Hingegen: Es ist eine Leiche in diesem Hause, versteht sich nur von einem Todten, welcher erst kürzlich gestorben ist. Von einer ägyptischen Mumie kann man wohl sagen: Es ist der Leichnam eines ehemahligen Königes, aber nicht: Es ist die Leiche eines Königes von Aegypten. Man sagt: Das Schlachtfeld lag voller Leichen, es war mit Leichen bedeckt, aber nicht gern: (z. B.) Als die Erschlagenen schon drey Wochen begraben waren, fand man noch in einem Gesträuche eine halb verwesete Leiche, sondern, man wird in diesem Falle sich lieber des Wortes Leichnam bedienen.

Wachter zeiget in seinem Glossar. wie ich vorher schon von verschiedenen andern auch angeführt habe, daß beyde Wörter nicht nur von einem Verstorbenen, sondern auch von dem lebendigen Leibe eines Menschen vor diesem gebraucht wurden; und in einer platt-

deut-

(*) Wörterb. Th. 1, S. 601.

(**) Versuch in richtiger Bestimmung ꝛc. Th. 1, S. 113.

deutſchen Bibel, heißt die Schriftſtelle, Luc. 1, 42. Ghebenediet ſyſtu bawen alle Vrouwen, unde ghebenediet is de vrucht dynes Lychammes, und v. 44: Sû do de Stemme dynes Grutes in myne orm quam, do vervrouwede ſyck dat Kynd in mynen Lychamme.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſoll in dem Worte Leichnam die erſte Sylbe von dem Worte Leiche herkommen. Die letzte — nam, welche, wie aus dem Obigen erhellet, ehedem nur ham oder am lautete, iſt noch dunkel. Hickes erkläret ſie durch ahma, Geiſt; (ſ. in Adelung, Athem,) und Sommer durch hama, Haut, Decke, (ſ. Adel. Heim,) worin ihm Wachter beyfällt, der das Wort durch eine ſterbliche Hülle domicilium terrenum et corporale erkläret. Ihre iſt zweifelhaft, bringt aber, wenn die Bedeutung eines todten Körpers die erſte und eigentliche ſeyn ſollte, das Isländ. hamur exuviae, in Vorſchlag, ſo daß Leichnam eigentlich einen todten Körper bedeuten würde. Uebrigens war für Leichnam bey den Angelſachſen auch Fleſchama üblich, ſo wie ſie die Bruſt Feohtcofa, den Koben, d. i. Sitz, Behältniß des Lebens, nannten, welches Sommers Ableitung zu beſtätigen ſcheint.

Da alſo ein Leichnam, nach unſerer jetzigen Bedeutung, ein ſchon längſt verſchiedener Menſch iſt, ſo werde ich auch Gelegenheit nehmen, noch etwas in dieſer Hinſicht anzuführen. Es glaubt nähmlich noch mancher unter dem gemeinen Haufen, daß ein todtgefundener Leichnam, an deſſen Tode wahrſcheinlich ein anderer Schuld ſey, ſo lange, als noch Fleiſch und Blut daran iſt, an zu bluten fange, ſobald der Mörder ſich dem Leichname nähere. Woher dieſer ſchon ſeit undenklichen Zeiten eingewurzelte Aberglaube komme, bin ich nicht im Stande zu entſcheiden. Aufgeklärte Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft, und

Volks-

Volksrichter zu unſern Zeiten, denken freylich ſchon hieran eben ſo wenig, als unſere wirklichen Aerzte; allein, traurig iſts, wenn überhaupt im Volke hierüber noch keine völlige Aufklärung ſich verbreitet hat, und bey ſolchem ſich ereignenden Vorfalle, wodurch noch immer der rechtſchaffenſte Mann, vom ſtets urtheilenden Pöbel mißhandelt und ſchief beurtheilet werden kann, eine ſolche gräuliche Idee herum ſchleichet. Um mich kurz zu faſſen, werde ich hierüber Helmuths Worte anführen (*):

Eine andere Erſcheinung, die der Abergläubige für Wunder hält, und die zum Theil aus der Schwere erklärt werden kann, iſt das Bluten eines ermordeten Körpers. Dieſes müßte zwar eigentlich bey der Lehre von der Fäulniß des menſchlichen Körpers beurtheilet werden; da ich aber davon nichts beſonders reden werde, ſo will ich jenes Aberglaubens bey dieſer Gelegenheit gedenken. In den alten Zeiten glaubten nicht nur Leute von gemeinem Schlage, ſondern ſogar die obrigkeitlichen Perſonen, daß der Körper eines Erſchlagenen zu bluten anfange, ſobald der Mörder zu ihm gebracht würde. Unſere abergläubigen Vorfahren gebrauchten dieſes als ein Mittel, den unbekannten Mörder zu entdecken. Wenn jemand entleibet war, und die Obrigkeit wußte den Thäter nicht, ſo ward auf ihren Befehl derjenige, den ſie wegen begangener Mordthat in Verdacht hatten, zu dem todten Körper gebracht. Wenn nun der todte Leichnam zu bluten anfing, ſo hielt man ſolches für ein Zeichen, daß er der Mörder deſſelben ſey; und wenn er dem ohnerachtet beym Läugnen blieb, ſo ſuchte man ihm wohl gar das Bekenntniß der That durch die Folter abzunöthigen. Dieſe Art zu verfahren wurde bey den alten Deutſchen das Baarrecht genannt, und es iſt nicht zu läugnen, daß durch dieſen abergläubigen Gebrauch mancher unſchuldige Menſch zum Tode iſt verdammt worden, weil man ihn durch die grauſamſte Folter nöthigte, dasjenige zu bekennen, was er nicht gethan hatte.

(*) Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens. S. 86, fgg.

Des Julius Malavacca, eines Corporals frau, ward um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schwangerm Leibe umgebracht. Nach drey Tagen die That ruchbar. Die erdroſſelte Perſon wurde Und dies geſchah an eben dem Tage, an welche Mann von einer Reiſe zurück kam. Kaum hatte ſchreckliche That vernommen, ſo eilte er von Sch ganz außer ſich in die Stube, wo ſeine erſchlagene auf dem Tiſche lag. Aber, welch ein Unglück für d men Mann! die Ermordete fing bey ſeiner Gege an, aus der Naſe zu bluten, und nun glaubte jeder daß er der Mörder derſelben ſey. Der Mann beth ſeine Unſchuld. Er läugnete, eine ſo ſchändliche Th gangen zu haben, und ſuchte ſich mit ſeiner Abweſ zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Aber nicht vermögend, ihn von der grauſamen Folterbank freyen. Er ward auf dieſelbe gebracht; und da Qualen, die man ihm anthat, nicht aushalten konn bekannte er die That, und ward darauf, auf Befe Obrigkeit, ſeiner Unſchuld ohnerachtet, gehange Wir haben daher Urſache, der göttlichen Vorſehu danken, daß die Obrigkeiten von dieſem Anzeichen mehr halten! denn ſonſt würde der Unſchuldigſte no leicht in den Verdacht kommen, daß er eine Mordth gangen hätte. Inzwiſchen hängt der gemeine Man gar ſehr an dieſem Irthume. — — Das Raſen eines Ermordeten geſchieht oft, es mögen fremde ſchen dabey ſeyn, oder nicht, und gehet ganz natürli Es befindet ſich bey einem ſolchen hin und wieder i Gefäßen geronnenes Blut. Dieſes kann ſich nac nach, vermöge der natürlichen Schwere, aus der herunter ſenken, und alsdann fängt der Entleibte bluten.

Dergleichen Bluten aus der Naſe findet ſic weilen auch bey Ertrunkenen, wenn ſie gleich ach ge im Waſſer gelegen, oder auch bey Leichnamen ſchon ſeit einigen Tagen erblichen, beſonders im ßen Sommer, wenn das Blut durch Fäulniß a löſet wird.

Als einen Nachtrag zu den im Art. Leiche angeführten Geschichten von der Auflebung einiger Menschen im Grabe, halte ichs für nöthig, eine Geschichte, die sich vor kurzem in der Prignitz ereignet hat, die viel Aufsehen machte, anzuführen, damit die wahre Beschaffenheit der Sache weiter bekannt werde. Sie wurde allgemein so erzählt:

Als der General v. d. M. in K. in der Kirche beygesetzt werden sollte, und der Maurer das Gewölbe verfertigen wollen, sey er auf ein anderes ganz unbekanntes Gewölbe gestoßen. Er habe einige Steine heraus genommen, und nach vieler vergeblichen Mühe endlich vermittelst eines Lichtes hinein sehen können. Nun hätte er sowohl als viele andere Personen wahrgenommen, daß sich in dem Gewölbe ein Sarg befunden, von welchem der Deckel zur Seite herunter gestoßen wäre, und daneben läge. Das Gerippe eines Menschen habe aufrecht in dem Sarg gesessen, und beyde Arme über den niedergesenkten Kopf zusammen geschlagen gehabt.

Da man nun diese Geschichte allgemein mit diesen Umständen erzählte, so muthmaßete man auch nichts anders, als daß dieser unbekannte Leichnam zu früh begraben, im Gewölbe wieder aufgelebt, allein auch eben daselbst verschmachtet sey. Die Sache fiel auch mir sehr auf, und ich glaubte hierin einen neuern Beweis der Wiederauflebung im Grabe zu finden. Ich schrieb daher an einen würdigen und aufgeklärten Mann daselbst, der die Sache genau wissen konnte, und will Statt des Weiteren, dessen Antwort in Betreff dieses Umstandes, hierselbst einrücken:

Höchst angenehm war es mir auch, daß Sie, bester Freund! von mir eine Nachricht wegen eines Vorfalles verlangen, den Sie bekannt machen wollen. —— Die ganze Geschichte war eine Erfindung des hiesigen Mauermeisters. Dieser benutzte, bey Anfertigung des Gewölbes, worin der General v. d. M. beygesetzt werden sollte, die Gelegenheit, ein daran stoßendes Ge-

wölbe oben zu entblößen, und den Schlußstein heraus zu nehmen. Nachdem er über diese kleine Oeffnung ein Licht gehalten, welches das Innere des Gewölbes keinesweges erleuchten konnte, so bildete er den anwesenden Zuschauern ein, daß in dem zerfallenen Sarge ein Leichnam läge, dessen beyde Arme über den Kopf hinaus gestreckt wären. Wer diese unnatürliche Lage sehen wollte, mußte ihm einen Groschen bezahlen, und sahe nun in dem finstern und unerleuchteten Gewölbe das, was er sehen sollte. — Die Nachricht davon führte mich gar bald in die Kirche, wo ich fast zu gleicher Zeit mit dem Hrn. General Chirurgus P. und Hrn. Regiments-Chirurgus B. ankam. Wir ließen sofort noch einige Steine mehr ausbrechen, zündeten ein Licht an, womit wir den innern Raum des Gewölbes erleuchten konnten, und fanden den Leichnam, oder vielmehr alle Knochen in der natürlichen Lage, die sie haben müssen. Dieser unerlaubten Geldschneiderey ein Ende zu machen, mußte er in unserer Gegenwart das Gewölbe wieder zumauern. Dieses ist die wahre Geschichte; und einen eben so lächerlichen Ausgang wird vermuthlich auch die Spukgeschichte in Teegel nehmen, wovon jezt hier so viel gesprochen wird ꝛc.

Da jeßt der Artikel **Leiche** schon gedruckt ist, so füge ich hier noch an, daß in Hinsicht des Artikels Leiche noch folgendes nachzutragen ist: D. Masius, gemeinnüziger Unterricht über die Behandlung der Scheintodten, nebst einem Plan zur Errichtung eines Leichenhauses. Schwerin, 1797. Ob nun zwar in dieser zwey Bogen starken Abhandlung nichts neues befindlich ist, und ich im Vorhergehenden schon das Benöthigte angezeigt habe, so führe ich sie um deswillen an, weil der Verfasser die Schriften, die bisher davon gehandelt, genuzet, und alles in der Kürze zusammen gezogen hat, welches vielleicht manchem, der nur eine kurze Uebersicht von der Sache haben will, willkommen seyn kann.

So

So ſind auch noch unter mehreren andern einige Tabellen vom D. Chriſtian Auguſt Struve herausgekommen, die in dieſer Hinſicht gebraucht werden können, als: die Tabelle:

Ueberſicht der Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren, zum Gebrauch für Wundärzte, und Noth- und Hülftafel. Vom tollen Hundsbiß, von Giften, vom Verſchlucken, vom Erſticken, u. ſ. w.

welche in der Eile bey einem ſolchen Falle, für einen der Sache noch Unkundigen, gewiß zu empfehlen ſind.

Leichpredigt, iſt ſo viel als Leichenpredigt.

Leichtuch, Lykdock, ſ. Leichentuch.

Leichuhre. Hiervon iſt im Artikel Leiche ſchon gehandelt, und man findet davon ein Mehreres unter Todtenuhre.

Leichweſen, iſt ſo viel als Leichenweſen.

(Da die vorigen Artikel alleſammt von Leich an, ſich auf das Leichenweſen beziehen, ſo habe ich die zur Topographie gehörigen, um ſie deſto leichter finden zu können, zuſammen gelaſſen, und nach ihrer Ordnung jetzt eingerückt. Künftig aber werden ſie gerade nach dem Alphabete in ihrer Ordnung folgen.)

Leiche, Leyha; ein churſächſiſches Dorf im Thüringiſchen Kreiſe, im Amte Freyburg, zwiſchen Merſeburg und Freyburg nach Breda gehörig.

Leichau, ein Markgräfl. Bayreuthiſches Dorf in Franken, in der Amtshauptmannſchaft Culmbach, eine Meile von Culmbach. Im Jahre 1756 war die Familie von Schaumberg im Beſitz deſſelben.

Leichendorf; ein zur Stadt Nürnberg gehöriges Dorf in Franken, bey Zirndorf.

Leichholz, königl. Preuß. adel. Dorf in Niederſchleſien, nicht weit von Croſſen. Im Jahre 1756 waren die Beſitzer deſſelben die von Knobelsdorf.

Leichholz, ein churbrandenburgiſches adeliches Dorf in der Neumark, im Stternbergiſchen Kreiſe.

Leichlingen, churpfalzbayeriſches Dorf im Werdenhalen, im Herzogthume Berg, im Amte Miſchoe, zwey Meilen von Cöln, mit einem Kupferhammer.

Leichnam (Groß-), churſächſiſches Rittergut und Dorf in der Oberlauſitz, im Bautzeniſchen Kreiſe; 3 Stunden von Bautzen an der Spree, deſſen Beſitzer die von Knoch ſind.

Leichnam (Klein-), ebenfalls ein Dorf nicht weit von dem vorigen.

Leichnam (Heiligen-), Herzoglich Sachſengothaiſches Dorf im Fürſtenthume und Amte Altenburg, eine Stunde von Altenburg, auf dem Wege nach Eisenberg zu.

Leichſtädt, Fürſtlich Schwarzburgiſch Rudolſtädtiſches Dorf in Thüringen, bey Rudolſtadt.

Leicht. Dieſes Wort wird von den Deutſchen verſchiedentlich gebraucht, als ein Adjectivum, ein Adverbium, und auf alle Art figürlich. In jeder Bedeutung aber iſt es dem ſchwer entgegengeſetzt; und im eigentlichſten und ſchärfſten Verſtande nur von ſolchen Körpern geſagt, welche den Mittelpunct der Schwere gleichſam von ſelbſt zu fliehen ſcheinen. Aus dieſer Urſache nennt man die Dämpfe, das Feuer, eine Feder u. ſ. f. leicht, woher man alſo auch den Begriff des Leichten im Gegenſatze des Schweren allemahl relativiſch verſtehen muß. Es iſt alſo, da es in der Natur durchaus keine völlig leichte, d. h. keine Körper giebt, die durchaus kein Gewicht haben, indem doch jeder Körper, er mag auch noch ſo leicht ſeyn, nach Verhältniß ſeiner Beſtandtheile einiges, ſey es auch unmerkliches, Gewicht hat; ſo iſt dieſes Wort nur ein beziehender Ausdruck, der ſich auf den geringern Grad der Schwere beziehet; folglich bey einer Sache gebraucht wird, die mit weniger Empfindung

dung der Mühe von dem Schwerpuncte entfernt werden kann, als ein anderer ähnlicher, oder, als ein anderer, von eben derselben Größe. Man nimmt und gebraucht dieses Wort daher:

1. Eigentlich, und in diesem Verstande sagt man, ein Stein, das Bley, Eisen oder Gold sey schwer; das Holz aber leicht; so wie auch trockues Laub, Federn, Baumwolle u. dgl. weil eine gleich große Masse von diesem mit weniger Mühe gehoben werden kann, als von jenem. Am häufigsten ist die Empfindung der Mühe der Maßstab, welcher das Schwere und Leichte bestimmet. — Eine leichte Bürde. Einem eine leichte Last machen. So leicht, wie eine Feder; — dies sind die gewöhnlichen Ausdrücke, sobald man im Stande ist, das Schwere ohne Mühe zu überwinden.

In etwas engerer Bedeutung, z. B. leichter, als sich gebühret, braucht man dieses Wort auf zweyerley Art: Leichte Ducaten; der Louis d'or ist um vier Aß zu leicht; leichtes Geld; auch im weitern Verstande, wenn eine Sache überhaupt nicht vom gehörigen Gehalt ist, als: leichtes Gewicht, welches leichter als gehörig, oder gesetz- und polizeymäßig ist; — imgleichen ohne diesen Nebenbegriff: ein Gewicht, welches leichter ist, als ein anderes eben derselben Art. So wird das Kramergewicht an einigen Orten, leichtes Gewicht genannt, weil das Pfund von diesem Gewichte um einige Lothe leichter ist, als das sogenannte schwere, oder Fleischergewicht.

2. Figürlich. Hier sagt man, z. B. ein leichtes Kleid, eine leichte Kleidung, welche aus dünnerm Zeuge verfertigt ist, oder, wozu weniger Zeug, als gewöhnlich genommen worden: leicht gekleidet gehen, mit leichtem Zeuge bekleidet; es ist leichtes, oder Sommerzeug, im Gegensatze des festern, dickern und schwerern Winterzeuges. Daher haben unsere Kauf-

leute leichten und ſchweren Taft, eben dergleichen Atlaß für die Damen, und viele andere Waaren und Zeuge, die bloß in dieſer Bedeutung beurtheilet werden.

Noch mehr aber wird dieſes Wort figürlich gebraucht, ſobald man es im moraliſchen Verſtande nimmt. Man ſagt: das Herz wird mir leicht, wenn es von einem großen Grame, von einer großen Sorge oder Furcht befreyet wird, im Gegenſatze desjenigen, da man viele Sorgen, Angſt und Ungemächlichkeiten haben würde — welches man auch im gemeinen Leben: ſchwer, ſchwere Stunden, Tage, und Zeit, nennt.

In Rückſicht auf die Bewegung erforderliche Mühe, wird dieſes Wort ebenfalls allgemein gebraucht. Wozu wenig Mühe, wenig Anſtrengung, wenig Ueberwindung erfordert wird, das iſt nach dem allgemeinen deutſchen Sprachgebrauche leicht. Daher: das iſt leicht zu ſagen, leicht zu begreifen, leicht zu thun, leicht zu errathen, (im Oberdeutſchen, ohnſchwer,) eine leichte Kunſt, eine leichte Sache, das iſt mir ein Leichtes, das wird mir leicht, fällt mir leicht, kommt mir leicht vor; eine leichte Schreibart, man kann es leicht bekommen u. ſ. w. Hierher gehört auch das, was wenig Zwang und Anſtrengung verräth, folglich der Geſchwindigkeit und Kraft wiederum entgegengeſetzt iſt, als: eine leichte Stimme, in der Muſik. Dieſes kann von dem Geſange ſelbſt ſowohl, als auch von demjenigen Notenblatte verſtanden werden, welches für einen Sänger, oder ein Inſtrument, beſonders beſtimmt, und nicht ſchwer zu ſingen, oder zu ſpielen iſt. Ein leichter Pinſel, eine ungezwungene, kühne und fertige Hand des Mahlers. Eine leichte Manier, im Gegenſatze der mühſamen, gezwungenen.

Man

Man nimmt ferner dieſes Wort in Hinſicht der auf die zur Bewegung erforderlichen Zeit, ohne doch den Nebenbegriff der geringen Mühe auszuſchließen. Hier heißt: leicht auf den Füßen, leicht von Füßen ſeyn, ſich mit geringer Mühe ſchnell bewegen können. Woher die Ausdrücke: leicht tanzen, leichte Reiterey, leicht von Schenkeln ſeyn, u. ſ. w.

Hierher gehört auch die im gemeinen Leben gewöhnliche Bedeutung dieſes Wortes, da es ſtatt zufällig gebraucht wird, folglich einen Zufall, oder ein Ohngefähr anzeigen ſoll, und in dieſer Hinſicht führt es auch den Begriff des Möglichen mit ſich. Man ſagt daher: Du kannſt leicht ertrinken, es kann leicht das Gewitter einſchlagen; wir können leicht Krieg bekommen, u. ſ. w. Wird hingegen in einigen Redensarten das Wort nicht mit demſelben verbunden, z. B. er wird nicht leicht böſe; das Kind fällt nicht leicht; dieſer oder jener Vogel fängt ſich nicht leicht; ſo ſoll es ſo viel heißen, als nicht bald, nicht oft, ſelten, weil man Gründe oder Urſachen hat, warum man das Gegentheil nicht erwartet, und es würde, wenn das Gegentheil eintreten ſollte, davon eine bloße Möglichkeit, eine noch unbekannte Urſache, oder ein Zufall nur zum Grunde liegen.

Es iſt leicht möglich, es kann leicht geſchehen, das heißt auch eben ſo viel als: Es kann zufälliger Weiſe geſchehen, es kann ein Zufall ſeyn. Dieſe Ausdrücke werden ſo mannigfaltig angewandt, daß ſie überhaupt faſt verdächtig, und wenigſtens die Realität einiger der darunter liegenden Begriffe zweifelhaft geworden iſt. Der Begriff vom Zufälligen iſt von dem weiteſten Umfange. Allemahl aber wird in Rückſicht auf den Begriff von Urſache etwas zufällig genannt; und heißt alſo zufällig, oder Zufall,

1. ſo viel als, was ohne alle Urſache geſchieht, was erfolgt, aber von keiner uns bekannten Kraft bewirket

wor-

worden ist. In dieser Bedeutung soll Epikur die Abweichung der Atomen, oder Weltelemente, von ihrer von Ewigkeit her gewohnt gewordenen Bewegung für etwas Zufälliges erklärt, oder dem Zufall zugeschrieben haben; weßwegen Cicero ihm entgegensetzt: Nihil turpius physico, quam fieri *sine causâ* quidquam dicere.

2. Was von einer Ursache zwar herrühret, aber von einer uns unbekannten Ursache; folglich nach Gesetzen erfolgt, die wir anzugeben nicht im Stande sind (*). So gebraucht man häufig das Wort im gemeinen Leben, nennt einen unter den bemerkten Umständen gar nicht gewöhnlichen, und daher nicht begreiflichen, einen nur selten sich ereignenden Erfolg, die Erfüllung einer mehrentheils trügenden Erwartung, einen Zufall. Man sagt: es sey zufälliger Weise gekommen, es kann zufälliger Weise (leicht) kommen, wenn einmahl ein Traum eintraf, oder wenn das Eintreffen desselben noch geschehen solle, weil solches größtentheils nur von einen Zufall oder Ohngefähr abhängt.

3. Was seinen Grund nicht hat in den gemachten Anstalten, oder wenigstens nicht vorher gesehen, und erwartet wurde. Vieles ist in diesem Verstande Zufall in Ansehung menschlicher Anstalten und Absichten, glücklicher oder unglücklicher Zufall. Ob es aber in der Welt in Ansehung Gottes einen Zufall, ein Ohngefähr gebe, ist streitig unter den Philosophen. Es behaupten solches einige in der Bedeutung, daß nicht alles, was sich in der Welt ereiguet, von Gott als künftig vorhergesehen, entweder, weil sie glauben, aus dem Gegentheile folge eine Nothwendigkeit aller Ereignisse, besonders auch der menschlichen Handlungen, dergleichen sie nach ihrem Systeme nicht zugeben

(*) *Aristot.* phys. II. 5.

ben wollen, oder weil ſie die Zulaſſung ſo manches Uebels mit der göttlichen Güte und Weisheit nicht zuſammen reimen können, unter der Vorausſetzung, daß Gott alles vorher geſehen hatte! — In beyden Fällen treibt man vielleicht die Vergleichung der Erkenntniß und Weisheit Gottes mit der unſrigen, und die Begierde, alles genau begreifen zu wollen, zu weit. — Andere behaupten, oder werden wenigſtens von ihren Gegnern beſchuldigt, (denn ſie ſelbſt hören da den Ausdruck nicht gern, wegen ſeiner andern Bedeutung,) einen Zufall, ein Ohngefähr, in Anſehung Gottes zu behaupten, indem ſie lehren, daß die freyen Handlungen, und folglich auch die Schickſale der Menſchen, in der Schöpfung und Verbindung der Weſen keinesweges vollſtändig gegründet, und genau beſtimmt ſey. Und, die ſo lehren, ſcheiden ſich bey weiterer Erklärung ihrer Meinung, in zwo von einander ſehr verſchiedene Partheyen. Denn einige Vertheidiger einer ſolchen Freyheit und Unabhängigkeit der menſchlichen Seele, gründen ſich darauf, daß ſie ihr eine eigene Kraft zuſchreiben, ſolche Beſtimmungen ihres Verſtandes und ihres Willens, ſolche Urtheile, oder ſolche Entſchließungen hervorzubringen, die in ihrem nächſtvorhergehenden Zuſtande unmittelbar und mittelbarer Weiſe, in dem entfernten Einfluſſe Gottes und aller anſtößlicher Kräfte, keinen ſolchen Grund hätten, bey welchen dieſelben nicht unterbleiben, oder auch anders erfolgen konnten. Andere hingegen halten zwar für ausgemacht, daß jedes Urtheil und jede Entſchließung der Seele in ihrem nächſtvorhergehenden innerlichen und äußerlichen Zuſtande, einen genau beſtimmenden, entſcheidenden, das Urtheil oder die Entſchießung nothwendig nach ſich ziehenden, Grund haben; nehmen aber an, daß die Weſen der Dinge nicht nur vom göttlichem Willen nicht völlig abhängig ſeyn, ſondern überhaupt eine gewiſſe innere ewige

Noth-

Was nun den Urſprung und die Realität, Wahrheit und Anwendbarkeit der verſchiedenen Begriffe vom Zufälligen anbelanget; ſo iſt das mehreſte aus den gegebenen Erklärungen und Beyſpielen leicht abzunehmen. Nur eins iſt noch zu unterſuchen; nähmlich, was uns zu dem in Rückſicht auf Gott und die Welt ſo wichtigen Urtheile berechtiget, daß gewiſſe Dinge, zufällig vorhandene Dinge ſind, (entia contingentia)? Zufällig heißt nähmlich hier, was nicht von ſich ſelbſt unabhängig von äußerlichen Kräften vorhanden iſt, und folglich, wenn alles ſeinen Grund hat, von einem andern Dinge hervorgebracht iſt. In dieſem Sinne etwas zufällig zu nennen, berechtiget oder nöthiget uns vielmehr die Vernunft,

a. in vielen Fällen wegen der unmittelbaren Wahrnehmung der Abhängigkeit des Dinges, welches wir zufällig nennen, von gewiſſen von ihm verſchiedenen Kräften und Zuſtänden. Wenn gewiſſe Dinge mit einander verbunden oder getrennt ſind, ſo oder anders geformt, je nachdem die äußer ihnen vorhandenen Kräfte ſie beſtimmen: ſo iſt es bey geſundem natürlichem Verſtande unmöglich zu denken, daß irgend eine gewiſſe Verbindung, Lage und Form, bey dieſen Dingen an ſich nothwendig ſind, und nicht abhängig von jenen äußerlichen Urſachen. Wenn wir finden, daß ein Ding zu ſeyn aufhörte, oder anfinge, nach der Beſtimmung anſehnlicher Kräfte, ſo müſſen wir das Anſehen dieſes Dinges für zufällig halten, vermöge dieſer Erfahrung; für zufällig nähmlich in Rückſicht auf ſein Weſen, wenn gleich nicht in Rückſicht auf das Weſen oder die Wirkung der Urſachen, die daſſelbe hervorgebracht haben. Dergleichen Erfahrungen haben wir aber nur von den zuſammengeſetzten Dingen, keinesweges von den einfachen Elementen derſelben.

b. Die Natur unſeres Verſtandes, und die Begriffe von Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, bringen es aber ferner ſo mit ſich, daß wir dasjenige, was wir ohne Ausnahme in vielen Fällen erfahren haben, im ähnlichen Falle, wo wir noch keine eigene Erfahrung haben, vermuthen, ja für gewiß annehmen, wenn alle unſere Erfahrungen damit übereinſtimmen, und die Möglichkeit des Gegentheils alſo auf keine Weiſe gegründet iſt. Daher kommt es denn, und geſchieht mit gutem Grunde, daß wir alle Formen der Dinge nur als Beſtimmung der Bewegung derſelben, für zufällig, das heißt, für die Wirkung eines oder mehrerer davon verſchiedenen Dinge halten.

In vielen von der Zufälligkeit hergenommenen Fällen kann oben erwähntes Wort leicht im gemeinen Leben gebraucht werden, weil man es der Kürze halber ſtatt anderer Redensarten braucht. Es kommt aber auch noch in einem andern Sinne vor, welches nicht ungewöhnlich iſt, wo man es nähmlich der Kürze halber für leichtſinnig, oder unbeſtändig nimmt, und es ebenfalls auch leichtfertig heißt, wovon in beſondern Artikeln gehandelt wird. Bey dem Ottfried heißt es lihr, beym Willeram lirho, im Angelſächſiſchen leohr, im Niederſächſiſchen licht, im Engliſchen lighr; im Wendiſchen lohak, im Böhmiſchen lehky. Andere Sprachen und Mundarten kennen den Hauchlaut in dieſem Worte nicht, wie das Schwediſche lätt, Däniſche lät, Isländiſche lietr, und Wendiſche lieden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtammet von dem wendiſchen Worte lieden auch das in der plattdeutſchen Sprache noch gebräuchliche Wort Lieden her. Man ſagt: dat lieden Bitterſt, oder: He kann nich dat lieden Bitterſt geneten; in welcher Verbindung es nur noch gebräuchlich iſt, und ſo viel heißt, als das Leichteſte, Wenigſte. So ſcheint es zunächſt den Begriff der Geſchwindigkeit zu haben, und zu dem Geſchlechte der

Wör-

Wörter locker, Flocke, Flakern, fliehen, leiſe u. ſ. f. zu gehören, ohne das Latein. levis, levare, ſo wie das Niederdeutſche Lifren, von der Verwandtſchaft auszuſchließen, weil der Uebergang der Hauch- und Blaſelaute in einander etwas ſehr gewöhnliches iſt.

Leichte (die), iſt das Abſtractum des vorigen Wortes. Siehe Leichtigkeit.

Leichteich; Streichteich, iſt bey der zahmen Fiſcherey ein ſolcher Karpfenteich, worin die junge Brut der Leich- oder Streichkarpfen, nachdem dieſe dahinein geſetzt worden, hervorgebracht und erzogen wird. Sie brauchen nicht beſonders groß zu ſeyn, auch nicht eine Tiefe durch und durch zu haben, ſondern ſie müſſen von einer oder gar mehreren Seiten flach auslaufen, damit die Karpfen darin wohl ſtreichen, oder in der Weite leicht fußen mögen. Unter den Teichen ſind diejenigen die beſten, welche einen ſandigen oder harten Boden haben, wo keine Fröſche ſind, wo nicht viel Fluthen, auch keine Enten leicht hinein fallen können. Sie müſſen mit einem Zaune eingefangen ſeyn, damit das Vieh während der Leichzeit, die vom May an bis Jacobi währet, nicht zum Trinken hinan komme, weil es ſonſt viel Brut vertreten und verderben würde. Nach der Leichzeit aber kann man das Vieh wieder einlaſſen, weil der Miſt davon den Karpfen ſehr nützlich iſt. Damit auch die Streichteiche ihre Kraft behalten, muß man ſie über Winter, nachdem die Brut ausgefangen worden, ledig laſſen, damit der Grund aufgerühret, der Schleim, der den Karpfen zuwider iſt, verzehrt, und der Boden überhaupt gereinigt und ausgelüftet werde; zu dem Ende muß man nach der Anzahl der Teiche bey einem Gute zwey oder mehr Streichteiche haben, damit man einen zu Zeiten ledig liegen laſſen, und hingegen die andern beſetzen könne. Was man noch mehr über dieſe Art Teichwirthſchaft ſagen kann, findet man in der Encyklopädie, Th. XXXV,

S. 31, fgg. und in den Artikeln Seetreich, Streckreich.

Vom Leichen der Fische besonders aber findet man in der Encyklopädie, Th. XIII, S. 483, fgg. im Art. Fisch, und Th. LXXIII, S. 86, im Art. Leich, so wie in Th. LXXIV, im Artikel Leichzeit, ein Mehreres.

r. Leichten, ist ein Kunstwort, welches man zuweilen beym Ochsen gebraucht, und heißt so viel als legen, verschneiden, oder kastriren (*). Ein Landwirth, wenn er Weide und Winterfutter hat, erzieht sich gern seine Zugochsen selbst. Er ist sicherer dabey, weil die auf seinem Gute gezogenen Zugochsen, des Futters, Wassers, der Weide und des Landes von Jugend auf gewohnt sind, da hingegen die, welche aus der Ferne herkommen, oft wegen Aenderung des einen oder des andern, mancherley Zufälle mit großem Schaden des Landmannes über sich müssen gehen lassen. Man setzt in Hinsicht dieses, diejenigen unter den Ochsenkälbern ab, welche von großen, ansehnlichen, und milchreichen Kühen gefallen sind. Diese läßt man nach der gewöhnlichen Art zu wirthschaften, einige Wochen saugen. In einigen Ländern geschieht solches aber auch nicht, son-

(*) Man hat dieser Operation nach den verschiedenen Thieren, daran sie geschieht, auch verschiedene Benennungen beygelegt, und sie geschieht mit einem Messer, wodurch sie sich auch von den übrigen Arten des Castrirens unterscheidet. Beym Hengste nennt man es Wallachen, oder auch Retzen, welches letztere auch beym Bullen gebraucht wird. Bey den Böcken sagt man Hämmeln, bey den Hähnen heißt es Kapaunen, oder Kappen, u. s. w. Es geschieht dieses theils, um dem Zugviehe, als Pferden und Ochsen, das gar zu unbändige feurige Wesen zu benehmen, theils, um den hochgen Geschmack des Fleisches zu ändern; es wird von verschnittenen Thieren auch zarter, und überhaupt das Vieh selbst zur Mast tüchtiger. Zuweilen bedient man sich statt des Schneidens auch des Abbindens und Klopfens, welches aber theils langsamer von Statten geht, theils auch eine grausame Methode ist.

ſondern das Kalb wird ſogleich nach der Geburt ſchon von der Kuh getrennt, und vom Anfange an getränkt. Andere geben ihnen wieder 10 oder auch 14 Tage vorher, ehe ſie abgeſetzt werden, etwas weniges von Linſen, Wicken, kleinem Heue, Habergarben, die entweder gar nicht, oder doch nur halb ausgedroſchen ſind, damit ſie bey Zeiten freſſen lernen, des Futters gewohnt, und deſto ſtärker und anſehnlicher werden. Man muß ihnen aber dieſes Futter mit heißem Waſſer anbrühen, ſo wie man ſolches auch mit den Leimkuchen thut, und mit weißen Bohnenſchalen, und ein oder zwey Stunden ſtehen laſſen. Von dieſer Siede giebt man ihnen nicht viel, ſondern nur etwa ein Par Hände voll, und ſtreuet etwas Salz und Kley darauf, ſolches lecken ſie gern ab, und es werden ihnen die Zähne darnach hart, wodurch ſie ſich hernach deſto beſſer zum andern Futter ſchicken. Die meiſten Kälber werden geleichtet oder verſchnitten, wenn ſie noch an der Mutter ſaugen. Iſt das Säugen der Kälber aber in der Wirthſchaft nicht gebräuchlich, ſo geſchieht es doch in der Zeit, da ſie noch als ſogenannte Milchkälber getränkt werden, und etwa drey Wochen alt ſind. Sie vergeſſen in dieſem Alter den Schnitt leichter, als die Zweyjährigen, oder die nach dem erſten Jahre verſchnitten werden. Auch helfen die Kühe bey den Säugkälbern mit ihrem Belecken, die Heilung um ein merkliches befördern, und wenn ja der Schnitt anſchlagen ſollte, iſt doch dieſer kleine Verluſt eher zu vergeſſen, als wenn man ſie mit vielen Unkoſten ſchon einige Jahre aufgezogen hat.

Nach verrichtetem Schnitte, welcher im Februar, früher oder ſpäter, nachdem das Kalb gefallen, geſchehen muß, behält man es ohngefähr bis um Jacobi im Stalle, und giebt ihm unter guter Pflege auch gutes Futter, hernach läßt man es mit auf die Weide gehen, und füttert es nebenher noch gut.

Im Artikel Rindviehzucht wird hierüber weiter und vollständiger geredet werden, so wie man auch im Art. Ochs schon mehrere Belehrungen finden wird.

2. **Leichten**; ein Schifferwort, da es in der platten Sprache lichten, lüchten, oder auch lüften ausgesprochen wird, wo es so viel als erleichtern, in die Höhe heben, oder leicht machen, heißen soll. Man findet hauptsächlich diesen Ausdruck bey den Stromfahrern mehr, als bey Seefahrern, und es wird gebraucht, wenn man mit den Fahrzeugen, des flach werdenden Wassers wegen, nicht fortkommen kann, sondern sie erleichtern muß, damit sie fortkommen können. Dieserhalb wird auch das Fahrzeug, welches zur Erleichterung eines andern dient, der Leichter (welches so viel als Erleichterer bedeutet,) genannt. Solches Leichten geschieht vorzüglich bey den Schiffen, die stroman fahren, indem der Strom gewöhnlich, je höher man hinauf kommt, flacher wird. Bey der Elbfahrt ist dergleichen sehr gewöhnlich, so wie auch bey der Oderfahrt.

Es ist in preußischen Landen z. E. wo es in Berlin, Magdeburg und Breslau, Schiffergesellschaften giebt, auch gesetzmäßig, daß entweder das Elb- oder Oderfahrzeug nur gewisse Lasten den Strom hinan bringen soll; oder, deutlicher zu sagen: daß jeder Schiffer, indem die Fahrten mit allerley Fahrzeugen stets ihre Ordnung haben, und so abwechseln, damit jedes Mitglied von der Schiffercompagnie gleichen Antheil daran hat, nur zur Zeit eine gewisse Anzahl Lasten laden darf. Vor diesem war solche größer, jetzt ist sie aber eingeschränkter. Indessen bey flachem Wasser, und da die Elbe und Oder von Jahr zu Jahr immer mehr versanden, ists doch oft ganz unmöglich mit der nun einmahl bestimmten Last und in einem Fahrzeuge den Strohm hinauf zu kommen. In dieser Hinsicht werden, sobald das Wasser flach wird, ein

oder mehrere Fahrzeuge zu Hülfe genommen, und so trifft sichs z. B. bey der Elbfahrt oft, daß der Schiffer mit einem Fahrzeuge von Hamburg auslegt, und mit drey, vier bis fünf Leichtern (solche Fahrzeuge, die zur Miethe, oder im Verdung der Schiffer, um sie zu erleichtern, von den Schiffen aufladen,) schon beym Zolle in Wittenberge ankommt.

Dieses Leichten ist die Ursache, daß oft ein Schiffer bey einer Fahrt wenig verdient, besonders, wenn er mit allen den Leuten bey widrigem Winde und Wetter noch lange unter weges liegen muß. Oft wird auch auf einer kurzen Strecke nur gelichtet, (oder gelüftet,) wenn nähmlich die Fahrt sonst recht gut ist, aber nur einige seichte Stellen hin und wieder kommen, die sie doch nicht vermeiden können. Dieses geschieht dann mit dem Zollkahne; anderen Kähnen oder Böten, welche sie bey sich haben. Sind alle diese kleine Nebenfahrzeuge aus dem Schiffe beladen, und ist dieses hinreichend, so geht es gut über die Stelle weg; ist dieses aber nicht, so muß zur Seite des Strohms die Waare ans Land so lange gebracht, und hernach wieder nachgeholt werden, wenn das große Fahrzeug gelüftet über den Ort weggegangen. Obgleich dieses mit vieler Mühe manches Mahl verbunden ist, so ist es doch nicht mit solchem Schaden verknüpft, als das Lichten bey der Seefahrt, wo man unmöglich so viele Böte bey sich haben, auch kein Schiff erhalten kann, um so viele Waaren auszuladen, bis das Schiff wieder frey über die Sandbank weggehen kann. Es wird daher in dieser traurigen Lage viele Waare ins Wasser geworfen.

3. Leichten, wird auch bey den Ankern gebraucht, da es so viel heißt, als sie aus dem Wasser wieder in die Höhe winden, damit das Schiff abseegeln könne. Man sagt aber in den meisten Fällen doch lieber lichten, die Anker lichten. Man sehe dieses Wort.

Leichter; ist ein Fahrzeug, welches zur Beladung und Löschung eines Schiffes gebraucht wird. Bey der Seefahrt sind diese Fahrzeuge eigentlich dazu flach gebauet, um über seichtes Wasser gehen zu können. In Hinsicht der Stromfahrten aber sehe man Leichten n. 2.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein schwer beladenes Schiff mit voller Last nicht in alle Häfen einlaufen kann, also in einiger Entfernung vor dem Hafen schon liegen bleiben muß, da es nicht Tiefe genug hat, und nun bedient man sich der Leichter, welche beym Seewesen aber anders gebauet sind und seyn müssen, als beym Schiffswesen auf den Strömen. Hiervon wird im Artikel Schifffahrt mehr vorkommen; auch sehe man: Lichten, Lichter.

Leichtern, verb. regul. act. und heißt leichter machen, sowohl im eigentlichen als figürlichen Verstande. Z. B. So leichtere nun du den harten Dienst deines Vaters, 2 Chron. 10, 4. Leichtere das Joch, v. 9. Mein Lager soll mirs leichtern, Hiob 7, 13. Im Hochdeutschen ist dieses Wort schon ziemlich veraltet, weil das zusammengesetzte erleichtern dafür eingeführet ist. Es ist von dem Comparativo leichter. Man gebraucht auch in eben der Bedeutung das Wort leichten, welches man nachsehen kann.

Leichtes (Gebackenes). Unter den vielen Arten, Gebackenes zu verfertigen, giebts auch eine die vorzüglich leichtes Gebackenes genannt wird. Man nehme Mehl, schlage drey bis vier Eyer darein, lege ein Stückchen Butter als ein halbes Hühnerey groß daran, und wirke den Teig zusammen. Darnach treibe man solches glatt aus, lege ihn doppelt zusammen, und treibe ihn wieder so dünn, als vorher: wenn dieses geschehen, so mache man daraus allerley Formen, wie es beliebt. Ferner setze man Schmalz aufs Feuer, und lasse es heiß werden, alsdenn thue man von dergleichen Gebackenem hin-

hinein, und begieße es immer mit einer Kelle, ſo läuft es auf. Man muß ſich aber hüten, daß es nicht zu braun werde.

Eben dieſes Gebackene wird mit etwas Veränderung der Zubereitung: Krauskuchen, oder Schürzkuchen genannt. Vom Krauskuchen ſehe man Encyklopädie, Th. XLVII, S. 817. Schürzkuchen werden ſie deshalb genannt, weil ſie, nachdem mit dem Kuchenrade Löcher darein geſchnitten worden, durchgeſchürzt oder geſchlungen werden. Eben ſo nennt man dieſe Kuchen auch Hirſchzweige, wenn man ihnen ſolche Geſtalt gegeben; Fingerkuchen aus ähnlicher Urſache.

Leichtfertig, iſt ſowohl ein Adjectivum als Adverbium Im Niederſächſiſchen lichtvärig, im Däniſchen lätfärdig, im Schwediſchen lättfardig. Gramm und Ihre leiten dieſes Wort von dem Angelſächſiſchen Ferhth, das Gemüth, ab (*). Es läßt ſich aber wahrſcheinlicher von leicht und fertig (von fahren) erklären; ſo fern fahren im weiteſten Verſtande eine jeden ſchnelle Bewegung bedeutet. Wir aber verſtehen darunter eine Fertigkeit, oder ein Bereitſeyn zu einer Sache, und Adelung, wenn er es im eigentlichſten Verſtande nimmt, erklärt es: eine leichte Bewegung habend, ſich ohne Mühe, ohne Anſtrengung bewegend. In dieſer Hinſicht gebrauchten die Alten dieſes Wort auch in einer guten Bedeutung, wie Friſch im Wörterbuche zeigt, da er Ryſſs Geſundheitsſpiegel, Fol. 24, anführt, wo es heißt: die leichtfertigſte Uebung iſt, daß wir je derweilen ſänftlichen

(*) Im Deutſchen bedeutete Ferch ehedem Blut. (Man ſehe Adelungs Wörterbuch, unter Blut.) Hieraus iſt zu vermuthen, da es auch bey einigen Jägern noch gebräuchlich iſt, wenn ſie das Blut des kleinen Wildbrets nicht Farbe nennen wollen, daß ſie an deſſen Statt Ferch ſagen, daß dieſes noch eben das altdeutſche Wort Ferch ſey.

„chen erspatzieren.“ Daher findet man in der veralteten Bedeutung auch noch: ein leichtfertiger Gang; ein hurtiger, geschwinder Gang. Vermuthlich hatte Luther diese Bedeutung im Sinne, wenn er (1 Mos. 49, 4.) vom Ruben sagt: Er fuhr leichtfertig dahin, wie Wasser; welches Herr Hofr. Michaelis übersetzt hat: „Du bist rasend und unsinnig geworden.“ —

Im figürlichen Verstande nennet man, dem heutigen Gebrauche des Wortes nach, denjenigen leichtfertig, welcher sich zu allerley kleinen Bosheiten, und zu solchen Dingen, wodurch er jemanden einen Possen reißen kann, sehr leicht, fertig und bereit finden lässet. Denn von groben und schändlichen Bosheiten oder Verbrechen wird es niemahls gebraucht. Einen Mörder, Dieb, Straßenräuber u. dgl. wird man niemahls einen leichtfertigen Menschen nennen. In dieser Hinsicht kommt dieses Wort mit muthwillig und lose, überein, so daß jedes dieser Wörter vermittelst der eben das bedeutenden erkläret werden muß. Wenn man daher im Scherz sagt: Sie sind sehr muthwillig, so heißt dies: Sie sind sehr leichtfertig; d. i. Sie ergreifen sehr fertig eine jede Gelegenheit, kleine Bosheiten auszuüben, und thun es auf eine verschlagene Weise.

Verbindet man hiermit den Begriff des Loseseyns, welches der eigentlichen Bedeutung nach, etwas ungebundenes ausdrücket, (woher es bey den Alten auch oft von solchen Menschen gebraucht wurde, welche ein ausschweifendes, liederliches und ungebundenes Leben führten, weßhalb man im Mecklenburgischen ein geschwängertes Mädchen auch oft noch eine lose Person nennet;) so soll solches auch nichts weiter heißen, als: leicht aufgelegt zu kleinen Bosheiten. Wenn daher ein junger Mann ein loser Vogel, oder ein munteres junges Frauenzimmer ein loses Mädchen genannt wird,

wird, so heißt solches nichts weiter, als leichtfertig. Hiervon entsteht auch das Wort:

Leichtfertigkeit, dieses ist der Zustand, oder die Eigenschaft, da man leichtfertig, muthwillig oder lose ist; — da man die Fertigkeit besitzt, ungereizt und mit Vorsatz andern einen Possen spielen zu können. Aber es ist Leichtfertigkeit auch diejenige Eigenschaft eines Menschen, wo er sehr geneigt ist, entweder um seines eigenen Vortheils willen, oder um andern einigen Schaden, Abbruch, Verdruß oder dergleichen zuzufügen, und dies geschieht häufig, ohne sich in dem Augenblicke bewußt zu seyn, wider Religion, und wider die bürgerlichen Gesetze, gehandelt zu haben; und da kann man mit diesen Worten einen Menschen bezeichnen, der leicht zum Unrechtthun aufgelegt ist, sobald eine paßliche Gelegenheit vorkommt. Solcher Leichtfertigkeit, die zwar gesetzwidrig ist, allein doch fast täglich unter allen Ständen begangen wird, machen sich hauptsächlich, trotz aller Aufsicht der Polizey, die Handwerksleute schuldig.

Man versteht daher unter der Leichtfertigkeit der Handwerker, solche Betrügereyen, die nicht gleich offenbar von jedem entdeckt werden, dem sie zugefüget worden, ohngeachtet er Schaden davon hat; oder diejenige Verfassung mancher Handwerker, in welcher man ihren Reden, Versprechungen, oder gar Schwüren, dennoch keinen Glauben zustellen kann; wenn ein kleiner, verdeckter, der auch entschuldigt werden kann, Betrug ihnen eben so leicht fällt, als wahr, recht und ehrlich zu handeln. Oft sind solche Leichtfertigkeiten ein bloßer Handwerkspfiff, da der Mann dergleichen für einen bloßen erlaubten Vortheil, einen Handgriff, Gebrauch beym ganzen übrigen Gewerk u. dgl. mehr ansieht und ausübt, weil ers von seinem Lehrmeister lernte, ohne es für einen Fehler oder gesetzwidrig zu halten.

Solche Leichtfertigkeit, oder leichtfertige Betrügerey, geschieht nicht sowohl an den zu den gelieferten Sachen angewandten Materialien, und deren innern und äußern Beschaffenheit, zur Anwendung des angegebenen Zweckes, sondern auch wider die allgemeine oder besondere Pflicht des gegebenen Versprechens, daß die Sache gut, dauerhaft und ohne Tadel, dem innern Bestande nach, seyn soll; so wie sich eben dieses auch auf die Zeit der vollendeten Verfertigung selbst bezieht. Hierüber haben schon vor Alters Schriftsteller ihre Meinungen an den Tag gelegt, nachher ist aber nach D. Hönns Betrugs-*Lexicon*, Artelmeiers Gokuspokerie, oder Traktat von Verfälschung der Waaren; ingleichen: der Gott und Menschen wohlgefällige Kaufmann, (welches stückweise herausgekommen,) auch: *Theophilii Lucae* Memoires, oder Nachrichten von den verschlagenen Streichen der Betrüger, sonderlich Spieler. Entdeckter Betrug bey Handel und Wandel; Mengerings *Examen catecheticum* u. s. w. herausgekommen, woraus zu ersehen ist, daß man schon lange die Leichtfertigkeit der Leute dieser Klasse, theils mit Bedauren, theils aber auch mit Abscheu angesehen hat.

Wenn aber die Handwerker ihre Arbeit oder Waare anfänglich wohlfeiler als andere geben, damit sie Kunden bekommen mögen, so ist dieses bey ihnen eine allgemeine Regel der Klugheit, und so wenig Leichtfertigkeit, als Betrug, obgleich andere ihrer Nebenmeister, die anfangs selbst auch eben das gethan, doch weidlich darüber schimpfen. Die Kunden durch Beleidigung der Rechte eines andern an sich zu ziehen, ist höchst unrecht; wenn aber diese Beleidigung nicht vermittelst einer Verkehrung der Wahrheit geschieht, so kann es immer Leichtfertigkeit, aber kein sehr strafbares Verbrechen seyn. An und für sich aber hat ein jeder Handwerker gleiches Recht, Kunden zu verlangen,

und

und an ſich zu ziehen. Beydes kann nicht geſchehen, daß nicht der eine einige verlieret, die der andere erhält, beſonders, da das gerechteſte Mittel, Kunden zu erlangen, gute, wohlfeile, und dauerhafte Waare iſt. So muß man auch die Leichtfertigkeiten der Handwerker unterſcheiden, in diejenigen, welche faſt allen Handwerksleuten eigen ſind, und wiederum, welche nur von einigen beſonders begangen werden.

Zu den allgemeinſten Leichtfertigkeiten gehört z. B. hier, nach geſchehener Beſtellung einer Sache, dieſelbe, zu gewiſſer Zeit und an einem gewiſſen Orte zu verſprechen, gleichwohl aber theils aus Eigennutz, theils aus Faulheit und Müßiggang, nicht Wort zu halten; wenn ſie nicht überlegen, oder gar ſelbſt einſehen, daß ſie das Verſprechen nicht erfüllen können, und doch den Kunden ſolches überreden wollen. Dies kann aber ſchon immer Betrug heißen, der gewöhnlich am gemeinſten, aber auch oft ſehr verdrießlich iſt.

Zu den allgemeinen leichtfertigen Betrügereyen der Handwerker, wowider zwar Geſetze reden, allein häufig nicht auf die Befolgung derſelben geſehen wird, gehört auch noch die gewiſſenloſe Behandlung der Burſchen. Sie ſcheinen es häufig für ein Recht zu halten, die Lehrburſchen nicht ſowohl zur Erlernung des Handwerks, ſondern vielmehr, zu allen möglichen Hausarbeiten gebrauchen zu müſſen, ſie verhehlen ihnen das Wichtigſte, und die beſten Handgriffe, und wenn es ans Ende der Lehrjahre kommt, begegnen ſie denſelben oft ſo unmenſchlich, daß ſie häufig davon laufen, die Meiſter aber nun das Lehrgeld, Bette u. dgl. mehr behalten, oder auch der Ausſtattung des Burſchen zum Geſellen überhoben ſind. Haben ſolche Burſche aber dennoch alle Schmach geduldig erlitten, und kommen ſie in den Geſellenſtand, ſo haben ſie nichts gelernt, und es wird entweder der Meiſter oder deſſen Kunden durch die Unwiſſenheit ſolches Geſellen

betro-

betrogen. Hierher, und zu dieſen allgemeinen Leichtfertigkeiten gehört auch noch, wenn die Amts- Gilde- oder Zunftmeiſter den jungen Meiſter altväteriſche und ſchon längſt aus der Mode gekommene Meiſterſtücke, unter dem Scheine, ihre Kunſt im Handwerke zu erforſchen, vorgeben; hiermit aber nichts anders als dieſes zur Abſicht haben, damit ſich der neue Meiſter nicht leicht forthelfen möge; wohin auch gehöret, wenn ſie allerley Fehler an den Meiſterſtücken zu finden vorgeben, um nur die jungen Meiſter in Strafe zu bringen.

Unter dem Vorwande der Ordnung machen die Zünfte und Gewerke zuweilen gewiſſe Taxen, und verbinden ſich untereinander, daß niemand von der Innung die Arbeit oder Waare wohlfeiler geben dürfe, als ausgemacht worden. Dieſerhalb werden mit leichfertigem Herzen die theuerſten Verſicherungen, ſchreckliche Flüche und Schwüre verſchwendet, daß ihnen ſelbſt die Arbeit oder dazu erforderliche Waare ſo hoch komme, damit ſie dieſelbe den Kunden oder Käufern nur über die Billigkeit und den Werth der Sache anbringen, ohngeachtet ſie dennoch, wenn jemand ſich nicht daran kehrt, die Waare wohlfeiler verkaufen. Wenn die Leute nur nicht ſo leichtfertig ſchwören, möchte ihnen der wohlfeilere Verkauf leicht zu verzeihen ſeyn; denn der Handel ſelbſt, die Verſchiedenheit der Käufer und der Gehalt der Waare; ſo wie der Umſtand, daß oft ein ſolcher Mann, ſein Wehrgeld und ſeinen Gewinn aus dem vorher gelöſeten eben der Art, ſchon längſt heraus hat, machen, daß er hier oder da in Hinſicht des Preiſes nachlaſſen kann.

Die Leichtfertigkeit eines Handwerkers kann allemahl der Rechtſchaffenheit entgegen geſetzt werden, und da einige beſonders ſich derſelben ſchuldig machen, ſo kommt es auch daher, daß man ſchon im gemeinen

Leben

Leben die Müller, Schneider, Leineweber, und so weiter, ganz besonders der Treuloſigkeit beſchuldigen will. Damit man ſich aber hüten möge, ſo ſollen hier einige Beyſpiele von leichtfertigen Handwerksſtreichen aufgeführt werden.

Die Bäcker beſchuldigt man, daß ſie mit Fleiß ſchlechtes und verdorbenes Getreide kaufen, um es wohlfeiler zu bekommen, welches ſie hernach als gutes wiſſentlich verbacken, und eben ſo theuer verkaufen (*). Von den Hausbäckern werden die Backgäſte auf zweyerley Art beſonders angeführt. Gewöhnlich haben ſie unter dem Backtroge oder der Beute (ſ. Encyklopädie, Th. III, S. 400.) noch beſonders eine Molle ſtehen. Damit dieſe aber nicht zu ſehen iſt, hängt ein Vorhang davor. Wenn ſie nun den ihnen gebrachten Teig aufnehmen, ſo wiſſen ſie mit ſolcher Fertigkeit immer ein Stück Teig nach dem andern in die Molle hinter den Vorhang zu practiciren, daß es auch ſelten von den anweſenden Backgäſten einer bemerkt. Geſchieht dieſes nicht, ſo wiſſen ſie beym Geſſeln

(*) Diejenigen Bäcker, welche ſich nicht einer öffentlichen Betrügerey Schuld geben wollen, bedienen ſich manches Mahl folgenden Kunſtgriffes: Wenn ſie Mehl von ausgewachſenem oder ſonſt doch ſchlechtem Korne verbacken wollen, laſſen ſie Portaſche in dem Einſauerwaſſer zergehen, und rühren den Teig damit an; aber haben, oder wollen ſie dieſes nicht, ſo wird Aſche in einen Beutel gleich mit dem Sauerwaſſer aufgehängt, damit die Lauge darunter komme. Die aber auch dieſe Mühe ſich nicht einmahl geben wollen, ſtreuen bloß feine Aſche mit unter den Teig. Hiernach verliert zwar das Brodt das Kleitſchige und Schwere, allein es wird auch deſto mehr aufgetrieben, woher ein Stück Teig mehrere Stücken Brodt giebt, als es ſonſt geſchehen würde. Wie ungeſund ein ſolches Brodt aber ſeyn müſſe, läßt ſich leicht gedenken, indem Portaſche ſowohl als Lauge alle mögliche böſe Zufälle im menſchlichen Körper anzurichten vermögend ſind. Sogar ein Hund kann Lauge nicht vertragen, welches man alsdann beſonders bemerkt, wenn er das zum Seifenſieden mit Lauge ausgekochte Fleiſch gefreſſen hat.

Gesellen unten von jedem fremden Brodte ihren Theil abzukneipen, oder abzuschneiden, wo nun die Anzahl der Brodte und auch selbst das Zeichen unverletzt bleibt, aber das Gewicht und die Masse verliert. Man könnte noch unendlich viele Unrichtigkeiten anführen, welche ich aber übergehe, da sie mehrentheils schon allgemein im Publikum bekannt sind.

Auch den Färbern giebt man vieler leichtfertigen Hinterlist Schuld, und da man nicht stets weiß, was sie zur Farbe genommen, so wird man leicht angeführet, die Leute in den Preisen übersetzt, da statt beständiger und ächter Farben, abschießende und unächte genommen werden. Sie läugnen zum Theil den Empfang der Waare, wenn dem Eigenthümer das Zeichen von Händen gekommen — färben schlecht und fleckig, und geben dann vor, daß es so bestellt oder durch Zufall geschehen. Hierher gehört auch z. B. wenn sie bey der grünen Farbe, das Zeug zuerst gelb und hernach blau färben, da in diesem Falle nicht so viel Indigo als sonst gebraucht wird, die Farbe selbst aber auch eben daher schlecht und unbeständig ist. Das erste Merkmahl eines Färbereybetruges pflegt zu seyn, wenn sie nicht ein Fleckchen von der Grundfarbe übrig lassen, oder bey kostbaren Farben das Dreyblatt oder ihr Zeichen weglassen, und dergleichen Dinge mehr.

Die Fleischer besitzen viele leichtfertige Künste, um den Landmann sowohl, als den Bürger anzuführen, aber nur dies eine Stück soll hier zum Beyspiel dienen. Finden sie, daß ein Hauswirth ein schönes schlachtbares Stück Vieh zu verkaufen hat, so bereden sie sich mit andern Fleischern darüber. Einer von ihnen geht hin, besieht solches, und bietet so wenig dafür, daß es der Besitzer nicht ohne Schaden dafür lassen kann. Natürlicherweise weigert sich derselbe. Der Schlächter besieht und begreift das Hauptvieh, aber thut ihm

auch unbemerkt durch einen Druck Schaden, wodurch das Hauptvieh krank wird. Nun kommt der andere, beſieht es, thut ſehr übel wegen der bedenklichen Umſtände des Viehes, und bietet nun noch weniger. Der Beſitzer iſt nun in einer ſchlimmen Lage, und weiß nicht, ob das Stück Vieh lange erkranken — bald wieder geſund werden, oder gar binnen Kurzem ſterben werde. Um nun doch etwas zu haben, ſo ſchlägt er es von der Hand für den Preis, welchen der erſte bot. — Gottlob, es geht aber nicht bey jedem Verkaufe ſo, denn es giebt auch reelle und rechtſchaffene Schlächter! Ob aber nicht ſehr häufig der Bauer ſo hintergangen werden mag, will ich hier nicht unterſuchen.

Die Klagen über die Leichtfertigkeit der Bauhandwerker ſind bekannt genug. Das wenigſte was ſie zum Nachtheil des Bauherren unternehmen, iſt dieſes, daß ſie ihm zuerſt geringe Anſchläge vorlegen, um ihn dadurch zum Bau zu bewegen. Wenn aber hernach bey immer mehr anwachſenden Koſten der Bau über das Vermögen des Bauluſtigen ſteigt — wenn er gar nicht mehr im Stande ſeyn ſollte, ihre Rechnungen abzuzahlen, dann wendet ſich die Höflichkeit dieſer Leute, und das gewöhnlichſte iſt, daß ſie zutreten, und den Bau für ihre Rechnung verkaufen.

Ueber die Schalkheit der Perrückenmacher wurde in den Zeiten, als man noch die ungeheuren großen Perrücken trug, herzlich geſeufzet: daß ſie nähmlich ſtatt der damahls üblichen wohlriechenden Pomaden, ſich nur eines wohlriechenden Dampfes bedienten, die Perrücken über denſelben hielten, und ſie auf dieſe Weiſe wohlriechend machten. Dieſes wäre freylich noch etwas verzeihlicher, als wenn ein rothhäriger Mann ſich eine devote, kohlſchwarze Perrücke beſtellet, und nun der Perrückenmacher rothes Haar ſchwarz gefärbt,

färbt, und ihm davon die Perrücke gemacht hat, welche in kurzer Zeit ihre Grundfarbe wieder annimmt. — Unverzeihlicher aber ist jene Leichtfertigkeit eines Mahlers, der das Aushängeschild einer Schneiderherberge mahlen sollte. Er thut es, allein seine Arbeit wird vom ehrbaren Gewerke getadelt, und man weigert sich die bedungene Bezahlung zu erlegen. Der Mahler besinnet sich kurz, sagt: er habe noch etwas an dem Schilde vergessen, und bittet sich dasselbe wieder aus. Jetzt schabt er die beyden goldenen Löwen welche die gekrönte Scheere auf jeder Seite halten, wieder ab, und mahlt statt deren ein Par Ziegenböcke mit Oelfarbe. Ueber diese bringt er mit Wasserfarbe, zur Bedeckung, die goldenen Löwen, wie zuvor, an, giebt sein Schild ab, nimmt Bezahlung, und reiset davon. Als aber nach einiger Zeit, Regen und feuchtes Wetter, die mit Wasserfarben gemahlten Löwen abspühlte, so verwandelten allmählich sich die Löwen in ein Par stattliche Ziegenböcke.

Man könnte hier alle Gewerke, alle Künste und Wissenschaften ohne Ausnahme nennen, und man würde eine unnennbarer Menge von Fällen, und von denen ihnen zugethanen Personen aufführen können, die sich besonderer zu ihrem Fache gehörenden Leichfertigkeiten schuldig machen, und die eben so nahe mit Betrug und Diebstahl, als mit der Verläumdung des Nächsten verwandt sind. Vieles trägt hierzu wahrscheinlich die Noth bey, worein so mancher Gewerksmann, sogleich bey seinem, sey es auch noch so geringem, Etablissement geräth; da die ältern Meister ihm seinen Anfang und sein Fortkommen mißgönnen, ihm alles mögliche in den Weg legen, und ihn daher selbst zu leichtfertigen Betrügereyen reizen. Oft ist aber auch die schlechte, und manches Mahl ganz ausbleibende Bezahlung, von Seiten leichtfertiger Kunden Schuld daran, so daß ein solcher Mann, um sich zu retten, bey wenig

festen

feſten Religionsgrundſätzen, auf ſolche Schalkheiten verfällt.

Leichtflüſſig; leicht in Fluß gerathend. Dieſes iſt ein Adjectivum, welches man bey allen Sachen gebraucht, die leicht ſchmelzen, beſonders aber bedient man ſich deſſen beym Hüttenweſen, bey Erzen und Metallen. Siehe Metall.

Leichtfüßig; iſt ebenfalls ein Adjectivum, und wird theils eigentlich gebraucht, da es alsdann von allen dem geſagt wird, was überhaupt leichte und keine ſchwere Füße hat, es ſey etwas Lebendiges, oder ein lebloſes Ding; theils aber auch figürlich, und hier bedeutet es ſo viel als ſchnell, geſchwinde ſeyn; einen hurtigen Gang habend. Man ſagt daher: der leichtfüßige Haſe, die leichtfüßigen Rehe, u. ſ. w.

Leichtgläubig, d. i. geneigt ſeyn, etwas leicht zu glauben, oder, eine Fertigkeit habend, eine Sache ohne vorhergehende hinlängliche Prüfung, um des bloßen Zeugniſſes eines andern willen, für wahr zu halten. Daher kommt auch:

Leichtgläubigkeit. Dieſe kann man ſchon zu den menſchlichen Fehlern rechnen, die ſich ſowohl auf den Willen, als auf den Verſtand beziehen. Das Weſen der Leichtgläubigkeit beſteht darin, daß jemand eine Sache glaubt, die unwahrſcheinlich und nur möglich iſt; oder daß jemand eine Wahrſcheinlichkeit, die von unterſchiedenem Grade ſeyn kann, und allezeit mit einer Möglichkeit verknüpft iſt, für gewiſſer als ſie in der That iſt, hält, und auf die Möglichkeit nicht ſiehet, welches eine Wirkung des Verſtandes iſt, weil ſie in einer falſchen Beurtheilung der Wahrſcheinlichkeit beſtehet. Sie entſtehet aber theils aus einer Schwachheit des Verſtandes, oder vielmehr der Beurtheilungskraft, da ein Menſch die Umſtände nicht gegen einander zu halten, noch zu unterſcheiden weiß, was wahrſcheinlich, oder unwahrſcheinlich und bloß möglich ſey;

theils aus einer verdorbenen Neigung des unordentlichen Willens, es sey nun dieses eine allzugroße Neugierigkeit, wie in historischen Dingen zu geschehen pflegt; oder die Ungeduld, eine Sache genauer zu erfahren; oder die Eigenliebe, da man dasjenige leicht glaubt, was der Neigung am vorzüglichsten gemäß ist. Es kann zuweilen aber auch seyn, daß die Leichtgläubigkeit mehr aus dem verderbten Willen, als aus der Schwachheit des Verstandes herrühre, indem auch Menschen von nicht geringem Verstande, in gewissen Dingen leichtgläubig sind. Sie ist der Grund mancher unvernünftigen Furcht und Hoffnung, mithin sehr schädlich, weßhalb Epicharmus, ein alter Weltweiser, schon gesagt hat: „Nicht in den Tag hineinglauben, „sind die Glieder und Spannadern der Weisheit“ (*); und Phädrus (**): „Höre alles an, glaube aber nicht „gleich alles.

Die Leichtgläubigkeit ist eine der nächsten Verwandtinnen des Aberglaubens, dessen Tadelhaftes und Strafbares auch vorzüglich darin besteht, allerley nützliche und schädliche Wirkungen von verborgenen Kräften zu erwarten, ohne so wenig in der Religion, als in der vernünftigen Erkenntniß der Natur, Grund und Anweisung dazu zu haben. Von Kindesbeinen an, wird der aufwachsende Mensch, versprächen alle seine Anlagen auch den allerhellsten Kopf, doch häufig schon zum Leicht- und Aberglauben eingeweihet. Aeltern, und alle das Kind umgebende Erwachsene, stekken zum Theil voller Vorurtheile und Unsinn, und in dieser Hinsicht kann mans schon dem Knaben, der kaum einige Worte lallen kann, verzeihen, wenn er den Gukguk, zum ersten Mahl hörend, frägt: wie lange er leben werde? und dann an seinen Fingerchen nachzählt,

(*) *Cicer.* de petitione consulatus, cap. 10.

(**) Lib. 3, Fab. 10, v. 57.

zählt, wie viel Mahl er gerufen, und mit Freuden davon hüpft, wenn er recht viele Mahl gerufen hat.

Wenn nun freylich diese kleine und kindische Idee mit den Jahren verfliegt, so treten tausend andere wieder an deren Stelle, und überspannen die Begriffe des leichtgläubigen Menschen, dem es an Kraft, oder an Willen fehlt, Wahrheit zu suchen. Zwar sind in vielen Provinzen schon die lobenswürdigsten Anstalten zur Bildung der Jugend; aber so löblich die öffentlichen Schulanstalten an vielen Orten auch sind, und die Nachahmung ein Wetzstein des Verstandes wird; so streuet doch oft aller Aufmerksamkeit ohnerachtet, der Straßenjunge schädlichen Samen aus, und gleicht nicht selten einem Reisenden, der aus der Levante die Pest mit sich und seinen Waaren nach Europa bringt. Er steckt andere horchende Schüler mit seinen seltsamen Meinungen an, da der Geist des Menschen von Jugend auf, zu allem, was seltsam, abentheuerlich und wunderbar ist, nur gar zu geneigt zu seyn scheint. Der Vorwitz und die Neugierde, die der Schöpfer zu einem bessern Zwecke in unsere Seele gelegt hat, leiten uns zuweilen von der Natur und Vernunft auf außerordentliche, für uns unbegreifliche Vorstellungen; wir glauben mit kalter Ueberlegung zu forschen, und doch sind wir manches Mahl schon von einer Sache dergestalt eingenommen, und es hat der Wille längst über den Verstand gesiegt, ohne daß wirs uns einmahl selbst bewußt sind, und entrüstet werden, wenn ein anderer uns die Augen öffnen will.

Eine unverzeihliche Leichtgläubigkeit mancher, schon angesehener Personen ist oft die geheime Ursache von dem Untergange des Ruhmes und guten Nahmens des sonst geschicktesten und gewissenhaftesten Arztes. Durch die Schwatzhaftigkeit dummer, abergläubiger Weiber gereizt, wird ein sonst guter Mann mißtrauisch auf den Willen und die Einsichten seines

verschrien Arztes. Man sendet lieber den Kranken zu einem Quacksalber, Scharfrichter, oder zu einem Gesundbeter, als zu einem gewissenhaften Arzte

franzöſiſcher Mechanikus beynahe das Unglück haben können, als Zauberer in die Hände der Inquiſition zu fallen. Er verfertigte eine redende Puppe; aber, er mußte auch die Inquiſition von ihrem Mechanismus augenſcheinlich überführen, worauf man ihn frey ließ, und ihm ein eignes Certificat ertheilte, worin bekräftiget wurde, ſein unbegreifliches Kunſtſtück gehe wirklich ohne Zauberey zu (*).

Eben aus der menſchlichen Leichtgläubigkeit entſtand auch die berüchtigte Geſchichte, die in Pohlen vor einigen Jahren ſich ereignete; und ſie iſt ein demüthigender Beweis, wie weit der Verſtand und das Gefühl der Menſchen unter dem Joche des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit zum Nachtheil — zum höchſten Unglück des Nächſten oft hinabſinken kann (**).

In Pomerellen liegt unter der Jurisdiction des Landvogteygerichts zu Koniz, oder Choiniz, das Dorf Orſowo, deſſen Einwohner, außer einigen Bauern, Edelleute ſind, die ſich vom Ackerbaue nähren. Einer von dieſen, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer, Matthias Kapka, ein Gärtnerhaus vermiethet, wodurch die Familien von beyden in einen nähern Umgang gekommen waren. Unter Leuten von ſo eingeſchränkten Begriffen, bey denen folglich auch jede Begierde äußerſt heftig iſt, kann es nicht leicht an Gelegenheit zu Zänkereyen fehlen, welche oft unerheblich genug ſind; allein eben deswegen mit vieler Bitterkeit von beyden Seiten geführet werden. Auch hier war dies der Fall. Die Frau des Edelmanns merkte an, daß ſich allerley kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthſchaft zutrugen, ſeit die Kapka in ihrem Hauſe wohnte; und manche derſelben mochten gerade nach einem vorgefallenen Zwiſte unter ihnen

(*) Stuttgart. privil. Zeitungen, 1783, 150ſtes St.

(**) Leſebuch für alle Stände, zur Beförderung edler Grundſätze, ächten Geſchmacks, und nützlicher Kenntniſſe, von Joh. Friedr. Zöllner, Prediger in Berlin, Berlin, 1781, Th. 3.

nen beyden ſich ereignet haben. Dadurch gerieth ſie auf den Argwohn, daß jene eine Hexe ſey, und ſich durch Zaubereyen zu rächen wiſſe. Folgender Zufall beſtärkte ſie in ihrer Meinung, und wurde die Veranlaſſung zu einer höchſt tragiſchen Geſchichte.

Agnes, die Tochter des Zabinsky, wurde unter vielen Schmerzen an dem rechten Knie und Schenkel lahm. Der Arzt verſicherte zwar, daß dies bloß eine Folge von einer gichtiſchen Materie ſey, die ſich an dieſen Theilen abgeſetzt habe; allein die Mutter war davon nicht zu überzeugen; ſie behauptete, es ſey eine unnatürliche Krankheit, die keinen andern Grund als die Zauberey der Kapka haben könnte, zumahl da kurz vorher zwiſchen ihr und dem Fräulein Agnes Zwiſtigkeiten vorgefallen ſeyn ſollten. Was bedurfte es mehrerer Beweiſe für ihren Argwohn? Sie nahm daher auch weiter keinen Anſtand, die Bauerfrau im ganzen Dorfe für eine offenbare Hexe zu erklären. Bey dieſer Rache ließ ſie es indeſſen nicht bewenden, ſondern zeigte den ganzen Vorfall, ſammt allen ihren Vermuthungen und Schlüſſen, dem Dorfſchulzen Albrecht von Kowalewsky an, und verlangte von ihm, daß er das ganze Dorf zuſammen berufen, und in Gegenwart deſſelben an der Kapka die Waſſerprobe ſollte machen laſſen. Der Schulze weigerte ſich anfänglich, ihrem Geſuche Genüge zu thun, und damit er ſie los würde, wandte er ein, daß man dazu wärmere Witterung abwarten müſſe. Als aber am 13ten März 1779 ein gelinder Tag einfiel, wiederholte ſie ihre Vorſtellungen ſo dringend, daß der Schulze ſeine Einwilligung gab.

Sogleich veranſtaltete die von Zabinsky, daß die ſogenannte Schulzenkeule, als das Zeichen einer angeſetzten Dorfverſammlung, im Orte umher geſchickt wurde; und gegen Mittag waren bereits die meiſten Einwohner beym Schulzen verſammlet. Nach einer kurzen Erzählung des Falles, und einer noch kürzern Ueberlegung, was zu thun ſey, wurde Andreas von Zabinsky nebſt ſeinem Sohne Franz und etlichen Bauern, nach dem Hauſe, worin die Kapka wohnte, förmlich abgeſchickt, um ſie vor die Verſammlung zu ſtellen, und durch die Waſſerprobe auszumitteln, ob ſie wirklich eine Hexe ſey oder nicht. Die erſchrockene Frau wurde fortge-

ſchleppt,

ſchleppt, und nach einem Dümpel (Teiche) geführt, welcher ohngefähr tauſend Schritte vom Dorfe liegt, etwa 200 Schritte im Umkreiſe, und 20 Schritte in der Breite hat, aber nahe am Ufer ſchon über Mannslänge tief iſt.

Hier zog ſich die Unglückliche auf Verlangen der beyden Zabinsky bis aufs Hemde gutwillig aus; jedoch legte ſie das ſogenannte Skapulier nicht ab, welches aber ihre Anklägerinn ihr abriß, indem ſie ſagte: Du Hexe! biſt nicht mehr werth, das Bildniß der Mutter Gottes zu tragen! Eben dieſe beſprengte darauf den Dümpel mit Weihwaſſer, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füße kreuzweiſe mit Stricken von Stroh zuſammen (*). Der Schulze ließ ſie hierauf auf ein drey Ellen langes, und eine Elle breites Brett ſetzen; an dies Brett befeſtigte Franz von Zabinsky einen langen Strick, warf ihn ſeinem am entgegengeſetzten Ufer ſtehenden Vater zu, und dieſer zog ſodann das Brett mit der Kapka ins Waſſer. Sie fiel gleich am Ufer vom Brette ins Waſſer, die Strohſtricke löſeten, da ſie naß wurden, ſich auf, und ſo kam ſie, frey von ihren Banden, wieder glücklich ans Land. Nachdem dieſer ſchlecht abgelaufene Verſuch die Edelleute nicht zufrieden ſtellte, ſo wiederholten ſie denſelben, der ſich wieder damit endigte, daß die Frau, wie das erſte Mahl, ans Land ſchwamm. Die meiſten Anweſenden machten ſich nun auf den Rückweg nach dem Dorfe; denn, daß ſie nicht unterſank, dünkte ſie ein hinlänglicher Beweis, daß die im Waſſer geprüfte eine wirkliche Hexe ſey.

Der Mann, der mit ihr 21 Jahre in einer zufriedenen Ehe lebte, war bis jetzt ein müßiger Zuſchauer des ganzen Auftrittes geweſen, weil er ſich der Gewalt nicht widerſetzen konnte, auch im Dorfe keinen Freund fand, der ihm beygeſtanden hätte. Da er aber nun ſahe, daß man ſeine Frau für ſchuldig erklärte, ſo ging ihm das ſehr nahe, und er kannte kein anderes Mittel, ihre Unſchuld, von der er ſich ſelbſt zur Genüge überzeugt hielt, zu beweiſen, als die Wiederholung der Probe, an deren Zuverläſſigkeit er im mindeſten nicht zweifelte. In dieſer Meinung

(*) Von den Hexenproceſſen, kann man in der Encyklopädie, Th. XXIII, S. 508, fgg. und beſonders in eben dem Theile die Figur 1312 nachſehen.

lief er dem zurückgegangenen Haufen nach, und forderte ſie ſämmtlich, beſonders die Zabinskyſche Familie, auf, die angefangene Prüfung ſeiner Frau völlig zu Ende zu bringen, ſie beſſer zu binden, ſie mitten auf den Dümpel zu ziehen, und ſie ſodann ins Waſſer zu werfen. Jene kehrten wieder um, und banden die arme Frau mit hänfenen Stricken kreuzweiſe zuſammen, die beyden Zabinsky nahmen ſie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Dümpel, und ſtießen ſie ſo weit vom Ufer, als ſie konnten. Die nun zum dritten Mahle der Probe unterworfene bejammernswürdige Frau, ſchwamm eine geraume Zeit auf dem Bauche im Waſſer umher, bis ſie endlich vermittelſt eines an ihr befeſtigten Strickes wieder herausgezogen, und losgebunden wurde. Ihre Kräfte waren erſchöpft; allein das grauſame Verfahren ihrer Feinde hatte ſie in eine Art von Wuth verſetzt, ſo, daß ſie nach einer kurzen Ruhe freywillig ins Waſſer ſprang, und erſt, nachdem ſie wohl eine Viertelſtunde umher geſchwommen war, wieder ans Ufer kam.

Hierdurch hielten ſich nun die anweſenden Edelleute völlig überzeugt, daß ſie eine Hexe ſey, und glaubten ſich deswegen zu einer jeden Grauſamkeit gegen ſie berechtiget. Faſt alle, vornehmlich die Zabinskyſche Familie, ſchlugen ſie mit großen Stricken und Ruthen, ohne Vorſicht, wohin ſie trafen, und verlangten, daß ſie die Agnes entzaubern ſollte. Nachdem ſie ſie, ihrer Meinung nach, genug gemartert hatten, vereinigten ſie ſich ſämmtlich dahin, daß ſolche Hexe nicht wieder ins Dorf zurück kommen dürfte.

Die gemißhandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unſchuld zu betheuern, und um Erbarmen zu flehen. Sie bat nur, man möchte ſie aufrichten und auf die Füße bringen; auch das wurde ihr verſagt. Einer von den Edelleuten nahm durch ihr Bitten ſogar Gelegenheit, ſie noch einmahl mit einem Stocke, ſo lange bis er ſprang, zu ſchlagen, und ſie dann mit dem in der Hand behaltenen Stück ins Geſicht zu ſtoßen, wobey er ihr ſagte: Steh auf, Beſtie! und ziehe dich an! — —

— — Müde, einem Schauſpiele zuzuſehen, welches ihnen wahrſcheinlich nicht mehr Abwechſelung genug hätte, gingen die Verſammelten nun in das Dorf zurück, und ließen die mit Blut bedeckte, dem Tode nahe gebrachte Frau,

Frau, ohne alle Hülfe unter freyem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beyden Töchter, die eine von 14, die andre von 11 Jahren, welche sich so lange vor der Menge gefürchtet hatten; durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, griffen sie ihr unter die Arme, und führten sie bis an die äußersten Zäune des Dorfes, wo sie vor zu großer Schwachheit liegen blieb, ohne daß sich weiter jemand um sie bekümmert hätte.

Gegen Abend wurde von sämmtlichen Edelleuten des Dorfes beschlossen, sie über die Gränze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die von allen verlassene Frau darauf, und fuhr in einer zahlreichen Begleitung mit ihr hinweg. Unterweges gab er ihr immer noch die empfindlichsten Peitschenhiebe, und seine Mutter schrie ununterbrochen, sie sollte die Agnes entzaubern. Sie waren bereits ziemlich weit mit ihr gefahren, als das Brett des Wagens, worauf sie lag, brach, und mit demselben sie selbst auf die Erde fiel. Sie weinte heftig, und bat aufs flehentlichste, sie nicht so hülflos, ohne Kleider, vor Kälte erstarrt, mit Wunden und Striemen bedeckt, auf freyem Felde liegen zu lassen. Allein, alle Anwesende blieben fühllos, und gingen nach dem Dorfe zurück.

Während dieser Zeit hatte ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen verlassen, zu Hause allerley Ueberlegungen gepflogen. Die angestellte Wasserprobe hatte ihn in der Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau wankend gemacht; vornehmlich trug dazu viel das übereinstimmende Urtheil der Edelleute und des Schulzen bey, denen er doch zutrauete, daß sie die Sache verstehen müßten. Er fing an, sich vor ihr als einer Hexe zu fürchten, und getrauete sich wenigstens nicht, ihr zu Hülfe zu kommen, da er sahe, wie allgemein der Haß und die Wuth gegen sie war. Als er sich aber dagegen vorstellte, daß die treue Genossinn seines Hauses, mit welcher er eine lange Reihe von Jahren hindurch so zufrieden gelebt hatte, in einem so äußerst elenden Zustande, vielleicht noch immerfort den Mißhandlungen ihrer Peiniger ausgesetzt wäre: so überwand Mitleid, Erbarmen und Zuneigung jede andre Regung seines Gefühls. Er nahm so viele Kleider, als er für nöthig hielt, mit sich, und ging dem übrigen Haufen nach. Diesen fand er

ſchen auf dem Rückwege; er vermied es, von ihnen bemerkt zu werden, und fand bald darauf ſeine Frau auf dem Wege, außer Stande zu ſprechen. Sie röchelte blos noch, und aus der Naſe und dem Munde floß häufiges Blut. Alle Mühe, die er ſich gab, ſie aufzurichten und anzukleiden, war vergebens; ſie rang bereits mit dem Tode. In einer Art von Verzweiflung ging er nach Hauſe, nachdem er ſie mit Kleidern bedeckt hatte, und nach anderthalb Stunden kam er wieder, und fand ſie todt. Auf dieſe ſo traurige als grauſame Art mußte die bedauernswürdige Frau, die nach der Ausſage aller übrigen Zeugen, jederzeit ein ſtilles und ehrbares Leben geführt hatte, und die blos durch Zufälle, und durch die boshafte Bosheit der Zabinskyſchen Familie, in den Verdacht der Zauberey gekommen war, ihr Leben beſchließen, nachdem ſie unausſprechliche Martern erduldet hatte. Ihr hinterbliebener Mann war von Schmerz ganz außer ſich. Er lief zum Pfarrer zu Wiehle, um ihm den Vorfall anzuzeigen, und ſich Beruhigung und Troſt zu ſuchen. Dieſer gab dem Landvogteygerichte zu Konitz davon Nachricht, das ſogleich die Verbrecher der Unterſuchung unterwarf.

Die von Zabinska hatte Gelegenheit gefunden zu entfliehen, und damit der Strafe, die ihrer Bosheit gebührete, zu entgehen. Es ſind indeſſen die nöthigen Maßregeln genommen worden, ihrer wiederum habhaft zu werden. Das hieſige Cammergericht verurtheilte die Mitſchuldigen des Mordes auf 4, 3, und 2 Jahre. Der hohe Grad von Einfalt, der Aberglaube, die Rohheit der Sitten, und tief eingewurzelte Vorurtheile, ſammt dem Mangel der Ueberlegung, welche allenthalben in der ganzen Geſchichte hervorleuchten, bewogen billig die Richter zu einer ſolchen Milderung der Strafe.

Ich habe im Vorhergehenden des Profeſſors der Aſtrologie zu Gratham, Robert Andrews gedacht, und gezeigt, wie derſelbe die Leichtgläubigkeit des Volkes zu ſeinem Vortheile gebrauchet. Wir haben hingegen aber auch wieder alte und neue Beyſpiele, wo Männer, ſonſt von großen Einſichten und Verdienſten, ſich durch ihre Leichtgläubigkeit ſelbſt

ge-

geſchadet haben. Beſonders trifft ſolches bey dem noch nicht ganz auf der Welt getödteten Wahne des Nativitätſtellens ein, wovon bisher noch ſo mancher ſonſt würdige und auch vernünftige Menſch angeſteckt iſt. Die Begierde, das Zukünftige zu wiſſen, die uns ſo leichtgläubig, und oft gar abergläubig, macht, iſt nichts anders, als ein geheimes Bewußtſeyn, daß das Künftige für uns gehöre, oder, daß wir eine unſterbliche Seele haben. Wir fühlen uns zur ewigen Dauer ausgerüſtet, und dies Gefühl macht uns geneigt, uns mit der Zukunft bekannt zu machen. So lange ein Menſch ſich nicht mit Weisheit unterſucht, und ſich bloß mit dem Zuſtande dunkler und ſinnlicher Vorſtellungen begnügen läßt, wird er alles Vermögen ſeiner Seele unrecht anwenden, und folglich auch das Bewußtſeyn ſeiner geiſtigen Natur der Unſterblichkeit zu thörigter und abergläubiger Erforſchung künftiger Dinge gebrauchen, und ohne Grund jetzt voll Hoffnung, und dann voll Furcht ſeine Tage unruhig zubringen. Ein Weiſer kann ohne ſolche Phantaſteyen ziemlich hell ins Künftige blicken, und es wird ihm ſelten fehlen, wenn er das Sprichwort verſteht, daß jeder ſeines eignen Glücks Schmidt iſt. Ja durch Vernunft und Offenbarung können wir auch Blicke in die Ewigkeit thun, und in eine andere Welt hinein ſehen, auch unſers Schickſals in derſelben verſichert werden. Gott hat uns aber durchaus dasjenige, was er künftig in dieſer Welt über uns verhängen will, verborgen. Es iſt der ausdrückliche Befehl Chriſti, und andere wichtige Gründe erfordern es, wegen der künftigen Begebenheiten hienieden ganz unbeſorgt zu ſeyn, ohngeachtet dadurch eine kluge Vorſicht und Vorbereitung auf alle Zufälle nicht ausgeſchloſſen wird.

Die menſchliche Begierde, große Kenntniſſe zu beſitzen, oder doch dergleichen Schein zu haben, hat

ſchon

Der ganze Orient, hernach aber auch der ganze Occident, und endlich ſogar die ganze bekannte Welt, war bald voll von dieſer Lehre. Da man beſtändig nach irdiſchen Vorſtellungen, und menſchlichen Begriffen dachte und handelte, ſo mußte man beyden großen Weſen einen beſondern Aufenthalt und Hofſtaat anweiſen. Das gute Principium wurde in dieſer Hinſicht in den Himmel, den man über ſich dachte, und das Böſe in die Hölle unter der Erde verſetzt. Jedes Princip hatte ſeine beſondere Hofhaltung, woher die Götter die Halbgötter, die Teufel, die Dämonen und Geiſter aller Art, und von allerley Rang, und Würden, entſtanden.

Dieſe Lehre würde aber noch ſehr unfruchtbar geweſen ſeyn, wofern man nicht eine gerade unmittelbare und beſondere Verbindung zwiſchen dem hölliſchen Hofe und den Menſchen, die auf Erden wohnen, zugleich angenommen hätte. Da nun aber kein Sterblicher dieſen Zuſammenhang vermittelſt ſeiner eigenen Sinne gewahr werden konnte; ſo machte man daraus eine geheime Wiſſenſchaft, welche gleichſam, als von Rechts wegen, unter den Händen der Prieſter, der Prieſterinnen, der Magier, der Wahrſager, der Auguren, der Haruspicer, der Opferprieſter, und derer bey den Orakeln, der Einſiedler, der falſchen Propheten, und anderer ſolcher Leute, bis zu der Ankunft Chriſti ungeſtört blieb, außer daß Moſes, und nach ihm verſchiedene Propheten, ſchon manches niederriſſen. Die reine Theologie, welche Chriſtus lehrete, und das große Licht, welches er überhaupt in allen Theilen der Religion und Vernunftlehre verbreitete, zerſtreuete einen großen Theil dieſer Finſterniſſe. Wie ſchwer es aber hält, den Samen des Aberglaubens aus den Gemüthern der Menſchen mit der Wurzel auszurotten, wenn man ihnen auch die Wahrheit auf die alleveinleuchtendſte Weiſe vorhält, zumahl,

wenn ſolcher Irthum ſchon faſt vom Anfange der Welt her, geglaubt worden iſt, beweiſen noch manche Thaten und Grundſätze des Volks, aus den letzten Jahrhunderten, wovon ich in dieſem Artikel verſchiedene Beyſpiele anführen werde. Denn es blieben noch ſtets Trümmer von dieſem heidniſchen Aberglauben genug übrig, welche von Enthuſiaſten und Betrügern zu förmlichen Künſten und Wiſſenſchaften gemacht wurden, woran oft die Ruhe und das Glück des leichtgläubigen, unvernünftigen Volks, ohne Rettung ſcheiterte.

Von den Ueberbleibſeln dieſer unſtatthaften Künſte will ich einige anführen, und ihre Ungereimtheit zeigen, weil der Inhalt und Zweck dieſes Artikels mir vorzügliche Veranlaſſung dazu giebt, und es verdient alſo hier die Aſtrologie zuerſt genannt zu werden. Sie iſt, wenn man ſie Wiſſenſchaft nennen kann, eine bloße Muthmaßungswiſſenſchaft, welche von den Wirkungen und Einflüſſen der Geſtirne urtheilen, und aus der Stellung der Planeten, ſo wie aus ihren verſchiedenen Aſpecten, zukünftige Begebenheiten vorher ſagen lehrt. Sie wird in zwey Theile getheilt, nähmlich in die natürliche Aſtrologie, oder Meteorologie, welche ſich mit dem Vorherſagen natürlicher Wirkungen, als des Regens oder ſchönen Wetters, der Winde, der Hagelwetter, des Schnees, des Froſtes, der Stürme, u. ſ. w. beſchäftigt. Hierin beſteht ein Theil von der Kunſt mancher Kalendermacher. — aber aus der bloßen Gegeneinanderhaltung der Prophezeihungen dieſer Kalender mit dem täglich ſich einſtellenden Wetter, kann ein jeder vernünftiger Menſch leicht abtheilen, ob dieſe Kunſt Glauben verdiene, oder nicht. — Würden aber Männer, die wahre Begriffe von unſerm Dunſtkreiſe haben, und von den ſich bewegenden Elementen, die uns umgeben, ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, Tag und Nacht auf alle Erſchei-

nun-

nungen im Dunſtkreiſe zu achten, Thermometer und Barometer ſtets bey der Hand zu haben, und alle Thiere, auf die beſonders die Veränderung des Wetters einen ſichtbaren Einfluß hat, eben ſo genau zu beobachten, ſo wäre es möglich, daß ſolche einige zuverläſſige Prophezeiungen von kommenden Wetterveränderungen, auf allenfalls drey Tage im voraus liefern könnten (*). Keinesweges aber iſts möglich, ſchon ein Jahr voraus etwas zu beſtimmen, da die ſo ſehr entfernten Sterne keinen unmittelbaren Einfluß auf unſere Erde haben können, wie man es ſchon längſt erwieſen. Der andere Theil heißt die Aſtrologia judiciaria, oder bloß die Judiciaria, eine vermeinte Wiſſenſchaft, welche tauſend Mahl ungegründeter, verwegener und ſchlimmer iſt, als die erſtere; indem ſie anfänglich die erhabne Kunſt der Träumer war, und zuletzt die Kunſt der Beutelſchneider geworden iſt. Ein gewöhnliches Schickſal aller chimäriſchen Wiſſenſchaften! — Dieſe lehrt allerhand politiſche Begebenheiten auf der Welt, und in der menſchlichen Geſellſchaft, ebenfalls durch Beſchauung der Sterne, Geſtirne und Planeten, und ihrer verſchiedenen Conſtellationen, vorherſagen.

Als einen Theil dieſer letzten kann man auch vielleicht die Cabbala anführen, welche ſich auch mit der Kenntniß verborgener Dinge, und der Influenzen derſelben auf unſern Körper beſchäftigt. Eigentlich heißt Cab-

(*) Ich möchte mich wohl erdreiſten, zu behaupten: Wenn ein Mann in einer ſo großen Stadt, wie z. B. unſer Berlin iſt, mit allem Ernſt ſich auf dieſes Fach legte, und wöchentlich zwey Mahl kurze gedruckte Anzeigen vom kommenden Wetter, die ſich auf oben bemerkte Art begründeten, herausgäbe, daß er ſich gewiß dabey ſehr gut ſtehen würde. Denn dieſe Blätter würden zuverläſſig faſt in allen Häuſern gehalten werden, um ſich in Abſicht der Wäſche, des Luſtwandelns, und tauſend anderer Sachen, darnach zu richten. Die ſonſtigen Veranſtaltungen hierzu ließen ſich gar bald treffen. Im Art. Wetter ein Mehreres hiervon.

Cabbala die mündliche Tradition, oder die Lehre, welche die Juden neben der schriftlichen Offenbarung, mündlich von ihren Vätern bekommen haben wollten. Sie ist theils die reine, theils die unreine oder geheime Cabbala. Hier ist von der letztern die Rede, welche durch geheime Nahmen der Engel, oder durch Versetzung gewisser Buchstaben in Stellen der Schrift, oder wohl gar durch einen Mißbrauch des Nahmens Jehovah, übernatürliche Wirkungen hervorzubringen lehrte. Die Secte der Essener übte diese Kunst aus, und heilte durch solche Mittel Krankheiten, wozu man sich gewisser Zauberformeln, aufgeschriebener Sprüche der Schrift, barbarischer Wörter, die aus Anfangsbuchstaben der Engelnahmen zusammengesetzt waren, bediente. Josephus will (2 B. vom jüdischen Kriege, Cap. 8, §. 2 bis 14,) davon nichts wissen, daß die Cabbala der Alten sich mit den Gestirnen beschäftiget habe; und in dieser Hinsicht kann man unter den vorhergenannten verborgenen Dingen wohl eigentlich nur Geister verstehen, wohin auch Paulus (Coloss. 2, 18,) zu zielen scheint.

Die Gelehrten sind noch hin und wieder in ihren Meinungen von der Astrologie nicht ganz einig, und weil das ganze Werk auf den Einfluß der Gestirne in die Körper auf Erden ankommen soll, so läugnen einige denselben, und verwerfen hiermit die ganze Kunst. Andere geben den Einfluß zwar zu, aber auf ungleiche Art, und halten dafür, es müssen bey solchem Einflusse zwey Umstände erwogen werden: ein Mahl, wie weit sich derselbe erstreckt? und zweytens, wie weit wirs in unserer Erkenntniß davon bringen können? Hier giebts nun Leute, die in beyden Stücken die Sache äußerst übertreiben, so wie wiederum andere die Mittelstraße zu wählen suchen. Was die erstern betrifft, so bilden diese sich einen solchen Einfluß der Gestirne ein, der nicht allein bey den natürlichen Körpern auf

Er-

der Erde allerley Veränderungen in Anſehung des Wetters, der Geſundheit und Krankheit des menſchlichen Leibes verurſache; ſondern ſich auch auf die menſchlichen Verrichtungen, und künftige Begebenheiten des Glücks und Unglücks bey den Menſchen erſtrecke; und hier hat man nicht allein die Schickſale einzelner Menſchen, ſondern auch ganzer Reiche von der Beſchaffenheit und Kraft der Geſtirne hergeleitet (*).

Iſt einem Irthume erſt die Thüre geöffnet, dann ſchleichen auch bald mehrere nach, und man kam daher in dieſer vermeinten Kunſt von einer Poſſe auf die andere. Sogar die Beſchaffenheit und Schickſale der Religionen wollte man auch noch von den Geſtirnen herleiten, und was ſonſt dergleichen mehr iſt. Diejenigen aber, welche noch vernünftiger ſeyn wollen, aber die Sache nicht zu läugnen wagten, blieben in der Mittelſtraße. Das heißt: ſie läugnen zwar nicht, daß die Geſtirne in die Körper auf Erden einen Einfluß haben, und daß daher die Veränderungen des Wetters, die Geſundheit und Krankheit der menſchlichen Körper mit herrühren; — räumen aber nicht ein, daß dieſer Einfluß ſo ſtark ſey, daß auch die Seele, die freyen Handlungen des Menſchen, dasjenige, was ſonſt von ohngefähr geſchieht, denſelben unterworfen ſeyn. — Wenn dieſe Leute aber nähere Kenntniſſe vom menſchlichen Körper hätten, und wie genau er mit ſeiner Seele verbunden wäre, ſo daß dasjenige, was den Körper als ein Leiden betrifft, allemahl auch Einfluß auf die Seele, und alſo auch auf ihre Wirkungen hat — ſo würden ſie vielleicht anders denken, oder reden; denn auf dieſe Weiſe hätten doch noch immer die Geſtirne einen mittelbaren Einfluß

(*) *Joh. Fried. Mayer* in diſſ. Utrum facta mundi, regnorum et urbium dependeant ab aſtris?

fluß auf die Seele — und alle ihre Ausreden ſind bloße Logomachien. Im Artikel Sterndeutung ſoll ein Weiteres hiervon abgehandelt werden, und ich will mich bemühen, daſelbſt die Kunſtgriffe der Sterndeuter, womit ſie den leichtgläubigen Menſchen bethören, weitläuftiger auseinander zu ſetzen und aufzudecken. Schriftſteller, welche ſchon längſt den Ungrund dieſer elenden Kunſt erwieſen haben, ſind unter andern folgende:

Hieronymus Savanarola, adverſus aſtrologiam divinatricem.
Joh. Picus Mirandulanus, lib. XII. adverſus aſtrologos.
Gerhard Joh. Voſſius, de orig. et progreſſ. idolatr. lib. 2, cap. 48.
Gaſſendus, lib. 6, phyſic. ſect. 2.
Bordelan, de l'aſtrologie judiciaire.
Buddeus, in theſib. de atheism. et ſuperſtitione, cap. 9 §. 4. und ſelectis jur. nat. et gent. pag. 315.
Joh. Chriſt. Sturm, in ſeinen praelectionibus academicis, die Algower nach ſeinem Tode herausgegeben.
Andala, in exercitationib. academicis in philoſophiam primam et naturalem, part. III. exercit. 21, p. 408.
Bayle, in dictionaire hiſtorique et critique, in dem Artikel Stoſter, tom. 3, p. 2798.

Zur Geſchichte, wie die Aſtrologie aufgekommen, geſtiegen, und was ſie ſonſt für Schickſale gehabt, dient

Voſſius, de ſcientiis mathematicis, und
Böcler, in bibliogr. crit. cap. 35, p. 554 3. wie auch
Leonhard Chriſtoph Sturm, de natur. et conſtitut. mathef. pag. 364.

Das Nativitätſtellen, die Nativität oder Horoskopia, welche die Sterndeuter ſtellen, gründet ſich auf die Figur, oder das himmliſche Thema, das die zwölf Häuſer enthält, worin man den Stand des Himmels und der Geſtirne in einem gewiſſen Augenblicke der Geburt eines Menſchen bezeichnet, um daraus Prophezeiungen über ſein Leben oder ſein Glück zu machen. Kurz, es iſt die Stellung der Sterne und Planeten in dem Punete der Geburt einer Perſon.

Da

Da ſich aber zwiſchen ſolchen Conſtellationen und den Menſchen weder ein ſinnliches noch mögliches Verhältniß finden kann; ſo ſind auch alle die Principien, die man bey den Prophezeiungen, welche man daraus zieht, zum Grunde gelegt hat, willkührlich, falſch, chimäriſch, ungereimt und ſtrafbar. In dem erſten Viertel dieſes Jahrhunderts erloſch das allgemeine Vertrauen zur Nativität ſchon ziemlich, allein noch jetzt finden ſich immer Spuren dieſes Aberglaubens unter Männern und Weibern, die keine vernünftige Erziehung in ihrer Jugend gehabt haben, und folglich nicht vernünftig geworden ſind. Sie kaufen ſich die von Beutelſchneidern noch immer verfertigten Nativitätsbücher, die in den Städten zum Theil, und am häufigſten auf dem Lande, von Leuten ausgeboten werden, die mit Honigkuchen, Schneeberger Toback, und dergleichen herumlaufen, welche die mehreſte Zeit auch Traumbücher daneben haben, und richten nun ihre ganze Wohlfahrt, ihr Hoffen, Harren, Thun und Laſſen darnach ein, und werden bis an ihrem letzten Lebensaugenblick dadurch betrogen.

Die eitle und gefährliche Kunſt der Auguren, bey den alten Römern, beſtand in der Beobachtung des Fluges, des Geſchreyes und des Freſſens der Vögel — beſonders der geheiligten Vögel. Ich habe im Art. Leichenhuhn von dem Aberglauben des Volks dargethan, in wiefern dieſer Vogel den Tod eines Menſchen anzeigen ſolle. Unter den wahrſcheinlichen Urſachen, warum noch jetzt das Volk ſolches glaubt, oder woher dieſer Aberglaube entſtanden, möchte vielleicht auch die alte ehemahlige Lehre der Auguren zu rechnen ſeyn, die vermuthlich auch den Grund zu den übrigen noch jetzt im Schwange gehenden Ungereimtheiten dieſer Art gelegt haben mag. Die eben ſo betrügliche ehemahlige Kunſt der Haruſpicer, welche in der Beſchauung der Eingeweide und Gedärme der Thiere, beſonders

der Opferthiere, beſtand, um groſſe Begebenheiten, das Schickſal der ganzen Republik, den guten oder ſchlechten Ausgang dieſer oder jener Sache, vorher zu ſagen, kann hiermit verbunden werden. Es ſind aber nicht überall die Ueberbleibſel hiervon zerſtreut, ſondern dieſe finden ſich hier und dort ins geheim nur noch bey Schwärmern oder Betrügern.

Die Aëromantie, iſt die Kunſt, aus der Luft zu wahrſagen. Würde ſie ſich in ſolcher Hinſicht auf die Beſtimmung des Wetters beziehen, ſo wäre ſie zu loben; allein, in ſo fern ſie ſich auf den Menſchen und deſſen Schickſale beziehen ſoll, iſt ſie von der Vernunft und dem Chriſtenthume zu verwerfen, weil ſie eben ſo falſch als ungereimt befunden wird.

Die Pyromantie, iſt das Vorherwiſſen zukünftiger Dinge, welches man aus der Beobachtung der Flammen ſchöpft, indem man entweder bemerkt, wohin ſich dieſelbe wendet; oder, indem man etwas Verbrennliches, oder eine mit Urin angefüllte Blaſe, oder ſonſt etwas anderes hineinwirft, woraus man glaubt, eine Vorbedeutung ziehen zu können. Ich glaube faſt mit Sicherheit muthmaßen zu können, daß das ſogenannte Johannisfeuer, deſſen ſchon in der Encyklopädie, Th. XXX, S. 605 fgg., gedacht worden, welches man hin und wieder in deutſchen Provinzen noch antrifft, und worüber in den Schleſiſchen Provinzialblättern, Decemb. 1791, S. 532 fgg, die Frage: wie ſind in Schleſien die Johannisfeuer entſtanden? beantwortet wird, noch ein Ueberbleibſel der ehemahligen heidniſchen Pyromantie ſey.

Die Hydromantie, iſt ein Vorherſagen des Zukünftigen mit Hülfe des Waſſers. Die Perſer erfanden dieſe Kunſt nach dem Berichte des Varro, und hernach haben ſich Pythagoras und Numa Pompilius ihrer bedient. Der gemeine Mann zu unſern Zeiten, oder wenigſtens diejenigen, welche nicht viel wei-

weiter denken, bedienen ſich zu gewiſſen Jahrszeiten, und beſonders in der Chriſtnacht, noch verſchiedener abergläubiger Mittel, um mit Hülfe des Waſſers ihr künftiges Schickſal zu erfahren; wohin das Schauen in den Brunnen, und das Gießen des Bleyes in eine Schale mit Waſſer zu rechnen iſt, und vermuthlich noch hiervon abſtammet.

Die Geomantie oder Punctierkunſt, iſt ein Vorherſagen künftiger Dinge, welches vermittelſt gewiſſer Spalten oder Riſſe geſchieht, die man in die Erde macht. Ein Gleiches thut man auch mit kleinen Puncten, die man aufs Ohngefähr hin auf Papier u. dgl. zeichnet, und aus den Figuren, die man hernach durch das Ohngefähr an den Enden der Linien findet, urtheilt man von der Zukunft. Eben dieſe Bewandtniß hat es auch mit der lächerlichen Grille, wenn man die Zukunft aus der Beſchauung der Figuren, welche der Kaffeſatz in einem Schälchen zurückläßt, aus den Kartenſpielen, und tauſenderley ſolcher Poſſen vorher ſagen, und dieſen betrüglichen Prophezeiungen nur den mindeſten Glauben beymeſſen will. Auf dieſe Art betrügen noch häufig leichtgläubige Menſchen ſich ſelbſt — und Betrüger andere ihrer Nebenmenſchen, zu welchem Zwecke man auch noch die ſogenannten Punctierbücher findet, welche verdienten, ſo viel möglich, gänzlich ausgerottet zu werden. Ich weiß, daß verſchiedentlich noch hin und wieder ſich Weiber finden, die nebſt mehrerem zweydeutigem Gewerbe, auch dieſes treiben, ſich für jede Prophezeiung und den Kaffe beſonders bezahlen laſſen, und dadurch am häufigſten den Domeſtiken, welche ſie an ſich zu ziehen ſuchen, für ihre Wahrſagereyen das Geld abnehmen; wodurch ſolche leicht zur Untreue gegen ihre Herrſchaft bewogen werden können.

Die Chiromantie, iſt eine Kunſt, welche durch die Beſchauung der Hand, nicht allein die Neigun-

„Herr Harsdörfer (*) ein sonderlich Exempel an einem „Ort also anführet: Ein ehrlicher und frommer Mahler, „Nahmens Oswald Stimmer, pflegte den bösen Geist „abscheulich und häßlicher als sonsten, zu mahlen. Des„wegen erscheinet er ihm in menschlicher Gestalt, und be„dräuet ihm, daß er ihn nicht verstellen, und anders als „sonsten, mahlen sollte, wenn er nicht wieder alles Uebel „von ihm erwarten wollte; im wiedrigen Falle aber wollte „er sein Freund seyn. Der Mahler erstaunte erstlich über „dieser unerwarteten Botschaft, betete, und versicherte „sich, er wäre ein Kind Gottes, mit welchem der Teufel „nichts zu schaffen hätte; gedachte auch nicht, ihm zu Ge„fallen zu seyn, wohl wissend, daß er sonder göttliches „Verhängniß ihm kein Haar würde krümmen können; „unterließ deswegen nicht, diesen Seelenfeind, so scheuß„lich, als zuvor, auszumahlen. Was geschiehet? Bey „hellem lichten Tage verstellet sich dieser Böswicht in des „Mahlers Person, und entwendet bey einem Gewand„schneider Tuch zu einem Kleide, gehet damit auf des „Mahlers Haus zu, und verschwindet. Der Mahler „wird nachmahls deshalben angesprochen, der es aber „von sich ablehnet, mit den Worten: Man sollte ihn „als einen Dieb an den Galgen hängen, wenn das Tuch „bey ihm gefunden würde; wie nachgehends geschehen, „und das Entwendete unter des Mahlers Bett hervorge„zogen, deswegen er auch in das Gefängniß geführet, „und peinlich über dieser That vernommen werden sollen. „Die Furcht der Marterbank machte diesen Mahler beken„nen, das er doch nicht gethan hatte, und warde ihm we„gen beschuldigten Diebstahls ein Gerichtstag angesetzt, „der ihm das Leben kosten sollte. Zu Nachts kommt der „Satan wieder, und versuchet ihn, daß er sich mit Leib „und Seel an ihn ergeben sollte, so wolle er ihn von den „schmähligen Tode erretten, denn eben er hätte ihn in die„se Gefahr gebracht, u. s. w. In dieser Noth blieb der „fromme Mann beständig, befahl sich Gott, und wollte „lieber unschuldig sterben, als mit einem bösen Gewissen „länger leben; wiese also den Verläumder ab, und ver„trauete Gott, daß er ihn, wenn er wollte, wohl erretten „könne

(*) Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten, S. 364. fgg.

waren, daß sie nicht unmittelbaren Umgang, und Unterhandlungen mit den geistigen Teufeln haben konnten, so überredeten sie wenigstens das Volk dergleichen — oder, weil das Volk dessen schon überredet war, so glaubte es von einem jeden, der etwas demselben wunderbar scheinendes vornahm, daß er ein Magier, Zauberer, oder Hexenmeister sey.

Daß es noch Gelehrte giebt, die sogar in öffentlichen Schriften sich für die Hexerey erklären, und sie also herzlich glauben, beweise ich aus den Anmerkungen, die der Ueberseßer, der ersten Grundlinien der allgemeinen Gelehrsamkeit ꝛc. des Freyherrn von Bielefeld, hinzu gefügt hat; sie befinden sich im 2ten Bande, Breslau und Leipzig, 1767, S. 419 und 421, so wie auch die zweyte Anmerkung, S. 411, eine sehr korpulente Meinung von des Teufels Einfluß auf die menschlichen Handlungen bestätiget.

Hierbey kann ich nicht unterlassen M. Johann Daums: wohl unterrichteter und kunsterfahrner Schilderer und Mahler, aus der Antiquität und den besten Schriftstellern, vermehrte und verbesserte zweyte Auflage, herausgegeben von Carl Bertram, Kopenhagen und Leipzig 1755, anzuführen. Dieser Mann, um die Mahler zu warnen, daß sie die edle Schilder- und Mahlerkunst nicht mißbrauchen, und sich auch an dem Teufel nicht zu arg vergreifen, oder gar versündigen — sollen, erzählt, zur Warnung S. 396 fgg., eine sehr herzbrechende Geschichte, die hier wörtlich folget:

— — „Es wird aber mit solchen unzüchtigen, nackten und ärgerlichen Schandbildern, niemand anders, „als dem höllischen Reich und den Teufeln gedienet. So „mißfällig es diesen in der Mahlerey fällt, daß man sie „bald mit Klauen, bald mit Hörnern, bald mit langen „Kuhschwänzen, bald mit Ziegen- und Bocksbärten abmahlt, desto heftiger suchen sie solchen ihnen angethanen „Schimpf bisweilen an dem Mahler zu rächen, dessen der

„Herr Harsdörfer (*) ein ſonderlich Exempel an einem „Ort alſo anführet: Ein ehrlicher und frommer Mahler, „Nahmens Oswald Stimmer, pflegte den böſen Geiſt „abſcheulich und häßlicher als ſonſten, zu mahlen. Des„wegen erſcheinet er ihm in menſchlicher Geſtalt, und be„dräuet ihm, daß er ihn nicht verſtellen, und anders als „ſonſten, mahlen ſollte, wenn er nicht wieder alles Uebel „von ihm erwarten wollte; im wiedrigen Falle aber wollte „er ſein Freund ſeyn. Der Mahler erſtaunte erſtlich über „dieſer unerwarteten Botſchaft, betete, und verſicherte „ſich, er wäre ein Kind Gottes, mit welchem der Teufel „nichts zu ſchaffen hätte; gedachte auch nicht, ihm zu Ge„fallen zu ſeyn, wohl wiſſend, daß er ſonder göttliches „Verhängniß ihm kein Haar würde krümmen können; „unterließ deswegen nicht, dieſen Seelenfeind, ſo ſcheuß„lich, als zuvor, auszumahlen. Was geſchiehet? Bey „hellem lichten Tage verſtellet ſich dieſer Böſewicht in des „Mahlers Perſon, und entwendet bey einem Gewand„ſchneider Tuch zu einem Kleide, gehet damit auf des „Mahlers Haus zu, und verſchwindet. Der Mahler „wird nachmahls deshalben angeſprochen, der es aber „von ſich ablehnet, mit den Worten: Man ſollte ihn „als einen Dieb an den Galgen hängen, wenn das Tuch „bey ihm gefunden würde; wie nachgehends geſchehen, „und das Entwendete unter des Mahlers Bett hervorge„zogen, deswegen er auch in das Gefängniß geführet, „und peinlich über dieſer That vernommen werden ſollen. „Die Furcht der Marterbank machte dieſen Mahler beken„nen, das er doch nicht gethan hatte, und wurde ihm we„gen beſchuldigten Diebſtahls ein Gerichtstag angeſetzt, „der ihm das Leben koſten ſollte. Zu Nachts kommt der „Satan wieder, und verſuchet ihn, daß er ſich mit Leib „und Seel an ihn ergeben ſollte, ſo wolle er ihn von den „ſchmähligen Tode erretten, denn eben er hätte ihn in die„ſe Gefahr gebracht, u. ſ. w. In dieſer Noth blieb der „fromme Mann beſtändig, befahl ſich Gott, und wollte „lieber unſchuldig ſterben, als mit einem böſen Gewiſſen „länger leben; wieſe alſo den Verläumder ab, und ver„trauete Gott, daß er ihn, wenn er wollte, wohl erretten „könne.

(*) Schauplatz luſt- und lehrreicher Geſchichten, S. 364. ſqq.

zum Theil mit deren Köpfen, geziert. Das Jubiläum wurde bey den Juden mit Widderhörnern ausgeblaſen, und die Salbe, womit hohe Häupter im Volke geſalbet wurden, bewahrte man in einem Widderhorn auf, oder in einem goldenen Gefäße, welches in dieſer Geſtalt verfertigt war; dieſes erklärt auch die Stelle 1 Sam. 11, 10, und mehrere dergleichen. Führte alſo jemand das Horn zum Zeichen, ſo war es hernach auch mit der Nebenbedeutung vergeſellſchaftet, daß dieſes das Zeichen der geſchehenen Salbung ſey. Dieſe letzte Bedeutung fand freylich bey dem Teufel nun wohl nicht Statt; allein, die ihm ertheilten Bockshörner waren wahrſcheinlich nichts anders, als Zeichen ſeiner vermeintlichen Herrſchaft in den unterirdiſchen Regionen. Was den Hundekopf, die Adlerklauen, (welches eigentlich wohl Geyerklauen ſeyn ſollen,) die Pferdefüße, und den Drachen- oder Schlangenſchwanz betrifft, ſo ſehe man darüber im Artikel Leichenverbrennen die Erklärung der Hieroglyphen, welche ſich auf dem Tunderſchen Horne befinden, und ſie werden auch zu dieſer Erläuterung Anlaß geben (*).

Ich

(*) Gewöhnlich wird noch von einigen Mahlern, um oder über den Häuptern der Evangeliſten, der Mutter Maria, ja, über dem Haupte Chriſti, und eines jeden andern Heiligen, ein Bogen, oder eine ſtrahlende Glorie gemahlt, um ſie dadurch von gemeinen Menſchen zu unterſcheiden. Obgleich vielleicht dieſer Gebrauch von vielen tauſend Mahlern in der Welt ausgeübt worden, und noch ausgeübt wird, ohne den eigentlichen Grund zu dieſer Handlung anders zu kennen, als daß ſolches nur das Abzeichen der Heiligen ſey; ſo iſt der Urſprung dieſes Verfahrens doch im finſtern ehemahligen Heidenthume zu ſuchen. Nach dem L. Feller (in ſpecileg. Philolog. ad Mart. libr. M. S. de ſpectac. c. 12.), umgaben die Aegypter faſt alles mit einer Sphäre oder einem Zirkel, welches etwas Göttliches und Ewiges anzeigen ſollte. Eigentlich ſollte dieſer Reif, oder Bogen, der nur durch ſchlechte, oder vernachläſſigte Kunſt, dieſes Anſehen erhalten hat, eine ſich als ein Ring zuſammen legende und auf dem Schwanze beißende Schlange vorſtellen, wodurch die Ewigkeit angezeigt ward; welches hernach vielleicht in der

Ich komme wieder zurück, auf die Musterung abergläubiger Künste, und will hier nur noch anführen, daß die Menschen, da sie sahen, daß alle diese angeführten Dinge anfingen, so ziemlich den Glauben zu verlieren, und sie ihres Gleichen fernerhin nicht so gewaltsam zu betrügen im Stande waren, ein anderweitiges Ding auszusinnen und zu vervollkommnen bemühet waren. Man suchte daher die Leichtgläubigkeit zu überreden, daß man vermittelst der Sympathie große Dinge ausrichten könne, und es wurde auch hieraus eine geheime Kunst gemacht, woran noch jetzt oft auf die allerlächerlichste Art geglaubt wird. Das

ver-

der hieroglyphischen Schreibart auch vermittelst eines bloßen Ringes geschahe. Mit dem Begriffe der Ewigkeit war auch der einer göttlichen Eigenschaft, in so fern es ein lebendes Wesen galt, sehr häufig vergesellschaftet. Damit man aber nun dieses göttliche Abzeichen recht auffallend und prächtig machte, so wurde der untere Raum zwischen dem Haupte und dem Bogen, entweder mit Strahlen, oder strahlenden Spitzen geziert, und dieses als ein besonderes Vorrecht der Götter, und der in die Zunft der Götter versetzten Menschen angesehen und beobachtet. Denn, um diese Zeit, als man den Göttern Glorien und Regenbogen um die Häupter gab, war sehr wahrscheinlich die Mode, ihnen Hörner zum Zeichen ihrer Herrschaft zu geben, bey den damahls gesittet seyn wollenden Völkern, abgekommen. Vom August liefet man, daß er sich habe Kronen mit Spitzen machen lassen, um nicht allein prächtig darin einher zu gehen, sondern dadurch auch seine Herrschaft, oder etwas Göttliches, anzuzeigen. Aus eben dieser Ursache mahlte man den Julius Cäsar mit einem umstrahlten Haupte. (Vielleicht stammet hierher auch noch der Unterschied der königlichen und kaiserlichen Kronen, von den übrigen in der Heraldik.) Die persischen Könige hatten gehörnte Flammen zu der Zeit. (*Taubmanni* Not. ad Virgil. III. Aen. v. 148.) Die Griechen besetzten häufig die Häupter ihrer Statüen mit kleinen Mondesvierteln, welche sie μηνίσκους nannten, und von diesen behaupten einige Schriftsteller, daß es deshalb geschehen, damit die Vögel sich nicht darauf setzen, und sie beschmutzen möchten (*Ursin.* in Acert. Philol. Mantiss. epigr. 5, p. 505. *Martini* Lexic. philolog. in voc. nimbus.); es ist dieses aber wohl vielmehr als das Götterzeichen anzusehen, welches wirkliche Mondesviertel oder Hörner vorstellen soll.

zum Theil mit deren Köpfen, geziert. Das Jubiläum wurde bey den Juden mit Widderhörnern ausgeblaſen, und die Salbe, womit hohe Häupter im Volke geſalbet wurden, bewahrte man in einem Widderhorn auf, oder in einem goldenen Gefäße, welches in dieſer Geſtalt verfertigt war; dieſes erklärt auch die Stelle 1 Sam. 11, 10, und mehrere dergleichen. Führte alſo jemand das Horn zum Zeichen, ſo war es hernach auch mit der Nebenbedeutung vergeſellſchaftet, daß dieſes das Zeichen der geſchehenen Salbung ſey. Dieſe letzte Bedeutung fand freylich bey dem Teufel nun wohl nicht Statt; allein, die ihm ertheilten Bockshörner waren wahrſcheinlich nichts anders, als Zeichen ſeiner vermeintlichen Herrſchaft in den unterirdiſchen Regionen. Was den Hundekopf, die Adlerklauen, (welches eigentlich wohl Geyerklauen ſeyn ſollen,) die Pferdefüße, und den Drachen- oder Schlangenſchwanz betrifft, ſo ſehe man darüber im Artikel Leichenverbrennen die Erklärung der Hieroglyphen, welche ſich auf dem Tunderſchen Horne befinden, und ſie werden auch zu dieſer Erläuterung Anlaß geben (*).

Ich

(*) Gewöhnlich wird noch von einigen Mahlern, um oder über den Häuptern der Evangeliſten, der Mutter Maria, ja, über dem Haupte Chriſti, und eines jeden andern Heiligen, ein Bogen, oder eine ſtrahlende Glorie gemahlt, um ſie dadurch von gemeinen Menſchen zu unterſcheiden. Obgleich vielleicht dieſer Gebrauch von vielen tauſend Mahlern in der Welt ausgeübt worden, und noch ausgeübt wird, ohne den eigentlichen Grund zu dieſer Handlung anders zu kennen, als daß ſolches nur das Abzeichen der Heiligen ſey; ſo iſt der Urſprung dieſes Verfahrens doch im finſtern ehemahligen Heidenthume zu ſuchen. Nach dem L. Feller (in ſpecileg. Philolog. ad Mart. libr. M. S. de ſpectac. c. 12.), umgaben die Aegypter faſt alles mit einer Sphäre oder einem Zirkel, welches etwas Göttliches und Ewiges anzeigen ſollte. Eigentlich ſollte dieſer Reif, oder Bogen, der nur durch ſchlechte, oder vernachläſſigte Kunſt, dieſes Anſehen erhalten hat, eine ſich als ein Ring zuſammen legende und auf dem Schwanze beißende Schlange vorſtellen, wodurch die Ewigkeit angezeigt ward; welches hernach vielleicht in der

Ich komme wieder zurück, auf die Muſterung abergläubiger Künſte, und will hier nur noch anführen, daß die Menſchen, da ſie ſahen, daß alle dieſe angeführten Dinge anfingen, ſo ziemlich den Glauben zu verlieren, und ſie ihres Gleichen fernerhin nicht ſo gewaltſam zu betrügen im Stande waren, ein anderweitiges Ding auszuſinnen und zu vervollkommnen bemühet waren. Man ſuchte daher die Leichtgläubigkeit zu überreden, daß man vermittelſt der Sympathie große Dinge ausrichten könne, und es wurde auch hieraus eine geheime Kunſt gemacht, woran noch jetzt oft auf die allerlächerlichſte Art geglaubt wird. Das ver-

der hieroglyphiſchen Schreibart auch vermittelſt eines bloßen Auges geſchahe. Mit dem Begriffe der Ewigkeit war auch der einer göttlichen Eigenſchaft, in ſo fern es ein lebendes Weſen galt, ſehr häufig vergeſellſchaftet. Damit man aber nun dieſes göttliche Abzeichen recht auffallend und prächtig machte, ſo wurde der untere Raum zwiſchen dem Haupte und dem Bogen, entweder mit Strahlen, oder ſtrahlenden Spitzen geziert, und dieſes als ein beſonderes Vorrecht der Götter, und der in die Zunft der Götter verſetzten Menſchen angeſehen und beobachtet. Denn, um dieſe Zeit, als man den Göttern Glorien und Regenbogen um die Häupter gab, war ſehr wahrſcheinlich die Mode, ihnen Hörner zum Zeichen ihrer Herrſchaft zu geben, bey den damahls geſittet ſeyn wollenden Völkern, abgekommen. Vom Auguſt lieſet man, daß er ſich habe Kränen mit Spitzen machen laſſen, um nicht allein prächtig darin einher zu gehen, ſondern dadurch auch ſeine Herrſchaft, oder etwas Göttliches, anzuzeigen. Aus eben dieſer Urſache mahlte man den Julius Cäſar mit einem umſtrahlten Haupte. (Vielleicht ſtammet hierher auch noch der Unterſchied der königlichen und kaiſerlichen Kronen, von den übrigen in der Heraldik.) Die perſiſchen Könige hatten gehörnte Flammen zu der Zeit. (*Taubmanni* Not. ad Virgil. III. Aen. v. 148.) Die Griechen beſetzten häufig die Häupter ihrer Statüen mit kleinen Mondesvierteln, welche ſie κερατινας nannten, und von dieſen behaupten einige Schriftſteller, daß es deshalb geſchehen, damit die Vögel ſich nicht darauf ſetzen, und ſie beſchmutzen möchten (*Urſin.* in Acerr. Philol. Mantiſſ. epigr. 5, p. 505. *Martini* Lexic. philolog. in voc. nimbus.); es iſt dieſes aber wohl vielmehr als das Götterzeichen anzuſehen, welches wirkliche Mondesviertel oder Hörner vorſtellen ſoll.

vermeinte Wunderbare, daß ſich dabey fand, und das ſo viel Gewalt über das menſchliche Gemüth hat, brachte auch dieſe Wiſſenſchaften in Aufnahme, und hält ſie beym gemeinen Manne noch immer in Anſehen. Es iſt wahr, wir ſehen in der Natur viele Wirkungen, deren Urſache die erhabenſte und ſubtilſte Naturlehre nicht erforſchen, und auch davon keine Rechenſchaft geben kann. Alle dieſe Dinge aber brachte man unter das Reich der Sympathie; und die Schwärmer und Marktſchreier glaubten, gewonnenes Spiel zu haben, als die Naturlehre ſchwieg, und weislich ihre Unwiſſenheit bekannte. Es wurden daher ſympathetiſche Pulver, dergleichen Curen und Gebräuche, bey allen menſchlichen Vorfällen erſonnen und ausgeübt. Man wollte endlich ſogar in großer Entfernung auf Menſchen und Thiere verſchiedentlich wirken können, man wollte Gewehre auf der Jagd verſagend machen, convulſiviſche Bewegungen erregen, ſich ſelbſt wider Schüſſe und Stiche feſt machen, und tauſend andere wichtige Dinge durch dieſe vermeinte Kunſt ins Werk richten können. Was hiewider nun, mit reinen Vernunftgründen unterſtützt, geſagt werden kann und muß, ſoll im Artikel Sympathie erfolgen.

Alle dieſe vorhergenannten eitlen Künſte und Wiſſenſchaften, hatten bey dem Ausüben derſelben faſt allgemein den Zweck, um groß und angeſehen im Volke zu werden, oder, um ſich zu bereichern. Das leichtgläubige unwiſſende Volk aber hingegen, welches von je her immer nur durch das Wunderbare geleitet und geblendet ſeyn wollte, verehrte die Leute, welche damit umgingen, hauptſächlich aus einem zwiefachen Grunde. Der Hang, glücklicher zu werden, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, ſich ſelbſt zu vervollkommnen, es ſey nun auch auf welche Art es wolle, iſt ein Naturtrieb, und hieraus entſteht natürlich die Neugierde, wiſſen zu wollen, wie es in den künftigen Tagen ausſehen

bergen wollte. Dieſer Entſchluß war nicht nach dem Geſchmacke der Agnes Sorel, die Carls Maitreſſe war. Sie hatte gar keine Luſt mit ihrem Coridon in den Gebirgen und Wäldern einſam herum zu irren. Um nun dem Könige dieſen Entſchluß aus dem Kopfe zu bringen; ſo ließ ſie einen Sterndeuter holen, mit dem ſie heimlich das Benöthigte verabredet hatte. Dieſer mußte ſich ſtellen, als ob er das künftige Schickſal der Agnes Sorel unterſuchte, und ihr in Gegenwart des Königs ſagen: Wenn ihn nicht alle Geſtirne betrügen, ſo würde ſie einen großen König noch lange Zeit vergnügen. Agnes ſagte hierauf zu dem Könige: Er würde es ihr alſo nicht übel nehmen, daß ſie ſich an den engliſchen Hof begäbe; denn, da er den Entſchluß gefaßt hätte, nicht länger König zu bleiben, ſo ſey es nicht möglich, daß dieſe Prophezeiung und ihr Schickſal durch ihn erfüllet werden könne. Die Furcht, ſeine Geliebte zu verlieren, brachte alſo den leichtgläubigen Carl dazu, daß er ſich entſchloß, König zu bleiben, daß er wieder Muth ſchöpfte, und auf Mittel dachte, ſich den Engländern zu widerſetzen. Nachdem man dem Könige einmahl Muth gemacht hatte; ſo war es nöthig, auch das niedergeſchlagene Herz des Volks wieder aufzurichten. Man erfand alſo die Comödie mit dem Mädchen von Orleans, die ſich göttlicher Offenbarungen rühmen mußte (*); und ſo klein und närriſch alle dieſe Triebfedern waren, ſo hatten ſie doch die Wirkung, daß die Engländer aus Frankreich getrieben, und dieſes ſeinem Untergange ſo nahe Reich wieder beruhiget und hergeſtellet wurde. In der That haben alſo die jetzigen Neufranz

(*) Es iſt aber auch aus der Geſchichte bekannt, daß das Mädchen von Orleans es ſich ſelbſt eingebildet hat, ſie ſey allein dazu auserſehen, die Regierung an den rechtmäßigen Thronbeſitzer zu bringen.

franken, (wie vormahls Hr. von Fontenelle, der dieſe Begebenheit in ſeinen Todtengeſprächen aufführt, ſelbſt ſagt,) der Galanterie ſehr viel zu danken, und ſie müſſen allerdings ſehr viel darauf halten — wenn es auch nur aus Erkenntlichkeit geſchehen ſollte. — Genug, das Mädchen von Orleans hatte alle Leichtgläubige, deren es vielleicht damahls einen beträchtlichen Theil gab, betäubt, und es wurde durch dieſe Leichtgläubigkeit ein großes Glück für das Allgemeine erworben. —

Dies war die Folge einer Leichtgläubigkeit, wo ſie ſogleich Gutes ſtiftete; allein, ſie kann es nicht immer ſeyn, da ſie ſtets auch die Folge des Beginnens der leichtgläubigen Menſchen iſt, die eben ſo gut auch das ihnen Nachtheilige glauben, und ſich feſt einprägen können. Selbſt der ehrwürdige Philipp Melanchthon trug in dieſer Hinſicht auch die Farbe ſeines Zeitalters, und ſuchte, weil er leichtgläubig genug dazu war, durch die Aſtrologie ſein Lebensende zu erfahren. Er wurde aber auch dafür gezüchtiget. Als er eben um die Zeit, auf welche er ſich ſeinen Tod prophezeiet hatte, zu der Verſammlung der Theologen reiſete, die 1540 zu Hagenau gehalten ward; ſo ſetzte er vorher zu Wittenberg ein Teſtament auf, und machte den Vers:

Viximus in ſynodis, et jam morienmur in illis.

Weil ihn aber ſein Gewiſſen wegen dieſes Vorwitzes peinigte, verfiel er unter Weges zu Weimar in eine tödtliche Krankheit, die ihren Grund in ſeinem Gemüthskummer hatte. Der Churfürſt berief alſobald Luthern von Wittenberg, daß er dem kranken Melanchthon mit Troſt beyſtehen ſollte. Als Luther ankam, fand er ſeinen Freund beynahe ſchon in den letzten Zügen; die Augen waren ſchon gebrochen, Sprache und Gehör war ihm vergangen, und er

kannte keinen mehr. Luther erſchrack hierüber heftig, wandte ſein Angeſicht von ihm weg, trat ans Fenſter, und betete auf das andächtigſte zu Gott, bis er unter dem Gebete zu einer Zuverſicht gelangte, und in dieſer wieder zu ſeinem Freunde ſich zurück wenden konnte. Er nahm den in letzten Zügen liegenden Melanchthon bey der Hand, und rief ihm zu: „Sey getroſt Philippe, du wirſt nicht ſterben, ob Gott ſchon Urſache hätte zu tödten: ſo will er doch nicht den Tod des Sünders, ſondern, daß er ſich bekehre und lebe“ u. ſ. w. Ueber dieſen Zuruf fängt Melanchthon an, gleichſam wieder aufzuleben, kommt auch allmählig wieder zu Kräften, und wird endlich völlig geſund.

Von dieſer ſeiner Krankheit bezeugt Melanchthon ſelbſt in einem Briefe an einen Freund: Er ſey von einer ſchrecklichen Krankheit befallen worden, die bloß von einem Gemüthskummer hergerühret, den ihm eine fremde Sache verurſacht habe, und er würde an derſelben geſtorben ſeyn, wenn er nicht durch die Ankunft Luthers dem Tode gleichſam aus dem Rachen geriſſen worden wäre (*).

Würde nun Melanchthon wirklich geſtorben ſeyn, und eben darum die Urſache ſeines Todes, nähmlich den Gemüthskummer nicht mehr haben entdecken können, ſo würden die Verehrer des Nativitätſtellens gewiß ein Triumphgeſchrey erhoben haben, und es wäre dieſe heilloſe Kunſt noch immer mehr befördert worden. —

Allein, geſetzt, es würde einem leichtgläubigen Menſchen entweder durch die Aſtrologie, oder auf eine andere närriſche Weiſe geſagt, er würde auf einen beſtimmten Tag, ja in einer beſtimmten Stunde ſterben, und der Erfolg beſtätigte durch Zufall die Wahrheit dies-

(*) Seckendorf, in Commentario de Lutheranismo. Lib. III. ſect. 21, §. 83, p. 315.

dieſer Ausſage; ſo würde freylich jedermann auf die vorhergegangene Weiſſagung ſchließen, weil man die Verbindung dieſer Weiſſagung mit dem zutreffenden Erfolge nicht ſogleich einzuſehen vermag. Indeſſen ſehen wir, daß ein philoſophiſcher Grund angegeben werden könne, warum ſie eingetroffen. Der Menſch, dem angedeutet worden, als ob er auf einen beſtimmten Tag, auf eine beſtimmte Stunde ſterben würde, kann aus Furcht, weil er glaubte, die Weiſſagung ſey richtig — ſich mit Gewißheit einen ſolchen Ausgang der Sache denken. — Er zählt daher alle Tage, und erwartet leichtgläubig genug, beſonders wenn entweder ein eingebildetes, oder auch wirkliches kleines Uebel ſeinen Körper befällt, die angezeigte Zeit ſeines Todes. Je näher der Tag, je näher die Stunde des zu der Zeit angezeigten Todes herannahet, deſto furchtſamer iſt der Getäuſchte, und die Todesſchrekken begleiten dieſen Leicht- und Schwachgläubigen immer lebhafter in ſeiner regen Vorſtellung. Es wird folglich auch in ſeinen Säften und Nerven bey eingebildeter Annäherung des Todes die gröſſeſte Bewegung und Erſchütterung entſtehen. Eine ſolche heftige und unordentliche Bewegung kann aber auch den Tod ſelbſt verurſachen; und dann wäre denn freylich nichts weiter, als die Leichtgläubigkeit des Menſchen Schuld daran.

3) Wenn wir annehmen, daß uns unſere künftigen traurigen Schickſale bekannt ſeyn ſollen, nun ſo verlangen wir in der That nichts anders, als: Gott ſolle unſer ganzes Leben verbittern. Jetzt bin ich Gottlob! geſund und lebe vergnügt; wüßte ich aber, daß ich z. B. in den nächſten Jahren nach einer langwierigen und ſchmerzhaften Krankheit ſterben ſollte; ſo würde mir dieſer einzige Gedanke alle noch übrige Lebenszeit verbittern. Was für Schrecken müßte ſich nicht über meine Seele verbreiten, wenn ich vor

eine Portion heimlich unter das Getränk zu mischen, und solches ihn unwissend verschlucken zu lassen. — — Ich bin versichert, wenn mancher Patient nicht von diesem Gifte stirbt, oder wenigstens noch weit unerträglichere Uebel erhält, da der Schaum von manchem Todten das stärkste Gift eines lebenden Menschen seyn kann — daß auf der andern Seite wieder mancher, sobald er die mit ihm vorgenommene Grausamkeit erführe, sich gewiß vor Ekel zu Tode brechen würde. Sollten aber üble Beschaffenheiten des Magens und der Eingeweide, oder verfaulte Nahrungsmittel in denselben die Ursache des stinkenden Athems seyn, so daß der Körper gewaltsamer Ausleerungen bedürfte; warum nimmt man denn nicht seine Zuflucht zu schicklichern Mitteln, die doch fast jeder Bader schon kennt, wenn er nicht ganz Maschine ist? Aber leider! der gemeine Mann glaubt noch häufig an die fürchterlichen Curen der Scharfrichterknechte, Marktschreyer u. dgl. mehr, als an den gewissenhaften geschickten Arzt, ja, als an die bündigen, mit der reinen Vernunft selbst übereinstimmenden Lehren der Religion. Es liegt aber in eben angeführter Cur nichts weiter zum Grunde, als die unbegreifliche Versicherung: das, sobald die Leiche, von welcher der Schaum genommen, verwesete, auch der stinkende Athem vergehen würde. — Man setzt also unwissend und leichtgläubig den Grund der Cur nicht in der Kraft der Materie und der daher rührenden Wirkung auf den Körper des Patienten, sondern in einer weit hergeholten, übernatürlichen, aber auch eben so unglaublichen Sache.

Die Verfasser der deutschen Encyklopädie ꝛc. welche weitläuftiger vom Aberglauben handeln, als es in unserer ökonomisch-technologischen Encyklopädie anfangs hat geschehen können, geben die schicklichsten Regeln an, dem Aberglauben im Volke die Macht zu neh-

ſetzen — — ſo würde ſie von kleinen Summen Geldes nicht noch zurück gehalten worden ſeyn, die die Millionen vollzählig machen ſollten, um ihrem verdienten Untergange, wenigſtens in ſolcher auffallenden Qualität, entgegen zu gehen. — — —

Alles das Gute, was uns der Höchſte im Allgemeinen — alſo auf der einen, oder der andern Seite verleihet, und was überhaupt zum Glück oder zur Wohlfahrt der Menſchen dient, würde ſich doch immer in Gift und Unglück verwandeln, und, wenn ich ſo ſagen ſoll: das Kreuz, das an ſich nur ein Pfund wiegt, würde zu einer Centnerlaſt werden. Dank ſey es alſo der Vorſehung, daß ſie uns den Beſitz einer gewiſſen Vorherſehung der zukünftigen zufälligen Ereigniſſe entzogen, und den Eingang in den Tempel der Zukunft, durch einen Vorhang verdunkelt hat!

So wie der Leicht- und Aberglaube, die ſchwachſichtigen Menſchen auf der einen Seite unter Furcht und Hoffnungen peinigen, ſo wie ſie von der denſelben in allen ihren ſonſt ſo raſchen und geſunden Handlungen mit einem Mahle unterbrochen und unthätig gemacht werden; eben ſo leicht kann auch durch ſolche Mißgeburt des Verſtandes oder des Willens, derſelbe zu der allerunvernünftigſten Handlung übergehen, die doch in der Abſicht geſchieht, um ſich ein gewiſſes Glück zu erwerben, oder, um von einem gewiſſen Uebel befreyet zu werden. Z. B. einer der fürchterlichſten Fälle dieſer Art iſt mir immer der geweſen, da nicht allein auf dem Lande, ſondern auch manches Mahl in den Städten, wenn ein Menſch mit dem Uebel des immerwährend ſtinkenden Athems behaftet iſt, die Harnpropheten und Quackſalberinnen, denen Angehörigen den entſetzlichen Rath ertheilen: Acht zu geben, wann einer Leiche zuweilen der Schaum aus dem Munde tritt, (welches bey verſchiedenen Todesarten der Fall ſeyn kann,) hiervon dem Unglücklichen

„beſchuldigt, und Betrüger haben ſich dieſes Vorur-
„theil wohl zu Nutze zu machen gewußt. Drittens,
„man übereilt ſich im Schließen, und hält zwey Din-
„ge, die bey einander ſind, oder auf einander folgen —
„das eine für die Urſache, das andere für die Wir-
„kung. Aus dieſem Grunde ſchließt man, daß die Er-
„ſcheinung eines Kometen Krieg bedeute, weil wirk-
„lich auf eine ehemahlige Erſcheinung Krieg erfolgt
„war. Eben ſo hat man manche ehrliche alte Frau
„als die Urheberinn eines Unglücks angeſehen, das in
„einem Hauſe, oder in einem Viehſtalle vorgefallen
„iſt, weil eben dieſe kurz zuvor darin geweſen war.
„Viertens, man hält ſich berechtigt, ſogleich auf eine
„übernatürliche Wirkung, inſonderheit der Geiſter zu
„ſchließen, wenn man die Urſache einer Begebenheit
„nicht zu finden weiß. Man hört z. B. ein gewiſſes
„Gepolter, man ſinnet nach, wo es herrühren möge,
„und weil man die Quelle nicht entdecken kann, ſo
„muß die Wirkung nothwendig von einem Geſpenſte
„herrühren. Und wenn man ſolchen Leuten ſagt, daß
„ja wohl andere Urſachen vorhanden ſeyn könnten, ſo
„fragen ſie hitzig: was es denn geweſen ſey, wenn es
„kein Geſpenſt ſeyn ſollte. Kann man ihnen nun nicht
„auf der Stelle eine andere ihnen begreifliche Urſache
„anführen, als wozu oft Zeit und nähere Erkundigun-
„gen nöthig ſind, ſo bleiben ſie bey ihrer Meinung.
„Endlich iſt auch der Mißverſtand vieler alten Aus-
„ſprüche und gemeiner Regeln an manchem Aberglau-
„ben Schuld. Die Alten gaben oft eine Regel an,
„die ſehr gegründet war, wobey ſie aber die eigentliche
„Urſache nicht wußten, ſondern ſich mit der durch die
„Erfahrung beſtätigten Wahrheit begnügten, oder die
„Urſache nicht angaben, und wohl gar, um die Sache
„ehrwürdiger und wunderbarer zu machen, die Regel
„als eine Art von Religionswahrheit vorſtellten. In
„dieſes Fach gehören manche ſogenannte Bauernre-

„geln,

„geln, von der Bestellung der Felder, der Aussaat gewisser Gewächse bey diesem und jenem Lichte, der „Einärntung derselben zu gewissen Zeiten, welche eben „nicht alle ungegründet sind. Ferner, allerley Haushaltungskünste, welche ihre gute Ursachen haben, wobey man aber allerley Nebengebräuche hinzugefügt „hat, theils die wahre Ursache zu verbergen, theils die „Sache selbst wichtiger vorzustellen, und so ferner."

Will man aber die Leichtgläubigkeit sammt dem Aberglauben der Menschen vertilgen, so würde es auf folgende Sätze ankommen:

1. Wenn ein Factum seine unläugbare Richtigkeit hat: so hat man Ursache es zu glauben, ob man auch gleich die Möglichkeit davon nicht einsiehet. Der Leichtgläubige sowohl als Abergläubige, behilft sich gern mit der Ausflucht, daß man vieles glauben müsse, wovon man nicht einsehe, wie es damit zugehe. Es sey vieles in der Natur verborgen, das man nicht begreifen könne, wie es möglich sey; genug, die Uralten haben es schon gesagt, andere Leute glauben es auch; — ja er geht so weit, und hält dafür, es sey besser man glaube zu viel als zu wenig.

Dies ist aber ein Abgrund, worin so viele sonst vernünftige und würdige Menschen versinken. Man kann immer und gern zugeben, daß in der Natur vieles, recht vieles verborgen sey, wovon die Möglichkeit nicht einzusehen sey; allein solches gehört hier nicht her. Ich will daher einige alltägliche Sätze der leicht- und abergläubigen Menschen nehmen. Z. B. der — ja der selbst Gewehrgerechte Jäger, ist manches Mahl von der irrigen Meinung angesteckt, daß ein Gewehr nicht zerspringe, die Ladung mag auch noch so groß seyn, wenn man drey Brodkrumen in den Lauf hinunter laufen läßt, und dabey die drey höchsten Nahmen nennet. — Eine junge Frau soll leichter gebähren, wenn sie vor der Trauung die Bänder an

ihren Schuhen auflöſet; auch ſoll die Frau das Regiment über ihren Mann bekommen, wenn ſie ihren Fuß während der Trauung vorwärts ſetzt; oder, wenn es ihr gelingt, indem ſie ſich die Hände geben, die Hand des Mannes umzuwenden, daß ſie gegen die Erde gerichtet iſt, die Hand der Braut aber ſich oben befindet — u. dgl. mehr. Hätte es mit allen dieſen Sachen ſeine unläugbare Richtigkeit, ſo würde es Unſinn ſeyn, die immer angeführten Kräfte zu bezweifeln. Das Weſen der Vernunft beſteht nicht ſtets in der Fähigkeit, eine Sache vollkommen zu begreifen, ſondern vielmehr in dem Vermögen, ſie der richtigen, unumſtößlichen Gründe und Urſachen wegen für wahr zu halten. Man weiß z. B. nicht, wie die Sonne leuchte und wärme — aber, das weiß man doch gewiß, daß ſolches geſchieht. So ſind mehrere wahre Erſcheinungen kein Blendwerk. Wenn das Daſeyn der wahren Magie, die durch Hülfe der Geiſter bewirkt werden ſoll, durch unläugbare Facta erwieſen werden könnte; ſo würde die bloße Unwahrſcheinlichkeit nichts helfen. Ein einziges Beyſpiel, wo es gewiß iſt, daß Geiſter wirklich im Spiele geweſen, daß Todte wirklich durch Hülfe der Magie aus dem Grabe gerufen worden, und erſchienen ſind, würde alle Theorie über den Haufen werfen, allein, daran fehlt es den Vertheidigern der Magie gänzlich, und man kann einen jeden Zauberpatron ganz ſicher auffordern, nur ein Beyſpiel von der Art, beſtätigt anzuführen. Wenn man alle Zaubergeſchichten unpartheyiſch unterſucht, wird man durchgängig finden, daß es entweder eine natürliche Magie, oder ein Betrug geweſen, oder die ganze Sache wohl gar erdichtet war. Man kommt daher bekanntlich auf eine dreyfache Weiſe zu der Glaubwürdigkeit einer Sache:

a. durch Hülfe der Sinne, mit welchen man, wenn ſie nicht beſchädigt ſind, die Dinge und ihre Be-

Beſchaffenheit wahrnimmt. In dieſer Hinſicht hören wir den Wind, und erfahren ſeine großen und mannigfaltigen Wirkungen; ob wir gleich eigentlich nicht wiſſen, wie er entſteht, wo er verſtärkt, und wo er ſich endigen wird. — Wir empfinden die Kälte; allein, woher ſie eigentlich entſtehe, hat noch kein Naturforſcher beſtimmt angeben können. — Aber kein Menſch hat es je geſehen, daß irgend jemand auf einem bloßen Beſen in der Luft davon geritten — daß man Diebe oder andere böſe Leute mit bloßen Worten, ohne daß ſie es wiſſen, bannen — oder daß man ſich, ohne ſonſtige erforderliche Mittel, und alſo mit bloßen Segenſprüchen vor Flinten- und andern Schüſſen ſicher und feſt machen — oder, daß man mit bloßen Worten Feuer beſprechen könne. Dies ſind aber keine augenſcheinlichen, oder in die Sinne fallenden Wahrheiten, als die vorher angeführte von dem Winde, folglich kann es auch nicht verlangt werden, daß ſie ſolchen Glauben verdienen.

b. Es gründet ſich auch die Glaubwürdigkeit auf Vernunftſchlüſſe. Man hält das, was für wahr angegeben wird, gegen andere Wahrheiten, die man ſchon aus eben ſolchen Vernunftgründen weiß und für wahr hält, und gegen die vorigen Erfahrungen von ſolchen Dingen, deren Umſtände, Urſachen und Wirkungen man unterſuchen will. Wenn das, was man beweiſen will, wirklich dadurch bewieſen, und deutlicher wird, dann iſt es ein deutlicher Schluß; würde aber das, was man beweiſen will, gar nicht daraus folgen, ſo wäre es ein unrichtiger Schluß, wie z. B. folgender: Weil Chriſtus mit zwölf Perſonen an einem Tiſche geweſen, und einer davon bald geſtorben iſt, alſo muß auch, wenn an jeder andern Tafel dreyzehn Perſonen ſpeiſen, eine davon daſſelbe Jahr ſterben. —

c. Es iſt etwas glaubwürdig um des Zeugniſſes desjenigen willen, der da redet oder ſchreibt; allein es kommt hier auch auf die Beſchaffenheit des Zeugen an, ob man ihm glauben kann, oder nicht. Er muß die Wahrheit ſagen können und wollen, zu welcher Unterſuchung aber vieles gehöret, da alle Menſchen irren können.

2. Wenn uns, beſonders aus der Geiſterwelt, Wunderdinge erzählt werden, wo man gar keine Möglichkeit ſieht, daß die Wirkung von dieſer Urſache herkommen könne: ſo wollen wir hundert Mahl langſamer ſeyn zu glauben, als wenn uns etwas natürlich Begreifliches verſichert wird. Hierher kann man alle die Geſchichten von Erſcheinungen, von Verwandlungen der Menſchen, und überhaupt alle Hexenmährchen rechnen. Malebranche erklärt ſich über die Hexengeſchichten folgendermaßen (*): „Ein Schäfer erzählt nach dem Abendeſſen ſeiner Frau „und Kindern im Stalle die Geſchichte der Hexenzuſammenkunft. Da ſeine Einbildungskraft durch den „Wein ziemlich erhitzt iſt; ſo glaubt er derſelben oft „beygewohnt zu haben, und redet von ihr ſehr lebhaft „und nachdrücklich. Seine natürliche Gabe zu plaudern, erhöhet durch die Aufmerkſamkeit ſeiner ganzen „Familie auf einen unerhört fürchterlichen Gegenſtand, „muß in ihrer kranken Einbildungskraft ungewöhnliche „Züge erwecken, und es iſt natürlich, daß ſeine Frau „und Kinder über das, was ſie hören, in Erſtaunen „geſetzt, demſelben nachdenken, und es glauben. Ihr „Mann, ihr Vater erzählt etwas, was er ſelbſt geſehen, ſelbſt gethan hat; ſie lieben und ſchätzen ihn, „warum ſollten ſie ihm nicht glauben? Der Hirte wiederholt es öfters. Die Imagination der Mutter und „der

(*) Von der Wahrheit, B. 1, S. 364, nach der Ueberſetzung, Halle 1776.

„der Kinder erhalten davon tiefere Züge, sie gewöh„nen sich daran, das Fürchterliche verliert sich, die Ue„berzeugung bleibt — aus Neugierde wollen sie auch „dieser Ceremonie mit beywohnen. Sie salben sich, „legen sich ins Bette, diese Vorbereitungen erhitzen sie „noch mehr; die durch die Erzählung des Schäfers „bereits gemachten Eindrücke im Gehirne eröffnen sich „dergestalt, daß sie die ganze Feyerlichkeit im Schlafe „so zu sehen glauben, wie er es ihnen erzählt hatte. „Sie stehen des Morgens auf, fragen und sagen ein„ander, was sie gesehen. So bestärkt einer den an„dern, und wer die stärkste Einbildungskraft hat, er„mangelt nicht, in wenig Nächten das ganze Bild der „Hexenzusammenkunft zu entwerfen. Nun sind die „Hexen da, die der Hirte entstehen ließ, und werden „sich gewiß vermehren, wenn die Furcht dergleichen „Erzählungen nicht unterdrückt. Ja es hat Zauberer „gegeben, welche heiliglich versicherten, daß sie zur „Hexenversammlung gehen würden, die so überzeugt „davon sind, als wenn sie schon ein Par Ritte mitge„macht hätten, daß, wenn man sie aus dem Schlafe „weckte, und sie überzeugte, daß sie nicht aus dem „Bette gekommen wären, sie es schlechterdings nicht „glauben wollen.“

Mancher, der nicht ganz vom Leicht- und Aberglauben überwältigt worden, bebt beym Anhören der Gespenster- und Hexengeschichten zurück, weil er die Möglichkeit nicht völlig einsehen, und sichs z. B. nicht erklären kann, wie Leute auf solche rasenden Gedanken von höllischen Luftreisen, von Verwandlungen, von dem Hinausfahren aus dem Schornsteine auf einem Besenstiele reitend, und dergleichen mehr, fallen, ja, wie der gemeine Mann solches so hoch und theuer noch in einigen Gegenden mit dem Zusatze versichern könne, daß man sein Haupt aber mit der sogenannten Hexensalbe zuvor einsalben müsse. Er erwägt aber nicht,

daß

jene böse Kunſt, da ſchlechte Menſchen ihren Nachbarn, oder überhaupt denen, welchen ſie kein Fortkommen in der Welt gönnen, heimlich junges und altes Vieh umbringen. Man ſagt: der Mann oder das alte Weib habe nur in den Stall hineingeſehen, und das Vieh ſey geſtorben, oder mit Läuſen befallen; ſolches könne doch nicht mit guten Dingen zugehen, und der — oder die — müſſe mit dem Teufel in einem Bündniſſe ſtehen. So ging es z. B. einmahl einer adlichen Herrſchaft auf dem Lande. Es war ihr nicht möglich Enten aufzuziehen; wenn ſie höchſtens ſo groß als Tauben waren, fand man ſie alle des Morgens todt, und die Köpfe auf den Rücken gedrehet liegen. Die Sache kam aber aus, und es fand ſich, daß ein böſes Weib nicht allein in den Stall, ſondern auch beſonders inwendig dicht vor der Schwelle, welche etwas hoch war, Nieſewurz geſtreuet hatte. So wie nun die jungen Enten, welche noch nicht fliegen konnten, über die Schwelle in den Stall hineinpurzelten, ſtäubte ihnen dieſes Pulver entgegen, und ſie ſtarben. Eben auf ähnliche Art verhält ſichs auch mit dem übrigen ſogenannten Beheren des Viehes, welches der Leichtgläubige für etwas Uebernatürliches hält. Es gebrauchen böſe Menſchen zuweilen die oben erwähnte Hexenſalbe, welche ſie mit noch verſchiedenen giftigen und ſehr ſchädlichen Zuſätzen vermehren, ſuchen dem Haupte Vieh anzukommen, und beſtreichen ihm heimlich die Mandeln und die Kehle damit. Die Freßluſt vergeht dem Viehe darnach, ſelbſt bey dem beſten Futter. Der Hals und die Kehle ſchwellen unter Schmerzen, ſo daß es ſich nicht lecken und reinigen kann. Hieraus iſt die allererſte Folge, wenn das Vieh nicht ſtirbt, daß es Ungeziefer erhält. Man verfällt ſo wenig auf die wahrſcheinliche als wirkliche Urſache dieſes Unfalles, und zum allerwenigſten behilft man ſich damit, daß es von böſen Leuten geſche-

schehen; wie aber, und in welcher Art, bleibt ununtersucht.

Nicht selten geben nun in solchen Fällen gemeine Viehärzte, Marktschreyer und Henkersknechte Wunderdinge von sich aus, und erwerben sich durch ihre vorgegebenen Kunststücke ein übermäßiges Zutrauen bey den armen Landleuten, denen sie Stundenlang von heimlichen Anzeigen, Heilmitteln, Abtreibungen, Besprechen, Räuchern u. dgl. vorplandern. Sie mahlen allerley Figuren, gaukeln Kreuzstreiche, machen allerley Wendungen mit dem Haupte, bald verstummen, bald murmeln sie; und wenn sie nicht ganz Erzbetrüger sind, brauchen sie natürliche Mittel, um Menschen und Vieh zu helfen, welches sie aber mit Fleiß verbergen, um ihrer Kunst den Anstrich eines wunderthätigen Hülfsmittels zu geben, und das unwissende Volk auf ihre Seite zu bringen, worin sie um so glücklicher sind, als das Volk nur gar zu geneigt ist, allem beyzustimmen, was seltsam, abentheuerlich und wunderbar ist.

Je weniger oft ein Besucher des kranken Viehes versteht, desto mehr prahlt er mit geheimen Sachen. Er verachtet alles, was vernünftige Bücher darüber lehren, und hält sich an ein Dutzend Recepte und Pflaster, die er auch den Menschen ohne Unterschied anräth. Aber wie selten, wie kostbar wird von ihm Hülfe geschafft! und geschieht es, so hinterläßt sie häufig ein anderes Uebel, worunter auch das gezählet werden muß, daß man ihrer sehr schwer wieder los werden kann, da sie noch immer etwas zu probiren wissen.

4. Ohne in dem klaren göttlichen Worte, oder in der vernünftigen Erkenntniß der Natur einen zureichenden Grund zu haben, schreibe man Körpern, Wörtern, Figuren, Zeichen, Zahlen, u. dgl. so wenig nützliche als schädliche Wirkungen zu. Hier

muß

muß man aber auch wieder zugeben, daß manche Körper in dieſer oder jener Dispoſition unglaubliche Wirkungen hervorbringen können, und man daher im Urtheilen und Widerſprechen ſehr behutſam ſeyn müſſe, damit man nicht von ſolchen, die eine dergleichen Sache beſſer kennen, beſchämet werde. Von allen Wiſſenſchaften werden uns Beyſpiele dieſer Art angeboten. Es iſt daher dem, der die Kraft der Electricität nicht kennt, der Verſuch, ohne Zuthun irgend einer brennenden Materie, bloß mit dem Finger, Weingeiſt in Flammen ſetzen zu können, höchſt wunderbar. Dem Feuer des Himmels durch Hülfe der Wetterleiter eine unſchädliche Richtung und ſichern Gang zu geben, war ehedem unglaublich, und noch mag es mancher für ſündlich halten. So ſind noch viele wunderbare Kräfte in der Natur verborgen, die ſich erſt mit der Zeit entwickeln werden.

Der Leicht- und Abergläubige behilft ſich indeſſen doch immer damit, daß er glaubt, die Körper, Wörter, Zeichen und Zeiten hätten zwar nicht allemahl ſelbſt diejenigen Eigenſchaften, die ihnen beygelegt würden; allein, die Welt ſey mit Geiſtern angefüllt, die ſich hierbey geſchäftig erzeigten, und die verlangten oder erwarteten Wirkungen zu Stande brächten, um die Leute zu hintergehen. Dieſe und ähnliche, aus bloßem Leichtglauben hergenommenen Grundſätze ſind aber um ſo mehr verwerflich, als die reine Philoſophie dergleichen ſchon längſt, nicht allein gänzlich verworfen, ſondern auch aus in der Sache ſelbſt gegründeten Urſachen und Sätzen unwiderleglich anders und richtiger erwieſen hat. Denn, beweiſe jemand z. B. einmahl, daß in den Zahlen 3, 7, oder 13, eine ganz beſondere Kraft ſtecke! Man beweiſe, wie bewieſen werden muß, daß die mannſüchtige Dirne durch Bleygießen, oder Salzhäufchen ſetzen, am Abend vor Weihnachten zur unumſtößlichen Gewißheit ihrer

Hoffnungen, oder überhaupt zur sichern Befriedigung ihrer Neugierde gelange!

Dieses gehört indessen, entweder zu spaßhaften Unterhaltungen, oder — wenn sie wirklich geglaubt werden, zur Schwachheit der Menschen, der noch abgeholfen, und die mit nicht vieler Mühe gehoben werden kann. Wenn aber noch jetzt der klug seyn wollende Bürger im Staate bey seinen vorzunehmenden Handlungen, auf Zeichen des Himmels, auf gewisse, im Kalender nur oft nach Willkür bemerkte Tage, und auf gewisse Wörter, Zeichen und Figuren sehen, wenn er sogar Glück oder Unglück daraus vorher sagen will, so ist er herzlich zu bedauern, und bedarf des Unterrichts, um nicht länger unter solcher bangen Furchtsamkeit sein Leben hinzubringen, aber auch die Seinigen nicht mit solchen albernen Sachen anzustecken. Hierüber wird unter Zeichen mehr gesagt werden.

5. **Man muß dem Worte Gottes, gottesdienstlichen Uebungen, und andern beym Gottesdienste gebräuchlichen Stücken, keine andere Kraft zuschreiben, als ihnen in Gottes Wort selbst gegeben ist.** In Hinsicht dieses Satzes will ich des Herrn Superintendenten Kellers Worte selbst hersetzen (*):

Der Abergläubige hält dafür, daß, wenn er die Worte aus 1sten Buch Mos. 3, v. 15: „Ich will Feindschaft „setzen," u. s. w. an seine Kammerthüre anschreibe, die Hexen und Gespenster dadurch abgehalten würden, in die Kammer zu kommen. Die Worte: „Da schrie das „Volk zu Mose, und Moses bat den Herrn, da ver„schwand das Feuer," 4 B. Mos. 11, 2. seyen dienlich das Feuer zu löschen. Wer den 109ten Psalm rücklings spreche, könne seinen Feind todt beten. Die Anfangsbuchstaben des Evangelii Johannis, geschrieben oder gedruckt, am Halse getragen, bewahre vor dem Fieber. Die Juden tragen auch einige Sprüche an sich, und berufen

(*) Grab des Aberglaubens, 5te und 6te Samml. S. 63.

ſen ſich auf die Worte Salomons: „Hänge ſie an einen Hals,“ Spr. Sal. 6, 21. denen es die Chriſten rin nachmachen. Wenn der König Ludwig XI. in ankreich eine böſe That vorzunehmen willens war, bat Gott auf den Knien um Beyſtand; und wenn er je- and ſeines Eigenthums berauben wollte, verſprach er r Jungfrau Maria einen Theil davon (*). Criſpin ehlt das Leder, und verſchenkt die Schuhe an Arme. s giebt noch immer Leute, die das ſogenannte Chriſto- els-Gebet ſprechen, und ſich dadurch einer ſchnellen ülfe zum größten Reichthum getröſten. Die heilige Ho- e trägt man als ein Verwahrungsmittel gegen Gefah- n und Krankheiten bey ſich herum. Wenn man einem anken Kinde etwas aus einem geweiheten Kelche ein- ebt, bricht ſich die Krankheit. — Taufwaſſer iſt gut ider Zahnweh (**). Ein Kind, dem nach der Geburt n Blatt aus der Bibel auf die Bruſt gebunden wird, ird fromm, weiſe und gelehrt. Wachslichter, die auf dem ltare geſtanden und angezündet werden, vertreiben die

(*) Hollbergs vermiſchte Briefe, Th. 2, S. 253.

(**) Es erinnert mich der Herr Superintendent Keller, in Hinſicht des Taufwaſſers, an folgende Anekdote: Als vor etwa 4 Jahren eine adliche Herrſchaft in der Prignitz ein Fräulein taufen ließ, bat der Küſter ſichs bey den Anweſenden in der Küche aus, daß man ihn bey der Zubereitung des Taufwaſſers allein laſſen möchte. Es geſchah. Aber die gegenwärtig geweſenen ſahen durchs Schüſſelloch, und bemerkten nun, daß der Halbehrwürdige das Waſſer mit vielen Verdrehungen des Kopfes, unter Murmeln und gemachten Kreuzen, einweihete. — Nach vollendeter Taufe bat er ſich einen Platz aus, wo keine Sonne ſchien. Es wurde ihm dazu im Keller ein Ort angewieſen; er goß das Waſſer dort in eine Ecke hin, und verſicherte nun in myſtiſcher Zuverſicht, daß das gnädige Fräulein nie von der Sonne gebrannt werden würde. —

Eben dieſer Unſinn, nähmlich das Taufwaſſer an einen ſchattigen Ort zu gießen, iſt aber auch faſt allen Wehmüttern eigen. Vielleicht iſt der Gebrauch, das Waſſer an einen etwas verborgenen Ort zu gießen, daher entſtanden, damit abergläubige Leute ſo wenig das Waſſer erhalten, als den Ort, wo es bleibt, erfahren ſollen; — und eben dieſe löbliche Abſicht iſt wiederum von der Dummheit in Aberglauben verwandelt worden. F.

Hexen und Gespenster (*); das Zeichen des Kreuzes — die bösen Geister. Pantoffeln unter der Bettstelle kreuzweise gestellet, halten den Alp zurück. Getaufte Glocken vertreiben die Gewitter. (Siehe Th. LXXIII, im Artikel Leichengeläute.)

Wenn man meint, eine gewisse Uebung in gottesdienstlichen Sachen sey uns zum ewigen Heile dienlich, diese Uebung möge dann beschaffen seyn, wie sie wolle: so erwartet man zwar mit bestem Grunde alles Gute von einem steten Fleiß im andächtigen vernunft- und bibelmäßigen Gebete; aber, wenn man nur die Viertelstunden, die Worte, die Seiten im Gebetbuche gleichsam Gott vorzählt: so hat man seinen Lohn dahin. Die Taufe und das Nachtmahl sind erwecklich und nützlich; aber wenn man glaubt, das heilige Nachtmahl tilge die Sünden, und die heilige Taufe gebe den Kindern eine neue Seele; oder das Eilen zur Taufe sey viel wichtiger, als hernach das Eilen mit vernünftigem Unterricht und Zucht; so ists Aberglaube. Man treibt, daß das Kind bald möglichst zur Taufe komme; nun das ist gewissermaßen gut; aber wenn eben diese Aeltern ihr Gott aufgeopfertes Kind lang genug ohne gute Anweisung und Zucht lassen, und für ihr Vieh und Haushaltung mehr, als für ihre Kinder sorgen: so ists nicht recht. Dort rühmt sich eine Mutter vor den Leuten, ihr kleines Kind von drey, vier, fünf Jahren könne schon beten; aber sie ist unbekümmert, wenn das Kind daneben lügen lernt, und Schimpfreden ausstößt. Es giebt Leute, die sich ein Gewissen machen, ihr Gebet einmahl abzukürzen, oder, im Nothfalle gänzlich aufzuschieben; die sich aber in ihrem Gewissen nichts daraus machen, gerade in dem halben Tage, an dem sie so ordentlich ihr Gebet verrichtet haben, den Nächsten zu vervortheilen, zu verläumden. — Mancher beschenkt die Waisenkinder, und setzt sein ganzes Vertrauen in ihr Gebet. In Croatien glaubt man, für die geheimen Verbrechen einen mehr als hinlänglichen Ersatz durch die Fasten zu thun. In den Fasten besteht ihr Gottesdienst. Die Fasten sind ihre größte Tugend; so wie dieselben zu brechen, in ihren Augen das abscheulichste von allen Lastern

(*) Eine ähnliche Idee sehe man Th. LXXIII der Encyklopädie, unter Leichenlicht.

ſtern iſt. Man hat kürzlich ein Beyſpiel geſehen, daß der Anführer einer Räuberbande von den Seinigen ſelbſt, welche ſich aus Mord und Straßenraub nichts machten, getödtet worden, weil er an einem Faſttage, bey Ermangelung des Waſſers, ſeinen Durſt mit Milch gelöſcht hatte (*).

Ich glaube zu dieſem Capitel mit Fug und Recht auch jene gefährlichen Syſteme — jene fanatiſch-myſtiſch-theologiſchen Doctrinen, die noch immer in der Welt umher ſchleichen, und alle die hier hineinſchlagenden Bücher rechnen zu können, die von geiſtlichen, vielleicht auch manches Mahl blödſinnigen Schwärmern, welche ſelbſt nicht einmahl wußten und erklären konnten, was ſie ſchrieben, unter dem Volke bekannt gemacht worden ſind. Hier will ich keine Religion nennen, noch viel weniger derſelben etwas vorwerfen, weil nie die geheiligte Religion, ſondern nur die Menſchen ſelbſt es ſind, welche ungereimte Dinge mit Gewalt in deren Heiligthum begraben wollen. Hierdurch wird die Wahrheit in undurchdringliche Nebel gehüllet, und das Volk in der Art getäuſchet, als ob die heilige Schrift vermittelſt der in ihr enthaltenen Worte, kräftig genug ſey, alle mögliche Uebel im menſchlichen Leben heben zu können — während daß ein Unglück überhand nehmen, und ganze Familien das traurige Opfer der allerſtrafbarſten Täuſchung von Seiten der Volkslehrer und ihrer Leichtgläubigkeit werden.

Der Herr Doctor Henke hat uns in ſeinem Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte, (5 B. 2 St. Weimar 1798, S. 349 fgg.,) gezeigt, wie man im Hochſtift Hildesheim (vielleicht aber doch wohl nur bis zum Jahre 1752 —) bemühet iſt, die ſchreckliche Krankheit der Hundswuth am Menſchen, bloß vermittelſt

(*) Schlözers Staatsanzeigen, Gött. 1783, S. 367.

religiöser Gebräuche, heilen zu wollen. — — Was er hierüber uns berichtet, ist folgendes:

In der neuesten katholischen Kirchen-Agende für das Hochstift Hildesheim (*), findet sich ein eigenes, ziemlich langes Capitel, von Regeln und Formeln, für alle Arten priesterlicher Einsegnungen, z. E. des Weihwassers, Salzes, der Lichter, auch eines neuen Brunnens, Schiffes, Brautbettes, eines heilige Orte besuchenden, oder daher zurückkommenden Pilgers, u. s. w. Auch wie Obst, Oel, Futterkraut, Eyer, u. s. w. eingeseguet werden müssen, findet man da vorgeschrieben. Das merkwürdigste ist aber doch die Benediction wider den Biß von tollen Hunden, und wider Krankheiten und Gebrechen, sowohl an Menschen, als an Vieh. Gewiß enthalten auch andere katholische Ritual-Bücher dieses Stück; es ist aber, als eine der öffentlich in dieser Kirche gut geheißenen, mit bischöflicher Vollmacht angeordneten, auch noch jetzt immerfort üblichen, Anstalten, die zur Nahrung des schädlichsten Aberglaubens unter dem Volke abzielen, vielleicht nicht so bekannt, als es verdient. (Die Agende ist lateinisch geschrieben, und es erfolgt hier die Uebersetzung.)

Segnungen wider den Biß eines tollen Hundes, und wider die Krankheiten und Gebrechen des Viehes sowohl als der Menschen.

Gegengift für die, welche durch einen solchen Biß in der Haut verletzt sind: 1) daß sie sich des Sacraments der Beichte und des Abendmahls bedienen; 2) daß sie innerhalb 9 Tagen ihre Kleider nicht ausziehen, und immer nur ein Kleid tragen; 3) daß sie während dieser Zeit auf Stroh schlafen; 4) sich des Fleisches enthalten, und nur Fischwerk und kalte Eyer essen; 5) überall keine warme, sondern nur kalte Speisen; auch 6) kein frisches, sondern altes Brod zu sich nehmen; 7) ihr eigenes Geschirr haben, das aus

(*) Agenda ecclesiae Hildesimensis — jussu et auctoritate Clementis Augusti. — Hildes. 1752.

aus ſie eſſen und trinken; 8) während dieſer 9 Tage nehmen ſie drey Mahl, Morgens, Mittags und Abends, vom geweiheten Brodte, Waſſer und Salze, und ſprechen eben ſo oft 9 Mahl das Vaterunſer und den engliſchen Gruß (alſo täglich 27 Mahl, und innerhalb 9 Tagen 216 Mahl); 9) man veranſtalte (für die Gebühr) daß eine Meſſe geleſen werde, dem heil. Hubertus zu Ehren, und dieſer Meſſe müſſen die Verwundeten, oder Gebiſſenen, perſönlich beywohnen; 10) den Tag des heil. Hubertus müſſen ſie jährlich feyerlich und mit aller Andacht begehen, ſo pünctlich, daß ſie auch nicht einmahl eine Thüre öffnen (*).

Damit nun meine Leſer mit geſunder Vernunft und Beurtheilungskraft ſelbſt urtheilen können und mögen, ob ſolche Mittel ein ſo großes natürliches Uebel heben und abhelfen können, ſo will ich die übrigen Proceduren hierſelbſt nach der Ueberſetzung folgen laſſen. Alſo:

(*) Der heilige Hubert war der erſte Biſchof der zu Lüttich wohnte; denn ſeine Vorgänger im Amte hatten ihren Stuhl zu Tongern. Seine fabelhafte Lebensgeſchichte findet man in *Barthol. Fiſeti* Flores eccleſiae Leodienſis ſ. vitae et elogia ſanctorum qui hanc dioeceſin ornarunt. (Iuſalis, 1647. fol.) p. 23. Als er zu Rom im Jahre 701 eingeweihet ward, brachten Engel eine prächtige, ſeidene, mit Gold durchwirkte Stola, von der Mutter Gottes herab, und als er zum erſten Mahle das Hochamt verrichtete, ſchenkte ihm der heilige Petrus einen goldenen Schlüſſel, und zugleich die Kraft, Mondſüchtige und Raſende zu heilen. Durch dieſe Stola und durch dieſen Schlüſſel ſind nun bis auf unſere Zeiten unzählbar viele Wunderthaten, und ganz erſtaunlich viele Hülfen, vornehmlich an ſolchen Unglücklichen verrichtet worden, die von einem tollen Hunde gebiſſen waren. *P. le Brun* hiſtoire critique de pratiques ſuperſtitieuſes. T. II. p. 1. — Sein Feſttag fällt auf den 3ten November. Auch ſehe man: Ausführliches Heiligenlexicon ꝛc. Col. 978, woſelbſt ebenfalls eine kurze Nachricht von dieſem heil. Hubert (denn es giebt noch fünf andere des Nahmens) zu finden iſt.

Anweisung für den Priester.

Der Priester bleibe auch nach geendigtem Gottesdienste im priesterlichen Feyerkleide, und weihe Brod, Salz und Wasser, auf folgende Weise. Er stimme an: „Unsere Hülfe im Nahmen des Herrn! Antw. Der Himmel und Erde gemacht hat. Pr. Der Herr sey mit euch! Antw. Und mit deinem Geist.“

Weihung des Salzes. „Ich beschwöre dich, Ge„schöpf des Salzes, bey dem wahrhaftigen Gott, † „bey dem lebendigen Gott, † bey dem heiligen Gott, † „bey dem Gott aller Creatur, daß du werdest zu einem „Salze, welches beschworen ist, auszurotten und zu „vertreiben die Wut und ihre giftige Ansteckung, den „bösen Feind, und jede Gewalt der Fäulniß desselben, „auch jede Krankheit unter Menschen sowohl als Vieh, „damit alles dasjenige, was du menschlichen Bedürf„nissen zu gewähren gewürdiget hast, in voller Kraft „zu unserm Nutzen gedeihen, und damit die Menschen, „gesund am Körper und an der Seele, dir einen wohl„gefälligen Dienst darbringen, durch die Kraft unsers „Herrn Jesu Christi, durch welchen alle Dinge geschaf„fen sind und gedeihen, der da kommen wird, zu rich„ten Lebendige und Todte, und die arge Welt durch „das Feuer. Amen.“

Weihung des Brodts. „Segne Herr dieses Ge„schöpf des † Brodts, wie du gesegnet hast fünf Brodte „in der Wüste, damit Menschen und Thiere, die da„von genießen, die Gesundheit des Leibes und der See„le erhalten mögen, durch unsern Herrn Jesum Chri„stum deinen Sohn, der mit dir lebet und regieret in „Einigkeit des heil. Geistes. Gott in alle Ewigkeit. „Amen.“

Weihung des Wassers. „Ich beschwöre dich, Ge„schöpf des Wassers, im Nahmen Gottes des allmäch„tigen Vaters, † im Nahmen Jesu Christi seines Soh„nes, † und im Nahmen des heiligen Geistes, † daß „alle giftige Ansteckung der Wuth, und alle unreinen „Geister, und jeder Anlauf des Satans überwunden „und vertrieben werden mögen, und daß du seyst ein „Wasser, das besprochen ist, zu verjagen und zu zer„streuen

„streuen die Wuth, das Gift und die Ansteckung dessel„ben, auch jede Krankheit an Menschen und Vieh, „und die Tücke der bösen Geister, und jedes Blendwerk „des Feindes, und die Ansteckung der Wuth, auch glei„cher Weise den Feind selbst mit Wurzeln und Stiel „auszurotten vermögest, durch die Kraft unsers Herrn „Jesu Christi, der da kommen wird zu richten Lebende „und Todte, und die arge Welt durchs Feuer.“

Hierauf vermische der Priester das Salz, Brodt und Wasser, und spreche dabey: „Diese Mischung „von Salz, Brodt und Wasser, komme so Menschen „als Thieren wohl zur Gesundheit. Die Stimme des „Herrn über den Wassern! Der Gott der Ehren don„nert, der Herr auf großen Wassern! Menschen und „Vieh willst du gesund machen, Herr, wie du vermeh„ret hast, deine Barmherzigkeit, o Gott! Du thust „deine Hand auf, und sättigst alles, was lebet, mit „Wohlgefallen.“

Nun werden beym Segen und Kreuzmachen über das Brodt und Wasser, folgende Worte gesprochen: „Jesus von Nazareth, König der Juden, Jesus, Maria, „Johannes.“

Segensspruch über Brodt und Wasser. „Unsichtba„rer und unerforschlicher Gott, der du über alle Dinge „ausgegossen bist, wir flehen demüthig zu deiner Liebe „und Barmherzigkeit, durch den heiligen und furcht„baren Nahmen deines Sohnes, daß du über diese „Geschöpfe des Brodtes und Wassers deinen Segen † „ausgießen wollest, durch die Kraft deiner unsichtba„ren Wirkung, damit Menschen, gleicherweise auch „Thiere, die du der Nothdurft der Menschen abzuhel„fen gewürdigest hast, wenn sie von diesem Brodte und „Wasser etwas nehmen und genießen, dieses dem Se † „gen und deine Heili † gung unverletzt bleiben, und „vor aller Vergiftung, auch vor jedem Anlauf des Ver„suchers unter deinem Schutze, verwahret werden, „durch Christum unsern Herrn. Amen.“

Lasset uns beten: „Herr, Gott, allmächtiger Va„ter, durch welchen alles regieret wird, was wir zum „Gebrauch des Lebens besitzen, seg † ne auch diese „Creaturen, Brodt und Wasser, zu verjagen den bö„sen Feind und die Vergiftung der Wuth, die durch den

Hoffnungen, oder überhaupt zur ſichern Befriedigung ihrer Neugierde gelange!

Dieſes gehört indeſſen, entweder zu ſpaßhaften Unterhaltungen, oder — wenn ſie wirklich geglaubt werden, zur Schwachheit der Menſchen, der noch abgeholfen, und die mit nicht vieler Mühe gehoben werden kann. Wenn aber noch jetzt der klug ſeyn wollende Bürger im Staate bey ſeinen vorzunehmenden Handlungen, auf Zeichen des Himmels, auf gewiſſe, im Kalender nur oft nach Willkür bemerkte Tage, und auf gewiſſe Wörter, Zeichen und Figuren ſehen, wenn er ſogar Glück oder Unglück daraus vorher ſagen will, ſo iſt er herzlich zu bedauern, und bedarf des Unterrichts, um nicht länger unter ſolcher bangen Furchtſamkeit ſein Leben hinzubringen, aber auch die Seinigen nicht mit ſolchen albernen Sachen anzuſtecken. Hierüber wird unter Zeichen mehr geſagt werden.

5. Man muß dem Worte Gottes, gottesdienſtlichen Uebungen, und andern beym Gottesdienſte gebräuchlichen Stücken, keine andere Kraft zuſchreiben, als ihnen in Gottes Wort ſelbſt gegeben iſt. In Hinſicht dieſes Satzes will ich des Herrn Superintendenten Kellers Worte ſelbſt herſetzen (*):

Der Abergläubige hält dafür, daß, wenn er die Worte aus 1ſten Buch Moſ. 3, v. 15: „Ich will Feindſchaft „ſetzen,“ u. ſ. w. an ſeine Kammerthüre anſchreibe, die Hexen und Geſpenſter dadurch abgehalten würden, in die Kammer zu kommen. Die Worte: „Da ſchrie das „Volk zu Moſe, und Moſes bat den Herrn, da ver„ſchwand das Feuer,“ 4 B. Moſ. 11, 2. ſeyen dienlich das Feuer zu löſchen. Wer den 109ten Pſalm rücklings ſpreche, könne ſeinen Feind todt beten. Die Anfangsbuchſtaben des Evangelii Johannis, geſchrieben oder gedruckt, am Halſe getragen, bewahre vor dem Fieber. Die Juden tragen auch einige Sprüche an ſich, und berufen

(*) Grab des Aberglaubens, 5te und 6te Samml. S. 62.

rufen ſich auf die Worte Salomons: „Hänge ſie an deinen Hals,“ Spr. Sal. 6, 21. denen es die Chriſten hierin nachmachen. Wenn der König Ludwig XI. in Frankreich eine böſe That vorzunehmen willens war, bat er Gott auf den Knien um Beyſtand; und wenn er jemand ſeines Eigenthums berauben wollte, verſprach er der Jungfrau Maria einen Theil davon (*). Criſpin ſtiehlt das Leder, und verſchenkt die Schuhe an Arme. Es giebt noch immer Leute, die das ſogenannte Chriſtophels-Gebet ſprechen, und ſich dadurch einer ſchnellen Hülfe zum größten Reichthum getröſten. Die heilige Hoſtie trägt man als ein Verwahrungsmittel gegen Gefahren und Krankheiten bey ſich herum. Wenn man einem kranken Kinde etwas aus einem geweiheten Kelche eingiebt, bricht ſich die Krankheit. — Taufwaſſer iſt gut wider Zahnweh (**). Ein Kind, dem nach der Geburt ein Blatt aus der Bibel auf die Bruſt gebunden wird, wird fromm, weiſe und gelehrt. Wachslichter, die auf dem Altare geſtanden und angezündet werden, vertreiben die

(*) Hollbergs vermiſchte Briefe, Th. 2, S. 253.

(**) Es erinnert mich der Herr Superintendent Keller, in Hinſicht des Taufwaſſers, an folgende Anekdote: Als vor etwa 4 Jahren eine adliche Herrſchaft in der Prignitz ein Fräulein taufen ließ, bat der Küſter ſichs bey den Anweſenden in der Küche aus, daß man ihn bey der Zubereitung des Taufwaſſers allein laſſen möchte. Es geſchah. Aber die gegenwärtig geweſenen ſahen durchs Schlüſſelloch, und bemerkten nun, daß der Halbehrwürdige das Waſſer mit vielen Verdrehungen des Kopfes, unter Murmeln und gemachten Kreuzen, einweihete. — Nach vollendeter Taufe hat er ſich einen Platz aus, wo keine Sonne ſchien. Es wurde ihm dazu im Keller ein Ort angewieſen; er goß das Waſſer dort in eine Ecke hin, und verſicherte nun in myſtiſcher Zuverſicht, daß das gnädige Fräulein nie von der Sonne gebraunt werden würde. —

Eben dieſer Unſinn, nähmlich das Taufwaſſer an einen ſchattigen Ort zu gießen, iſt aber auch faſt allen Wehmütern eigen. Vielleicht iſt der Gebrauch, das Waſſer an einen etwas verborgenen Ort zu gießen, daher entſtanden, damit abergläubige Leute ſo wenig das Waſſer erhalten, als den Ort, wo es bleibt, erfahren ſollen; — und eben dieſe löbliche Abſicht iſt wiederum von der Dummheit in Aberglauben verwandelt worden. F.

„schädliche Reden, feindselige Blicke, Hexereyen und „alle Versuchungen, durch diese Creaturen des Brodts „und Wassers, Kraft der Anrufung des Vaters, † und „des Sohnes, † und des heiligen Geistes, † dem allein „die Ehre, und der Ruhm, und die Macht ist, nebst „dir und demselben deinem Sohne, in alle Ewigkeit. „Amen.“

Hierauf werde das Evangelium des heil. Johannis gelesen: Im Anfang war das Wort ꝛc.

NB. Vom vorbesagten Brodte und Wasser nehme man neun auf einander folgende Tage ein wenig, und spreche drey Vaterunser und Avemaria, zu Ehren der hochheiligen Dreyfaltigkeit und des heil. Huberts.

Hierüber fährt Herr Doctor Henke fort, und macht eine allen Vernünftigen aller Religionen nicht zuwiderlaufende Anmerkung. Ich habe vorhin schon bemerkt, daß ich nie die Religion dafür ansehe, was sündliche Menschen thun; denn es giebt in allen Religionen, die im Grunde doch in der Hauptsache übereinkommen, schlechte und verabscheuungswürdige Menschen, die das leichtgläubige Volk, welches aller weitern Kenntnisse beraubt ist, nicht allein äußerst, selbst oft mit dessen höchstem Unglücke, zu täuschen suchen, oder die selbst so unwissend, so vernunftlos sind, als die leblosen Geschöpfe, denen sie in dem lächerlichen Traume, oder vermittelst ihrer Extase, Wunderkräfte beylegen wollen, — sondern lediglich dafür halte, daß nicht gesunde mit reiner Moral verknüpfte Vernunft allein — vielmehr Bosheit, Gewinn- und Ehrsucht, und dergleichen Dinge mehr, als Blödsinn und Schwärmerey, zum Untergange vieler Menschen solches erdacht haben. Dieserhalb sagt Herr D. Henke:

Ein reicher Stoff zu wichtigen Betrachtungen! Schon als Probe einer heidnischen Battologie in der christlichen Kirche merkwürdig! Aber, was soll man von der Sache selbst sagen? welche Frucht hat man sich von allen Bemühungen, dem Aberglauben zu steuern, zu versprechen, wenn

ſtern iſt. Man hat kürzlich ein Beyſpiel geſehen, daß der Anführer einer Räuberbande von den Seinigen ſelbſt, welche ſich aus Mord und Straßenraub nichts machten, getödtet worden, weil er an einem Faſttage, bey Ermangelung des Waſſers, ſeinen Durſt mit Milch gelöſcht hatte (*).

Ich glaube zu dieſem Capitel mit Fug und Recht auch jene gefährlichen Syſteme — jene fanatiſch-myſtiſch-theologiſchen Doctrinen, die noch immer in der Welt umher ſchleichen, und alle die hier hineinſchlagenden Bücher rechnen zu können, die von geiſtlichen, vielleicht auch manches Mahl blödſinnigen Schwärmern, welche ſelbſt nicht einmahl wußten und erklären konnten, was ſie ſchrieben, unter dem Volke bekannt gemacht worden ſind. Hier will ich keine Religion nennen, noch viel weniger derſelben etwas vorwerfen, weil nie die geheiligte Religion, ſondern nur die Menſchen ſelbſt es ſind, welche ungereimte Dinge mit Gewalt in deren Heiligthum begraben wollen. Hierdurch wird die Wahrheit in undurchdringliche Nebel gehüllet, und das Volk in der Art getäuſchet, als ob die heilige Schrift vermittelſt der in ihr enthaltenen Worte, kräftig genug ſey, alle mögliche Uebel im menſchlichen Leben heben zu können — während daß ein Unglück überhand nehmen, und ganze Familien das traurige Opfer der allerſtrafbarſten Täuſchung von Seiten der Volkslehrer und ihrer Leichtgläubigkeit werden.

Der Herr Doctor Henke hat uns in ſeinem Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte, (5 B. 2 St. Weimar 1798, S. 349 fgg.,) gezeigt, wie man im Hochſtift Hildesheim (vielleicht aber doch wohl nur bis zum Jahre 1752 —) bemühet iſt, die ſchreckliche Krankheit der Hundswuth am Menſchen, bloß vermittelſt

(*) Schlözers Staatsanzeigen, Gött. 1783, S. 367.

religiöser Gebräuche, heilen zu wollen. — — Was er hierüber uns berichtet, ist folgendes:

In der neuesten katholischen Kirchen-Agende für das Hochstift Hildesheim (*), findet sich ein eigenes, ziemlich langes Capitel, von Regeln und Formeln, für alle Arten priesterlicher Einsegnungen, z. E. des Weihwassers, Salzes, der Kräuter, auch eines neuen Brunnens, Schiffes, Brautbettes, eines heilige Orte besuchenden, oder daher zurückkommenden Pilgers, u. s. w. Auch wie Obst, Oel, Futterkraut, Eyer, u. s. w. eingesegnet werden müssen, findet man da vorgeschrieben. Das merkwürdigste ist aber doch die Benediction wider den Biß von tollen Hunden, und wider Krankheiten und Gebrechen, sowohl an Menschen, als an Vieh. Gewiß enthalten auch andere katholische Ritual-Bücher dieses Stück; es ist aber, als eine der öffentlich in dieser Kirche gut geheißenen, mit bischöflicher Vollmacht angeordneten, auch noch jetzt immerfort üblichen, Anstalten, die zur Nahrung des schädlichsten Aberglaubens unter dem Volke abzielen, vielleicht nicht so bekannt, als es verdient. (Die Agende ist lateinisch geschrieben, und es erfolgt hier die Uebersetzung.)

Segnungen wider den Biß eines tollen Hundes, und wider die Krankheiten und Gebrechen des Viehes sowohl als der Menschen.

Gegengift für die, welche durch einen solchen Biß in der Haut verletzt sind: 1) daß sie sich des Sacraments der Beichte und des Abendmahls bedienen; 2) daß sie innerhalb 9 Tagen ihre Kleider nicht ausziehen, und immer nur ein Kleid tragen; 3) daß sie während dieser Zeit auf Stroh schlafen; 4) sich des Fleisches enthalten, und nur Fischwerk und kalte Eyer essen; 5) überall keine warme, sondern nur kalte Speisen; auch 6) kein frisches, sondern altes Brod zu sich nehmen; 7) ihr eigenes Geschirr haben, dar-

aus

(*) Agenda ecclesiae Hildesiensis — jussu et auctoritate Clementis Augusti. — Hildes. 1782.

aus ſie eſſen und trinken; 8) während dieſer 9 Tage nehmen ſie drey Mahl, Morgens, Mittags und Abends, vom geweiheten Brodte, Waſſer und Salze, und ſprechen eben ſo oft 9 Mahl das Vaterunſer und den engliſchen Gruß (alſo täglich 27 Mahl, und innerhalb 9 Tagen 216 Mahl); 9) man veranſtalte (für die Gebühr) daß eine Meſſe geleſen werde, dem heil. Hubertus zu Ehren, und dieſer Meſſe müſſen die Verwundeten, oder Gebiſſenen, perſönlich beywohnen; 10) den Tag des heil. Hubertus müſſen ſie jährlich feyerlich und mit aller Andacht begehen, ſo pünctlich, daß ſie auch nicht einmahl eine Thüre öffnen (*).

Damit nun meine Leſer mit geſunder Vernunft und Beurtheilungskraft ſelbſt urtheilen können und mögen, ob ſolche Mittel ein ſo großes natürliches Uebel heben und abhelfen können, ſo will ich die übrigen Procedуren hierſelbſt nach der Ueberſetzung folgen laſſen. Alſo:

(*) Der heilige Hubert war der erſte Biſchof der zu Lüttich wohnte; denn ſeine Vorgänger im Amte hatten ihren Stuhl zu Tongern. Seine fabelhafte Lebensgeſchichte findet man in *Barthol. Fiſoti* Flores eccleſiae Leodienſis ſ. vitae et elogia ſanctorum qui hanc dioeceſin ornarunt. (Inſulis, 1647, fol.) p. 23. Als er zu Rom im Jahre 701 eingeweihet ward, brachten Engel eine prächtige, ſeidene, mit Gold durchwirkte Stola, von der Mutter Gottes herab, und als er zum erſten Mahle das Hochamt verrichtete, ſchenkte ihm der heilige Petrus einen goldenen Schlüſſel, und zugleich die Kraft, Mondſüchtige und Raſende zu heilen. Durch dieſe Stola und durch dieſen Schlüſſel ſind nun bis auf unſere Zeiten unzählbar viele Wunderthaten, und ganz erſtaunlich viele Hülfen, vornehmlich an ſolchen Unglücklichen verrichtet worden, die von einem tollen Hunde gebiſſen waren. *P. le Brun* hiſtoire critique de pratiques ſuperſtitieuſes. T. II. p. 1. — Sein Feſttag fällt auf den 3ten November. Auch ſehe man: Ausführliches Heiligenlexicon ꝛc. Col. 978, woſelbſt ebenfalls eine kurze Nachricht von dieſem heil. Hubert (denn es giebt noch fünf andere des Nahmens) zu finden iſt.

Anweisung für den Priester.

Der Priester bleibe auch nach geendigtem Gottesdienste im priesterlichen Feyerkleide, und weihe Brod, Salz und Wasser, auf folgende Weise. Er stimme an: „Unsere Hülfe im Nahmen des Herrn! Antw. Der Himmel und Erde gemacht hat. Pr. Der Herr sey mit euch! Antw. Und mit deinem Geist.“

Weihung des Salzes. „Ich beschwöre dich, Geschöpf des Salzes, bey dem wahrhaftigen Gott, † bey dem lebendigen Gott, † bey dem heiligen Gott, † bey dem Gott aller Creatur, daß du werdest zu einem Salze, welches beschworen ist, auszurotten und zu vertreiben die Wut und ihre giftige Ansteckung, den bösen Feind, und jede Gewalt der Fäulniß desselben, auch jede Krankheit unter Menschen sowohl als Vieh, damit alles dasjenige, was du menschlichen Bedürfnissen zu gewähren gewürdiget hast, in voller Kraft zu unserm Nutzen gedeihen, und damit die Menschen, gesund am Körper und an der Seele, dir einen wohlgefälligen Dienst darbringen, durch die Kraft unsers Herrn Jesu Christi, durch welchen alle Dinge geschaffen sind und gedeihen, der da kommen wird, zu richten Lebendige und Todte, und die arge Welt durch das Feuer. Amen.“

Weihung des Brodts. „Segne Herr dieses Geschöpf des † Brodts, wie du gesegnet hast fünf Brodte in der Wüste, damit Menschen und Thiere, die davon genießen, die Gesundheit des Leibes und der Seele erhalten mögen, durch unsern Herrn Jesum Christum deinen Sohn, der mit dir lebet und regieret in Einigkeit des heil. Geistes. Gott in alle Ewigkeit. Amen.“

Weihung des Wassers. „Ich beschwöre dich, Geschöpf des Wassers, im Nahmen Gottes des allmächtigen Vaters, † im Nahmen Jesu Christi seines Sohnes, † und im Nahmen des heiligen Geistes, † daß alle giftige Ansteckung der Wuth, und alle unreinen Geister, und jeder Anlauf des Satans überwunden und vertrieben werden mögen, und daß du seyst ein Wasser, das besprochen ist, zu verjagen und zu zerstreuen

„streuen die Wuth, das Gift und die Ansteckung desselben, auch jede Krankheit an Menschen und Vieh, „und die Tücke der bösen Geister, und jedes Blendwerk „des Feindes, und die Ansteckung der Wuth, auch gleicher Weise den Feind selbst mit Wurzeln und Stiel „auszurotten vermögest, durch die Kraft unsers Herrn „Jesu Christi, der da kommen wird zu richten Lebende „und Todte, und die arge Welt durchs Feuer."

Hierauf vermische der Priester das Salz, Brodt und Wasser, und spreche dabey: „Diese Mischung „von Salz, Brodt und Wasser, komme so Menschen „als Thieren wohl zur Gesundheit. Die Stimme des „Herrn über den Wassern! Der Gott der Ehren donnert, der Herr auf großen Wassern! Menschen und „Vieh willst du gesund machen, Herr, wie du vermehret hast, deine Barmherzigkeit, o Gott! Du thust „deine Hand auf, und sättigst alles, was lebet, mit „Wohlgefallen."

Nun werden beym Segen und Kreuzmachen über das Brodt und Wasser, folgende Worte gesprochen: „Jesus von Nazareth, König der Juden, Jesus, Maria, „Johannes."

Segensspruch über Brodt und Wasser. „Unsichtbarer und unerforschlicher Gott, der du über alle Dinge „ausgegossen bist, wir flehen demüthig zu deiner Liebe „und Barmherzigkeit, durch den heiligen und furchtbaren Nahmen deines Sohnes, daß du über diese „Geschöpfe des Brodtes und Wassers deinen Segen † „ausgießen wollest, durch die Kraft deiner unsichtbaren Wirkung, damit Menschen, gleicherweise auch „Thiere, die du der Nothdurft der Menschen abzuhelfen gewürdiget hast, wenn sie von diesem Brodte und „Wasser etwas nehmen und genießen, dieses dem Se † „gen und deine Heili † gung unverletzt bleiben, und „vor aller Vergiftung, auch vor jedem Anlauf des Versuchers unter deinem Schutze, verwahret werden, „durch Christum unsern Herrn. Amen."

Lasset uns beten: „Herr, Gott, allmächtiger Vater, durch welchen alles regieret wird, was wir zum „Gebrauch des Lebens besitzen, seg † ne auch diese „Creaturen, Brodt und Wasser, zu verjagen den bösen Feind und die Vergiftung der Wuth, die durch den

Vollbringen des Beschlossenen bestehen, unmittelbar, daß hieße, gerade von Geist zu Geist, noch ganz sonst fremde Wahrheiten und Thatsachen, entgegen zu nehmen. — Daß diese Kraft solcher Mittheilungen unendlich in der Macht und Größe Gottes liege, und daß Gott auf die Seele des Menschen wirke, läugne ich keineswegs; ob aber der Mensch durch sein bloßes eigenes Wollen und Bestreben dahin gelange, um auf eine anderweitige Art zu Kenntnissen zu gelangen, als es sonst beym Menschen geschieht, muß erst erwiesen werden. — — Hätte es aber seine Richtigkeit, und könnte die menschliche Seele sich willkürlich in dieser Hinsicht mit einem Geiste so genau vereinigen, um verborgene Dinge von ihm zu erfahren, so könnte er es auch mit mehreren, da es mehrere Geister giebt — ja — so könnte der böse Mensch sich auch mit den bösen Geistern, die doch auch nicht ganz wegphilosophirt werden können, in eben solcher Art vereinigen; und was würde hieraus entstehen? — Nichts mehr und nichts weniger als — der alte abgedroschene ehemahlige Glaube an Hexereyen und Bündnissen der Menschen mit dem Teufel, müsse von neuem wieder aufgewärmt werden; — wovor aber Gott uns, und alle kommende Zeiten, in Gnaden behüten wolle!!

Wenn ehemahls in den wichtigsten Fällen, die die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts betrafen, und wo es nöthig war, der noch so sehr rohen Vernunft mit nachdrücklicherer Kraft, als es jetzt braucht, unter die Arme zu greifen, Gott durch seine heilige Engel, nach Angabe der Schrift, gewisse Gedanken einflößete — so berechtigt uns dieses nicht zu schließen, daß dergleichen bey geringfügigern Sachen, die schon mittelbarer Weise entdeckt werden können, (indem wir alles, was der Mensch zur Beförderung seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit

„schädliche Reden, feindselige Blicke, Hexereyen und „alle Versuchungen, durch diese Creaturen des Brodts „und Wassers, Kraft der Anrufung des Vaters, † und „des Sohnes, † und des heiligen Geistes, † dem allein „die Ehre, und der Ruhm, und die Macht ist, nebst „dir und demselben deinem Sohne, in alle Ewigkeit. „Amen.“

Hierauf wurde das Evangelium des heil. Johannis gelesen: „Im Anfang war das Wort ꝛc.“

NB. Vom vorbesagten Brodte und Wasser nehme man nun auf einander folgende Tage ein wenig, und spreche drey Vaterunser und Avemaria, zu Ehren der hochheiligen Dreyfaltigkeit und des heil. Huber ꝛc.

Hierüber fährt Herr Doctor Henke fort, und macht eine allen Vernünftigen aller Religionen nicht zuwiderlaufende Anmerkung. Ich habe vorhin schon bemerkt, daß ich nie die Religion dafür ansehe, was sündliche Menschen thun; denn es giebt in allen Religionen, die im Grunde doch in der Hauptsache übereinkommen, schlechte und verabscheuungswürdige Menschen, die das leichtgläubige Volk, welches aller weitern Kenntnisse beraubt ist, nicht allein äusserst, selbst oft mit dessen höchstem Unglücke, zu täuschen suchen, oder die selbst so unwissend, so vernunftlos sind, als die leblosen Geschöpfe, denen sie in dem lächerlichen Traume, oder vermittelst ihrer Extase, Wunderkräfte beylegen wollen, — sondern lediglich dafür halte, daß nicht gesunde mit reiner Moral verknüpfte Vernunft allein — vielmehr Bosheit, Gewinn- und Ehrsucht, und dergleichen Dinge mehr, als Blödsinn und Schwärmerey, zum Untergange vieler Menschen solches erdacht haben. Dieserhalb sagt Herr D. Henke:

Ein reicher Stoff zu wichtigen Betrachtungen! Schon als Probe einer heidnischen Battologie in der christlichen Kirche merkwürdig! Aber, was soll man von der Sache selbst sagen? welche Frucht hat man sich von allen Bemühungen, dem Aberglauben zu steuern, zu versprechen, wenn

wenn er in der Kirche ſeine Zuflucht, und in dem Stande der Meßprieſter und Mönche ſeine Beſchützer findet und behält? Und, was können ſelbſt alle Geſundheits-Catechismen oder Noth- und Hülfsbüchlein helfen, wenn das Volk belehrt und gewöhnt wird, auf eine ſeiner Trägheit angemeſſene Weiſe, ſein Vertrauen auf magiſche Kraft eines Prieſterſegens zu ſetzen! — Doch möge jeder aufmerkſame Leſer zu dieſer wichtigen Urkunde des Glaubens und der Praxis in der katholiſchen Kirche unſerer Zeiten, alle die Winke, und Seufzer, und Ausrufungszeichen, ſich ſelbſt hinzu denken, welche der Inhalt erfordert und veranlaßt; nur eine Bemerkung ſey uns erlaubt beyzufügen.

Vor und zu den Zeiten der Kirchenverbeſſerung, wurden Segnungen und Einweihungen von Salz, Brodt, Waſſer, Kerzen, Bildern und dergleichen, zwar auch häufig von Prieſtern und Mönchen verrichtet, und mit Erwartungen außerordentlicher Wirkung begleitet; aber, daß ſie von den Kirchenobern empfohlen, oder gar verordnet, und daß die Verfahrungsarten und Formeln, die dabey zu gebrauchen, vorgeſchrieben worden wären, findet man allerdings nicht. Wie aber ſo viele andere abergläubige Meinungen und Gebräuche, hauptſächlich erſt durch den Jeſuiterorden, recht aus Trotz gegen jeden Tadel der Ketzer, und aus Eifer für das Reich der Dummheit, in Schutz genommen, eingeführt, und im Umlauf gebracht worden ſind, ſo haben auch durch denſelben Einfluß beſonders ſolche Segnungsgebräuche, wie der angeführte ihre öffentliche kirchliche Sanction erhalten. In einer Cölniſchen Provinzial-Synode vom Jahre 1536, wird es ausdrücklich für Mißbrauch erklärt und verboten, daß das Volk angeführt werde, auf geweihete Dinge ein beſonderes Vertrauen zu richten, und nahmentlich geſegnete Kräuter, Salz, und dergleichen, gegen Viehkrankheiten zu gebrauchen (*). Aber freylich dachte Erzbiſchof Hermann

(*) Quidquid ad abuſum et ſuperſtitionem faciat et quo populus a Deo ad collocandum in externis iſtis aliquam fiduciam adduci poſſit, prohibemus, quale inter alia eſt, quod quidam aqua, ſale, cereis et herbis benedictis in medicandis pecoribus ſuperſtitioſius abutuntur etc. Can. XVI. *Harzheim* concil. Germ. T. V. p. 235.

mann in Cöln über ſolche Gegenſtände anders, als alle ſeine Nachfolger, und als nahmentlich unter ihnen, derſelbe Clemens Auguſt, der die Hildesheimiſche Kirchen-Agende publicirt hat.

Mit dieſem Mittel ſowohl, als vielleicht mit tauſend andern dergleichen, hat es wahrſcheinlich die Bewandtniß, daß man vorgiebt, es ſey durch göttliche Offenbarung verordnet worden, wie deren ſich der heilige Hubertus verſchiedentlich berühmt haben ſoll — ſogar daß ihm Chriſtus, da er noch ein Heide geweſen, (man meint, er ſey ein Sohn des Herzogs Bertrand von Gutenne,) auf der Jagd an einem Hirſchgeweihe erſchienen, und ihm allerhand Befehle ertheilt haben ſoll. — — Gewöhnlich aber iſt ſolches der Behelf aller Schwärmer, und — — (nur mit einem gelinden Nahmen belegt,) Täuſchenden. Eine mittelbare göttliche Offenbarung findet allerdings noch jetzt Statt, wenn wir nicht läugnen, daß Gott Schöpfer, Erhalter und Regierer der irdiſchen Dinge ſey, wie auch den Menſchen erlaubt und Fähigkeiten gegeben hat, vermittelſt der Vernunft immer tiefer, ſowohl in das Weſen der Geiſter, als in die Haushaltung der Natur hineinzublicken; allein einer unmittelbaren Offenbarung zu jetziger Zeit ſich noch rühmen zu wollen, iſt ein ſtarkes Stück, wobey man ſich in Acht nehmen muß, von vernünftigen Theologen und Philoſophen nicht als ein Schwärmer angeſehen zu werden. Der Herr Doctor und Profeſſor der Theologie, C. F. Ammon hat die gelehrte Welt mit einer Abhandlung beſchenkt: von dem Urſprunge und der Beſchaffenheit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, Göttingen 1797, worin er darzuthun ſucht, wie ſolche geſchehe, und möglich ſey; und ſeine Grundſätze ſind folgende:

„Die meiſten Kräfte und Geſetze unſers Weſens, „unſre Sinne, Gedächtniß, Einbildungskraft, Ver„ſtand,

Die Sabäer haben ein heiliges Gesetz, daß jedes Haus, wenn die Reihe es trifft, so viel Honig und Heuschrecken, wie zum Gottesdienst jedes Mahl gebraucht wird, als ein Opfer an die Kirche liefern muß. —

Ihre Taufe wird in der Kirche, in Gegenwart mehrerer Personen, verrichtet. Sie haben nur zwey Taufzeugen, eine Mannsperson und eine Frauensperson; ein dritter trägt das Kind dem Priester hin. Dieser taucht es drey Mahl ins Wasser, bückt sich dabey jedes Mahl, und spricht in altsyrischer oder sabäischer Sprache die Worte: Ich taufe dich mit der Taufe, mit welcher Johannes der Täufer taufte. Die Taufe wird am 40sten Tage nach der Geburt des Kindes vorgenommen. Nachdem der Priester das Kind, wie gesagt, eingetaucht hat, wird es aufs neue eingewikkelt, und der Mannsperson unter den beyden Taufzeugen auf die Schulter gebunden. Dieser fängt nebst seinem Mitgevatter, und allen andern Anwesenden an, unter Tanz und Gesang, einer nach dem andern, um den Priester zu laufen, der nunmehr mitten in der Kirche auf seinem, zu diesem Ende vom Altare dahin gebrachten Stuhle sitzt; zugleich musiciren sie auch dabey mit zwey Stücken von einem gewissen Metalle, die sie an einander schlagen, welches ähnlich klingt, als wenn man mit kleinen Glocken läutete. Während dieser Handlung sind sie vorzüglich fröhlich.

Gott nennen sie in ihren Predigten den Herrn des Lichts, den König des Lichts, und nennen auch häufig die Nahmen der Väter und Propheten. Auf die Frage, wofür sie Christum halten, antworten sie: wir glauben nicht an ihn, und thun auch nicht das

deglieder, jeder eine Heuschrecke erhalten könnten. Diese Geschichte von den Sabäern, ist aus Björnståhls Briefen ꝛc. an Gjörwell in Stockholm, 6 B. 2 Heft, woselbst man noch weit Mehreres von dieser abergläubigen Secte findet.

„Setzen wir nun voraus, daß ein Mensch sich durch „unausgesetzte Vervollkommnung seiner moralischen „Natur über den physischen Naturzwang, immer mehr „zur Freyheit emporhebe: so kommt er nicht nur dem „Ziele seiner Bestimmung, der Heiligkeit Gottes, im„mer näher, sondern es müssen nun auch nothwendig „göttliche Gesinnungen, und durch die Forderungen sei„nes lebhaft wirkenden Moralgesetzes, göttliche Kennt„nisse in seiner Seele entstehen, und — der edlere „Theil seines Wesens schwingt sich durch seine mora„lische Ausbildung zu der Höhe empor, wo die alles „umfassende Kraft der Gottheit nicht mehr un„mittelbar durch sinnliche Berührungen seiner Em„pfindungen und Gefühle in der, und durch die Na„tur, sondern durch geistige Berührung seines morali„schen Ich auf ihn wirken kann (*). So entsteht in ihm „das

alles was übermenschlich ist, ist auch vor ihm, seiner Schwäche halber, so lange als er Mensch ist, verborgen.

(*) Hierdurch scheint die unmittelbare Wirkung Gottes auf die Seele anderer Menschen geläugnet zu werden, und nur zugestanden zu seyn, daß Gott bloß und allein auf die hier beschriebenen wirken könne. — — Meines Erachtens ist dieser hier beschriebene Zustand weiter nichts, als der Zustand eines exemplarisch frommen und heiligen Mannes; aus welchem aber bey weitem noch nicht folget, daß seine Seele sich unmittelbar an die Gottheit schmiege, und von derselben Offenbarungen (Bekanntmachungen übernatürlicher Wahrheiten von Gott, nach Adelung) zu erhalten, sich rühmen könne. Gelangt ein solcher, wäre er auch nicht gerade ein Schwärmer, wie es doch oft der Fall ist, zu größeren Ueberzeugungen, als mancher andere, von seiner nahen Verbindung mit Gott, durch immer mehr anwachsende Erkenntnisse und selbstbewußte Ueberzeugungen, daß er einen gnädigen Gott habe, der sein Bestreben, immer vollkommener zu werden, und seinen Willen immer mehr zu erfüllen, schon jetzt hier sichtbar lohnet, und künftig in alle Ewigkeit ihm gewiß eine unaussprechliche Zufriedenheit schenken werde, so ist dieses dennoch keine unmittelbare Offenbarung von Gott — — oder man möchte denn unter Offenbarung den Zustand eines in und mit Gott zufriedenen, weisen und freudigen Christen verstehen. Dann würde aber das Wort Offenbrauung hier nicht an seinem rechten Orte stehen.

Der

„das Bewußtſeyn — nicht Gefühl, denn dieſe Wirk„ſamkeit Gottes fühlt man nicht — von der Gegen„wart gewiſſer göttlicher Vorſtellungen und Ideen, zu „welchen er ſich den Weg nicht allein durch eigenes „Nachdenken gebahnt hat; ſie drängen ſich ihm unver„wartet und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit auf, „er findet ſie der Würde der Gottheit angemeſſen, und „ſeinen Zeitgenoſſen wohlthätig: Er betrachtet ſie alſo „als Kenntniſſe und Belehrungen von Gott, und fühlt „zugleich den unwiderſtehlichen, moraliſchen Beruf, „ſie ſeinen Zeitgenoſſen mitzutheilen. So entſteht in „der Seele des Vertrauten der Gottheit eine unmit„telbare Offenbarung u. ſ. w.

Wenn es wirklich bis zu dieſer Stunde noch dergleichen unmittelbare Offenbarungen geben ſollte, ſo wäre dieſe obige Erklärung derſelben, vielleicht die einzige, die der Sache am nächſten käme; allein — eben dieſe Erklärung giebt auch zu mehreren Sätzen, die ganz natürlich daraus gefolgert werden können, ungehindert Anlaß. Sie ſoll beweiſen, daß die, noch an ihrer Hülle haftende menſchliche Seele, ſich durch Uebung mit dem Geiſte aller Geiſter, in der Art vereinigen könne, um von ihm ohne Gebrauch natürlicher Gefühle, und ohne ſonſtige natürliche Seelenhandlungen, die indeſſen in einem Urtheilen, Wollen und Voll-

Der Herr Verfaſſer unterſcheidet hier ſehr billig Bewußtſeyn vom Gefühl — allein erſteres beruhet allemahl auf wirklichen, oder vermeinten Kenntniſſen — und — wie leicht kann ein feuriges Temperament in dieſer Hinſicht nun nicht getäuſcht werden? — — Haben wir nicht hundert und mehrere Beyſpiele, daß ſelbſt Schwärmer ſich haben martern laſſen? — — Finden wir nicht Fälle in Menge, daß Leute von ſonſt geſunden Begriffen in dieſem einzigen Puncte, der unmittelbar ihnen gewordenen Offenbarungen, für wahnſinnig gehalten, und genau beobachtet werden müſſen, daß ſie (vermöge vermeinter Offenbarung) ihren Nächſten nicht ſchaden? — —

Vollbringen des Beschlossenen bestehen, unmittelbar, daß hieße, gerade von Geist zu Geist, noch ganz sonst fremde Wahrheiten und Thatsachen, entgegen zu nehmen. — Daß diese Kraft solcher Mittheilungen unendlich in der Macht und Größe Gottes liege, und daß Gott auf die Seele des Menschen wirke, läugne ich keineswegs; ob aber der Mensch durch sein bloßes eigenes Wollen und Bestreben dahin gelange, um auf eine anderweitige Art zu Kenntnissen zu gelangen, als es sonst beym Menschen geschieht, muß erst erwiesen werden. — — Hätte es aber seine Richtigkeit, und könnte die menschliche Seele sich willkürlich in dieser Hinsicht mit einem Geiste so genau vereinigen, um verborgene Dinge von ihm zu erfahren, so könnte er es auch mit mehreren, da es mehrere Geister giebt — ja — so könnte der böse Mensch sich auch mit den bösen Geistern, die doch auch nicht ganz wegphilosophirt werden können, in eben solcher Art vereinigen; und was würde hieraus entstehen? — Nichts mehr und nichts weniger als — der alte abgedroschene ehemahlige Glaube an Hexereyen und Bündnissen der Menschen mit dem Teufel, müsse von neuem wieder aufgewärmt werden; — wovor aber Gott uns, und alle kommende Zeiten, in Gnaden behüten wolle!!

Wenn ehemahls in den wichtigsten Fällen, die die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts betrafen, und wo es nöthig war, der noch so sehr rohen Vernunft mit nachdrücklicherer Kraft, als es jetzt braucht, unter die Arme zu greifen, Gott durch seine heilige Engel, nach Angabe der Schrift, gewisse Gedanken einflößete — so berechtigt uns dieses nicht zu schließen, daß dergleichen bey geringfügigern Sachen, die schon mittelbarer Weise entdeckt werden können, (indem wir alles, was der Mensch zur Beförderung seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit

bedarf, ſchon längſt durch den gröſſeſten Geſandten Gottes wiſſen und beſitzen,) noch geſchehen werde.

Wir haben auch noch im menſchlichen Leben zuweilen Vorfälle, die faſt das ähnlichſte Gepräge unmittelbarer göttlicher Offenbarung an ſich tragen, und die denjenigen, welchen ſolche begegnet, lebenslang vor Augen ſtehen, indem der auf ſie gemachte Eindruck unauslöſchlich iſt, ſo wie ſie auch in dem Augenblicke für göttliche Offenbarungen angenommen wurden. Nur ein Beyſpiel von dieſer Art: An einem ſchwülen Nachmittage ſtand ein junger Menſch gegen Abend in einem kleinen Kahne, am Ufer eines groſſen Waſſers, zwiſchen Binſen verdeckt, um Enten zu ſchieſſen. Hier war zugleich auch die Mündung eines Fluſſes; er hatte das Ruder in den Grund geſteckt, und den Kahn daran befeſtigt, damit er nicht fortgetrieben würde. Gewitterwolken ſtanden über ihm, aber dennoch ſäumete er mit der Rückkehr. Nun ſtieg der Wind mit einem Mahl auf, und der Kahn wurde plötzlich durch ihn und Mitwirkung des Stroms losgeriſſen. Alle in dieſer Gefahr ergriffenen Binſen riſſen ab und der Kahn ging auf den ſtürmenden Wellen den weiten Gewäſſern zu. Mit dem Gewehre zu rudern wollte nichts helfen — der junge Menſch ermattete unter dieſer Angſt, die Wellen ſchlugen ſchon in den Kahn, und droheten ihm nun alle Augenblick den fürchterlichſten Tod. In dieſer unausſprechlichen Angſt und Noth ſeufzte er mit aller Seelenkraft zu Gott um Rettung. Wie ein Bliz ſo ſchnell erſcheinet nun in ſeiner Seele eine klare Vorſtellung von einem ſchmahlen Brette, welches der Wind und die Wellen an ſeinen Kahn getrieben, und er wird in eben dem Augenblicke auch von einen ſchnellen unwiderſtehlichen Triebe — durch einen gewiſſen Zwang, dahin vermocht, ſich nach der Seite hin umzuſehen, wo er dieſes ſchmahle Brett auch wirklich fand und ſich damit ans Land ruderte. — Daß dieſe

Rettungsgeschichte vermöge göttlicher Zulassung, ja selbst vermöge gerade hier besonders geschehener göttlicher Hülfe, vorfiel, die in der, diesem Augenblick der Seele verliehenen Kraft bestand, sich dessen nun bewußt zu seyn, wessen sie sich vorher bey andern Gedanken, nicht so deutlich bewußt war, nähmlich, daß sie vielleicht dasselbe Brett am Ufer — vielleicht selbst auf dem Wasser schon vorher nur nicht in der Art angesehen, daß sie sich dabey lebhaft vorgestellt haben sollte: „Siehe das ist das Brett, womit du dich zuletzt ret„ten sollst!" ist auf keinen Fall zu läugnen. Wir wissen, daß gewisse wahre und untrügliche Resultate in unserer Seele entstehen, deren Ursache wir uns nicht bewußt sind, auch nicht lebhaft bewußt seyn können, ob sie gleich in einer, unserm derzeitigen lebhaften Bewußtseyn, gänzlich entschlüpfren Glieder, der im dumpfem Gefühle für diese Sache gehabten Ideenkette, bestand. Wollte man aber dieses und dergleichen ähnliche Fälle unmittelbare Offenbarungen nennen, so müßte man die Art und Weise, wie sie geschehen, doch nur ähnlich erklären, als man wirkliche Ahndungen erkläret. Man sehe Encyklopädie Th. LXXIII, S. 406.

Religiöser Leicht- und Aberglaube existiret noch überall, und es sind nicht nur einzelne Religionsglieder, sondern auch zum Theil ganze Secten, davon angesteckt, die dem Vorgeben nach, die eigentliche Wahrheit suchen, sie aber so wenig kennen, als kennen lernen wollen, sondern bloß: auf sehr schwankenden Gründen gebauet, dafürhalten, und dieses Dafürhalten dann zu allgemeinen Regeln und Grundsätzen der Vernunft und des Glaubens machen.

Von den allgemein bekannten will ich gerade hier nicht reden, weil schon manches Vernunftwidrige bestritten worden, allein, von einem Völkchen, welches nicht so allgemein bekannt ist. Es liegt nähmlich um

Elmarkab ein festes Schloß, nicht weit von Ladikia oder Laodicea, eine Tagereise östlich vom Libanon, woselbst man ein Volk antrifft, welches sich Galiläer nennt. Diese Galiläer, oder auch Sabäer genannt, machen eine Zahl von dreyzehn bis vierzehntausend aus, wohnen hier und da in Dörfern zerstreut, und erlegen Schoß an die Pforte, wovon sie die eine Hälfte an den Gouverneur zu Aleppo, und die andere an den zu Tripoli-di-Syria abliefern. Sie sind sonst sehr gute Leute, freundschaftlich gegen jedermann, sanft, nicht rachgierig, ihrer Gastfreyheit wegen gegen Fremde berühmt, keusch, sehr friedfertig untereinander, und nie gegen die Regierung aufrührisch. Vor etwa anderthalbhundert Jahren sind sie aus Galiläa gekommen, und haben sich da, wo sie jetzt wohnen, niedergelassen. Sie werden Galiläer genannt, weil ihre Secte in Galiläa entstanden ist; sie heißen sogar auch wohl Nazaräer. — Keinen Nahmen aber verdienen sie weniger, als den Nahmen Christen.

Sie behaupten, ihre Religion sey eben dieselbe, welche Johannes der Täufer gehabt hat. An ihren Festen, welche mit den Festen der Christen einerley sind, kleiden sie sich in Kameelfelle, schlafen auf Kameelfellen, und essen Kameelfleisch, wie auch Honig und Heuschrecken. Diese letztern werden auf eine Schnur gereiht, und im Ofen gebraten, worauf sie nebst dem Honig auf eine Schüssel gelegt werden, so daß der Honig in der Mitte und die Heuschrecken rund umher zu liegen kommen. An ihren Festtagen machen sie mit solchen Schüsseln auch Geschenke an ihre Freunde, und theilen dergleichen als Almosen an die Armen, oder solche, die selbst nicht im Stande sind, sich dies heilige Gericht anzuschaffen, aus. —

Ihre Kirchen sind gut gebauet, steinern, hübsch; aber ohne Bilder und Gemählde. Inwendig sieht man einen kleinen erhöheten Altar unter einem Bogen,

Wasser, und fängt an, jeden der aus dem Bade kommt, damit zu besprengen, und sagt: Ich erneure eure Taufe im Nahmen unsers Vaters und Heilandes Johannes des Täufers, und wie er den Messias mit einer lebendigen Taufe im Jordan, nebst dem Volke Israel, die Juden, taufte und sie erlösete, wird er auch euch auf eben die Art erlösen, Amen. Wenn er dies alles geendigt hat, geht er selbst ins Wasser, und wäscht sich gleichergestalt, wie alle andere es thaten. Darauf verfügen sie sich alle unter Tanz, Trompetenschall und Freudengesang zur Kirche, wo sie in Procession um den mit Honig und Heuschrecken besetzten Tisch, mit den Händen klatschen, sich neigen, und eben dieselben Freudensbezeigungen anstellen, als zuvor. Endlich giebt der Priester einem jeden von ihnen eine Heuschrecke und ein kleines Stück Honig in seinem Wachse. An diesem Tage des Abends schickt jedes Haus dem Priester zu essen, nähmlich einen Brodtkuchen, eine Schüssel mit gekochtem Fleische, und anderes.

Am dritten Festtage, oder Johannes Sterbetage, sind alle Gassen und Häuser mit Gram und Betrübniß angefüllet. Ihr Jammern und Klagen auf dem Wege zur Kirche schütten sie daselbst noch reichlicher in diesen Worten aus: Der tyrannische Herodes hat am heutigen Tage, unsern Vater und Erlöser Johannes den Täufer enthauptet, laßt uns seinen Tod bitterlich beweinen; unser Brodt sey heute Thränen, und unsere Rede Klagelieder. Darauf fangen alle an, mit erhabener Stimme zu rufen: Gott vermehre Herodes Strafen und Plagen, und alle Anwesende antworten darauf: Amen. An diesem Tage machen sie einen erschrecklichen Lärm zu Hause, auf den Straßen und in der Kirche.

Ein Fest wird auch noch dem Johannes zu Ehren gefeyert. Dies ist dem Andenken eines Wunder-

werks

lung herein, und der Priester nimmt auf ihrem Kopfe und Rücken eben dieselbe Operation, als bey jenem, vor, wobey er ihnen allen in seiner galiläischen Sprache den Segen ertheilt. Auch ist es eine gewöhnliche Cur unter ihnen, daß sie ein Stück Eisen, etwa ein Pfund schwer, glühend machen, und solches dem Kranken auf die Hände, Arme, Füße und andere Theile des Leibes legen. Bey den Amtsverrichtungen und überhaupt bey allen heiligen Handlungen, besteht die gesammte priesterliche Kleidung aus Kameelfellen, von welchen die rauhe Seite nach außen gekehrt ist. Vielleicht halten sie die Kleidung eben so für ein wesentliches Religionsstück, als manche andere Religionspartheyen. —

Wünscht jemand unter ihnen sich in irgend einem Hause mit einem Mädchen Umgang, so geht er auch zum Priester, der ihm als Zauberer dazu verhelfen soll. Er erhält nun einen in galiläischer Sprache geschriebenen Brief von dem Priester, begiebt sich darauf nach Hause, zerreißt das Papier, wirft die eine Hälfte ins Feuer, stellt sich über den Rauch, und befindet sich alsdann augenblicklich an dem gewünschten Orte. Wenn er von da wieder weg will, macht ers mit der andern Hälfte eben so, als mit jener, und kommt auch in eben der Geschwindigkeit wieder nach Hause. — — — Vielleicht kann diese Sache auf ähnliche Art zugehen, als es mit der sogenannten Hexensalbe geschieht, wovon ich im Vorhergehenden handelte; daß nähmlich die Menschen von einem betäubenden Rauche oder Dunste, der von gewissen, dem Papiere mitgetheilten, Ingredienzien entsteht, in eine starke Extase versetzt werden, wie wir dergleichen Fälle auch bey manchen Geisterbeschwörungen finden.

In ihre Gräber legen die Sabäer neben einem so eben begrabenen Todten zwey Brodtkuchen, einen weißen und einen schwarzen, jenen bey seiner rechten,

die Nahmen aller ihrer Verwandten und Angehörigen, die nicht gegenwärtig sind; und wenn sie sich auf der Rückreise erinnern, daß sie vergessen haben, von jemanden den Gruß zu bestellen, so kehren sie um, um sich auch dessen zu entledigen.

Ihre ganze Andacht besteht lediglich in Grüßen, Anzünden des Lichts, und Küssen der Mauern. Endlich gehen sie im Aufzuge in die Kirche auf ihre gewöhnliche Weise, und essen dort ihr Sakrament, welches in Honig und Heuschrecken besteht.

Bisweilen nehmen sie auch aus ihrem Lande Leute mit dahin, die verwirrt im Kopfe sind. Diese stellen sie in Johannes Kirche hin, und sagen zu ihm: Friede sey mit dir du heiliger Johannes! Wir haben eine Bitte an dich: wir sind hierher gekommen, um dir unser Elend zu erzählen, diesen deinen Kindern, Vater Johannes, ist der Verstand verrückt worden, wir sind verbunden gewesen, sie zu dir zu führen; wir bitten dich, unser Haupt, du wollest sie in Gnaden ansehen, und ihre Vernunft wieder herstellen; wir wissen, daß du heilig und wunderthätig bist, wenn du willst, kannst du sie heilen. Sie bleiben darauf die Nacht hindurch hier, und wenn alsdann der Wahnsinnige seinen Verstand nicht bekommt, so halten sie sich an diesem Orte noch zwey oder drey Tage auf. Wenn er aber in dieser Zeit nicht zu seinen Sinnen kommt, fangen sie an mit Johannes zu zanken, und sagen: Du falscher Prophet, aus deiner Hand kommt nichts; du bist nicht würdig, daß man um deinetwillen hierher reiset. Darnach heben sie Steine auf, werfen sie gegen die Mauern, und behandeln ihren Heiligen mit Schmach. So wird dies Fest in Galiläa gefeyert. Von denen aber, die nicht Gelegenheit haben, diese Reise zu machen, wird es auf folgende Art gefeyert. Sie treiben zur Kirche Pferde, Esel, Mauleſel, Ochsen, Kühe, Schafe

und

und Ziegen, und lassen sie in Procession unter Tanz, Gesang und Trompetenklang um dieselbe herumgehen. Wer Schafe oder Ziegen hat, giebt eins davon an die Kirche; wer aber großes Vieh besitzt, giebt von Hundert nur immer eins.

So wird dieses Fest gefeyert und beschlossen, und man sieht daraus, wie die Begriffe so mancher Völker, die sich gewiß besser als wir uns dünken, noch so ganz in der Kindheit mit ihrem Glauben und Begriffe von dem Dienste des höchsten Wesens sind. Eben diesen geht es gewiß gerade so, als es tausend von meinen Glaubensbrüdern geht — die Vernunft, wenn welche vorhanden ist, wird im eigentlichsten Verstande aus Leichtgläubigkeit, unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen, und ist dieses, dann mag der Vernünftigste reden, was er will, er findet so wenig Gehör, als Beherzigung. Doch läßt es sich in der Religion selbst noch immer ehe Proselyten machen, gerade weil die Menschen glauben und nicht denken, als in dem unübersehbaren Reiche der Natur. Wenn z. B. diesen, oder auch mehreren andern Leuten, zwar in aufgeklärten Regionen geboren, aber, doch nicht viel klüger, die Beobachtungen des gelehrten P. Della Torre bekannt gemacht würden, der mit seinen außerordentlichen Vergrößerungsgläsern die Blutheilchen an den thierischen Körpern noch mehr beobachten kann, als es zuvor von andern Naturforschern geschehen; — wenn ihnen gesagt wird: sonst glaubte man allgemein, die Theilchen des Blutes bestehen aus kleinen Kugeln, und nun findet man ein ganz Anderes. Sie sehen aus, wie kleine Ringe oder Reifen, die in der Mitte leer oder länglich sind — sie wären in einer beständigen Bewegung, rollten ab, und an, sie vereinigten sich, und sonderten sich wieder ab, und behielten doch allezeit ihre ringförmige Figur, mit dem leeren Raume in der Mitte. Die kleinen Ringe öffneten sich, wenn

und zwar so, als wenn er auf ihm ritte; eben dies thut der nächste Anverwandte der Braut, mütterlicher Seite, mit ihr. Wer nun in Zukunft einst Priester zu werden gedenkt, nimmt den Priester auf gleiche Weise auf den Rücken. Auf diese Weise tragen sie sie drey Mahl um die Kirch:, unter Gesang, Tanz, und Musik, mit Kupferplatten, welche sie zusammenschlagen, und alle Anwesende machen dieses heilige Spiel mit. — In derselben Nacht, da sie die Braut in das Haus des Bräutigams führen, waschen sie sie vorher zu Hause sorgfältig mit warmen Wasser und Seife. Darauf nehmen sie eine gewisse Art Kraut, das türkischroth färbt, und legen es in Wasser. Wenn es recht naß ist, legen sie die Blätter davon der Braut auf Gesicht, Wangen, Lippen, Hals, beyde Brüste, Arme und Beine. Darauf drücken sie mit einem großen Petschafte von hartem Holze, worin Blumen eingeschnitten sind, die Blätter dicht auf die Haut; und diese lassen ein Gepräge zurück, das niemahls vergeht, sondern bleibt, so lange man lebt. Man muß aber merken, daß nicht alle Bräute an allen besagten Theilen des Körpers sich stämpeln lassen; sondern einige nehmen das Gepräge nur an einem oder dem andern Theile.

Von diesen Galiläern oder Sabäern könnte hier noch vieles gesagt werden, wenn es der Zweck gegenwärtigen Artikels erlaubte. Ich wollte eigentlich hierdurch zeigen, wie ganze Gesellschaften durch Leicht- und Aberglauben gereizt werden können, die allersonderbarste Religion zu bilden. Ein Hauptgrundsatz unter ihnen ist, daß sie glauben: es könne durchaus kein wahrer Gottesdienst ohne Lichter, Heuschrecken und Honig gehalten werden. Von ihren Glaubensartikeln und Ausübung des Gottesdienstes muß ich noch kürzlich dies anführen. So wie sie ihren Glauben auf die Lehre Johannes des Täufers einschränken,

ken, feyern sie zu gleicher Zeit, als die morgenländische, oder griechische Kirche, ihm zu Ehren drey besondere Festtage im Jahre, nähmlich einen zum Andenken seiner Geburt, den andern zum Andenken seiner Taufe, den dritten zum Andenken seines Todes.

Am ersten kochen sie Getreide, vermischen es mit Heuschrecken, Honig, gedörrten Weintrauben, jungen Tannenäpfeln, Wurzeln u. dgl. füllen damit Schüsseln an, und schicken sie einander zum Geschenke. An diesem Tage essen sie nichts anders. Jedes Haus nimmt eine Schüssel von diesem Essen, setzt ein Licht hinein, legt sie auf den Kopf, trägt sie zur Kirche, und setzt sie mitten in der Kirche auf einen Tisch. Um diesen gehen alle im feyerlichen Aufzuge, und zwar unter Tanz, Trompetenblasen und Freudenliedern. Endlich nimmt der Priester diese Schüssel auf, und giebt jedem von den Anwesenden eine Handvoll von diesem gekochten, vermischten Getreide. Was übrig bleibt, schüttet er in einen Sack, und trägt es nach Hause. An diesem Tage ist große Freude, welche im Tanze, Spiel und andern Belustigungen besteht. Sowohl zu Hause als in der Kirche rufen alle Männer und Weiber, Alte und Junge: Laßt uns freuen und fröhlich seyn; heute ist unser Vater und Heiland Johannes geboren und in die Welt gekommen, der Bote des Lichts und der Wahrheit.

Am zweyten Feste, oder an Johannes Taufstage, erneuern sie an sich selbst seine Taufe, und zwar auf folgende Weise: Alle, sowohl Männer als Weiber, kleine und große, gehen an diesem ihrem größten Feste dahin, wo Wasser ist. Sie entkleiden sich alle auf einmahl, werfen sich ins Wasser, und baden sich unter Gebet und Lobgesängen. Darauf kommt der Priester, hat eine hohe Mütze von Kameelfellen auf dem Kopfe, und einen Wimpel in der Hand. Er stellt sich an den Rand des Wassers, nimmt ein Gefäß, füllt es mit

Wasser,

der Epheu um jene Zeit schön, so ist dieses ein Zeichen, daß es einen guten Nachsommer gegeben, und das Holz des Weinstockes habe zeitigen können, mithin ein guter Herbst in Hinsicht des Weines, auf das folgende Jahr zu hoffen sey. Nur der Thor sieht den guten Stand des Epheues als die Ursache eines folgenden guten Herbstes an. Ist jenes, daß der Hohlunder und die Johannisbeere gut verblühen, und nach der Blüthe nicht abfallen; so hat auch der Weinstock, der mit jenem zugleich blühet, gute Zeit zu blühen gehabt. Das meiste aber bey dem Weinstocke kommt auf ein gutes Blühen an. Thöricht aber ist jene alte Regel: Wenn es am Urbanstage regnet, daß alsdann der Herbst mißrathe; denn der Regen an diesem Tage hat keine Einwirkung auf die Trauben; es wäre denn, daß in einer Gegend die Trauben schon um den Urbanstag blüheten, und daß durch anhaltenden kalten Regen die Weinstöcke Schaden litten. In einer sichtbaren Verbindung hingegen stehet die Morgenröthe mit einer nahe bevorstehenden veränderlichen, und die Abendröthe mit einer schönen Witterung. So auch das Steigen und Fallen des Wetterglases, das ungewöhnliche häufige Krähen der Hähne, das Quaken der Laubfrösche, und viele andere, hieher gehörige Dinge.

Was aber den obigen Satz selbst betrifft, so könnte man hier noch unzähliger im Schwange gehender Dinge erwähnen, die im Volke noch nicht ausgerottet sind, ja selbst waren sies vor einiger Zeit unter einigen seichten Gelehrten noch nicht. Hierher gehören verschiedene merkwürdige und ekelhafte Krankheiten, bey denen mancher bedenklich den Kopf schüttelt und geheimnißvoll sagt: Es muß doch nichts Gutes seyn. — Zum Beyspiel kann man nur die Läusesucht (Phthiriasis) nehmen. Die Naturgeschichte der Laus ist im LXVIsten Theile der Encyklopädie, S. 244, fgg. abgehandelt. Weil derjenige, der das Unglück hat,

von

die Nahmen aller ihrer Verwandten und Angehörigen, die nicht gegenwärtig ſind; und wenn ſie ſich auf der Rückreiſe erinnern, daß ſie vergeſſen haben, von jemanden den Gruß zu beſtellen, ſo kehren ſie um, um ſich auch deſſen zu entledigen.

Ihre ganze Andacht beſteht lediglich in Grüßen, Anzünden des Lichts, und Küſſen der Mauern. Endlich gehen ſie im Aufzuge in die Kirche auf ihre gewöhnliche Weiſe, und eſſen dort ihr Sakrament, welches in Honig und Heuſchrecken beſteht.

Bisweilen nehmen ſie auch aus ihrem Lande Leute mit dahin, die verwirrt im Kopfe ſind. Dieſe ſtellen ſie in Johannes Kirche hin, und ſagen zu ihm: Friede ſey mit dir du heiliger Johannes! Wir haben eine Bitte an dich: wir ſind hierher gekommen, um dir unſer Elend zu erzählen, dieſen deinen Kindern, Vater Johannes, iſt der Verſtand verrückt worden, wir ſind verbunden geweſen, ſie zu dir zu führen; wir bitten dich, unſer Haupt, du wolleſt ſie in Gnaden anſehen, und ihre Vernunft wieder herſtellen; wir wiſſen, daß du heilig und wunderthätig biſt, wenn du willſt, kannſt du ſie heilen. Sie bleiben darauf die Nacht hindurch hier, und wenn alsdann der Wahnſinnige ſeinen Verſtand nicht bekommt, ſo halten ſie ſich an dieſem Orte noch zwey oder drey Tage auf. Wenn er aber in dieſer Zeit nicht zu ſeinen Sinnen kommt, fangen ſie an mit Johannes zu zanken, und ſagen: Du falſcher Prophet, aus deiner Hand kommt nichts; du biſt nicht würdig, daß man um deinetwillen hierher reiſet. Darnach heben ſie Steine auf, werfen ſie gegen die Mauern, und behandeln ihren Heiligen mit Schmach. So wird dies Feſt in Galiläa gefeyert. Von denen aber, die nicht Gelegenheit haben, dieſe Reiſe zu machen, wird es auf folgende Art gefeyert. Sie treiben zur Kirche Pferde, Eſel, Mauleſel, Ochſen, Kühe, Schafe

und

und Ziegen, und lassen sie in Procession unter Tanz, Gesang und Trompetenklang um dieselbe herumgehen. Wer Schafe oder Ziegen hat, giebt eins davon an die Kirche; wer aber großes Vieh besitzt, giebt von Hundert nur immer eins.

So wird dieses Fest gefeyert und beschlossen, und man sieht daraus, wie die Begriffe so mancher Völker, die sich gewiß besser als wir uns dünken, noch so ganz in der Kindheit mit ihrem Glauben und Begriffe von dem Dienste des höchsten Wesens sind. Eben diesen geht es gewiß gerade so, als es tausend von meinen Glaubensbrüdern geht — die Vernunft, wenn welche vorhanden ist, wird im eigentlichsten Verstande aus Leichtgläubigkeit, unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen, und ist dieses, dann mag der Vernünftigste reden, was er will, er findet so wenig Gehör, als Beherzigung. Doch läßt es sich in der Religion selbst noch immer ehe Proselyten machen, gerade weil die Menschen glauben und nicht denken, als in dem unübersehbaren Reiche der Natur. Wenn z. B. diesen, oder auch mehreren andern Leuten, zwar in aufgeklärten Regionen geboren, aber, doch nicht viel klüger, die Beobachtungen des gelehrten P. Della Torre bekannt gemacht würden, der mit seinen außerordentlichen Vergrößerungsgläsern die Blutheilchen an den thierischen Körpern noch mehr beobachten kann, als es zuvor von andern Naturforschern geschehen; — wenn ihnen gesagt wird: sonst glaubte man allgemein, die Theilchen des Blutes bestehen aus kleinen Kugeln, und nun findet man ein ganz Anderes. Sie sehen aus, wie kleine Ringe oder Reifen, die in der Mitte leer oder länglich sind — sie wären in einer beständigen Bewegung, rollten ab, und an, sie vereinigten sich, und sonderten sich wieder ab, und behielten doch allezeit ihre ringförmige Figur, mit dem leeren Raume in der Mitte. Die kleinen Ringe öffneten sich, wenn

überhaupt das Blut gedrückt werde, oder gingen entzwey, und würden zu einer Kette — sie schlössen sich nachdem aber wieder, und die Ringe formirten sich, wie zuvor; — ferner, das Blut behielte seine Ringe, wenn es auch mit Wasser vermischt würde, sie löseten sich aber in ihren zusammenhängenden Theilen auf, wenn zu viel Wasser dazu käme. Wenn aus dieser Erscheinung nun der Gebrauch des Wassers in Krankheiten, erklärt würde, die aus langsamen und verdicktem Geblüte entstehen, indem das Wasser die Ringe kleiner und geschickter mache, in alle größere und kleinere Gefäße einzulaufen, wodurch das Zusammenrinnen verhindert, und der Fäulniß vorgebeugt würde: — Ich sage, wenn diese und unzählige andere Betrachtungen in der Natur der Dinge Leuten von solchen Begriffen, und einem solchen Willen, eine Sache zu glauben, oder nicht, erkläret werden; so ist dennoch die Mühe vergebens — der Marktschreyer, das alte Weib, oder des Scharfrichters Knecht, hat häufig mehr Glauben, als der redliche geschickte Mann. Man geht leider im entstehenden Falle, bey Blödsinn, fallsüchtigen Zufällen, oder dergleichen unzählig andern Dingen, die vom verdickten, verschleimten oder überhaupt verdorbenen Geblüte entstehen können, so wie die Sabäer mit den Wahnsinnigen zur Johannis Kapelle trieben, auch hier entweder zu Wunderbäumen (*) oder zu einem Richtplatze, wenn ein armer Sün-

(*) Man nennt im gemeinen Leben einen solchen Baum einen Wunderbaum, wo aus einer Wurzel zwey Stämme entstanden, die sich erst getrennt haben, und hernach bogenartig wieder zusammensitzen. Ist das Loch nun so groß, daß ein Mensch hindurch kriechen kann, so ist er zur Cur gut. Blinde, Lahme, Verrückte, Schwindsüchtige, und Gott weiß was jetzt noch für Kranke, wallfahrten nach solchen Bäumen hin, und suchen dort Trost und Hülfe. Ich weiß ein Städchen, worin ein frommer Fürst lange regierte, da gabs auch einen solchen Baum, und jetzo aus entlegenen Provinzen fremder Staaten, kamen Kranke aller Art, und wall-

Vor etwa 40 und einigen Jahren wurde selbst von
nchen Volkslehrern noch sonderbar gedacht und öf-
tlich in der Gemeine sehr zweydeutig geredet, wenn
h in derselben ein Kranker befand, der mehr als
ank zu seyn schien. — — Hiervon will ich ein
eyspiel anführen (*):

Zu Apolda, einer der Universität Jena zugehörigen
adt, von ohngefähr 4000 Einwohnern, verfiel im Au-
st 1748 ein funfzehnjähriger Knabe, Nahmens Jo-

fallenden Inhalts wegen, hier eingerückt zu werden verdient.

Actum N. den 27sten Juni ao. 1697.

Nachdeme einige verdächtige Reden von Philipp N. Töchterlein Anna, seines Alters 7 Jahr und etliche Monath, im Dorf allhier erschollen, ob sollte es sich in der Schul gegen die Kinder, auch gegen Jost N. vernehmen lassen, daß seine Altmutter oder Fräugen, Hannß Hocken Wittwe, wie sie insgemein genennet wird, zu dem Kind sollte gesagt haben: Komm her Anngen, ich will dich lehren Flöh machen.

So wurde besagtes Kind erfordert, und weitläuftig wegen obgedachter Reden gefragt, sagte, es habe vorm Jahr einmahl bey seinem Fräugen geschlafen, da habe sie zu ihm gesagt: Anngen, wenn du willst lernen Flöh machen, so will ichs dich lernen; es habe aber still geschwiegen und solches nicht zu lernen begehret, habe wohl gefühlt, daß viel Flöhe im Bett gewesen, und es auch gebissen; sein Fräugen habe zwar ein Licht gehabt, und es wollen lernen Flöhe machen, es habe sich aber unters Bett versteckt, und solches nicht zu lernen begehret. Hannß Hocken Wittwe vorgefordert, und ihr obgedachte, von ihrer Enkelinn geführte verdächtige Reden vorgehalten, sagte, sie wäßte sich in ihrem Gewissen vor dergleichen bösen Thaten sicher.

Weil man nun in dieser Sache keinen Grund haben kann, das Kind in seinen Aussagen auch nicht gemeldet, daß es wirklich gesehen, daß sein Fräugen etwas Böses gethan, so ist die Sache bis zu bessern Beweis und Grund diesmahl ausgesetzt, dem Schulteiß aber aufgegeben worden, auf die alte Hockin wohl Acht haben zu lassen. — — —

(*) Aus dem Anecdotenbuch für meine lieben Amtsbrüder, Priester und Leviten, Leipzig, 1785, 8. Th. 2, S. 207. ſgg.

die Haare wenig kämmen, und ſelten die Wäſche wechſeln, ingleichen bey cachectiſchen Menſchen die Läuſe ſchon mehr einniſten, und ſich ungemein ſchnell fortpflanzen. Die wahre Läuſeſucht iſt ein bekanntes Uebel der Armee, weil hier nicht die größte Sauberkeit in Abſicht der Wäſche, und der Reinigung des Körpers kann erhalten werden. Der bekannte Kniphof (*) ſagt: daß die große Menge Läuſe insgemein ein Gefährte der feuchten Krätze ſey. Herkules Saxonia bemerkt, daß ſich die Läuſe bey dem Weichſelzopf, (Plica,) ungemein vermehren. Wenn ſich bey denen, welche eine langwierige Krankheit von der faulenden Art ausgeſtanden, eine Menge Läuſe auf dem Kopfe einfinden, ſo verſpricht ihnen das eine Linderung der Krankheit. Sallmuth hat beobachtet, daß bey denen, die von einem gewiſſen faulen Fieber, (Synocha putrida,) geneſen, ungemein viel Läuſe ſich einfinden, und daß ſie bey bösartigen Fiebern gleichſam epidemiſch ſind. Sterbende aber verlieren die Läuſe, ſie verlaſſen den Kopf, und kriechen auf dem Hauptküſſen herum, wovon die praktiſchen Aerzte zur Urſache angeben, daß ſie es aus Mangel der ihnen angenehmen Ausdünſtung thäten. Dieſe Erfahrung hat ſich bis hieher noch ſtets als richtig befunden laſſen, und man hat es noch oft als ein richtiges Kennzeichen des Todes anſehen können, wenn die Läuſe auf den Achſeln oder den Herzgruben gefunden worden, daß es alsdann nicht lange mehr bis zur Todesſtunde hin iſt.

Bey cachectiſchen, ſchwindſüchtigen Menſchen, und wo Materie, Eiter, Jauche, u. dgl. vorhanden iſt, wo nicht nur das Fett und Blut allein, ſondern auch das Fleiſch und die Haut verdorben, haben nach allen Bemerkungen die Läuſe ihre meiſte Macht, und ihr beſtes Fortkommen. Adolphi will ebenfalls die

Läuſe-

(*) Diſſert. de pediculis etc. Erf. 1759.

Läuſeſucht epidemiſch bemerkt haben. Alberti hat ein böſes Geſchwür am Kopfe beſchrieben, daß durch die große Menge Läuſe ungemein verſchlimmert worden. Man ſieht täglich, wie ſchwer wegen der vielen Läuſe die Grindköpfe der Kinder zu heilen ſind. Die Läuſe freſſen ſich oft tief ein. Die Läuſeſucht wird von den Schriftſtellern als ein cachectiſcher Zuſtand des Körpers beſchrieben. Der berühmte Souvage rechnet ebenfalls die Läuſeſucht unter die Cacherien, und Kniphof erzählet aus dem Blondel von einem Holländer, daß deſſen Haut dergeſtalt voller Läuſe geweſen, daß er aus der flachen Hand, der Naſe, den Augen, dem Kinne, dem Barte, der Bruſt, u. ſ. w. eine unzählbare Menge lebendiger und kriechender Läuſe habe hervorziehen können; daß er aber auch gänzlich curirt worden, nachdem er zwey Monathe lang, ſich des Achner Bades bedienet.

Die innere Läuſeſucht beſchreibt uns Souvage folgendermaßen: Sie iſt, ſagt er, derjenige Zufall, in welchem entweder Läuſe allein, aus verſchiedenen Theilen des Körpers zum Vorſchein kommen, als aus den Augen, der Naſe, dem Munde, mit dem Urine, Speichel, Stuhlgange, u. ſ. w. wovon die Kranken erbärmlich geplagt werden, ſich abzehren, und umkommen. Außer den Läuſen kommen zuweilen noch verſchiedene andere Inſecten aus allen vorhin benannten Theilen des Körpers hervor, wie Lefevre beobachtet hat. Er ſahe 1728 und das folgende Jahr, bey einem Kranken täglich aus den Augen, Ohren, Hintern, der Harnröhre u. ſ. w. Läuſe, und noch verſchiedene andere Inſecten zum Vorſchein kommen, von denen er Herrn Souvage die Kupferſtiche mittheilte. Es wurden verſchiedene Mittel angewendet, zuletzt auch Mercurialmittel. Nachdem der Kranke 15 Tage ſalivirt, war er von dieſen Geſchöpfen frey. Da aber die Salivation aufhörte, kamen die Inſecten wieder, und

böse Leute, ohne göttliche Zulassung ihr und ihrem Kinde Schaden zufügen könnten; sie solle nur fleißig an die Worte zurück denken: ohne deinen Willen kann mir nichts begegnen, du kannst verfluchen und auch wieder segnen, u. s. w. (*) und den Ausgang der Sache den weisen Verfügungen Gottes überlassen. Er fiel hierauf mit allen Anwesenden auf die Knie, flehete mit ihnen gemeinschaftlich zu Gott um Hülfe und Errettung, ertheilte zuletzt dem Patienten den priesterlichen Segen, und hub sich davon.

Der durch diesen Zuspruch wegen seiner Bewußtlosigkeit ungetröstete Kranke, begann bald seine Rolle von neuem zu spielen. Er arbeitete einst in einem so heftigen Paroxismus, daß man sich genöthiget sahe, den Prediger eiligst herbey zu rufen. Er erschien, — und gleich bey seinem Eintritte ins Zimmer ward der Kranke zum Erstaunen schnell vom Lager an die Stubendecke angeworfen, wo er ein Par Augenblicke verweilte. Die Worte, die der Prediger bey seinem Eintritte mit aller Anstrengung der Stimme aussprach: Führ uns Herr! in Versuchung nicht, wenn uns der böse Feind ansicht, u. s. w. — brachten ihn sogleich hernieder. — Er sank kraftlos von der Decke herab, und verhielt sich eine Zeit lang still und ruhig, ward aber doch nicht von der Plage befreyet. — Sobald der Paroxismus begann, konnten ihn kaum drey bis vier handfeste Leute halten, und wenn er nun nach langem Wüthen etwas ruhiger zu werden anfing, so zog ihm eine unsichtbare Macht — der Teufel, wie man glaubte, — Arme, Füße, Kopf und alle Glieder, so fest zusammen, daß er im Bette ganz zusammen gerundet, in Form einer Kugel liegen mußte. Niemand konnte die so zusammen geketteten Glieder mit vereinigter Kraft

(*) Rinder suchte seine leidenden Brüder durch Liederverse aufzurichten, — ein Kunstgriff, den mehrere seiner Amtsbrüder, besonders auf dem Lande, nachahmen. Ihre Reden beym Krankenbesuch sind größtentheils aus bekannten Liedern zusammengesetzt. — Den gemeinen Mann, der sein Gesangbuch der Bibel an die Seite stellt, kann nun wohl ein solcher gereimter Vortrag rühren; aber den geübtern werden mit Vorsicht ausgewählte, dem Zustande des Leidenden anpassende Verheißungen der Schrift weit stärkern Eindruck machen.

lich verdächtig machen? — Konnte nicht der Mann mit unsern scharfsichtigen Volkspredigern sagen: Lieben Leute, ihr wollt klug seyn, — glaubt doch solch dummes Zeug nicht, lasset euch doch nicht mit sehenden Augen blenden, und Dinge aufheften, die wider die Vernunft sind. Es giebt keine Hexen, so wahr Gott im Himmel lebt, es giebt keine Hexen, — auch die alte verdächtig scheinende Frau ist keine, — wahrlich nicht, es ist ein gut ehrlich Weib, u. s. w. — Dann würde ich ihm, auch bey dem unförmlichsten Ausdruck, auch beym niedrigsten Volkston meinen Beyfall nicht versagen können.) — — „Aber das muß ich euch doch sagen, ihr „sollt euch nicht vorsätzlich am achten Gebot versündi„gen. — — Außerdem muß ich euch aus einem Schrei„ben, so ich heute vom ehrenvesten Rath aus Eckarts„berge erhalten habe, folgendes bekannt machen: Der „Doctor, auf welchen ihr euch beruft, ist daselbst gerichtlich vernommen worden, und hat versichert, will es auch „eidlich bekräftigen, daß er von gesagter Person nichts, „als alles Liebes und Gutes wisse, daß er sie für eine ehrliche und rechtschaffene Frau erkenne, daß er zu ihr in der „Patientenstube gar nichts geredet, u. s. w. — mithin „ist meine herzliche Ermahnung an euch: haltet mit solchen liebloſen Urtheilen zurück, und wartet, bis uns „Gott nähere Anzeigen darüber thue. Ich meines Or„tes sehe die ganze Sache, Krankheit und Cur, als ein „Geheimniß an (*). — — Lässet uns Gott hierin mehr „erfahren — — daß Schändung seines Nahmens, Zau„berey oder Teufelsstücke auf einer oder der andern Seit „vorgegangen wären, so wollen wir auch mit der Wahr„heit dawider so hervorbrechen, daß sich unsere Kirch„mauern, — unsere dicken Kirchmauern — dagegen hie„gen sollen. Jetzt aber schweige ich, machts auch so, „und bringt eure Kinder und Stadt nicht selbst in ein bö„ses Geschrey."

Die

(*) Dieses freymüthige Geständniß befestigte den unaeübten Zuhörer in seiner irrigen Meinung, daß nähmlich die Krankheit ein Werk des leidigen Teufels, und die schnelle glückliche Cur — das Werk eines von Gott erleuchteten Wunderthäters sey.

und Werken; mit Würde und Anstand eiferte, — suchte er vielmehr das Volk im Vertrauen auf den wunderthätigen Arzt und seine antidiaholischen Curen zu bestärken.

Er freuete sich über die schnelle Wiedergenesung des Kranken, der schon am Rande des Grabes hoffnungslos zu weilen schien, wünschte, daß seine durch ein Wunder der göttlichen Allmacht wieder erlangte Gesundheit, von langer — langer Dauer seyn möchte, forderte ein Gesangbuch, und begann den festlichen Hymnus: Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut, u. s. w. in welchem alle Anwesende herzhaft einstimmeten. Er erinnerte darauf das wieder aufgelebte Pfarrkind, die Mutter und alle Umstehenden an ihre Verbindlichkeiten, sprach den priesterlichen Segen, und begab sich re bene gesta & peracta, nach Hause. — Der Knabe empfand noch dann und wann Krämpfe und Verzuckungen in Armen und Beinen, denen man aber, nach der Vorschrift des wunderthätigen Arztes, durch wiederholtes Räuchern glücklich abhalf.

Der Vorfall schien dem Diacon Rinder so wichtig, daß er sich entschloß, öffentlich mit seiner Gemeine davon zu sprechen, und sein Urtheil über einen so ganz ungewöhnlichen Auftritt in einem seiner Lehrvorträge näher bekannt zu machen. Dies geschah vorläufig am nächstkommenden Sonntage, da man nach dem verbesserten Kalender den 3ten November schrieb. Er beschloß gerade seine bisherigen Predigten über das andere Hauptstück des Katechismus, und machte von den letzten Worten: Das ist gewißlich wahr, den nach meiner Empfindung ganz unschicklichen Uebergang auf die Teufeleyen der vorigen Woche. „Alles, sprach er, was uns in den drey „Artikeln zu glauben vorgehalten wird, ist ungezweifelte „Wahrheit; aber was unter den Leuten für gewiß und „unwidersprechlich ausgegeben wird, ist oft falsch und er„dichtet. Ihr wisset, meine Zuhörer, was in dieser Wo„che unter uns geschehen und gesprochen worden ist, wie „man eine gewisse Person unserer Stadt der Zauberey be„schuldigen will. Zwar mag ich ihr Advocat nicht wer„den, sie hat mich auch nicht darum ersucht, noch will ich „sonst jemand vertheidigen, weil ich nicht wissen kann, „was jeder in seinem Herzen hat.“ (Heißt das nun nicht die leichtgläubigen Leute in ihrem irrigen Wahne bestärken, und die als Zauberinn ausgeschrieene Person vorsätzlich

Ich lasse mich aber überhaupt auf solche Thatsachen, die von Leichtgläubigkeit und Aberglauben handeln, in diesem Artikel deshalb weitläuftiger ein, weil die Encyklopädie nicht allein von Gelehrten, sondern auch von Unstudierten auf dem Lande zum Theil gern gelesen wird, welche sich in vieler Hinsicht daraus zu belehren suchen, und gerade diesen, denke ich, muß man eine berührte Sache nicht allein mehr erörtern, sondern auch auf allen Fall deutlicher entfalten, als es sonst für einen Gelehrten von Profession nöthig wäre, damit sie die gewünschten Aufklärungen davon erhalten. Der Verfolg dieser angeführten Geschichte befindet sich in oben angeführtem Anecdotenbuch, ꝛc. Th. 3, S. 29 fgg., unter der Aufschrift: Revision einer Hexenpredigt, aus der Mitte unsers erleuchteten Jahrhunderts.

Hätte der Verfasser in der rühmlichen Absicht wider Zauberey gepredigt, um dem herrschenden Aberglauben in seiner Gemeine zu steuern, und schädlichen Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, so würde man ihn eben so wenig tadeln können, als unsere neuere Volkslehrer, die Gespensterfurcht, Lottosucht, Glauben an Afterärzte und Circumforaneen, Vertrauen auf magische Heilmittel u. s. w. zum Inhalte ihrer öffentlichen Lehrvorträge machen; allein er eifert nicht immer wider höhere Magie und wider den irrigen Wahn, daß Menschen durch verborgene Zauberkünste einander schaden könnten, weil er glaubte von der Wahrheit und Möglichkeit der Zauberey fest überzeugt zu seyn; — er sucht vielmehr seine Zuhörer in ihrem irrigen Wahne zu bestärken, und nur dahin zu arbeiten, daß sie sich nicht mit dem Teufel zu nahe bekannt machen, und selbst das Hexen versuchen möchten. — Im Uebergange zu seiner Abhandlung bemühet er sich, den Gebrauch des Wortes Hexe zu rechtfertigen. „Das „Wort Hexe," spricht er, „stehet zwar nicht in der Bi-

„bel

Dieſes Geſchrey verbreitete ſich von Tage zu Tage immer weiter. Alle Bewohner Apoldens und der ganzen umliegenden Gegend, ſprachen in Wirthshäuſern, bey Volksverſammlungen, von nichts als Hexen, beſchreyen, Teufelbannen, Zauberlöſen, von wunderthätigen Curen, von der ſympathetiſchen Kraft des Räucherns zur Vertreibung unſauberer Geiſter, u. ſ. w. Sie wünſchten der verdächtigen Zauberinn alles Unglück auf den Kopf, weil ſie befürchteten, ſie möchten auch einſt durch ihre loſe Kunſt krumm und lahm gehext werden, und dann zu aller Arbeit ungeſchickt ihr Brodt vor den Thüren ſuchen müſſen. — Der Prediger ſelbſt ward durch dieſes unnütze Volksgeſchwätz beynah bethöret. Er glaubte, es könnte doch wohl etwas an der Sache ſeyn, weil doch alle Welt ſo laut und ungeſcheut davon rede, die verdächtige Frau ſey doch wohl nicht ſo unſchuldig, und in der höhern Zauberkunſt ſo ganz unerfahren, als ſie ſich äußerlich anſtelle. Man könne niemand ins Herz ſehen, auch Satanas verſtelle ſich oft in einen Engel des Lichts, die Frau habe vielleicht ſelbſt in der Uebereilung ein Par bedenkliche Worte von ihren magiſchen Kunſtſtücken mit unter laufen laſſen, oder irgend einem Freunde das Geheimniß gebeichtet; der Verdacht der Hexerey würde ſich doch ſonſt nicht ſo weit ausgebreitet haben, würde ſonſt nicht ſobald in alle Bier- und Weinhäuſer eingedrungen ſeyn, u. ſ. w.

Nun hielt er es für Pflicht, wider Entehrung des Nahmens Gottes, Zauberey und Teufelsſtücke loszuziehen, und mit der Wahrheit ſo donnernd, niederſchlagend und alles erſchütternd hervor zu brechen, daß ſich die dikken Kirchmauern biegen müßten. Dies geſchah am 17ten November des 1748ſten Jahres, in einem öffentlichen Vortrage, worin er das ſchnöde Laſter der Hexerey in ſeiner verabſcheuungswürdigen Geſtalt, und nach ſeinen furchtbaren Strafen, anſchaulich zu machen ſuchte. Er wählte zu dieſem Behufe die bekannte Stelle 2 Moſ. 22, 18. Die Zauberinnen ſollt du nicht leben laſſen, die, meiner Einſicht nach, gar nicht auf unſere Zeiten anwendbar iſt, zur Grundlage ſeines Vortrages, und ließ auf anhaltendes Verlangen vieler rechtſchaffenen Gemeindeglieder, dieſe gründliche Arbeit im Druck ausgehen. Sie erſchien zu Jena unter der Aufſchrift: Eine Hexe nach ihrer gräßlichen Geſtalt und gerechten Strafe. — —

Ich laſſe mich aber überhaupt auf ſolche Thatſachen, die von Leichtgläubigkeit und Aberglauben handeln, in dieſem Artikel deſshalb weitläuftiger ein, weil die Encyklopädie nicht allein von Gelehrten, ſondern auch von Unſtudierten auf dem Lande zum Theil gern geleſen wird, welche ſich in vieler Hinſicht daraus zu belehren ſuchen, und gerade dieſen, denke ich, muß man eine berührte Sache nicht allein mehr erörtern, ſondern auch auf allen Fall deutlicher entfalten, als es ſonſt für einen Gelehrten von Profeſſion nöthig wäre, damit ſie die gewünſchten Aufklärungen davon erhalten. Der Verfolg dieſer angeführten Geſchichte befindet ſich in oben angeführtem Anecdotenbuch, ꝛc. Th. 3, S. 29 fgg., unter der Aufſchrift: Reviſion einer Hexenpredigt, aus der Mitte unſers erleuchteten Jahrhunderts.

Hätte der Verfaſſer in der rühmlichen Abſicht wider Zauberey gepredigt, um dem herrſchenden Aberglauben in ſeiner Gemeine zu ſteuern, und ſchädlichen Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, ſo würde man ihn eben ſo wenig tadeln können, als unſere neuere Volkslehrer, die Geſpenſterfurcht, Lottoſucht, Glauben an Afterärzte und Circumforaneen, Vertrauen auf magiſche Heilmittel u. ſ. w. zum Inhalte ihrer öffentlichen Lehrvorträge machen; allein er eifert nicht immer wider höhere Magie und wider den irrigen Wahn, daß Menſchen durch verborgene Zauberkünſte einander ſchaden könnten, weil er glaubte von der Wahrheit und Möglichkeit der Zauberey feſt überzeugt zu ſeyn; — er ſucht vielmehr ſeine Zuhörer in ihrem irrigen Wahne zu beſtärken, und nur dahin zu arbeiten, daß ſie ſich nicht mit dem Teufel zu nahe bekannt machen, und ſelbſt das Hexen verſuchen möchten. — Im Uebergange zu ſeiner Abhandlung bemühet er ſich, den Gebrauch des Wortes Hexe zu rechtfertigen. „Das „Wort Hexe,“ ſpricht er, „ſtehet zwar nicht in der Bi-

„bel

„bel, denn, ihr mögts, meine Zuhörer, ſuchen im „alten oder neuen Teſtamente, ſo werdet ihrs nicht an„treffen, doch ſind Anzeigen und Beſchreibungen ge„nug darin.“ — — Er beruft ſich hier auf die Hexe zu Endor, und auf eine ganze Zauberrotte, die Saul aus dem Lande jagte. — — Dieſe alle waren ja Betrüger und nicht Zauberer, nach dem eigentlich genommenen Sinne des Worts; — auch auf die Einwohner zu Ninive, und zu Epheſus, — und, ſo viel man nach dem richtigen Verſtande der Sache herauszubringen vermag, waren es zum Theil, Aſtrologen, Glückwünſchteller, Wahrſager aus Geſichts- und Händezügen, Punctirer, Traumdeuter u. dgl. — ein Gewerbe, das auch in unſern Tagen noch nicht abgeſtorben iſt, das von vielen aus der vornehmen und niedern Volksklaſſe zur Berückung der Einfältigen ungeſcheut getrieben wird.

Nach ſeinem Uebergange beginnet er die Hexe zu mahlen, und zeiget:

I. ihre gräßliche Geſtalt, —
II. ihre gerechte Strafe. —

Nach einem Gebete, — in welchem er Gott bittet, daß er ſeine lieben Pfarrkinder vor den Gräueln der Zauberey, und ihren ſchädlichen Wirkungen, und vor ſataniſchen Verbindungen verwahren wolle, — beginnt er ſeinen Vortrag in folgenden Worten: „Schiene jemanden der Nahme Hexe zu fürchterlich, „oder zu deutſch, denn können wir einen gelindern da„für ſetzen, und ſie heißen eine Unholdinn, weil der„gleichen Perſonen ihrer Grauſamkeit halber, weder „ihrem eigenen Fleiſche und Blute, noch einem from„men Menſchen, hold ſind, oder weil ſie das Gegen„bild von jener freundlichen Prophetinn Hulda ſeyn „mögen.“ Das Wort Hexe leitet er von Heza, dem Nahmen einer Amazoninn her. Um aber eine kurze

Ueberſicht dieſer lächerlich traurigen Predigt zu geben, und zu zeigen, wie ſchwach, wie leicht- und abergläubig ſelbſt in ſchon aufgeklärten Zeiten ein Volkslehrer noch ſeyn kann, will ich die Hauptſätze dieſer Predigt einrücken, und wünſche herzlich, daß auch der ungelehrte Leſer, die darin vorgetragenen Grundſätze eben ſo lächerlich — eben ſo unſinnig und abgeſchmackt finden möge, als ſelbſt der Gelehrte. Er fährt demnach fort, und behauptet:

Von ihrer gräßlichen Geſtalt zeuge

1. ihre Benennung. Sie heißt im Texte, wenn man das Wort aus der arabiſchen Sprache erläutert: Eine Entdeckerinn verborgener Dinge. — — Es werden daher die Hexen in der Schrift Entdeckerinnen der Heimlichkeiten genennet, nicht, weil ſie verborgene brauchbare Kenntniſſe und Dinge ausſpähen, die Gottes Ehre und das gemeine Beſte befördern, ſondern weil ſie ſich ſolcher Künſte rühmen, in der That aber Gottes Ehre verdunkeln, und ihren Nebenmenſchen durch ſataniſche Gaukeleyen in ein ſo verführeriſches Labyrinth locken, daß mancher darüber des ewigen Lichtes verluſtig, und mit ihnen in die hölliſche Finſterniß geſchmiſſen wird. — Kurz, Hexen ſind Leute von der allergräulichſten Geſtalt, die man mit Recht verdeutſchen ſoll, Zauberinn, o welch ein gräßlicher Nahme! — Leibeigene des Teufels, welch ein abſcheulicher Titel! — Schwarzkünſtlerinn, welch eine ſchandvolle Benennung! — — —

So philoſophirt der Verfaſſer über die verſchiedenen Nahmen der Hexen, und macht aus dieſen Benennungen ihre gräßliche Geſtalt anſchaulich. — —

Von dieſer grauſenvollen Geſtalt zeugen auch

2. ihre Unternehmungen. Eine Hexe oder Unholdinn zaubert nach dem Tode, und bringt über Menſchen und Vieh, durch Vorſchub des leidigen Teufels, allerley Unglück. — — Sie tritt mit dem Satan, dem Gottes- und Menſchenfeinde, in ein genaues Bündniß (hier werden Schriften zum Zeugniß angeführt, die gerade in der ſtärkſten Hexenepoche zum Vorſchein kamen), übergiebt

ſich

ſich ſeinem Willen, entſagt ihrer ſo theuer von Gott verliehenen Taufgnade, entſagt der ganzen hochheiligen Dreyeinigkeit, — — dagegen gelobet ſie durch Unterſchreibung mit ihrem eigenen Blute, daß ſie dem gräulichen Höllenhund, dem Teufel dienen, Gott ihren Schöpfer auf alle mögliche Art ſchänden, ihrem Nächſten, wo ſie nur kann, ſchaden, des Teufels Leibeigene in alle Ewigkeit ſeyn und bleiben wolle. —

Dies alles konnte der Verfaſſer ſeinen Zuhörern ſagen, ohne zu erröthen, und ohne vorher zu unterſuchen, ob dieſe den Hexen vormahls gemachten Beſchuldigungen Grund haben, und mit der geſunden Vernunft beſtehen können, oder nicht. — Mit dieſen unerwieſenen Vorwürfen verbindet er folgende nachdrückliche Ermahnung, die uns ihn, als einen unaufgeklärten Eiferer kennbar macht:

O ihr Unmenſchen unter den Menſchen! O ihr höchſt unglücklichen Seelen! Wie iſts möglich — — daß ihr euch ſelbſt ſo verunſtaltet, das ſchöne Ebenbild Gottes leichtfertig wegwerfen, und mit gutem Bedacht und Willen die häßliche Larve des Teufels anziehen könnet? — Ihr ganz verblendeten und betrogenen Leute, ihr bezaubert andere, und laſſet euch ſelbſt vom argliſtigen Höllenfeinde auf die gröbſte Art ſo bezaubern, daß ihr den Fluch vor dem Segen, den Tod vor dem Leben, die Hölle vor dem Himmel wählet. Ach! kehret um, — kehret doch ja in Zeiten noch um, und lernet durch die Erleuchtung des heil. Geiſtes euer ſchreckliches Leibes- und Seelenelend erkennen. Denn gewiß — — ein Baſiliſk iſt eine häßliche Creatur, weil er andere Thiere neben ſich durch den Anblick vergiften kann, — — ihr — ihr ſeyd noch häßlicher, ſintemahl man Exempel hat, daß ihr nicht etwa unvernünftige Thiere, ſondern Menſchen durch euer Anhauchen dermaßen vergiftet, daß ſie in kurzer Zeit davon geſtorben. Da zu Koſtnitz eine auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden ſollte, rief ſie den Schinderknecht zu ſich, (wie unedel!) als wollte ſie ihm ein Trinkgeld geben, bließ ihn aber an, davon er ſogleich ausſätzig und nach drey Tagen todt war. — Ein Drache iſt eine abſcheuliche fliegende Schlange, die Feuer ſpeyet und ei-

mer Eiferer iſt, daß er ſich nicht mäßigen kann, ſeine irrigen Meinungen für ſich zu behalten, und öffentlich an der Stätte, wo er practiſche, allgemein brauchbare Lehren und Wahrheiten verkündigen ſoll, ganz wider die Abſichten ſeines Berufs, Irrthum und Aberglauben verbreitet! Er führet ſeine Gemeine unbemerkt auf gefahrvolle Abwege, wovor er ſie doch warnen ſollte, und erſchweret die Amtsarbeiten ſeiner Nachfolger, die nun mit unglaublicher Mühe das Unkraut wieder ausgäten müſſen, das er ſo ſorglos ausſtreuete.

Der zweyte Theil dieſer Predigt führt noch faſt mehr Unſinn mit ſich. Er handelt darin von der gerechten Strafe der Hexen, und bedient ſich darin unter andern folgender Worte und Ueberzeugungsmittel:

Gott ſelbſt beſtimmt ſie (die Strafe) in unſerm Text, wenn er dem iſraelitiſchen Volke die Vorſchrift ertheilt: Die Zauberinnen ſollt du nicht leben laſſen. Die Obrigkeit ſoll nicht ſäumen, gerichtlich wider ſie zu verfahren, ſie ſoll ſie mit dem Tode beſtrafen, weil es höchſt unbillig iſt, daß dergleichen Creaturen das Leben haben, die Gott ſchänden, dem Nächſten Schaden zufügen, und dem Teufel das Schindermeſſer nachtragen. — — Ja, ja! — die Strafe — die Feuerſtrafe iſt für die überwieſene Hexe recht. — Nur hin! — nur hin mit ihr auf den Scheiterhaufen! — die Hexe darauf geſetzt, feſt angebunden, den Haufen angeſteckt, zu Aſche verbrannt, die Aſche in die Luft geſtreut, daß nichts — gar nichts von ihr übrig bleibt. Nur hin mit der Hexe, nur hin! die Strafe iſt gerecht! — —

Wenn der hochgelahrte Verfaſſer hier die vermeintliche Hexe in ſeinem Orte im Sinne hatte, der man doch im geringſten nichts Böſes nachſagen konnte, und deren Unſchuld von jedem Vernünftigen erkannt wurde; ſo handelte er ſchon in dieſer Hinſicht allein unſinnig und grauſam. Wollte er aber im allgemeinen nur das ganze vermeintliche Hexenpublikum verdammen, ſo war dennoch ſein Urtheilſpruch menſchenfeind-

man dies Betragen von ihrer gehabten Erziehung und nachmahligen Lage herleiten. Hat ein überhaupt nur seichter Kopf geraume Zeit unter der Fuchtel eines unwissenden, aber stolzen und gebieterischen Dorfschulmeisters gestanden — oder muß er selbst einen ähnlichen Posten geraume Jahre versehen, und sich mit der ungezogenen Jugend herumbalgen, so ist nichts leichter, als daß diese saure Lebensart in seinen Geist und Körper einen merklichen Einfluß habe. Aber auch daher ist der Dorfschulmeister nicht selten ein Monarch in seiner Einbildung. Das täglich gewohnte Herrschen, Befehlen und Strafen, auf der einen, und der blinde Gehorsam, das Zittern und Beben, auf der andern Seite, müssen natürlich eine niedrige Seele erheben — und ich glaube, daß ich nicht irre, wenn ich auch hiervon manche Widersetzlichkeit der Küster und Schulmeister auf dem Lande, gegen ihre Prediger abzuleiten, geneigt wäre. Denn, wenn gleich das Zepter ihres Reichs auch nur hinter den Zäunen geschnitten worden, so dienet es doch zu einem furchtbaren Zeichen ihrer Hoheit, welches den Untergebenen auf eine symbolische und thätige Art, die tiefste Unterwerfung empfiehlet.

Hätte der Diakon Rinder nicht unter solchen Umständen seine gesetzten Jahre erreicht, und entstand nicht aus einer solchen ehemahligen Lage sein unvernünftiges Urtheil, so mußte es gewiß doch daher entstehen, wenn er bey dieser Gelegenheit, die sich ereignete, mit schwachem unaufgeklärten Verstande in alle Hexenprocesse des vorigen Jahrhunderts leichtgläubig sich hineinstudierte, welches aus seinen angeführten Beweisen und Zeugnissen genugsam erhellet. Der Leicht- und Aberglaube führten ihn hier bis zur Grausamkeit, und so begann er in dieser elenden Stimmung auch den Schluß des zweyten Theils seiner Predigt. Hiervon will ich nur bloß einen Satz anführen, weil er hin und

wie-

Verstande, was nicht vorher gewissermaßen in der Sinnlichkeit war, woher die Gegenstände allemahl in das Gemüth einen Eindruck machen. Je öfter wir einerley Dinge vor uns haben, sehen, hören, oder sonst empfinden, desto größer und stärker ist der Einfluß in unsere Gemüthsbeschaffenheit, welchen diese oft wiederholte Empfindungen verursachen. Daher kommt, daß viele Menschen in verschiedenen Ständen, wohin auch der des Nachrichterknechts zu rechnen ist, nichts anders sehen und denken, als Wunden, Blut und Leichen bey Menschen und Vieh. Eben dieses bildet ihre Denkungsart zu einer gewissen Grausamkeit, welche jedoch ihre verschiedenen Stufen hat. Kommt aber noch ein natürlicher Ansatz zur Blutgierigkeit hinzu, so können in allem Verstande, Wütriche daraus werden. Fehlt aber diese Naturneigung, findet sich vielmehr ein Hang zum Gegentheil, nähmlich eine natürliche Weichherzigkeit, so wird diese jedoch durch die Schmerzerweckenden und blutigen Berufsgeschäfte oft allmählig unterdrückt. — Empfindet er gleich unter seinen quälenden und tödtenden Händen kein Vergnügen eines Nero oder Domitians, so wird er doch nach und nach gewohnt werden, auch sogar irrig, dasjenige mit kaltem Blute zu thun, wovor sich anfangs seine ganze Natur entsetzte.

Von den Fleischern in England will man wissen, daß diese nicht zu der Zahl der 12 Geschwornen, oder Blutrichter, genommen werden, welche man sonst zur Prüfung eines gefällten Bluturtheils, aus allerhand Zünften zu wählen pflegt, eben um der vorzüglichen Neigung zur Grausamkeit willen, welche man an ihnen, vermöge ihrer Lebensart, zu vermuthen glaubt. —

Will man auf die gelindeste Art mit denen Lehrern verfahren, die sogleich in ihrer Gemeine, ohne allen Verstand, Urtheil sprechen, und verdammen, so möchte

man dies Betragen von ihrer gehabten Erziehung und nachmahligen Lage herleiten. Hat ein überhaupt nur seichter Kopf geraume Zeit unter der Fuchtel eines unwissenden, aber stolzen und gebieterischen Dorfschulmeisters gestanden — oder muß er selbst einen ähnlichen Posten geraume Jahre versehen, und sich mit der ungezogenen Jugend herumbalgen, so ist nichts leichter, als daß diese saure Lebensart in seinen Geist und Körper einen merklichen Einfluß habe. Aber auch daher ist der Dorfschulmeister nicht selten ein Monarch in seiner Einbildung. Das täglich gewohnte Herrschen, Befehlen und Strafen, auf der einen, und der blinde Gehorsam, das Zittern und Beben, auf der andern Seite, müssen natürlich eine niedrige Seele erheben — und ich glaube, daß ich nicht irre, wenn ich auch hiervon manche Widersetzlichkeit der Küster und Schulmeister auf dem Lande, gegen ihre Prediger abzuleiten, geneigt wäre. Denn, wenn gleich das Zepter ihres Reichs auch nur hinter den Zäunen geschnitten worden, so dienet es doch zu einem furchtbaren Zeichen ihrer Hoheit, welches den Untergebenen auf eine symbolische und thätige Art, die tiefste Unterwerfung empfiehlet.

Hätte der Diakon Rinder nicht unter solchen Umständen seine gesetzten Jahre erreicht, und entstand nicht aus einer solchen ehemahligen Lage sein unvernünftiges Urtheil, so mußte es gewiß doch daher entstehen, wenn er bey dieser Gelegenheit, die sich ereignete, mit schwachem unaufgeklärten Verstande in alle Hexenprocesse des vorigen Jahrhunderts leichtgläubig sich hineinstudierte, welches aus seinen angeführten Beweisen und Zeugnissen genugsam erhellet. Der Leicht- und Aberglaube führten ihn hier bis zur Grausamkeit, und so begann er in dieser elenden Stimmung auch den Schluß des zweyten Theils seiner Predigt. Hiervon will ich nur bloß einen Satz anführen, weil er hin und

wie-

wieder von nicht ganz kultivirten Leuten noch geglaubt wird. Er ſagt: „Nächſt dem liegen ſo ihre (der „Hexen) Teufelswerke offenbar genug am Tage, wenn „ſie den Leuten Glaswerk, Leder, Speckſchwarten in die „Beine; und Nadeln, Zwecke, Kornähren, Fröſche, „Mäuſe u. dgl. durch Hülfe des allgemeinen Men„ſchenfeindes in die Arme hexen. Wo ſollen dieſe „Dinge, die man ja nicht in Zweifel ziehen kann, an„ders herrühren, als von der böſen Brut der Unhol„den?“ (*) Zum Beweiſe beruft ſich der Redner auf das eigene Geſtändniß der Hexen, bey gerichtlichen Verhören, und auf die Lehrbücher der ganzen Teufelszunft, die er aber anzuführen ſich nicht getrauet, um nicht ſeine von Hexerey noch unbefangenen Zuhörer nach verbotener Speiſe lüſtern zu machen.

Es iſt überhaupt, wie ich in dieſem Artikel ſchon zum öftern angeführt habe, die Meinung des gemeinen Mannes noch heut zu Tage, daß eine ihm unerklärbare Krankheit, ſogleich den Hexen, oder dem Teufel, zugeſchrieben wird, und die Patienten ſuchen ſich ſogar ſelbſt, vielleicht, um eine Art von Beruhigung dadurch zu erhalten, — oder doch aus andern Gründen, wovon ich in der Folge weiter reden werde, davon zu überzeugen; und in dieſer Hinſicht hat Unzer Recht, wenn er ſagt: „Viele Menſchen leiden mehr von den „Krankheiten, welche ſie zu haben glauben, als von „denen, welche ſie wirklich haben. Wüßten ſie man„ches Mahl die wahre Beſchaffenheit ihrer Krankhei„ten, ſo würden ſie in einigen Fällen unendlich mehr, „und in andern unendlich weniger leiden (**).“

Zu ſolchen eingebildeten Undingen kann man zuerſt den Alp, das Alpdrücken, (im Niederſächſiſchen dat

(*) Um ſich in dieſer Hinſicht zu belehren, ſehe man M. Leske auserleſene Abhandlungen, practiſchen und chirurgiſchen Inhalts ꝛc. Lübeck und Leipzig, 1774.

(**) Der Arzt, 2ter B. 87 St. S. 462.

ihm beliebt, wenn er es nur so einrichtet, daß er im Schlafe große Beängstigungen ausstehen muß. Wenn man sich nach einer starken Mahlzeit von lauter blähenden Speisen, zu einer Zeit, da man sehr vollblütig ist, mit schwermüthigen Gedanken in ein schlechtgemachtes Bett auf den Rücken, und mit dem Kopfe zu niedrig legt; so wird man bald zu träumen anfangen, daß uns eine ungeheure Gestalt mit ihrer Last erdrücken, uns die Brust zusammenschnüren, die Glieder fest halten, und uns ersticken, und umbringen wolle. Man empfindet alle diese Sachen wirklich. Nur das erdichtete Gespenst, wovon man sie herleitet, ist falsch. Daher ist es kein Wunder, daß man des Morgens die Spuren von Gewaltthätigkeiten sieht, welche man wirklich erlitten hat. Durch die Befreyung von der Vollblütigkeit, durch hinlängliche Ermüdung, zu einem tiefen und sanften, und von Träumen freyen Schlafe, durch mäßiges Abendessen von leichten Speisen, durch eine gehörige Lage des Körpers zum Schlafe, und durch alle die Mittel, welche das dicke Blut verdünnen, die Brust befreyen, das Athemholen erleichtern, die Verdauung befördern, die Hindernisse des Umlaufs aus dem Wege räumen, und die Krämpfe verhüten, kann man den scheußlichsten Alp in kurzer Zeit vertreiben.

Seitdem dieses die Aerzte gethan haben, ist er von vielen Leuten gewichen. Allein, es scheint, daß er sich nur bloß in die Buden, Keller und eben nicht vornehmen Schlafsäle, welche der gemeine Mann bewohnt, zurückgezogen habe. Denn unter dem geringen Volke allein findet man ihn noch; aber doch nicht leicht mehr so gräßlich, als vor Alters. Wenn auch einmahl ein Mädchen der Alp drückt, so siehet er doch noch einem Menschen, aber nicht mehr dem Teufel und seinen Consorten ähnlich. Er drückt auch nicht mehr so heftig, als vor Zeiten, und wegen der Wechselbälge, die er ehedem wohl hinterlassen haben soll, ist gar keine

nen Teufel bey sich führen, veranlasset bey den Umstehenden mehrentheils den Argwohn von einer Besitzung.

Wie schön und wahr bemerkt nicht der verdiente Semler in seiner Abfertigung der neuern Geister, im 2ten Abschn. von der leiblichen Macht des Teufels, S. 183: „Daß Menschen über leibliche Besitzungen „kein Zeugniß ablegen können, weil der Geist nicht in „des Zeugen Sinne fallen kann. Daher nur Gott „es uns kann bezeugen lassen, daß in diesem oder jenem „Falle, ein Teufel jemand besessen habe, folglich sind nicht „einmahl alle Erzählungen der Evangelisten sichere „Anzeigen von wirklich Besessenen, sondern nur die, „von denen es Jesus selbst zu erkennen giebt. Die „Berichte von Zeugen beweisen also nichts weiter als „die Möglichkeit, nicht aber die Wirklichkeit einer eigentlich teuflischen Wirkung. Diese Möglichkeit „stehet neben der Möglichkeit der natürlichen, obgleich „seltenern Krankheit; des Betruges, entweder des vorsetzlichen oder unwissentlichen: also ist jetzt für die „Teufelsbesitzungen (sine petitione principii,) nie „ein Beweis für uns da."

Von allen jetzt angezeigten Zufällen ist keiner, der nicht bey andern ganz natürlichen Krankheiten auch vorfallen sollte. Wie fruchtbar sind nicht die Deliranten an Prophezeiungen, und es wäre gewiß nicht gut, wenn diese alle der Teufel verrichten sollte. Es giebt Leute, die die Stunde ihres Todes im Phantasiren angeben, die von ihren Anverwandten genaue Nachrichten zu geben wissen; tolle Leute, die die wunderbarsten Dinge vorher sagen, und deren Aussprachen zuweilen eintreffen, zuweilen aber fehlen, in welchem letztern Falle niemand weiter darauf achtet. Man findet solcher Geschichten die Menge, in allen Kasusbüchern. Eben so ist es mit der Entdeckung verborgener Sachen. In England ist ein unsinniger Mensch gewesen, der, so oft man ihn fragte, sagen konnte, welcher

nicht jeder Schelm geboren iſt, und daher wird ſie nur von den rechten großen Erzſchelmen geſpielt. Eben um deswillen iſt es auch nicht allzuleicht, ihren Betrug zu entdecken, und man kommt deſto weniger dahinter, je weniger man die Profeſſion der Betrüger kennt. Eben darum wird mancher ſchwache Seelſorger von ſolchem Nichtswürdigen betrogen. Die Aerzte erkennen aus ſolchen nachgemachten Krankheiten, die nicht gehörig geſpielt werden, einen ſolchen Betrug viel eher. Zum Glück verſtehen dieſe Betrüger den Character des Satans mehrentheils ſo ſchlecht, daß ſie ihn ganz ungeſchickt nachahmen.

Will man aber die Betrüger nicht rechnen, ſo giebts dennoch viele natürlichere und gewiſſere Erklärungsarten, als die Beſitzungen, woraus man die Zufälle ſolcher Leute herleiten kann. Die Hauptumſtände, welche ſich bey den ſogenannten Beſeſſenen äußern, ſind die, daß ſie zukünftige Dinge vorherſagen, verborgene Sachen entdecken, fremde und ihnen unbekannte Sprachen fertig reden, — und dabey am Leibe viel auszuſtehen haben. Die Glieder werden ihnen auf die entſetzlichſte Art verdrehet; ſie machen die ſeltſamſten und fürchterlichſten Geberden und Bewegungen, die wider die Natur zu laufen ſcheinen, und überhaupt ſcheinen alle dieſe Unruhen, nicht ſowohl Handlungen, als vielmehr Leiden, ſolcher Elenden zu ſeyn, gleichſam als ob ſie von einer fremden Gewalt geſtoßen, geworfen, gepeinigt, in Freude und Lachen verſetzt, und aus der Bruſt zu reden gezwungen würden, ohne die Lippen zu regen, daher es ſo ausſiehet, als ob eine andere Perſon aus ihnen herausredete (*). Dieſes letztere, welches doch durch die Bauchſprache allein bewerkſtelliget werden kann, noch mehr aber das eigene Geſtändniß ſolcher Leute, daß ſie einen

(*) Man ſehe den Art. Leiden.

den, und niemand konnte sichs zur Zeit erklären, woher dies kam. Von der Wahrheit dieses Factums überzeugten sich aber bey längerer Dauer der Raserey mehrere Personen. Es legte sich die Hitze und auch die Krankheit, aber die Frau wußte nicht, daß sie eine an ihr ungewöhnliche Sprache geredet hatte. Nach Verlauf einiger Zeit, da sie schon völlig hergestellt war, und wieder auf ihre Arbeit ausging, fand sichs gelegentlich, woher diese wunderbare Erscheinung entstanden. Sie hatte nähmlich in ihrer Jugend, bis zu ihrer Confirmation, in einer benachbarten Gemeine bey einem Prediger als Kindermädchen gedient, welcher seine Söhne selbst im Lateinischen unterrichtet hatte. Sie war sehr häufig mit dem kleinen Kinde, welches sie gewartet, in der Stube geblieben, wo er die übrigen Kinder unterrichtete, und wußte nun, da sie sich darauf besann, noch verschiedenes von diesem Unterrichte sowohl selbst, als auch von dem, was sie von den Lehren des Predigers und den Kindern, in Hinsicht mancher lateinischen Redensarten aufgeschnappt hatte, zu erzählen. Nichts war also jetzt natürlicher, als daß die unvergängliche Seele sich in diesem Krankheitszustande der ehemahligen Eindrücke erinnerte, und davon Beweise an den Tag legte. —

Wer nur ein wenig von den Krämpfen und Verzuckungen weiß; wer die Behendigkeit der Bewegungen aller und jeder, ja der kleinsten Gelenke in allen Theilen des Leibes kennt, die allen menschlichen Glauben übersteigt, wer die Geberden des Hundskrampfs, des St. Veitstanzes, und schon selbst einiger Wahnwitzigen gesehen hat, und wem die Gewalt der fallenden Sucht, und der Erstarrung bekannt ist, dem kann in Wahrheit der Teufel selbst keinen neuen Anblick mehr verschaffen, und er könnte an einem wahren Besessenen nichts neues mehr sehen. Solchergestalt ist es schlechterdings umsonst, auch aus den

cher Tag eines Monaths vorhanden war, ob er gleich in ſeinem Loche verſchloſſen, viele Jahre lang keinen Kalender geſehen hatte. Dieſe Wiſſenſchaft verborgner Dinge, rührt öfters von Ahndungen (*), oft aber auch nur von der beſondern Aufmerkſamkeit her, womit die Kranken die Geberden und Reden der Umſtehenden beobachten.

Was ein Geſunder nie würde hören können, daß vernimmt ein Kranker zuweilen mitten im Phantaſiren, wenn es gleich in einem Winkel des Zimmers ganz leiſe geſprochen wird. Da dieſes oft Leuten widerfährt, die mit den angeblichen böſen Geiſtern gewiß keine Gemeinſchaft haben, ſo iſt es keine beſondere Eigenſchaft der Beſeſſenen. — Wenn nun die verdächtigen Kranken ſo etwas vernehmen, und hernach nach einer Weile darauf antworten, ſo heißt es: ſie haben die Gedanken der Umſtehenden durch den Teufel erfahren. Was die fremden Sprachen betrifft, welche Beſeſſene reden, ſo ſind ſie nicht allein andern Kranken oft auch bekannt, ſondern es ſind auch in vielen Fällen, entweder nur ein Gemiſch fremder Töne, die zu keiner Sprache gehören, oder zuſammengeſtoppelte gemeine Sprichwörter, Sentenzen und Redensarten, die im gemeinen Leben oft genug vorkommen, daß ſie auch einer gemeinen und ungelehrten Perſon geläufig geworden ſeyn können. Folgender Fall hat mir wenigſtens in dieſer Hinſicht zum unläugbaren Beweiſe gedient: Eine ſchon etwas bejahrte Tagelöhnerfrau auf dem Lande, wurde von einer ſehr heftigen hitzigen Krankheit befallen, in welcher ſie viel raſete, und in dieſer Raſerey ſprach ſie nach dem Zeugniſſe des Küſters viel Lateiniſch — ſogar ganze Perioden,

(*) Siehe den LXXIII Band der Encyklopädie, S. 397, fgg. im Art. Leichenanzeige; wie auch Unzers Arzt, 2ter B. 85 Stück.

den, und niemand konnte ſichs zur Zeit erklären, woher dies kam. Von der Wahrheit dieſes Factums überzeugten ſich aber bey längerer Dauer der Raſerey mehrere Perſonen. Es legte ſich die Hitze und auch die Krankheit, aber die Frau wußte nicht, daß ſie eine an ihr ungewöhnliche Sprache geredet hatte. Nach Verlauf einiger Zeit, da ſie ſchon völlig hergeſtellt war, und wieder auf ihre Arbeit ausging, fand ſichs gelegentlich, woher dieſe wunderbare Erſcheinung entſtanden. Sie hatte nähmlich in ihrer Jugend, bis zu ihrer Confirmation, in einer benachbarten Gemeine bey einem Prediger als Kindermädchen gedient, welcher ſeine Söhne ſelbſt im Lateiniſchen unterrichtet hatte. Sie war ſehr häufig mit dem kleinen Kinde, welches ſie gewartet, in der Stube geblieben, wo er die übrigen Kinder unterrichtete, und wußte nun, da ſie ſich darauf beſann, noch verſchiedenes von dieſem Unterrichte ſowohl ſelbſt, als auch von dem, was ſie von den Lehren des Predigers und den Kindern, in Hinſicht mancher lateiniſchen Redensarten aufgeſchnappt hatte, zu erzählen. Nichts war alſo jetzt natürlicher, als daß die unvergängliche Seele ſich in dieſem Krankheitszuſtande der ehemahligen Eindrücke erinnerte, und davon Beweiſe an den Tag legte. —

Wer nur ein wenig von den Krämpfen und Verzuckungen weiß; wer die Behendigkeit der Bewegungen aller und jeder, ja der kleinſten Gelenke in allen Theilen des Leibes kennt, die allen menſchlichen Glauben überſteigt, wer die Geberden des Hundekrampfs, des St. Veitstanzes, und ſchon ſelbſt einiger Wahnwitzigen geſehen hat, und wem die Gewalt der fallenden Sucht, und der Erſtarrung bekannt iſt, dem kann in Wahrheit der Teufel ſelbſt keinen neuen Anblick mehr verſchaffen, und er könnte an einem wahren Beſeſſenen nichts neues mehr ſehen. Solchergeſtalt iſt es ſchlechterdings umſonſt, auch aus den

ſelt-

ſeltſamen Geberden, aus den unnatürlichen Bewegungen, aus der übermenſchlichen Kraft ſolcher Leute, auf eine wahre Beſitzung zu ſchließen, und es iſt alſo das Einzige nur noch übrig, wenn die Perſon ſelbſt klagt, daß ſie vom Satan angefochten werde, daß ſie ihn im Leibe bey ſich fühle, daß er oft lange mit ihr ſpräche, u. dgl. Auch dieſes läßt ſich beantworten: Ehe die heftigen Krämpfe, die fallende Sucht, die Erſtarrung, und ſelbſt der Wahnwitz ausbrechen, bemerkt man gemeiniglich, daß dergleichen Leute ſchon lange vorher tiefſinnig und melancholiſch werden. (Man ſehe den Art. Leiden.) In dieſer Zeit ſammeln ſie den Vorrath zu ihren künftigen tollen Phantaſien ein. Sie denken beſtändig nach, ſie machen ſich Gewiſſensſcrupel; die Sprüche und allerley Geſchichten von böſen Geiſtern, fallen ihnen ein, und ein Trauriger iſt jederzeit verzagt. — Dieſe Feigheit bricht endlich in eine Verzweiflung aus, und wird von den heftigſten Krämpfen begleitet. Sobald mit dieſen die Verrückung eintritt, ſo entzündet ſich auf einmahl das ganze geſammlete Magazin des Schwermüthigen, um die Einbildungskraft des Wahnwitzigen, die ſchon in Flammen ſteht, noch mehr zu erhitzen. Hier giebt es, beſonders bey einfältigen oder allzuabergläubigen Leuten, auch ſogar bey guten frommen Chriſten, wenn ſie ein wenig zur Schwärmerey geneigt, oder nicht die heiterſten Köpfe ſind, dieſe gräßliche Vorſtellung vom Teufel, den aber viele im Schlafe, oder im unverdächtigen Delirio oft eben ſo lebhaft ſehen, mit ihm ſprechen, und ſogar, wenn er verſchwunden iſt, ſeinen Geſtank riechen. — —

Wer kennt nicht unſer furchtſames ſtolzes Herz, das unter dem Joche ſeiner Leidenſchaften erliegt, das von der Einbildungskraft gejagt und zerriſſen wird, und das uns alles aufdringen will, was wir ſelbſt mit guter Vernunft nicht für wahr halten können? — Sobald alſo ſolche Leute von ihren, im Anfalle gehabten

Wollte man nun die Gabe zu hexen, welche noch vom gemeinen Manne in vielen Gegenden nicht in Zweifel gezogen wird — natürlich, als eine Krankheit betrachten, ſo gehört ſie mit zu den vermeintlichen Beſitzungen. — Denn es iſt noch keine Hexe ſo unverſchämt geweſen, daß ſie ihre Zaubereyen ihrer eignen Allmacht zugeſchrieben hätte. Die Einfalt, Leichtgläubigkeit, und hieraus enſtandener Aberglaube, hat ehedem viel alte Weiber verführt, ſich ſelbſt als Hexen anzugeben, und die damahligen klug ſeyn wollenden Obrigkeiten bewogen, ſolche elende Leute verbrennen zu laſſen. Man trauete ſogar auf unmündige Kindes Reden, wovon ich S. 376, in der Anmerkung ſchon etwas angeführt, und hier noch ein Fragment eines Protocolls anführen will (*).

Actum N. den 18ten April 1681.

Was die Kinder wegen Ludwig N. Sohn dahier in der Schule haben ausgeſagt, was er vor Wort von wegen dem Teufel gegen ſie hat hören laſſen, und der Jung iſt nicht älter als 7 Jahr.

Vors erſte hat er geſagt, der Teufel ſitzt auf des Heinrich N. Haus und hat einen Schwanz.

Vors zweyte hat er geſagt, der Teufel wäre ihm in ſeinen Haaren, und bliese ihm in die Ohren.

Vors dritte hat er geſagt, der Teufel hätte ihm ſeinen Finger entzwey gebrochen oder abgehauen, und auch wieder angeſetzt. NB. Der Finger thue ihm noch weh, iſt auch krumb.

Viertens: Der böſe Geiſt ſchliefe die Nacht bey ihm im Bett.

Fünftens: Soll er etliche Kinder entblößt haben, und Unzucht mit ihnen treiben wollen.

(*) Hr. D. Poſſelt hat dieſes Stück in ſeinem wiſſenſchaftlichen Magazin ꝛc. 3 B. 2 St. 1787, S. 226, unter der Aufſchrift: Forſchungsgeiſt, angeführt.

Sechstens: Das Kind hat den Herrn Pfarrer beym Examen nicht recht an, sondern unter sich gesehen.

Auf dieses haben der Herr Pfarrer und Schulteiß den Jungen noch einmahl in der Schul gefragt, und der Jung gestanden und gesagt: der Teufel hätte auf des N. Haus gesazen. Der Herr Pfarrer fragt aber, wie er gesehen? Der Jung geantwort: er wäre schwarz und weiß, und hätte auch einen Schwanz gehabt; wie aber der Pfarrer weiter fragt, will der Jung nicht antworten, sagt, der Herr Pfarrer solls ihm allein sagen; drauf geht der Herr Pfarrer mit dem Jung hinter die Schul, und redt mit ihm; was er gesagt, weiß ich nicht.

Ludwig N.
Schulmeister.

Dieser Vorgang, (wahrscheinlich war es der leibliche Vater, der sein Kind der Inquisition übergab — ein Schulmeister —) wurde hierauf vom Beamten untersucht, allein, das amtliche Untersuchungsprotocoll befindet sich nicht bey den Acten.

Ueber diese reichhaltige Materie schreibt Herr Secretair Bertrand zu Kömmern in der deutschen Monathsschrift vom May 1794, S. 28, fgg. sehr wahr und richtig, wie folgt:

Wenn wir uns in unsern traulichen Zirkeln, am Abend der Walpurgisnacht, mit der Luftkaravane nach dem Brocken belustigen, im voraus die dort erwartete Gesellschaft mustern, und beym Abschiede mit einem herzlichen Gelächter einander zur Fahrt Glück wünschen — fällt es vielleicht nur wenigen bey, ihren Blick nach der Gegenseite zu kehren, die einen ungleich stärkern Contrast darbietet — als das Jammergeschrey neben der Bahre eines Kranken. — Es giebt Sachen im Himmel und auf Erden — sagt Hamlet — wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt! Wohl mehr! Aber mit eben der Wahrheit könnte man umkehren. — Der Mensch kann Dinge glauben, wovon nur der Nimsche

Ver-

Vernunft etwas träumte! Zwar — wer ist wohl, der nicht schier seit seinem Eintritte in die Ammenstube — von den Bündnissen der Zauberer und Hexen mit dem Teufel, von ihren Buhlschaften mit einem Sukkubus oder Inkubus, von Besen- und Bocksfahrten nach dem Brokken, von Wandlungen in Wolf, Hund und Katze, von Heckethalern, von Wettermachen (*), Todt- oder Lahmzaubern, — und was des Geschwärmes mehr ist, erzählen hörte? Und wem ists etwas Fremdes, daß jene geglaubten dämonischen Vertraulichkeiten zuletzt auf den Teufelsheerd (**) führten? — Aber das wie? und warum? bleibt demjenigen noch immer ein Räthsel, der mit der Barbarey damahliger Zeiten weniger bekannt ist. Den Mann von Vernunft empört der Gedanke, daß eine Hexenreise nach dem Brocken mit allen Umständen — von der vielleicht einst seine Wärterinn mit einer zweifelnden Miene sprach — von Richtern über Leben und Todt für ungezweifelte Wahrheit genommen worden; wenigstens wähnt er zur Ehre der Menschheit, daß man nur da zum Scheiterhaufen verdammte, wo sich nebenbey Verbrechen angaben, die noch heut unsere Gesetze mit dem Leben büßen lassen. Thatsachen müssen hier sprechen — oder Schlüsse auf Thatsachen gebaut. Urkunden von der Art, als die hier beygefügte (diese folgt S. 35, am angeführten Orte), sind in dieser Rücksicht ein gemeinschaftliches Eigenthum des Vaterlandes, der Menschheit, und sollten aus dem verborgensten Winkel hervorgezogen werden; es sind Originalstücke voll lebendiger Darstellung — die eine ganze Gallerie hingestellter Hypothesen aufwiegen.

Hätten wir die damahligen Richter bloß von Seiten ihres Verstandes zu beurtheilen, — wir würden in Ungewißheit bleiben, ob sie mehr Mitleiden oder Unwillen verdienten. Erziehung, Religionsbegriffe, Unkunde der Natur, und Mangel an philosophischer Aufklärung, reden ihnen wenigstens so lange das Wort, bis wir sie mit

(*) Der Glaube der ersten christlichen Kaiser war in diesem Puncte stark genug. — l. 6. C. de malefic. et mathemat.

(**) — so nannte man die Fehmstätte oder den Platz, wo die Zauberer verbrannt wurden.

dem gemeinen Menſchenſinn zerſtören ſehen. Es iſt in unſern Tagen bekannt genug, daß kranke Phantaſie — beſonders über die Natur des Weibes, ſeine warmen und unerklärten weiblichen Inquiſitionen, nemlich: wer mag aber damahls im Stande — Träume für Träume zu halten, wenn ſie oft die ſchadenfrohe Phantaſie mit der Wahrheit täuſchen? Ein Beis in der Anwendung eines ſcheußaren Teufels! — Freylich, die Geſchichte iſt etwas ſtark — aber man hatte ihn nun einmahl, und wer war ſo kühn, die Gränzen ſeiner Macht zu beſtimmen? Beſucht er aber wirklich — ſey es unter irgend einer Geſtalt — das Schlafgemach dieſer Damen, ſo läßt es ſich von einem ſo mächtigen Liebhaber ohne Inconſequenz erwarten — daß er nicht mit leerer Taſche kommen werde. Buhlſchaften erzeugen Zuſammenkünfte an Oertern des Vergnügens; — was war ſonach natürlicher, als daß die Liebhaber mit dem Pferdefuße je und je ihren Huldinnen ein koſtliches Banket gaben? Mußte man nicht endlich jenen Unfug, deſſen genauerer Unterſuchung Unannehmlichkeit oder Gemächlichkeit im Wege ſtand, auf die Rechnung jener abentheuerlichen Galanterie ſchreiben? — Aber wenn es auch bedenklich ſchien, höre ich manchen meiner Leſer einwenden — die Geheimniſſe jener Schlafgemächer zu belauſchen, ſo konnte man ſich doch in den ſo berüchtigten Nächten (*) auf das leichteſte von der Welt überzeugen — daß das ganze Truten-Bachanal ein Hirngeſpinſt ſey. Liebe Herren! euer Schluß würde gelten, wenn der Aberglaube nicht ohne Aufhören neue Nahrung aus ſich ſelbſt hervor zöge. Geſetzt, man hatte die Entdeckung gewagt, — würde man dadurch auch nur um einen Schritt weiter gekommen ſeyn? Selbſt die Entdecker hätten vielleicht mit dem Ritter von Mancha darauf geantwortet: Die Verzauberten laſſen ſich von niemand ſehen!

Jetzt aber kommen wir auf einen Punct — wo das Herz des Menſchenfreundes blutet. Wahr iſt es, es lag je und je menſchliche Buhlſchaft, Diebſtahl, Giftmiſcherey, unter jenen Albernheiten verſteckt, und es läßt ſich keinen Augenblick läugnen, daß die letztere für die Geſellſchaft

(*) Walpurgis- Johannis- Steyhausnacht.

ſchaft das furchtbarſte aller Verbrechen ſey; aber wer will die Schlachtopfer zählen, von denen jene Laſter ſo fern waren — als die Buhlſchaft der Hölle! Um von den Gräueln des Hexen-Proceſſes einen lebhaften Begriff zu haben — ſtelle man ſich das ſcheußlichſte Inquiſitions-Gericht mit allen ſeinen Schrecken vor; — Richter mit dem Geiſte eines Caligula, — Nachrichter, die mit ihnen wetteiferten, — und eine Juſtiz — die uns ſchier an der Menſchenwürde verzweifeln läßt. Schönheit und Jugend (*) ſchützten ſo wenig vor dieſen Tribunälen — als die Runzeln der Matronen; und das Beyſpiel mehrerer Päpſte (**) iſt Beweis, daß hier keine menſchliche Würde die Verläumder zurück zu ſcheuchen vermochte. Was war beſſeres zu erwarten — wenn Beichtväter vor den Ohren der Fürſten, Männer und Knaben von den Kanzeln herab, ein immerwährendes Anathema gegen die Zauberer donnerten, — wenn Inquiſitoren (Trutenmeiſter) ins Land geſchickt wurden, denen man die Köpfe der Hingerichteten, wie die Klauen eines erlegten Raubthieres, bezahlte (***), wenn Buben aus ihrem Troß ſelbſt

(*) Der Verfaſſer macht hier folgende Anmerkung: Ich habe jetzt die Unterſuchungs-Acten gegen ein — noch nicht völlig zehnjähriges Mädchen in Händen. — (ſ. die Schriften vom Unfug des Hexenproceſſes, herausgegeben von Reiche, IV.) Eine aus dem Schnupftuche gemachte Maus — ein bekanntes Spielwerk, worin ein altes Weib ſie unterrichtet hatte, — war das corpus delicti!!! Und der Antrag des Fiscals? — worauf denkt man wohl? . . . „Solchem allem nach bittet Fiscalis in Rechten zu erkennen und auszuſprechen, das peinlich angeklagte zu Erkundigung der Wahrheit mit Rathen ſtark geheiniget, auch „auf erforderlichen Fall mit Anſetzung der Daumſchrauben „und ſonſten die tortur derſelben zu ſchärfen, auch darauf „ferner ergehen ſolle, was Rechtens.“ Die Univerſität, an welche die Acten verſchickt wurden, rettete noch dies unſchuldige Kind. — Ja, ſollte mans glauben, daß es Rechtslehrer gab, die unſinnig genug behaupteten, man müſſe wegen dieſes Verbrechens — ſelbſt gegen Kinder von zwo Jahren inquiriren. — *Manz.* quaeſt. 87.

(**) *Gabr. Naudé* (zuletzt Bibliothekar an Chriſtinens Hofe) Apologie pour les grands perſonnages, faullement, ſoupçonnez de Magie, Chap. 19.

(***) Anonymi (eines von Thomaſius äußerſt geſchätzten Verfaſſers) Caut. criminal. ſeu de proc. contr. ſagas. Dub.

befördern, und allerley Unglück über Menschen und Vieh bringen konnte. Seine Vorstellungen von diesen Undingen waren von ihm mit der Muttermilch eingesogen, und durch die Länge der Zeit in ihm wie versteinert worden. Die dortigen Geistlichen bringen den armen Leuten noch immer solche Vorstellungen bey, handeln größtentheils in ihren Predigten von Teufeleyen, und lehren, daß man sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und mit einem: Gott sey bey uns! dagegen verwahren müsse. Der unglückliche verblendete Mensch ward in seinem Aberglauben dadurch bestärkt, daß die Kranken in der Phantasie selbst sagten, die Dukloska habe sie behext, und der Teufel rede aus ihnen, und daß der Soldat, welchen das ganze Dorf für klüger als alle seine Bewohner hielt, dem es unbedingt glaubte und folgte, sein Gutachten dahin gab, die Hexe müsse fortgepeitscht werden, theils auch dadurch, daß man bey der Fortschleppung des Weibes auf den Schamtheilen desselben keine Haare entdeckt hatte. Man theilte sich hierüber im Dorfe die tiefgelehrte Bemerkung mit: die Hexen gäben diese Haare dem Teufel, und dieser machte sich daraus seine Handschuhe.

Als ein sehr alter Mann, war Przisbisz ohnehin empfänglicher, das Widersinnigste zu glauben. Er betrachtete seine Mordthat nicht als ein Verbrechen, sondern als ein verdienstliches Werk. In Hinsicht aller dieser Umstände ward nun auch von den Richtern dahin erkannt, daß er mit der ordentlichen Strafe des Todtschlages, dem Schwerdte, verschonet werden müßte, daß er aber doch nicht als ein gänzlich aller Freyheit und Ueberlegung beraubter, sondern als ein solcher Uebelthäter anzusehen sey, bey dem Schwärmerey und Aberglauben die Ueberlegung fruchtlos gemacht habe. Es ward auf zehnjährige Festungsarbeit für ihn erkannt. Von den übrigen Inquisiten ward

Duza,

geplagt, umringt von Barbaren, die ihre Seele mit Drohungen zermalmen! — Jetzt tritt der Diener der Religion ein. — „Mann, der du an Gottes Statt kommst! „ich bin unschuldig! Rette, wenn du kannst!“ — Aber dieser kam nicht zu trösten, — er sieht die geglaubte Teufelsbraut mit Wohlgefallen zur Pein führen. Begleitet sie an den unseligen Ort, wo man mit Frevel beginnt — wovor selbst die Buhlschwester zurück schaudern muß (*), — seht sie nun — wenn ihr stark genug seyd — Tag' und Nächt' — und wieder Tage unter den Qualen einer willkürlichen Folter; ihre Standhaftigkeit schärft sie mit jeder Stunde, nur dann fühlt man Erbarmen — wenn die Leidende ihr Todesurtheil gesprochen hat, — und beginnt von neuem bey jedem Widerrufe (**).

Hieraus wird mans nun auch ganz verstehen, was die Worte in den Urkunden sagen, wenn es heißt: nach der Tortur sterben; — werdens verstehen, wie man jedes Mährchen der Spinnstube zur rechtlichen Wahrheit zu machen wußte. Das traurigste bey diesem Unfuge war es noch, daß es äußerst selten ein Mann von Kopf und Herz wagte, dieses Ungeheuer zu bekämpfen. Um den Geruch der Ketzerey zu vermeiden, indem man den andern

(*) Man wähnte, die Hexen hätten irgendwo ein Mahl und könnten sich gegen die Schmerzen unempfindlich machen, — daher das Haarabschneiden und die Betastung des Nachrichters (investigatio stigmatis diabolici).

(**) Vernünftige Männer brauchen hier nicht an das a potiori fit denominatio erinnert zu werden. Es ist bekannt, wie wenig Zuverlässigkeit selbst das römische Recht in die Folter setzte — l. 1, §. 23. D. de quaest. — Sollte jedoch einer unserer Catonen vermeinen — ich hätte hier bloß als ein ästhetischer Seifensieder geplaudert, der lese den angeführten Anonym. 18, 4. 20. und f. und Meyfart, Hauptst. 17 — 27. nebst angehängtem Acten-Fragment; — aber man ist es dem zarten Menschengefühle schuldig, solche Gegenstände — wie ein scheußliches Gerippe hinter den Vorhang zu stellen. — Ein schändlicher Mißbrauch war es überdem noch, daß man gegen die klare Vorschrift der Gesetze — die unter der Marter Seufzende fragte: Ist nicht auch die B. die G. die N. auf dem Tanze gewesen? — Ein Ja war dann dem Unmenschen genug, auch diese zur Schlachtbank zu führen.

gegen, vermuthlich, (so sagte Przisbisz nachher aus,) um zu seiner Schwester zu gehen, und ihr einen neuen Teufel einzusetzen. Er überfiel also die Alte, und warf sie nieder; der Soldat trat ihr auf die Hände, und gab ihr mit einer zusammengebundenen Pferdepeitsche, wo er zutraf, auf den Hintern und Rücken wohl neunzig Hiebe; Przisbisz auch einige, mit einem einen Zoll dicken Stocke. Denn so sehr sie bat, so meinte er doch schlagen zu müssen, weil der Soldat es befahl. Die Alte ging in ihr Häuschen; das Blut lief ihr an den Füßen herunter; der linke Arm war ihr entzwey geschlagen.

Als Przisbisz seiner Schwester den Vorfall erzählte, rufte der Teufel aus ihr: O gut! gut! Haue sie tüchtig. Er bezeugte auch, daß er die Hexe geschlagen, gar nicht bereuet zu haben, weil er beständig ansehen müssen, daß durch sie seine Schwester so krank geworden sey. Am folgenden Tage sey der Soldat drey Mahl zu ihm gekommen, und habe ihn aufgefordert, die Canaille noch mehr zu schlagen; er habe sich endlich bereden lassen. Unterweges nahmen sie noch einen Einwohner mit, Nahmens Duza. Dieser bewaffnete sich mit einer Mistgabel; der Soldat hatte wieder seine Peitsche; Przisbisz aber nichts dergleichen, weil er nur die Absicht hatte, die Hexe zu halten. Sie trafen sie im Hemde auf Stroh liegend und stöhnend an. Auf Befehl des Soldaten ward sie ganz nackend herausgeschleppt. Er selbst gab ihr dies Mahl etwa 80 Schläge, und geboth ihr, zum Dorfe hinaus zu gehen. Da sie nicht wollte, (oder nicht konnte,) nahm Duza eine Egge, setzte sie darauf, und zog sie, mit einigen andern zum Dorfe hinaus an eine Lehmkuhle, worin etwa drey Fuß, (nach Duza's Angabe, eine halbe Elle,) Wasser stand. Die Egge ward umgekippt, um zu sehen, ob sie schwimmen werde. Sie schwamm auch auf dem Bauche, rührte sich, und

ſuchte ans Land zu kommen. Sie bekam aber noch einige Schläge mit einer Stange, womit Jungen aus dem Dorfe, die darauf zukamen, und auch mit Steinwürfen hülfreiche Hand leiſteten, Sperlinge ausgenommen hatten. Wie ſich die übrigen verlaufen hatten, kam Przisbisz zurück, fand die Perſon im Waſſer auf dem Bauche liegen, gab ihr mit einem Knüppel noch einige Hiebe, um zu ſehen, ob ſie ſich noch rühren würde; aber ſie war völlig todt. Gegen Abend trug er ſie heraus. Der Schulze brachte den Leichnam in das Haus der Tochter, und von da mit einem um den Hals gebundenen Strohſeil in ein hinter dem Hauſe gegrabnes Loch, wo er verſcharret, am folgenden Tage aber wieder ausgegraben, und obducirt wurde. Nach dem Obductions-Atteſt fanden ſich am Körper mehrere abſolut tödliche Kopf- und Bruſtwunden. An der linken Seite war die vierte, fünfte und ſechste Rippe ſo ſehr zerbrochen, als wenn man ſie in einem Mörſer zerſtoßen hätte, und die Splittern davon waren bis in die Lunge gedrungen.

Dieſer Mord war gleich nach der Beſitznehmung von Südpreußen verübt, als die Gerichte noch nicht gehörig organiſirt waren. Die Unterſuchung geſchah alſo durch das Regimentsgericht von Alt-Schwerin, mit Zuziehung eines der polniſchen Sprache vollkommen kundigen und beeidigten Dollmetſchers. Der biſchöfliche Soldat hatte ſich gleich fortgemacht, und auf keine Weiſe wieder entdeckt werden können. Von den übrigen Inquiſiten, die insgeſammt der katholiſchen Religion zugethan, und äußerſt ſchlecht unterrichtet befunden, war der faſt achtzigjährige Przisbisz, ſeinen eignen Geſtändniſſen, und den Ausſagen der übrigen zufolge, der Hauptthäter geweſen. Seiner Ueberzeugung nach, war die alte Bettlerinn eine Hexe, ein Weſen, das mit dem Teufel in Verbindung ſtand, Teufel einſetzen, Krankheiten machen, den Tod

bewir-

mons hinrichten, der den benachbarten Wald bewohnen soll (*). —

Der Herr Professor Hißmann, als Herausgeber unten angeführten Werkes, sagt über den Kindermord am angeführten Orte, S. 167, weiter:

Die Wilden bringen bisweilen ihre Kinder gleich nach der Geburt um. Die Weiber am Onnoco waren so unglücklich, daß sie ihre Töchter dadurch tödteten, daß sie die Nabelschnur zu nahe abschnitten. Das Christenthum hat diese eingewurzelte böse Gewohnheit nicht ausrotten können. Die Taprobaner verdammten, nach Diodor (II. 31.) alle neugebornen Kinder zum Tode, oder sie verstümmelten sie; und im Königreiche Sopith erwürgte man alle ungestalteten Kinder ohne Gnade. Die Iroesinnen suchen durch Zusammenpressung des Bauches, oder durchs Kauen einer gewissen Pflanze, zu frühzeitige Geburten zu haben. Andre verlassen ihre Kinder. Die Madagaskarinnen setzen alle Kinder, welche am Dinstag, Donnerstag und Freytag geboren werden, in die Wälder aus, wo sie Hungers sterben, oder von wilden Thieren zerrissen werden. In Sparta wurde das neugeborne Kind gleich nach der Geburt vom Vater an einen öffentlichen Ort gebracht; hier wurde es von den verständigsten Männern untersucht; wenn es weder gesund, noch schön gestaltet befunden wurde, so stürzte man es in eine tiefe Höhle. Väter, die ihre Kinder nicht ernähren wollten, warfen sie auf den Schindanger; und Romulus verbot das Aussetzen der Söhne und der ersten Töchter, wofern sie nicht von den Nachbarn für sehr schwächlich erkläret worden waren. In den Gesetzen der zwölf Tafeln kommt eben diese Verordnung vor. Nichts war indessen unter den Imperatoren gemeiner, als das Aussetzen neugeborner Kinder beyderley Geschlechts, welches auch unter Constantin noch immer geduldet wurde (**).

Es

(*) Demeunier, über die Sitten der Völker, 1ster Band, S. 166, fgg.

(**) Daß dieser Gebrauch aber wohl nicht ganz allgemein gewesen, sondern vielleicht nur als Mißbrauch hin und wieder Statt fand, glaube ich vermittelst des königlichen Gesetzes bewei-

Duza, 50 Jahr alt, von demſelben Aberglauben angeſteckt, zwar nicht des Todtſchlages, aber doch einer thätigen Theilnehmung an der That ſchuldig befunden, und zur Feſtungsſtrafe auf zwey Jahr verurtheilt. Der Schulze Albr. Zufla, dachte und handelte ſchon vernünftiger, als die übrigen Bauern; wider einen aufgebrachten Haufen konnte er nichts ausrichten; er würde ſich ſelbſt einer Verbindung mit der Hexe verdächtig gemacht haben, und ſelbſt in Gefahr gerathen ſeyn, von dem Pöbel gemißhandelt zu werden. Ihm iſt halbjährige Feſtungsarbeit zuerkannt worden.

Die weitere Ausführung dieſer Erkenntnißgründe findet ſich in dem von zwey berliniſchen Rechtsgelehrten, Herrn Geheimenrath, Director und Stadtpräſidenten Eiſenberg, und dem Herrn Hoffiscal und Juſtiz-Commiſſar Stengel, herausgegebenen Beyträgen zur Kenntniß der Juſtizverfaſſung und juriſtiſchen Litteratur in den preußiſchen Staaten, B. 1, S. 253. Aus dem hier mitgetheilten Gutachten der königlichen Südpreußiſchen Regierung zu Peterkau iſt auch die vorhergehende Erzählung entlehnt. Ich für meinen Theil habe ſie aber aus des Herrn D. Henke Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte, 5 B. 1 St. S. 34, fgg. genommen. Die vorher angeführten Herren Herausgeber der Beyträge zur Kenntniß ꝛc., bringen bey Gelegenheit dieſes Criminalfalles am rechten Orte die ſehr richtige Bemerkung bey, daß gewiſſe Verbrechen endemiſch zu ſeyn ſcheinen. Dieſe Endemie wird durch die größere oder geringere Cultur oder durch die beſondere Richtung, welche die Cultur in dieſer oder jener Gegend genommen hat, ſo oder anders beſtimmt. In cultivirtern Ländern oder Provinzen ſind vorzüglich diejenigen Verbrechen einheimiſch, zu denen Raffinement gehört, z. B. alle Arten des Betrugs. In minder cultivirten Gegenden werden durch Aberglauben Verbrechen veranlaßt. Es

ließen sich aus einer fortgesetzten, sorgfältigen Beobachtung der seit mehreren Jahren in dieser oder jener Gegend begangenen Verbrechen sehr interessante, psychologische, moralische, politische, topographische Resultate ziehen. —

Jetzt Gottlob! findet man vielleicht keine Richter mehr, die sich die Angaben solcher Leute so sehr zu Herzen nehmen, daß sie sie verbrennen lassen; allein das Vorurtheil für die Hexe sitzt noch in dem Herzen des Pöbels so fest, daß es fürs erste nicht ausgerottet werden mag. Unzer war daher einst in Gefahr, für einen Atheisten gehalten zu werden, weil er lächelte, als ihm ein angesehener Mann von seinem Kinde sagte: „er glaube gewiß, daß es böse Leute unter hätten, „und, daß es dem Kinde angethan wäre.“ Dieses Unterhaben, dieses Anthun sind Schwärmereyen. Die bösen Leute sind unschuldig, und die guten, die es glauben, sind leichtgläubig, abergläubig und einfältig. Diejenigen Leute, welche im Volke für Berufer oder Beschwörerinnen gehalten werden, sind öfters nicht einmahl von den Nahmen der ihnen beschuldigten Sache unterrichtet. Aber häufiger sind die Ankläger die sogenannten Berufer. — Die Aeltern, die Ammen, die Wartfrauen, die Muhmen, Nichten, Tanten, u. s. w. verderben die sonst gesunden Kinder; und ihre Dürrsucht, welches die eigentliche Kinderkrankheit ist, von der man argwohnt, daß sie ihnen angethan werde, wird ihnen von diesen ihren Ernährern und Freunden theils durch die Ueberladung, theils durch schädliche Speisen; und überhaupt durch eine üble Erziehung allein beygebracht. Statt dessen, daß wir die Schuld der Verwahrlosung unserer Kinder auf fremde Leute schieben, denen wir weiter kein Zeichen der Gemeinschaft mit dem höllischen Fürsten beweisen können, als daß sie alt und häßlich aussehen, rothe triefende Augen haben, und in den Bart murmeln,

meln, ſollten wir vielmehr unſere eigne unvorſichtige Liebe, und unſere Unwiſſenheit in der Kunſt, Kinder moraliſch und phyſiſch zu erziehen, gerechteſt anklagen.

Die ſonderbarſten Gebräuche und Sitten, wie auch viele unerhörte Grauſamkeiten, die begangen worden ſind, und noch begangen werden, ſind lediglich in der Leichtgläubigkeit und dem daraus entſtehenden Aberglauben der Menſchen zu ſuchen. Der unaufgeklärte Menſch ſucht in den gewöhnlichſten Ereigniſſen immer etwas übernatürliches, und läßt die einfachſten Wirkungen durch die entfernteſten und ſonderbarſten Urſachen zu Stande kommen. Die Urſachen, woher eine Frau mit einem todtgebornen Kinde, oder mit Zwillingen niederkommen kann, laſſen ſich leicht begreifen, gleichwohl pflegen die Hottentotten, wenn der erſte Fall eintritt, oder wenn das Kind (beſonders wenn es ein Sohn iſt,) während der Geburt ſtirbt, ihre Dorfſchaft an einen andern Platz zu verſetzen. Wenn Zwillinge geboren werden, ſo ſind ſie, im Fall es Söhne ſind, außerordentlich vergnügt; ſind es aber Töchter, ſo wird die ſchwächſte getödtet; iſt es ein Sohn und eine Tochter, ſo wird die letztere entweder auf einen Aſt eines Baumes ausgeſetzt, oder ſie wird mit Bewilligung und auf Befehl des ganzen Kraal lebendig begraben. Wenn in Ardra eine Negreſſe mit Zwillingen niederkommt, ſo wird ſie, wie Barbot berichtet, für eine Ehebrecherinn gehalten. Man kann dort nicht begreifen, daß derſelbe Mann, zwey Kinder zugleich zeugen könne. Ob nun wohl im Königreiche Benin hingegen Zwillinge für eine gute Vorbedeutung gehalten werden, dergleichen Vorfälle man ſogar dem Könige benachrichtiget, und weßhalb öffentliche Luſtbarkeiten angeſtellt werden; ſo liegt indeſſen doch in eben dieſem Königreiche eine Stadt, deren Einwohner die Mutter und die Zwillinge zur Ehre eines Dä-

wartet. Wenn ehedem einem Araber die Treue seiner Frau verdächtig war, und er eine Reise unternahm, so band er Zweige eines Baumes, Alracam genannt, zusammen; fand er sie, bey seiner Rückkunft, noch in derselben Lage, so schloß er daraus, daß seine Frau ihm treu seyn müsse. Hierbey muß uns natürlich folgende Betrachtung beyfallen: Es hat vielleicht in diesen Proben eine Gradation der Narrheit gegeben, vielleicht hat man nicht gleich zu solchen seine Zuflucht genommen, die ein Mirakel voraussetzen. Da es mehrere derselben giebt, welche die Gesetze der Natur nicht ganz umkehren; so hat man in solchen Fällen ein natürliches Ereigniß für ein Zeugniß der Gottheit angesehen.

Moses gab an, man solle einer Frau, welche sich der Untreue verdächtig gemacht, mit vielen Ceremonien von einem gewissen Wasser zu trinken geben, — sey sie wirklich schuldig, so sollten ihre Hüften schwinden, und der Bauch aufschwellen (*). — Daß gewisse Getränke ein Aufschwellen des Leibes verursachen können, ist begreiflich; nur steht dieses mit Schuld und Unschuld in keiner natürlichen Verbindung. Wir wissen aber überhaupt vom Moses, daß er ein sehr einsichtsvoller Mann war, und dieses gehörte auch dazu, um ein sowohl dummes als tückisches Volk, wie die Israeliten damahls waren, zu regieren. Viele natürliche Dinge verbarg er ihnen sehr wahrscheinlich, wozu ihn die Politik schon antreiben mußte, um sich, und seine Anordnungen in Respect zu erhalten, die sie nicht verstanden, folglich für Wunder hielten, und dann aus Furcht und Glauben an seinen Reden, das thaten, was sie sollten.

Eine Anmerkung von ähnlicher Art wird von den Einwohnern der Insel Jamaica in Vergleich der Insel

(*) 4 Mos. Cap. 5, V. 12 — 28.

Es ſcheint, als wenn die alten Geſetzgeber gar keine Bedenklichkeit bey dem Recht, die Kinder dem Tode zu überantworten, gehabt, und daß ſogar die Väter ſich dieſes Rechts bedient, ohne daß ſich irgend jemand um ihr Verfahren bekümmerte. (Auch in dieſer Hinſicht ſehe man das Gegentheil im Art. Leichenöffnung.) Ariſtoteles beſtimmt die Zahl der Bürger für einen Staat, und er giebt den Rath, man ſolle, ehe der Fötus lebe, den Weibern zu frühzeitige Geburten machen, ſobald die Kinder die im Geſetze vorgeſchriebene Zahl überſteigen (*). Dieſe von Enthuſiasmus für das Vaterland befeuerten Republikaner, hatten keinen Begriff von Mitleiden und Erbarmen für das Individuum, den man bey den heutigen Nationen antrifft. Sie liebten ihre Kinder weniger als ihr Vaterland. Das gemeine Volk tödtete ſeine Kinder, weil man es überredete, daß ſie im Leibe der Mutter, und ſelbſt nach der Geburt, noch nicht menſchliche Geſchöpfe ſeyn. Die Barbarey fußte, wie man ſich leicht vorſtellen kann, auf dieſe Grundſätze, und ihre Raiſonneurs ſuchten Argumente auf, um ſie zu rechtfertigen. Der Pſeudoplutarch (B. V.) berührt dieſe Frage; er hebt mit der Unterſuchung an: ob der Fötus im Mutterleibe ein Thier ſey? Plato antwortet, ja! weil er ſich bewegt und nährt. Die Stoiker ſagen, nein! ſondern es verhält ſich mit ihm, wie mit der Frucht eines Baumes, welche abfällt, wenn ſie reif geworden. Empedocles behauptete, er werde nur dann erſt zum Thier, wenn er bey der Geburt zu athmen anfange. Dem Diogenes zufolge, kommt er unbeſeelt, aber mit einer natürlichen Wärme, zur Welt, welche die Luft in die Lunge zieht, und ihn alſobald beſeelt. Herophilus hatte daſſelbe Syſtem; er lehrte, die Nerven ſeyn die Urſachen von der Bewegung des Kindes im Mutterleibe, und es werde erſt zum Thier, wenn es nach der Niederkunft Luft eingenthmet habe; woraus denn folgt, daß man keinen Mord begeht, wenn man die Kinder in dem Augenblicke ihrer Geburt umbringt. — —

beweiſen zu können. *Digeſt.* lib. XI. Tit. VIII. de mortuo inferendo et ſepulchro aedificando. Man ſehe auch den Art. Leichenöffnung, S. 16.

(*) *Ariſtoteles*, de Republ. VII. 16.

zutrauen dürfen? — Und sollte dieses auch nicht ohne beygebrachten Aberglauben geschehen können? — Indessen, in ältern Zeiten mußte wohl manches Mahl von klugen Leuten aus der Noth eine Tugend gemacht werden — und ihre Einrichtungen mußten sich nach den Verstandeskräften und Sitten ihres Volks richten, mit denen sie sich auch in Hinsicht der Feinheit, Scharfsinnigkeit und des Geschmacks im Verhältnisse befinden.

Um die Unschuld der Angeklagten ausfündig zu machen, bedienen sich die Negern in Loango eines giftigen Getränks, Bonda genannt. Es sind nun bis zehn Bedienten des Bonda, welche gewöhnlich auf den Hauptstraßen sitzen. Der Kläger sagt ihnen die Nahmen der Beklagten, und schwört bey dem Mokissos, daß seine Aussagen wahr seyn. Die Beklagten werden mit ihren Familien aufgefordert, weil die Anklage selten eine einzige Person, sondern mehrentheils die ganze Nachbarschaft trifft. Sie stellen sich vor den Staatsbedienten hin, der unterdessen von Zeit zu Zeit eine kleine Trommel rührt. Ein jeder empfängt seinen Theil von dem Getränke, und wenn er es zu sich genommen, so begiebt er sich wieder auf seinen vorigen Platz. Hierauf steht der Bediente auf, und berührt sie mit kleinen Stäben, wobey er sie auffordert, umzufallen, im Fall sie schuldig sind, oder, wenn sie es nicht sind, fest auf den Füßen zu stehen, und den Urin zu lassen. Alsdann hauet er eine von den Wurzeln entzwey, aus welchen das Getränk zusammen gesetzt ist; er wirft die Stückchen vor sie hin. Jetzt müssen alle Beklagte mit festen Schritten gehen. Hat einer von ihnen das Unglück zu fallen; so stimmt die ganze Gesellschaft ein lautes Geschrey an, und dankt dem Mokissos für die von ihnen erhaltene Aufklärung der Wahrheit. Derjenige wird nun für schuldig erklärt, der die wenigste Kraft besitzt, das

Gift

Hieraus entstanden auch die ehemahligen, und bey einigen wilden Völkern noch gebräuchlichen unsinnigen und oft ganz widernatürlichen Proben der Unschuld. Das Schauspiel, Blödsinnige zu sehen, welche nicht begreifen können, daß die Gottheit einen Verbrecher in Schutz nehmen könne, und daher in jedem Augenblicke Mirakel zur Entdeckung der Wahrheit erwarten, ist nicht uninteressant. Die Wirkungen eines solchen Glaubens sind der Unschuld äußerst nachtheilig. Sehr oft muß dem Menschen freylich sehr daran gelegen seyn, die Wahrheit ausfündig zu machen. Da sie die Mittel dazu nicht immer in ihrer Gewalt haben, so nehmen sie, in ihrer Bestürzung, zur Gottheit ihre Zuflucht. Sie stellen sich dabey vor, das höchste Wesen müsse nothwendig, auf die zudringlichen Fragen der Sterblichen antworten; sie sind daher dreist genug, dies Wesen um die Umkehrung des Laufs der Natur und um Verhinderung ihrer Operation zu bitten. — Die ursprüngliche Entstehung dieser Erprobungen der Unschuld muß einer treuen Aufrichtigkeit und guten Absichten zugeschrieben werden; allein in der Folge führten Priester oder die Obrigkeiten gerade solche Proben ein, die zu ihren Planen am besten stimmen. — —

Alle Völker haben eine Epoche der Barbarey, in welcher sie dergleichen Proben annehmen. Bisweilen erhalten sie sich auch in aufgeklärtern Zeitaltern. Aus der Antigone des Sophokles und aus einigen andern alten Schriftstellern lernen wir, daß auch die Griechen sie eingeführt; und unter den mannigfaltigen Arten derselben zeichnen sich hauptsächlich die Feuer- und Wasserprobe und der Zweykampf aus. Diese sind von den europäischen Nationen am weitesten getrieben worden.

Es giebt Proben der Schuld und der Unschuld, bey welchen man keine Wunder von der Gottheit er-

Leichtgläubigkeit erfunden hat. Bey der ersten Art dieser Proben wird der Beschuldigte vor den Priester geführt, der eine Hahnenfeder beschmiert, und sie ihm in die Zunge bohrt. Geht die Feder leicht hinein, so ist dieses ein Beweis der Unschuld. — Wenn sie hingegen in der Zunge Widerstand findet, und den Priester verwirrt macht, so ist es ein so schlimmes Zeichen, daß das verübte Verbrechen keines weitern Beweises bedarf. — Bey der zwoten Probe knetet der Priester ein Stückchen Erde zusammen, und steckt in dieselbe sieben oder acht Hahnenfedern, die die verdächtige Person nach einander herausziehen muß. Folgen die Federn leicht nach, so ist dies ein Zeichen der Unschuld; hält es hingegen schwer, so ist man von der Verübung der Frevelthat überzeugt. — Bey der dritten Art von Probe wird dem Beschuldigten ein gewisser Saft von Pflanzen in die Augen gespien. Thut dieser ihm keinen Schaden, so wird er losgesprochen; werden aber die Augen roth und feurig, so muß er eine Geldbuße bezahlen. — Bey der vierten schlägt der Priester den Beklagten drey Mahl mit einem glühenden kupfernen Ringe auf die Zunge. Im Fall, daß er unschuldig ist, muß kein Zeichen von Brand auf der Zunge wahrgenommen werden können. —

Nach dem Berichte des Nyendal, wurden alle Inquisiten nach diesen Proben verurtheilt; und es ist solches natürlich, aber gleichwohl bleiben die Negern dabey, wenn sie gleich durch Vernunft und Erfahrung von der Richtigkeit dieser albernen Proben überzeugt werden. Die erste und zwote Probe hangen offenbar vom Eigensinn der Priester ab, welche nach Belieben verdammen und lossprechen können. Das Volk dringt nicht auf den Grund dieser Erscheinungen; die Idee, die es sich von der Gerechtigkeit Got-

tes

ſel St. Antonio gemacht (*): Die Einwohner der afrikaniſchen Inſel St. Antonio haben nähmlich das öffentliche Bekenntniß abgelegt: „Es ruhe ein Fluch „auf ihnen, daß ſie ewig Unterthanen und Sclaven der „weißen Leute ſeyn ſollten; das müßten dieſe weißen „Leute alle wiſſen, daß jene ihre von Gott beſtimmte „Sclaven ſeyn, welches daher offenbar ſey, weil die „weißen Männer, wie man ihnen erzählte, alle Jahr „nach Guinea kämen, und viele tauſend Einwohner als „Sclaven wegführten (**).“ —

Ob nun gleich dieſer Gedanke ihnen vermuthlich von den portugieſiſchen Prieſtern beygebracht ſeyn mag, um ſie deſto mehr in der Unterthänigkeit und Furcht zu erhalten; ſo ließe ſich doch hierbey denken, ob nicht, wenn die Engländer ſich einigermaßen Mühe geben wollten, ihren ſeufzenden Kreaturen auf Jamaica Begriffe von Gott und Religion beyzubringen, dadurch ein weit beſſerer Gehorſam zu erwarten wäre, als bey allen ihren unmenſchlichen Zwangsmitteln, wenn ſie auch gleich den Sonntag ſeinem rechten Herrn überlaſſen müßten. Wenigſtens befinden ſich die Portugieſen bey dem, jenen Schwarzen zu St. Anton eingeprägten Aberglauben, ſehr wohl, indem dieſe guten Leute bey dem ihnen gelaſſenen Schein der Freyheit, jenen doch alle Sclavenarbeiten freywillig verrichten, weil ſie Chriſten ſind. Die Geſchichte von Paraguay giebt uns ein anderes Beyſpiel von der Macht der beygebrachten Meinungen auf die Seelen. Sollte man der Wahrheit und der reinen Religion in dieſem Stücke nicht auch einige, und zwar große Wirkungen zu-

(*) Beyträge zur Sittenlehre, Oekonomie, Arzeneywiſſenſchaft, Naturlehre und Geſchichte ꝛc. aus den weſtlichen Gegenden Deutſchlandes, 1ſtes Stück, Mannheim, 1770, S. 109.

(**) Man ſehe auch allgemeine Hiſtorie aller Reiſen, IV Th. S. 369.

zutrauen dürfen? — Und ſollte dieſes auch nicht ohne beygebrachten Aberglauben geſchehen können? — Indeſſen, in ältern Zeiten mußte wohl manches Mahl von klugen Leuten aus der Noth eine Tugend gemacht werden — und ihre Einrichtungen mußten ſich nach den Verſtandeskräften und Sitten ihres Volks richten, mit denen ſie ſich auch in Hinſicht der Feinheit, Scharfſinnigkeit und des Geſchmacks im Verhältniſſe befinden.

Um die Unſchuld der Angeklagten ausfündig zu machen, bedienen ſich die Negern in Loango eines giftigen Getränks, Bonda genannt. Es ſind neun bis zehn Bedienten des Bonda, welche gewöhnlich auf den Hauptſtraßen ſitzen. Der Kläger ſagt ihnen die Nahmen der Beklagten, und ſchwört bey dem Mokiſſos, daß ſeine Ausſagen wahr ſeyn. Die Beklagten werden mit ihren Familien aufgefordert, weil die Anklage ſelten eine einzige Perſon, ſondern mehrentheils die ganze Nachbarſchaft trifft. Sie ſtellen ſich vor den Staatsbedienten hin, der unterdeſſen von Zeit zu Zeit eine kleine Trommel rührt. Ein jeder empfängt ſeinen Theil von dem Getränke, und wenn er es zu ſich genommen, ſo begiebt er ſich wieder auf ſeinen vorigen Platz. Hierauf ſteht der Bediente auf, und berührt ſie mit kleinen Stäben, wobey er ſie auffordert, umzufallen, im Fall ſie ſchuldig ſind, oder, wenn ſie es nicht ſind, feſt auf den Füßen zu ſtehen, und den Urin zu laſſen. Alsdann hauet er eine von den Wurzeln entzwey, aus welchen das Getränk zuſammen geſetzt iſt; er wirft die Stückchen vor ſie hin. Jetzt müſſen alle Beklagte mit feſten Schritten gehen. Hat einer von ihnen das Unglück zu fallen; ſo ſtimmt die ganze Geſellſchaft ein lautes Geſchrey an, und dankt dem Mokiſſos für die von ihnen erhaltene Aufklärung der Wahrheit. Derjenige wird nun für ſchuldig erklärt, der die wenigſte Kraft beſitzt, das

Gift

Gift zu ertragen; den übrigen wird sogleich Gegengift gereicht, und sie werden mit großen Lobeserhebungen wieder in ihre Hütten gebracht. Reiche Personen pflegen den Gifttrank einem von ihren Sclaven zu geben. Wenn dieser fällt, so muß der Herr ihn selbst trinken. Battel versichert, diese Probe der Unschuld würde in Loango alle Woche veranstaltet, und es komme eine große Menge unschuldiger Menschen darüber um.

Diese unglücklichen Menschen von so schwachem Verstande, daß sie aufs Gewisse oder Ungewisse Gift trinken, um der Wahrheit die Ehre zu geben, würden gewiß auch auf andere Art aus Einfalt zum Bekenntniß zu bewegen seyn. Ich besinne mich, daß ein Pächter, dem ein silberner Löffel gestohlen war, den Diebstahl auf eine sehr einfache Art entdeckt haben soll. Er ließ nähmlich vier von seinen Leuten, die sich zuvor in weiße Laken einhüllen mußten, ein dergleichen weißes Laken, an dessen vier Zipfeln Knoten geschlagen worden, jeden an einen Knoten fassen, und so das Laken ausgebreitet halten. Auf die Mitte des Lakens legte er ein Buch und einen Degen. Er selbst hatte auch ein Laken umgehängt, und las aus einem lateinischen Buche unter vielen bedeutungsvollen Mienen und Wendungen. Da er dies vollendet hatte, rief er plötzlich: „Nun lasse der los, welcher „den Löffel hat!“ und — der ehrliche Dieb ließ auch den Knoten des Lakens fallen, und bekannte. — —

Statt jener vorhin erwähnten grausamen Unschuldsprobe, ist doch folgende lächerliche Methode der Siamer, die Streitigkeiten auszumachen, besser. Beyde Partheyen verschlucken abführende Pillen. Wer sie am längsten im Magen aufbewahrt, gewinnt den Proceß. —

Nyendal ist bey verschiedenen Unschuldsproben im Königreiche Benin zugegen gewesen, die dort die Leicht-

Kämpfer seyn. Alle Völker beten den Gott der Kriege an. Wenn zwo Armeen ausrücken, um die Erde mit Menschenblut zu beflecken, so ruft jede den Herrn der Welt um Hülfe an; und man stellt sich alsdann vor, der Besiegte müsse Unrecht haben.

Die Gallier haben seit den ältesten Zeiten durch den Zweykampf auszumachen gesucht, welcher von zweyen Mitwerbern den Vorzug haben sollte, sogar beym Tode des Oberdruiden war keine andere Methode, seinen Nachfolger zu erwählen, üblich, als diese. Es war natürlich, daß ein so kriegerisches Volk dem Tapfersten den Vorzug gab, und die Herzhaftigkeit, bey jeder Gelegenheit, für einen Vermuthsungsbeweis von einer guten Sache hielt. Man führte dies fast bey allen Streitigkeiten ein. Gundebald, der König der Burgunder, machte im Jahre 501 folgendes Gesetz bekannt: Der Sieger solle sowohl in Civil- als Criminal-Processen Recht haben.

Von dieser Zeit an findet man an den europäischen Tribunälen nichts als Kämpfer, und Mörder. Das Verbrechen triumphirte, wenn es mit Kühnheit und Muth ausgerüstet war; der Unschuldige büßte sein Leben auf die schändlichste Weise ein, und nach seinem Tode wurde noch sein Andenken geschändet. Spuren dieser Proben findet man von Jahrhundert zu Jahrhundert; und unter diesen kommen große Ereignisse vor, welche allein den Geist und die Sitten der damahligen Zeit zu mahlen vermögen. Im Jahre 968 wurde die Streitfrage aufgeworfen, ob die Repräsentation in gerader Linie bey Erbfolgen Statt haben könne? Die Rechtslehrer waren darüber verschiedener Meinung. Der Kaiser Otto der Erste aber ernannte zween Kämpfer, welche sich in seiner Gegenwart schlagen mußten, um die Frage zu entscheiden. Derjenige, welcher für die Repräsentation fochte, trug den

Sieg

Sieg davon, und nun wurde festgesetzt, daß sie künftig Statt haben solle.

Im eilften Jahrhundert stellten die Weiber, die des Ehebruchs beschuldigt wurden, einen Kampfer, welcher sich erbot, den Kläger auf dem Kampfplatze zu zwingen, daß er das Gewehr strecken mußte. Der Besiegte wurde lebendig oder todt, auf eine Flechte gelegt, und bey den Füßen aufgehangen. Unter der Regierung Ludwigs des Kindes, bewiesen die verschiedenen Gemeinen sehr oft durch ein Duell, daß ein gewisses Dorf ihnen unterthan sey. Ludwig der Heilige brachte eine Veränderung in den Sitten seines Jahrhunderts zu Stande, indem er unter andern auch die Probe durch den Zweykampf abzuschaffen suchte. Allein die Macht des Glaubens, der Gewohnheit und der Vorurtheile, war noch so groß, daß er sie in gewissen Fällen, z. B. bey Mordthaten, gestatten mußte. Nach seinem Tode wurden die alten Gebräuche wieder eingeführt. Philipp der Schöne, verbot das Duell bey Civilstreitigkeiten von neuem. Allein seine Verordnungen wurden nur bey seinen Lebzeiten befolgt; man hielt ihn für einen Gotteslästerer, der sich an die von der Gottheit bekräftigten Gebräuche wage. Die Tribunäle können überhaupt nur schwer verbessert werden, weil sie zu sehr an den alten Formen kleben; sie geben vor, die Staatsverfassung aufrecht zu halten, und vertheidigen daher die Mißbräuche (*). Nach Philipps Tode war also das Alte wieder da. Denn unter der Regierung Carl VI. verordnete das Parlement von Paris einen Zweykampf zweyer Edelleute, um

(*) In den Excorporationen, November, 1791, S. 1011, fgg. findet man ein Gespräch, zwischen einem guten Fürsten und einem schlechten Richter, mit verschiedenen Nebenumständen, in welchem der Fürst manche theure Wahrheit, in Hinsicht alter Mißbräuche, sagt.

um dadurch auszumachen, ob der eine die Frau des [redacted]s andern entführt habe. Eben dieses geschah im Jahre [redacted]e 1454, als Jean Picard von seinem Schwiegersohne [redacted]e angeklagt wurde, daß er mit seiner Tochter in einem [redacted]n zu vertraulichen Umgange gelebt habe. Diese Rase[redacted], rey der Zweykämpfe wurde so groß, daß, unter Hein[redacted], rich dem Dritten, Quelus und Büssy nach einem be[redacted], stimmten Orte hinreiseten, um sich zu schlagen; ihre Väter sollten dabey die Secundanten seyn.

Die Rechtsgelehrsamkeit rüstete die Gesetze, das Duell betreffend, mit allem aus, was Eindruck machen konnte. Die dabey üblichen Ceremonien waren verschieden und sonderbar, allein das Volk war mit dieser Gerichtsform zufrieden. Man findet in den alten Schriftstellern noch verschiedene Bittschriften an die Regenten, um Gestattung des Cartells. Sogar die Kirchen und Gemeinden schlugen sich; die Champre des Comtes, und das Parlement schlugen sich in unserer lieben Frauen Kirche, über den Vorsitz.

Uebrigens hing der Zweykampf sowohl mit der Religion, als mit den Vorurtheilen zusammen; der Ermordete wurde nicht begraben; seine Niederlage wurde für eine Sentenz des Himmels gehalten; — kein Mensch zweifelte, daß sein Handel unrecht gewesen. Die Kämpfer wurden sogar durch Strafe angehalten, daß sie ihre Pflicht genau erfüllen mußten. Denn dem Ueberwundenen wurde der Daumen abgeschnitten, weil, sagte man, einer, welcher für eine schlechte Sache streitet, allerdings bestraft werden muß.

Die Priester, welche in Gundebalds Zeitalter das Duell bey Strafe des Kirchenbannes verboten hatten, führten es in der Folge bey ihren eignen geistlichen Gerichten ein, wobey es denn an religiösen Zurüstungen nicht mangelte. Die Kämpfer empfingen das Abendmahl, und verheirathete Männer enthielten sich [redacted]

Sieg davon, und nun wurde festgesetzt, daß sie künftig Statt haben solle.

Im eilften Jahrhundert stellten die Weiber, die des Ehebruchs beschuldigt wurden, einen Kämpfer, welcher sich erbot, den Kläger auf dem Kampfplatze zu zwingen, daß er das Gewehr strecken mußte. Der Besiegte wurde lebendig oder todt, auf eine Flechte gelegt, und bey den Füßen aufgehangen. Unter der Regierung Ludwigs des Kindes, bewiesen die verschiedenen Gemeinen sehr oft durch ein Duell, daß ein gewisses Dorf ihnen unterthan sey. Ludwig der Heilige brachte eine Veränderung in den Sitten seines Jahrhunderts zu Stande, indem er unter andern auch die Probe durch den Zweykampf abzuschaffen suchte. Allein die Macht des Glaubens, der Gewohnheit und der Vorurtheile, war noch so groß, daß er sie in gewissen Fällen, z. B. bey Mordthaten, gestatten mußte. Nach seinem Tode wurden die alten Gebräuche wieder eingeführt. Philipp der Schöne, verbot das Duell bey Civilstreitigkeiten von neuem. Allein seine Verordnungen wurden nur bey seinen Lebzeiten befolgt; man hielt ihn für einen Gotteslästerer, der sich an die von der Gottheit bekräftigten Gebräuche wage. Die Tribunäle können überhaupt nur schwer verbessert werden, weil sie zu sehr an den alten Formen kleben; sie geben vor, die Staatsverfassung aufrecht zu halten, und vertheidigen daher die Mißbräuche (*). Nach Philipps Tode war also das Alte wieder da. Denn unter der Regierung Carl VI. verordnete das Parlement von Paris einen Zweykampf zweyer Edelleute, um

(*) In den Incorporationen, November, 1791, S. 1011, fgg. findet man ein Gespräch, zwischen einem guten Fürsten und einem schlechten Richter, mit verschiedenen Nebenumständen, in welchem der Fürst manche theure Wahrheit, in Hinsicht alter Mißbräuche, sagt.

um dadurch auszumachen, ob der eine die Frau des andern entführt habe. Eben dieſes geſchah im Jahre 1454, als Jean Picard von ſeinem Schwiegerſohne angeklagt wurde, daß er mit ſeiner Tochter in einem zu vertraulichen Umgange gelebt habe. Dieſe Raſerey der Zweykämpfe wurde ſo groß, daß, unter Heinrich dem Dritten, Quelus und Büſſy nach einem beſtimmten Orte hinreiſeten, um ſich zu ſchlagen; ihre Väter ſollten dabey die Secundanten ſeyn.

Die Rechtsgelehrſamkeit rüſtete die Geſetze, das Duell betreffend, mit allem aus, was Eindruck machen konnte. Die dabey üblichen Ceremonien waren verſchieden und ſonderbar, allein das Volk war mit dieſer Gerichtsform zufrieden. Man findet in den alten Schriftſtellern noch verſchiedene Bittſchriften an die Regenten, um Geſtattung des Cartells. Sogar die Kirchen und Gemeinden ſchlugen ſich; die Chambre des Comtes, und das Parlement ſchlugen ſich in unſerer lieben Frauen Kirche, über den Vorſitz.

Uebrigens hing der Zweykampf ſowohl mit der Religion, als mit den Vorurtheilen zuſammen; der Ermordete wurde nicht begraben; ſeine Niederlage wurde für eine Sentenz des Himmels gehalten; — kein Menſch zweifelte, daß ſein Handel unrecht gewe-

Tage lang der ehelichen Beywohnung. Diejenigen, welche sich am tapfersten hielten, wurden von ihnen belohnt; und der Tapfere, der sich drey Mahl geschlagen, das heißt, drey Menschen erlegt, wurde von ihnen losgesprochen. Dies ist sonderbar genug; denn in eben dem Zeitalter erklärten die Geistlichen diejenigen für ehrlos, die sich zum dritten Mahle verheiratheten. Alles dieses kam daher, daß die Menschen mehr nach ihren Systemen als nach ihrer Vernunft handelten. — Die Obrigkeiten und die Priester zogen von diesen Proben ihren Vortheil; sie konnten verdammen und lossprechen, und Gottesurtheil bestätigte ihren Richterspruch. — Sie konnten die Wirkungen dieser Proben, nach ihrem Belieben verhindern; keine Schlange z. B. verwundet eine Hand, wenn sie mit gewissen sie ermattenden oder betäubenden Sachen bestrichen worden. Agrippa behauptet, man könne ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, den Daumen in geschmolzenes Metall stecken, ja sich ganz ins Feuer werfen, ohne irgend einen Nachtheil zu empfinden.. — — Der heilige Epiphanius berichtet, die ägyptischen Priester hätten sich das Gesicht mit gewissen Arzeneyen gerieben, und es nachher in siedendes Wasser gesteckt. — Cordan hat einen Menschen gesehen, welcher sich Hände und Füße mit geschmolzenem Bleye wusch (*). Man wird vermuthlich auch in diesem Zeitalter schon allerley Versuche gemacht haben,

(*) Dieses Kunststück verstehen noch jetzt unsere gemeinsten Taschenspieler, und schmelzen sogar Silbergeld in der Hand über ein Licht. — Die Masse, welche die Leute verleiten zu glauben, daß es dergleichen Geschmolzenes sey, besteht aus Queckſilber, und einem Zusatze von sehr fein zerriebenem Bleyweiß. Wenn nun eine solche Masse in einem eisernen Grapen, oder in einer Pfanne, auf Feuer steht, und noch nicht erhitzt ist, so läßt sichs immer ohne Schaden darin waschen, und keiner wagts mit eigenen Händen zu untersuchen, ob die Materie auch brennt? sondern man glaubt dafür lieber, und denkt und untersucht nicht. —

ben, theils um zu blenden, theils aber auch die Wirkungen der Elemente zu verhindern, und man hat ihrer auch vermuthlich mehrere entdeckt. Diese, dem gemeinen Manne unbekannten Mittel, gaben den Richtern eine um so viel größere Gewalt in die Hände, weil sie nun, nach den Wünschen des Publikums, verdammen oder lossprechen konnten. Ein solcher Betrug hat nothwendig zuweilen bekannt werden müssen; allein verblendete Menschen sehen die klarsten Thatsachen nicht, auch war ihnen eine jede die Gottheit und ihre Diener betreffende Untersuchung verboten.

Vielleicht existirt noch bis diese Stunde im Kirchenstaate dergleichen Einschränkung des Verstandes, und also auch des Glaubens. — Oeffentliche Blätter benachrichtigen uns von sonderbaren Wundern, die an heiligen Bildern im Jahre 1796 zu Ankona geschehen seyn sollen. — Da in dem 1sten Theile der Encyklopädie dieses Orts keine Erwähnung gethan, weil damahls der Plan des sel. Hrn. Dr. Krünitz sich so weit bis zur Geographie und Topographie noch nicht hinausstreckte, und auch die Supplementbände noch nicht bearbeitet werden können, so glaube ich die bis dahin vorkommenden Oerter, um dem Leser einen deutlichern Begriff von ihnen zu machen, vorläufig etwas näher beschreiben zu können.

Die Mark Ankona liegt im Kirchenstaate, und zwar am adriatischen Meere, an welchem alle halbe italiänische Meile ein Thurm steht, der mit einer oder zwey Kanonen versehen ist, um eine Landung der Seeräuber entweder anzuzeigen, oder selbst auch zu verhindern. Am Strande dieses Meeres, und besonders bey dem Monte Comero oder Conaro, zehn italiänische Meilen von Ankona, an dem seichten Ufer des Meeres, woselbst viel lehmigte Erde, und verschiedene Arten von schwammichten Steinen anzutreffen, findet man eine Art von Muscheln, die dort Ballani oder

Balla-

Ballari genannt werden. Sie sollen sich nach verschiedener Schriftsteller Angabe, lebendig in großen Steinen aufhalten, und weil sie etwas ähnliches mit den Dattelkörnern haben, nennt man sie auch: Dattili del Mare. Ihre inwendige Farbe sey weiß, und äußerlich wären sie roth. Manches Mahl sollen 20 bis 30 Stück in einem Steine sich befinden. An manchen Steinen bemerkt man an der Oberfläche kleine Oeffnungen, an manchen aber wieder gar nicht, und doch sollen die Muscheln wachsen und leben. Zu Ankona würden sie größer als bey Monte Conaro, daher sie von letztem Orte nach jenem in Kähnen geholt, und in den Hafen gelegt würden. Die größesten zu Ankona wären nicht viel über einen Finger lang. Sowohl die Muschel selbst, als auch der Saft, welchen sie von sich gebe, glänze im Finstern so hell, daß man gedruckte Schrift dabey lesen könne; und sogar das Wasser, darin eine solche Muschel zerdrückt worden, gebe in einem Glase einen Schein von sich, der 8 bis 12 Stunden anhalte.

Dieses ist aus Büschings Erdbeschreibung, Th. 4, S. 374, fgg. welches von ihm aus dem Keyßler genommen worden. Und eben dieser hat die Meinung, daß die ganz kleine Brut, oder schon die Eyerchen in die Löcher der gedachten schwammichten Steine kämen, worin sie wuchsen und fortkämen. Man soll sie viel nach Rom versenden, allein, es soll auch eine Gewohnheit dazu gehören, um sie gutschmeckend zu finden. Eben diese Muscheln werden auch bey Toulon gefunden. Wenn man nun annimmt, wie es die Erfahrung lehrt, daß die Austern sich auch an den Steinklippen, und dann an einander festsetzen, wo sie, wenn sie nie abgehauen würden, auch nie zum Theil an die reine Luft kommen, und doch leben — so ist dieses eben so leicht möglich, da die auch noch so kleinen Röhrchen des schwammichten Steines ihnen Luft

hierüber die Anmerkung (*), daß schon im 4ten Bande des Archivs, S. 370, dergleichen erbaulicher und ominöser Erscheinungen, als wovon hier die Rede seyn wird, gedacht worden ist; welche Leute zu Ankona, die Glauben ihrer Aussagen verlangen, vor einiger Zeit schon wahrgenommen haben wollen. Zu Paderborn, wie auch in Dresden, sind ins Deutsche übersetzte Berichte hiervon herausgekommen, von welchen letztern die Berlinische Monathsschrift, 1796, Oct. S. 374, einen Auszug geliefert hat. Herr Henke sagt: obgleich die Sache nun wohl für „die Bürger in Ankona die Aufmunterungskraft zu „frohen Erwartungen verloren hat, welche vielmehr „gar sehr sind getäuscht worden, so ist doch damit „nicht zugleich für alle, die davon hören und lesen, die „Erbaulichkeit der Geschichte vertilgt, indem sich nun „aus dem Erfolge sehen läßt, daß die Augenbewegungen der Heiligen in Ankona, von den Betrachtern „bloß falschlich gedeutet worden sind, und daß diese „Bilder nicht Freude und Entzückungen, sondern „zärtliches Mitleiden, zu erkennen geben, nicht Hoffnung, sondern Furcht haben erwecken wollen."

Damit man sich einen deutlichen Begriff von dem Vorgange der Sachen machen könne, und damit derjenige, welcher diese vorgegebenen Wunder als wahre Wunder — oder auch nur als Wahrheit zu glauben berufen seyn will, sehe, wie die frohlockenden Ankoner überrascht worden sind, so sollen die erbaulichen Begebenheiten nach der Uebersetzung hierselbst wörtlich folgen, und ich überlasse jedem Glaubensgenossen hiervon, was er will, zu beherzigen, nur möchte ich bloß rathen, die Vernunft nicht allzusehr unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. —

„Sam-

(*) Archiv für die neueste Kirchengeschichte, 5 B. 1 St. S. 144.

„Samstag den 29sten Jun. 1796, faßte das Volk, in „Ansehung der Bedrängnisse, womit die Stadt bedrohet „wurde, den Entschluß, seine Zuflucht zu Gott zu neh„men, um von ihm Hülfe und Schutz zu erflehen. Es „hat daher inständig, Se. Eminenz Renuzzi, Cardinal„Bischof dieser Stadt, möchte die Erlaubniß geben, den „Kasten zu eröffnen, worein man den noch unberührten „Leib des sel. Anton Fatati, aus Ankona gebürtig, „und im 15ten Jahrhundert daselbst gewesenen Bischof, „dessen Verehrung der jetzt regierende Papst Pius gut „geheißen, vor kurzer Zeit gelegt hatte. Als vom Cardi„nal zugestanden war, was die Andacht des Volkes mit „vieler Inständigkeit und mit Zähren in den Augen be„gehret hatte, und der Kasten denselben Tag um halb „8 Uhr des Abends eröffnet war, begleitete man ihn mit lau„ter Stimme, mit unaussprechlichem Eifer und Seufzen „unterstützt, durch die Hoffnung, vom Himmel erhöret „zu werden. Um dieselbe Zeit, als man nach Gebrauch „am Samstage die Litaney von der Mutter Gottes zu be„ten pflegte, standen alle diejenigen auf, welche da gegen„wärtig waren, wo die Leiber der Seligen und unserer „andern heiligen Patronen sich befinden, und gingen in „die obern Theile der Kirche, um vor dem Bilde unse„rer lieben Frau, genannt Königinn aller Heiligen, auch „gemeiniglich unserer lieben Frau des heiligen Cyriac, „zu beten. Es steht auf einem majestätischem ihm gewid„meten Altare, und ist gemahlt auf Tuch, zwey eine halbe „Hand lang, und zwey Hand breit. In diesem Augen„blicke gossen die Herzen der Anwesenden sich aus, Zäh„ren wurden häufig vergossen; die Gebete, welche mehr „aus dem Herzen, als von den Lippen kamen, waren so „inbrünstig, daß man, so zu reden, der Mutter der „Barmherzigkeit Gewalt anthat. Auf einmahl sah man „auf dem Bilde, welches mit geschlossenen und ein wenig „zur Erde geneigten Augen gemahlt ist, daß sich die Au„gen verschiedene Mahl öffneten; die Augenlieder thaten „sich auf und zu, die Augäpfel der Glänzenden drehten „sich bald nach dieser, bald nach jener Seite hin. An„fangs beobachteten dieses Wunder nur wenig Leute, „vielleicht die mehr andächtigen und unschuldigen; aber „eine Zeitlang darnach, um halb 9 Uhr des Abends, wa„ren alle davon überzeugt, welche das heilige Bildniß an„sahen.

„sahen. Sobald die ganze Stadt vom Rufe dieses an„genscheinlichen Mirakels erfüllt war, welchem doch, wie „es pflegt zu geschehen, nicht ein jeder Glauben beymes„sen wollte, sondern was man davon erzählte, der Ver„läumdung oder sogenannten Zauberey zuschrieb, da lief „das Volk haufenweise eilig zu der Domkirche, und schier „niemand ging wieder hinaus, der nicht, voll der Ver„wunderung in sich selbst, Zeuge dieses Wunders wurde. „Ja die geringe Anzahl selbst derjenigen Leute, welche die „andern einer Leichtgläubigkeit beschuldigten, wurden zu „ihrem eigenen Erstaunen genöthiget, ihren Zweifel abzu„legen, und zu bekennen, daß die liebreichen Augen der „heiligen Maria sich auf eine deutliche und augenschein„liche Weise eröffneten und bewegten.

„Unterdessen vermehrte sich der Zulauf von Tag zu „Tag. Als nun der Cardinal, wie auch der Gouverneur „dieser Stadt, Herr Capparani, viele ansehnliche „Geistliche und Adliche, und eine unzählige Menge Per„sonen von Ansehen dazu gekommen waren, blieb die „Kirche die ganze Nacht offen, um den Andächtigen, wel„che immer ankamen, genug zu thun. Sie konnten sich „nicht enthalten, ihre Blicke auf die Augenlieder, welche „sich ohne Unterlaß bewegten, zu heften. Die Geistli„chen, welche im Zwischenraume die Psalmen und andere „Gebete sangen, wurden öfters gestört durch das Geschrey „des Volks, welches bey jeder Wiederholung der ange„nehmen Eröffnung der Augen das Freudengeschrey frey „ausstieß, sagend: Sehet hier! Sehet hier! Und „mit in Zähren schwimmenden Augen riefen sie: Hoch„gelobt sey Maria! und baten einmüthig um ihre „Barmherzigkeit und Hülfe.

„Am Sonntage war niemand, welcher nicht zu der „Domkirche eilte, um sein unterthäniges Gebet vor der „Königinn der Engel abzulegen, welche mit einer beson„dern Güte die Andacht unserer Einwohner aufnahm, und „nicht aufhörte, sie zu trösten, indem sich immer mehr „und mehr das Wunder offenbar und augenscheinlich „machte, wobey dann jederzeit ein Freudengeschrey und „eine lebhafte Herzensempfindung hervorbrach. Sehr „viele verlangten, um den Schutz Mariä der Stadt „immer mehr und mehr zuzuziehen, daß man das Bild in „einer Procession umtragen sollte. Der Cardinal-Bi-

„schof gab, jedoch mit Genehmhaltung des Capitels, und „Einverständniß des Magistrats, dazu die Erlaubniß (*). „Sie wurde des Morgens um halb 9 Uhr ausgeschrieben, „mit der Ankündigung, daß noch den nähmlichen Sonn„tag um 6 Uhr des Abends die Procession sollte gehalten „werden. Zahlreicher, regelmäßiger und auferbaulicher, „hätte sie nicht seyn können, wenn sie auch mehrere Tage „zuvor wäre angesetzt gewesen. Eine unendliche Menge „Leute vom Stande und Würde, welche in bester Ord„nung hervor gingen, auch die Brüderschaften, die Or„densgeistlichen, der Adel und die Klerisey, machten ei„nen rührenden Anblick; denn, über das, daß viele mit „brennenden Fackeln in den Händen, viele barfuß einher „gingen, so leuchtete auch hervor die größeste Eingezogen„heit, besondere Zeichen der ausdruckvollen Andacht, „daß sie Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeteten. „Das heilige Bild ward unter einem Thron von vier „Canoniken getragen, welchen Se. Eminenz, der Cardi„nal-Bischof, der Gouverneur, die Magistratspersonen, „und wohl mehr als zehntausend andere Menschen bey„derley Geschlechts folgten. Da die heilige Jungfrau „von der Höhe des Thrones mit Vergnügen ansah den „Glauben der Einwohner von Ankona, und wie sie be„schäftiget waren, sie zu ehren und ihren Beystand zu er„flehen, unterließ sie nicht, an allen Orten, wohin sie „kam, ihre Gnaden auszuschütten. Nun, und dann ließ „sie sich öfters mit offenen Augen in der Stellung einer „Person sehen, welche ihr Volk mit einer besondern „Sanftmuth bewunderte; und unsere Stadt kann sich „wirklich mit Grund die Stadt Mariä nennen.

„Als die Ceremonien geendiget, und das Bild unter „Vergießung vieler Trost- und Zutrauensvollen Zähren „wieder auf seinen gewöhnlichen Platz hingesetzt war, be„gab man sich zu dem Reliquien-Kasten unsers Seligen, „um den Beystand dessen zu erhalten, den wir mit Grund „als den Vermittler der erhaltenen Gnade betrachten, „und der uns Hoffnung macht, daß unsere Bitte erhöret,

„und

(*) In den Nachrichten von Neapel und Sicilien ꝛc. von D. Münter, Kopenh. 1790, S. 8, sqq. findet man, daß die Obrigkeiten in Italien vielen Aberglauben, um das Volk in Ruhe zu erhalten, gestatten müssen. J.

„und der gerechte Gott in Ansehung unſerer nunmehr be„ſänftiget ſey. In dem Augenblick nun ſahe man neue „Wunder: Ueber dem Reliquien-Kaſten des heiligen „Antonii war ein ſteinernes Bild, welches Anna und „ihre Tochter Maria mit einem Buche in der Hand vor„ſtellt. Die eine ſowohl als die andere, gleichfalls als „hätten ſie ſich dazu aufgemuntert, ließen ihre Augen mit „vielem Glanze über das Volk hergehen; dadurch ent„ſtanden bey dem Volke neue Beſtürzungen, neue Liebes„Affecten, und viele Zähren wurden vergoſſen. Eben „das nähmliche geſchah auch an einem ſchmerzhaften Lieb„Frauen-Bilde, welches auf einem unterirdiſchen Altare „ſteht, genannt Confeſſion, wie auch an dem Gemählde „unſers vornehmſten Patrons, des heiligen Cyriaci, „welches über dem ihm gewidmeten Altare, in einer klei„nen Höhle oder Gewölbe ſteht; auch dieſes zeigte mit „Veränderung ſeiner Geſtalt ein lächelndes Geſicht voll „der Güte, und ſo wurde es zur nähmlichen Zeit von ver„ſchiedenen Perſonen geſehen, wie ſie davon Bericht abge„ſtattet haben. Man muthmaßte daraus, daß er in die„ſen Umſtänden eine beſondere Verehrung verlangte, und „beſchloß, den Kaſten, worin ſein Leib ſchon lange Zeit „unberührt gelegen hatte, zu eröffnen. Es ſchien in dieſem „Augenblicke, als wenn er in der Stellung, worin er lag, „ſich bewegte, und ſich zu ſeinem geliebten Volke wendete.

„In Anſehung ſo vieler und ſo wunderbarer Begeben„heiten, (zu welchen man noch hinzuſetzen muß, jenes ſo „oft wiederholte Wunder, nähmlich das Eröffnen und „Zuthun der Augen, des in der Carmeliter-Kirche von „Wachs gemachten Bruſtbildes der ſchmerzhaften Jung„frau,) kann man ſich leicht eine Vorſtellung machen von „der Gemüthsbewegung des Volks, von der Zunahme „des Eifers, von den immerwährenden Beſuchungen des „Bildes der Königinn aller Heiligen in der Domkirche, „von den Opfern an Wachs und Silber, und von der „Freude, womit das Volk überhäuft war. Unterdeſſen, „was höher zu ſchätzen iſt, war dies: daß der wahre „Glaube in allen gleichſam neuanſlebend, kräftig und „thätig wurde. Er wirkt ſchon Veränderung in den „Sitten, Sittſamkeit in den Kleidern, Anſtändigkeit im „Umgange, und unerwartete Verſöhnungen. Die Meu„chelmörder haben ihre Dolche und Schießgewehre, wel„che

„che sie heimlich trugen, auf den Altar unserer lieben „Frau gelegt,) und endlich die Bekehrung solcher Perso„nen, die Gott schier ganz vergessen hatten. Man sah „sowohl bey Tage als bey Nacht, eine Menge Personen „beyderley Geschlechts aus allen Ständen, den öffentli„chen Processionen beywohnen, in den Kirchen den Ro„senkranz und Litaneyen aufrichtig beten; allenthalben „erscholl das Lob unserer lieben Frau dergestalt, daß man „unsere Stadt dem palästinischen oder gelobten Lande „vergleichen kann, wo man zu Zeiten des heiligen Hie„ronymus nichts hörte, als Gesänge der Psalmen und „heiliger Lieder. Einige Geistliche halten in der Dom„kirche die bündigsten Reden, andere beschäftigen sich mit „Beichthören. Die übrigen Christen mit ihren Geistlichen „vereiniget, halten, wie im ersten christlichen Jahrhun„dert, in obgemeldeter Kirche abwechselnd die heiligen „Nachtwachen mit Singen und andächtigen Gebeten.

„Seit zehn Tagen und Nächten haben die Religions„handlungen und Andachtsübungen gar nicht nachgelas„sen. Die heilige Jungfrau und die heilige Anna fah„ren immer fort, sich gegen unsere Stadt liebreich zu zei„gen. Sie eröffnen die Augen, und wenden dieselben „voll der Güte von Zeit zu Zeit nicht allein zu uns, son„dern auch zu den vielen Fremden, die so häufig von be„nachbarten Städten und Orten hierher gekommen, um „die Wunder zu sehen, welche die Vorsehung Gottes in „dieser Stadt hervor leuchten läßt. Nachdem sie dieses „den klar gesehen, gingen sie fort, lobten Gott, der wun„derbar in seinen Heiligen ist, und in Verkündigung seiner „Werke. Wiewohl nun dieses Wunder schon genug in „dieser und andern Provinzen ausgebreitet ist, und ob „man es schon gesehen, und wirklich noch klar siehet, und „es nicht nur von einer kleinen Anzahl Menschen, son„dern auch von Tausenden, ihrer Würde und Wissen„schaften halber berühmten Zeugen, worunter einige von „verschiedenen Secten und Religionen waren, bestätigt „wird; so soll dennoch diese Sache sehr genau und sehr „strenge im geistlichen Gerichte untersucht werden, damit „ein authentisches und ewiges Andenken davon aufbe„wahret werde, und sich verbreite; und damit die Got„tesfurcht, auch die Andacht, zu der Königinn aller Hei„ligen und ihrer Mutter, der heiligen Anna, zunehme.

„Die-

„Diese kleine Nachricht ist beschrieben worden auf „Befehl und mit Gutheißen Sr. Eminenz des Cardinal„Bischofs dieser Stadt, um je mehr und mehr den Ruhm „Mariä, welche auf eine so augenscheinliche und beson„dere Weise über uns wachet, zu verbreiten; auch um „den immerwährenden Bitten und Anhalten genug zu „thun, womit man uns um einen aufrichtigen und wahren „Auszug der so ausgezeichneten Gnaden und Gunsten von „allen Seiten her ersuchet. Ankona, den 6ten Jul 1796.

„Dieser gegenwärtige Bericht war schon gedruckt und „bekannt worden. Eben zu der Zeit hat man durch re„gelmäßige Erkenntniß die Untersuchung der Sachen des „Bildes Unserer Lieben Frau, und zwar gerichtlich an„gefangen; und eben deswegen, um allen Argwohn des „Betruges und der List einem jeden zu benehmen, begab „sich der Herr General-Vicarius, begleitet vom bischöf„lichen Anwald, Notario und drey erfahrnen Mahlern, „den 6ten Jul. am hellen Tage zu der Domkirche. Man „nahm das Gemählde von seinem Platz, und als man in „Gegenwart glaubwürdiger Zeugen das Glas vor dem„selben fortgenommen hatte, machten die Mahler durch „nöthige Prüfungen die allergenauesten Beobachtungen. „Nun fand man nicht allein das Tuch überall ganz, das „Gemählde simpel und rein, auch ganz unanwendbar zu „irgend einer Verblendung oder Gaukeley, sondern man „sah auch noch mit größester Bestürzung, daß das Bild, „welches der General-Vicarius in Händen hielt, um es „näher zu untersuchen, von Zeit zu Zeit verschiedene „Mahl die Augen öffnete, und beym Eröffnen die Aug„äpfel dergestalt umdrehete, daß alle Anwesende bey der „sie überfallenden Bestürzung in sich eine unaussprechliche „Freude empfunden. Einer von diesen Anwesenden, „durch sehr anzügliche Andacht gerührt, gab ihr einen „Ring von vielem Werthe, welchen er selbst an die Kro„ne, so über diesem mirakulösen Bilde ist, ansetzte

„Nachdem man nun sorgfältig das Bild untersucht „hatte, ging man hinunter zu dem unterirdischen Orte, „genannt Confession, und machte in Gegenwart obbe„nannter Personen und der geschicktesten Werkverständi„gen, die genaueste Untersuchung über das marmorne „(die Anna vorstellende) Bild. Auch da fand man kei„ne Spur von einem zu dem Gesichtsorgan führenden

„listi-

„listigen Kunstwerke, welches eine Verblendung hätte „machen können. Man bemerkte ganz klar, daß die Au„gen sich bewegten, und sich zu verschiedenen Mahlen „dreheten, als wenn sie, so zu sagen, sich erfreuete, so„wohl über die Ehre, welche man unserm seligen Mit„bürger, als auch jene, die man der Königinn aller En„geln erwiese.

„Endlich ist es heut seit dem Anfange der Mirakeln, „der 16te Tag, und von Zeit zu Zeit sind wir noch zur „Verwunderung aller Menschen Zeugen davon. Sie er„halten, ja sie vermehren in uns die Empfindung der „Andacht und Erkenntlichkeit, wovon wir durchdrungen „sind, wegen der besondern Zuneigungen, welche der „Himmel unserer Stadt zu bezeugen, uns würdig ge„schätzt hat. Ankona, den 10ten Jul. 1796.“

Archange Sartory
und Sohn.

Aehnliche Wunder hat man auch aus Rom gemeldet, die sich an vielen Bildern der Maria zu eben der Zeit sollen gezeigt haben, deren einige auf Tuch, andere an die Mauern gemahlet sind, und sich in den Kirchen und auf den Straßen befinden. Man hat dort zehn Tage lang geistliche Uebungen und drey groſſe Processionen angestellt. So oft man dort die Litaney mit Andacht und Eifer gebetet, soll die heilige Jungfrau ebenfalls ihre Augen geöffnet haben. Diese angegebenen Wunder will man am 23sten Jul. 1796, noch immer wahrgenommen haben, von welcher Zeit an man sich dort im geistlichen Gerichte beschäftigte, davon authentische Zeugnisse zu ertheilen. — —

Ich will und kann über diese Vorfälle nicht weiter urtheilen, weil ich öffentlich und insgeheim den Meinungen, die in dieser Hinsicht im Kirchenstaate herrschen, nicht zugethan, und noch dazu sehr schwer zu bereden bin, dergleichen Mirakel zu glauben; — allein so viel erlaube ich mir zu sagen, welches mir auch alle Vernünftige aller Religionspartheyen, ohne

einen

einen Haß auf mich zu werfen, erlauben werden, daß wirklich ein eben ſo handgreiflicher Glaube — dazu gehört, vorſtehende Berichte in der Art, als ſie angegeben ſind, für wahr zu halten, als wirkliche künſtliche Handgriffe dazu erfordert werden, um das Volk glaubend zu machen. —

Ich bin in den Geheimniſſen dieſer Religion nicht eingeweihet, (obwohl durchaus von einer Religion eigentlich verlangt werden müſſe, daß ſie gar keine Geheimniſſe hätte — —) und kann folglich über die ſtärkere oder mindere Verbindung der Ankoner ſowohl als der Römer mit den heiligen Geiſtern nicht urtheilen, weil ich bloß an Gott, den Unerſchaffenen, Einzigen, Allwiſſenden und Ewigen allein in Glück und Unglück durch Vernunft und meine Religionsgeſetze verwieſen bin; — allein, es macht mich jene, in eben dem Jahre erſchienene Verordnung des Böhmiſchen Landesguberniums, über Abſchaffung der ſeit einiger Zeit eingerißnen Mißbräuche der Proceſſionen und nächtlichen Andachten, aufmerkſam (*). Die verehrungswürdigen Stifter dieſer gedachten weiſen Verordnung wiſſen gewiß, was wahre, reine Religion Gottes und Jeſu iſt, ob ſie ſich wahrſcheinlich auch zu der im Kirchenſtaate herrſchenden bekennen; und daher verdient ſie hier wörtlich hergeſetzt, und deſto mehr bekannt gemacht zu werden. Sie lautet folgendermaßen:

Da man ſeit einer Zeit und beſonders durch die heil. Wenzelsoctav bemerkt hat, daß verſchiedene, die heil. Re-

(*) Dieſe Verordnung wurde im October 1796 an den Stadtrath von Prag, an die K. Stadthauptmannſchaft oder Polizey-Direction, und an das Erzbiſchöfliche Conſiſtorium erlaſſen, von woher ſie zur Einſchaltung ins Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte, herausgegeben vom Herrn D. Henke, eingeſandt iſt; wo ſie ſich im 5ten Bande, 1ſtes St. S. 169. fgg. befindet.

Religion herabwürdigende Mißbräuche mit Processionen und abentheuerlichen Statuenandachten getrieben werden, bey denen man sich unmöglich connivendo benehmen kann, als z. B. wenn erstlich Prozessionen sich kreuzen, und dadurch zu Streitigkeiten und wohl gar Schlägereyen Anlaß gegeben wird, und wenn zweytens kindisch gepuzte Statuen, oder wohl gar Figuren, die unsere heil. Religion lächerlich machen müssen, als z. B. die kleine Statue Mariens war, die in der einen Hand ein Crucifixbild, und in der andern einen großen Rosenkranz hielt, herum getragen werden, wie dies alles, und noch anderer mehrerer Unfug, durch die heil. Wenzelsoctav geschah, so wird anmit, um für die Zukunft zu verhüten, damit das Herumziehen mit Statuen bey dem Fest eines andern Landespatrons nicht zum Ekel vermehret, und dadurch die heil. Religion der Spötterey ausgesetzt werde, verordnet, daß

a) die Statuen, Fähne, und andere derley Kirchengeräthschaften und Zierrathen, mit denen man en parade herumzoh', nicht mehr ausgefolgt; —

b) die nächtlichen Beleuchtungen und besondern Verzierungen der Statuen, dann Musiken dabey, neuerdings verboten; — und daß

c) die Bewohner Prags über den Unterschied der nüzlichen Processionen, die von dieser Landesstelle einstimmig mit der geistlichen Behörde, um entweder Gott für seine bereits erwiesenen Wohlthaten zu danken, oder ihn um seinen fernern Beystand zu bitten, genehmiget werden, von jenem eigenmächtigen Herumziehen, durch welches unsere heil. Religion ganz verunstaltet wird, durch ihre Seelsorger unterrichtet werden sollen.

Der Prager Stadtrath hat daher

1. allen Pfarrern, Glöcknern und Kirchendienern, unter schärfster Ahndung, und wohl auch angedroheter Amotion zu verbieten, Kirchengeräthschaften, als Statuen, Fähne, u. dgl. auszufolgen, außer die Partheyen, die solche verlangen, weisen sich mit der schriftlichen Erlaubniß, ent-

weder der K. Stadthauptmannſchaft, oder des Prager Magiſtrats aus, die ſolche Erlaubniß auch gewiß nicht ertheilen werden, ohne zuvor die hierortige Genehmigung eingeholt zu haben.

II. Wird der K. Stadthauptmannſchaft aufgetragen, daß ſie in Zukunft keine nächtlichen Beleuchtungen, außer der mit h. d. vom 4ten Januar 1794 bewilligten bey den h. Johann-Statuen auf der Prager Brücke, und vor den Gäſſen am Feſt des heil. Johann von Nepomuck, keine beſondere Verzierungen der Statuen, dann dabey abzuhaltende Muſiken, die ohnehin nach den noch immer beſtehenden höchſten Geſetzen verboten ſind, zu dulden habe; und dies um ſo weniger, als bey den in der heil. Wenzels-Octav abgehaltenen Abendandachten, ſehr viele Mißbräuche bemerkt worden ſind. Nur könnte die Polizey-Direction im Falle, daß bey Statuen einige Menſchen, wenn auch etwas lauter beteten, connivendo ſich benehmen. Nebſtbey wird der K. Stadthauptmannſchaft auch aufgetragen, darauf zu ſehen, daß ohne gehörige Bewilligung keine Collecten, ſie mögen was immer für Andachten betreffen, vorgenommen werden, weil dabey allezeit die Collectanten eigennützige Abſichten haben.

III. Wird dem Erzbiſchöflichen Conſiſtorium die Weiſung gegeben, an die Pfarrer der Prager Städte den Auftrag zu erlaſſen, daß ſie ihren Pfarrkindern ächte Religionsbegriffe beyzubringen, und ſie zu belehren, ſich angelegen ſeyn laſſen ſollen, wie herabwürdigend es für unſere heil. Religion ſey, wenn Chriſten mit Vernachläſſigung des ordentlichen Gottesdienſtes, wozu die Pfarrkirchen beſtimmt ſind, ſich mit Nebenandachten abgeben, die nicht nur die Moralität der Menſchen nicht befördern, ſondern wohl gar zu Ausſchweifungen Anlaß geben, wie es bey nächtlichen Statuen-Andachten geſchieht, und die aus der heil. Religion, deren Hauptbeſtandtheil die innerliche Gemüthserhebung zu Gott, und Befolgung der Geſetze iſt, ein Spielwerk für Kinder zu machen

ſchei-

ſcheinen; wovon das häufige, ſeit einiger Zeit bemerkte Herumziehen mit Fahnen und Statuen, die wegen ihres grotesken Anzuges wohl gar Aergerniß verurſachen, hinlänglichen Beweis geben. Und da man überzeugt iſt, daß Aberglauben und Andächteley nur dann bey dem Volke Platz greifen und überhand nehmen, wenn ſelbes von den weſentlichen Religionsgrundſätzen nicht behörig unterrichtet iſt, und auch das Schädliche der frömmelnden Nebenandachten nicht einſieht; ſo haben die Seelſorger öfters in ihrem öffentlichen Unterrichte das Volk und die Gemeinde von dem ſchädlichen Unfug des Proceſſionirens in den Straßen, und Herumziehens mit Fahnen und ganz ſinnlos angekleideten Statuen zu überzeugen, welches um ſo mehr zu geſchehen hat, als weniger es verzeihlich wäre, wenn Lehrer der Religion mit abergläubiſchen und die Religion Jeſu ganz herabwürdigenden Andächteleyen ein ſchädliches Gewerbe treiben, und dabey zeitliche Vortheile ſuchen wollten.

Man hofft, daß durch dieſe der Geiſtlichkeit aufgetragene Volksbelehrung, und die beyden obigen ad primum & ſecundum erlaſſenen Verordnungen, den nach und nach einreißenden Religionsmißbräuchen für die Zukunft vorgebeugt, und das Beſte der Religion und des Staats, ſo unzertrennbar iſt, erzielet werden wird.

Schließlich will ich in dieſem Artikel noch anführen, wie ſo viele unvernünftige Kreaturen durch die von Leichtgläubigkeit erwachſenen Vorurtheile der Menſchen, ein Opfer deren Grauſamkeit werden — bloß, weil ſie glauben, die Thiere ſind ſchädlich, und weil ſie ſo wenig von ihrer Naturgeſchichte, als ihrem allgemeinen Nutzen etwas wiſſen. Es iſt ſchon längſt durch Erfahrung beſtätigt: Je ausgebreiteter und vollſtändiger unſere Kenntniſſe im Felde der ſichtbaren Natur werden — je tiefer unſere Blicke in dieſe große Haushaltung Gottes dringen — je mehr wir uns dem er-

kein Schießgeld — der Bauer und bäuerliche Bürger aber verfolgt und quält ſie, wie eine jede andere Maus zu Tode, ſobald er ſie erhaſcht hat, weil er glaubt, daß ſie unter allen Thieren die berüchtigſten Speckdiebe ſind. — Dieſer Meinung ſind auch die gemeinen Jäger zugethan, und deshalb empfehlen ſie ihren Lehrburſchen, ſich Abends an den Fledermäuſen im Flugſchießen zu üben, um dadurch auf dem Schnepfenzuge deſto fertiger zu werden. Dieſes iſt aber eben ſo unrecht, als wenn man darauf bedacht ſeyn wollte, die Schwalben auszurotten; denn die Fledermäuſe nähren ſich mehrentheils bloß von ſchädlichen Inſecten, die uns weit läſtiger ſind, als der vermeinte Speckdiebſtahl; die meiſten gehen gar nicht, und wenige nur im Nothfalle nach Fettigkeiten, Speck, Talg u. dgl. Man braucht ſie aber als für uns ſo nützliche Thiere nicht zu tödten, ſondern man kann ſie dadurch von ſolchen Dingen abhalten, daß man bey regnigter Witterung, wo die Inſecten mangeln, ihnen den Weg dazu verſchließt. Gegen eine zu ſtarke Vermehrung derſelben hat auch die Natur ſelbſt ſchon Anſtalten getroffen, indem eine abwechſelnde Witterung ſie zuweilen faſt gänzlich aufreibt. Wer ſie nicht in den Häuſern haben will, darf nur keine Löcher in den Wänden und zwiſchen den Brettern leiden, und er iſt auf dieſe Weiſe vor ihnen ſicher. In den Wäldern aber müſſen ſie als ſehr nützliche Thiere ohne alle Einſchränkung geſchonet werden, weil es ſchon längſt durch Erfahrung bekannt iſt, daß ſie nicht allein eine ungeheure Menge Maykäfer und Borkenkäfer, ſondern auch Kiefernſchwärmer, Kiefern- und Fichtenſpinner, Mücken u. dgl. zu ihrer Nahrung aufſuchen.

Dem weißen Wieſel ſtellt der Landmann gewöhnlich ſeines Balges wegen nach, nicht um ihn als ein gewöhnliches Rauchwerk zu gebrauchen, ſondern, weil er glaubt, es könne eine jede Geſchwulſt, beym Rind-

viehe

viehe ſowohl, als auch bey den Pferden, ſobald man ſie mit dem Balge beſtreicht, geſtillet und geheilet werden; ja man geht ſogar ſoweit, den Pferden ſowohl als Menſchen, ein Läppchen von dem Balge einzugeben, um Bauchſchmerzen dadurch zu vertreiben. Ich will hier nicht entſcheiden, ob dieſe Cur unmittelbar, oder mittelbar, oder gar nicht wirkſam ſey, und alſo nur zufällig helfe; — ſondern nur überhaupt von den Wieſeln anführen, daß ſie für die Laubhölzer unſchätzbare Thiere ſind, nach deren gänzlichen Vertilgung gewiß kein junger Schlag wieder entſtehen würde. Sie ſind dazu beſtimmt, der großen Vermehrung der Wald- und Feldmäuſe und der Maulwürfe, Gränzen zu ſetzen. Freylich wird ihnen auch wohl ein junger nützlicher Vogel, ein kleiner Haſe, ja im Winter ſogar (wiewohl doch ſelten) ein junges angeſchoſſenes, im Schnee verſunkenes Reh zu Theil. Allein, wie ſehr verſchwindet dieſer Nachtheil, wenn man bedenkt, daß nach den genaueſten Beobachtungen gewiß ein ſolches Wieſel 8000 ſchädliche Mäuſe tödtet, ehe es ein nützliches Auerhenneney verzehrt. In Wäldern und auf dem Felde wären ſie alſo vielmehr zu hägen, als zu verfolgen. Laſſen ſie ſich aber in und bey den Wohnungen der Menſchen nieder, ſo ſchaden ſie freylich durch das Ausſaufen der Hühnereyer, Tödten der Hühner und Tauben, und dergleichen mehr, um ſich an ihrem Blute zu ſättigen. Es würde daher billig dem Landmanne und Hausbeſitzer, aber auch dieſem nur allein geſtattet werden müſſen, ſich dergleichen eben ſo, wie der Mäuſe, durch Fallen zu entledigen.

Dem armen Igel bürdet die Leichtgläubigkeit mancher Leute auch vieles auf; denn man beſchuldigt ihn, daß er Weintrauben abreiße, und die Beeren zerſtreue, und ſich mit ſeinem Rücken ſowohl auf dieſem als auf anderem unter dem Baume liegenden Obſt herumwälze, bis davon an ſeinen Stacheln, ſo viel als er

haben will, hängen bleibt, womit er dann beladen ſeiner Wohnung zueilen ſoll; und in Hinſicht dieſes vermeintlichen Raubes verfolgt man ihn als einen Obſtdieb. Es kann ſeyn, daß jemand einmahl den Igel mit Weinbeeren oder Obſt in ſeinen Stacheln hängend geſehen haben mag, ſo wie mans auch häufig findet, daß er Blätter, Moos, oder andere Sachen unwillkürlich von einem Orte zum andern, auf ſeinen Stacheln, trägt, weil ſie in ſeinem Lager, oder auf ſeinen Gängen, wo er etwa manches Mahl ein Par Schritte rückwärts zu gehen, genöthiget wird, an ihm hängen bleiben; allein dieſerhalb iſt noch nicht ausgemacht, daß er ſich ſo einen Vorrath zuſammentrage. Wer ihn aus dieſer Abſicht in ſeinen Gärten und Feldern verfolgt, der thut unrecht, denn er iſt in der Haushaltung der Natur ein äußerſt nützliches Thier, und ein natürlicher und beſtimmter Feind der Mäuſe. Manche Landleute wiſſen dieſes auch ſchon ſehr wohl, tragen ihn in ihre Scheunen, und tränken ihn mit Milch, damit er ihnen die Mäuſe wegfangen möge.

Unter den Vögeln verfolgt man ohne Ausnahme auch alle Arten von Eulen, unter den Nahmen der Raubvögel. Der Uhu iſt der Verfolgung werth, und wenn die andern auch hin und wieder den Taubenſchlag beſuchen, welchen man ſichern kann, oder wenn ſie auch ſonſt wohl einen kleinen Vogel, ja ſogar einen jungen Haſen erhaſchen, ſo nähren ſie ſich doch faſt allein von ſchädlichen Feldmäuſen, und müſſen verſchont, ja gehägt werden, wenn wir nicht über lang oder kurz uns ſelbſt die Feld- und Waldmäuſe zur Landplage machen wollen. Außer den Mäuſen und Ratzen fangen ſie auch Maykäfer, die ſchädlichen Abend- und Nachtſchmetterlinge, Fröſche und dergleichen. Bechſtein verſichert, daß er in dem Magen der mittlern Ohreule (Horneule, Strinx Otus Linn.) immer fünf bis ſechs Gerippe von den, den Gärten, Wieſen und

und Aeckern verderblichen Waſſeratten, gefunden habe; auch, daß ihr ausgeſpieenes Gewölle immer mit den Flügeldecken der Maykäfer angefüllt geweſen.

Eben ſo wird das Würger- oder Neuntödtergeſchlecht ohne alles Erbarmen von manchem Landmanne und vielen einfältigen Jägern verfolgt, und es giebt ſogar Gutsbeſitzer, die leichtgläubig genug ſind, dem Jäger für den Fang derſelben zu bezahlen, ob wohl auch häufig manche andere Vogelklauen mit unterlaufen können. Jene alte Fabel, daß der Neuntödter täglich neun Vögel tödten ſoll — hat zu dieſer Verfolgung wohl den erſten Grund gelegt. Man kann aber dieſe Vögel ſehr füglich in ſchädliche Inſecten und Würmer verwandeln. Die genaueſten Erfahrungen und Beobachtungen beweiſen nähmlich, daß ſie eine Menge aller Art Käfer, Maulwurfsgrillen, (Waaren, Reißwürmer, oder böſe Krebſe genannt,) wegfangen. Einige haben auch wirklich die bewunderungswürdige Gewohnheit, daß ſie erſt eine Menge Inſecten, auch wohl bey Regenwetter, wenn ſich dieſe verkriechen, ein junges Feldmäuschen, ein kleines junges Vögelchen, oder eine Eydexe haſchen, ſie an Schwarz- oder Weißdornſtacheln heften, hier bis zu einer großen Mahlzeit ſammeln, und ſie alsdann zuſammen verzehren. Dies iſt nun ihre eigne Art, ihren Vorrath zu verbergen, ſo wie das Rabengeſchlecht ſeinen Vorrath in allerley Ritzen und Löcher ſteckt, und manche vierfüßige Thiere dergleichen verſcharren, oder ſonſt verbergen. Man trifft aber aus dieſer Urſache im Sommer allenthalben ſolche Sträucher, wo eine Menge Roß- und andere Käfer angeſpießt ſind. Dieſe Vögel ſind auch für diejenigen Gegenden eine Wohlthat, wo das Vieh Tag und Nacht im Sommer in Koppeln geht. Hier giebt es bekanntlich eine große Menge Miſtkäfer, welche das Beſte des Düngers davon tragen,

gen, und in ſolcher Menge ſind, daß man ſich kaum bey ihrem Herumſchwärmen die Augen in Acht nehmen kann.

Es iſt wahr, der große graue Neuntödter (Lanius excubitor Linn.) welcher von dieſer Vogelgattung allein nur den Winter über bey uns bleibt, hat im Winter keine Heuſchrecken, Maulwurfsgrillen, Hirſch- Roß- und Maykäfer, und daher greift er in verzweifelter Hungersnoth kleine Vögel an, und ſucht ſie zu erlegen, ob er wohl auch oft unverrichteter Sache wieder abziehen muß. Dieſes kann aber bey weitem nicht gegen den Nutzen gerechnet werden, den er ſtiftet, und daher wäre es alſo ſehr billig, ihn aus dem Regiſter der ſchädlichen Vögel auszuſtreichen, und ihn als einen nützlichen Vogel zu ſchonen. Es iſt eine gemeine Sage der Vogelſteller und Jäger, daß die kleinen grauen, und die rothköpfigen Würger, jeden Geſang der kleinen Sangvögel nachahmen ſollen, um dadurch dieſe anzulocken, und in dieſer Täuſchung deſto leichter zu fangen, und tödten zu können. — Daß der Würger oder Neuntödter viele Geſänge und Stimmen anderer Vögel nachahmet, hat ſeinen Grund, weil er nicht allein ein gelehriger, ſondern auch ein immer unruhiger Vogel iſt, er möchte denn etwas auf die Spur haben, wo er alsdann ſtille ſitzt, und ſeine Sache abſiehet. Auch kann es ſeyn, wenn er ſo recht ſatt und zufrieden iſt, und alles was er nur hört nachſinget, beſonders wenn er in der Gegend ſeines Neſtes ſich befindet, wo er ſein Häuschen dann durch ſein Weibchen beſtellt weiß, daß auf dieſen ſeinen Geſang andere Vögel herzugeflogen kommen, welche er aber dann nicht in der Gegend ſeiner Wohnung leiden will, und daß man ihn in ſolchem Verhältniſſe ſich oft mit andern Vögeln herumbeißen ſieht. Ich habe bey meinem vormahligen vielfältigen Jagdgehen auch verſchiedentlich und mit Vergnügen dergleichen bemerkt, und ſogar, daß er ſich mit verſchiedenen Vögeln in

einem

brüten lege, und daß, zum Danke für die mütterliche Pflege, der junge Guckguck, wenn er erwachsen sey, seine Stiefmutter selbst verschlinge. Diese Fabeln erhalten noch jetzt diesen unschuldigen Vogel in der Liste der Raubvögel, und er wird verfolgt. Wer ihn aber einmahl mit Aufmerksamkeit in der Nähe betrachtet hat, und weiß auch weiter nichts von seiner Lebensart, der wird ihm in Rücksicht seines Schnabels und seiner Füße kaum zutrauen, daß er mit einem Hirschkäfer, geschweige mit einem Vogel fertig werden könne. Ueberdies ist er noch für die Forst- und Gartenökonomie von ungemeinem Nutzen; denn im Walde sammelt er alle schädlichen Käfer und Raupen von den Bäumen ab, und in Obstgärten vertilgt er zur Blüthezeit eine unzählige Menge der schädlichen Spann- und Wickelraupen.

Eben so ist die ganze Spechtgattung mit allen ihren Arten für die Wald- und Gartenökonomie von unbeschreiblicher Wichtigkeit; und dennoch sind diese guten Vögel noch allenthalben der leichtsinnigen Verfolgung der Jäger, und sogar der Knaben, ausgesetzt und preisgegeben, die entweder noch immer glauben, daß sie Löcher in gesunde Bäume hacken (*), oder deswegen auf sie zornig sind, weil sie, wenn sie auf dem Anstande sind, durch sie dem Wilde verrathen werden. Noch wissen die Forstverwalter kein einziges untrügliches Mittel gegen die Wurmtrocknis, die sich von Borkenkäfern (**) und andern schädlichen Insecten her-

(*) Wenn man sich beklagt, daß die Spechte mit ihrem harten Schnabel die Bäume beschädigen, und Löcher in dieselben hacken; so hat man nicht untersucht, daß es allemahl anbrüchige Bäume sind, in welchen ihnen ihr scharfer Geruch Insecten verräth.

(**) Von dem äußerst schädlichen Borkenkäfer (Bostrichus typographus, oder auch Dermestes typographus *Linn.* sehe man im XXXIIsten Theile der Encyklopädie, Art. Käfer,

zwischen der Schale hervorgekrochen sind; denn diese fürchten sein Pochen eben so, wie die Regenwürmer das Graben des Maulwurfs, und suchen sich durch die Flucht zu retten. Er zerstört auch viele Raupennester, und sucht im Winter in Städten und Dörfern an den Thürmen und Häusern unter dem Gebälke in den Lehmwänden und Strohdächern Insectenklumpen ꝛc. auf. Wenn man diesen nützlichen Vogel also fängt oder tödtet, so dürfte es billig aus keiner andern Ursache geschehen, als bloß, um sein eßbares Fleisch zu genießen.

Noch ist der Haussperling als ein seit undenklichen Zeiten verschrieenes Thier vorhanden, und in verschiedenen Provinzen den immerwährenden Nachstellungen der Jäger und Oekonomen auf Befehl der Obrigkeit ausgesetzt, ob er gleich, wenn man seinen Nahrungszustand genauer untersucht, mehr nützlich als schädlich ist. Dieses wird man dort am besten erfahren, wo man es endlich so weit gebracht hat, diese Vogelart gänzlich vertilgt zu sehen. Es hat Gutsbesitzer gegeben, die die Haus- und Feldsperlinge auf ihren einzeln liegenden Gütern gänzlich ausgerottet hatten; diese konnten sich nun nicht erklären, warum sie niemahls Obst bekamen, wenn hingegen ihre Nachbarn dergleichen in Menge hatten, bis sie endlich auf die Verbannung der Vertilger der schädlichen Obstraupen und Insekten aufmerksam gemacht wurden, und mit vieler Mühe wieder Sperlinge ansetzten, um nur ihre Obstärnten, wie ehedem zu halten, welches denn auch geschehen ist. Sind diese Vögel in sehr großer Menge vorhanden, so werden sie freylich eben so schädlich, als sie sonst wohlthätig sind. (Ist aber nicht dies auch sogar der Fall mit jedem häuslichen Viehe, wenn ein Hauswirth sich davon zu viel auf den Hals ladet? —) Wohnen aber die Sperlinge nur in mäßiger Anzahl an einem Orte, so sind sie mehr nützlich als

schäd-

ſchädlich, welches jeder richtig beobachtende Oekonom auch bezeugen wird.

Im Frühjahr und Sommer ſuchen ſie alle Obſtbäume durch, leſen die Raupen von den Blüthen und Blättern, (beſonders die grünen Wickelraupen) ab, und tödten eine außerordentliche Menge Maykäfer, Erbſenwürmer und Heuſchrecken, womit ſie beſonders ihre Jungen füttern. Freylich thun ſie auch auf der andern Seite einzelnen Perſonen, deren Aecker nahe an den Dörfern und Städten liegen, großen Schaden an dem reifenden und reifen Weizen und der Gerſte. Auch gehen ſie den jungen Zuckererbſen, den Kirſchen, Weinbeeren und mehreren Früchten nach. Allein, allen dieſen Uebeln kann man durch bekannte Verſcheuchungsmittel vorbeugen; ſo wie auch vermittelſt einiger wohl angebrachter Verminderungsmittel, vermöge welcher man das wohlſchmeckende Fleiſch derſelben zum Genuſſe bekommt, ohne ſich, wie es von leichtgläubigen Menſchen geſchieht, zu fürchten, daß man darnach vom Schlage gerührt werde, weil viele Sperlinge von dieſem Uebel befallen ſeyn ſollen. — Von dieſen leztern will ich im Artikel Sperling weitläuftig handeln. Auch kann man Breidenſtein Naturgeſchichte des Sperlings deutſcher Nation, Gießen, 1779, 8. nachſehen. Unter den Mitteln, den Sperling vom Getreide, Gartenſämereyen, Bäumen, Fruchtböden und Scheuren abzuhalten, finden ſich aber äußerſt viele abergläubige Proceduren, die von leichtgläubigen Menſchen vollführt werden, wovon ich hier einige anführen, und deren möglichen Erklärung, oder gänzlichen Ungrund zeigen will.

1. Wenn man Früchte mit aufgeſperrtem Munde ſäet, ſo ſollen ſie ſowohl von keinem Sperlinge, als andern Vogel gefreſſen werden. Es iſt dieſes ein ganz lächerliches Mittel, weil gar kein Zuſammenhang zwiſchen der Urſache und dem vorgegebenen Erfolge

folge auch nur gedacht werden mag. Sonſt haben zuweilen die lächerlichen ſowohl als abergläubigen Mittel hin und wieder noch einen verſteckten Grund, ſo daß Aberglaube und Wahrheit mit einander verknüpft ſind, wie z. B. in jenem ökonomiſchen Kunſtſtücke, wo man Zwiebeln zwar wachſend machen, aber nicht ſchoſſen laſſen will. In dieſer Hinſicht müſſen ſie ihre Feuchtigkeiten, die bey ihnen ſehr groß ſind, meiſt verloren haben. Deshalb hängt man ſie in einem Sacke hinter den Ofen, und wendet den Sack zu einer gewiſſen Zeit um, damit die obern Zwiebeln der Hitze eben ſo lange nahe liegen, als die untern daran gelegen haben. Theilt man nun die Zeit vom Aufhängen, um Martini Tag, bis zum Stecken der Zwiebeln in zwey Hälften, ſo iſt Weihnachten ohngefähr in der Mitte, und muß die Umwendung des Sacks alſo auch um dieſe Zeit geſchehen. Weil man aber das nothwendige Stürzen der Zwiebeln vergeſſen möchte, ſo hat man die abergläubige wichtige Bedingung — hinzugefügt: daß dieſes Wenden gerade in der erſten Chriſtnacht zwiſchen 11 und 12 Uhr geſchehen müſſe. — Es iſt alſo dieſer abergläubige Zuſatz bloß daher entſtanden, um leichtfertigen Haushaltern die Sache deſto wichtiger zu machen, und es hatte alſo hier der Aberglaube noch einen ziemlich verzeihlichen Grund. Hieraus folgt, wie ichs auch verſchiedentlich von ſonſtigen Fabeln, (beſonders im Artikel Leichenſtein,) ſchon dargethan habe, daß man viele abergläubige Dinge nicht allemahl eigentlich und wörtlich verſtehen müſſe, welches ich mit folgendem nach Aberglauben ſchmeckenden Satze beweiſe: Wer würde z. B. nicht lachen und es für den dummſten Aberglauben in der ganzen Welt halten, wenn er hörte: um einen Garten recht ſchön grünend und blühend zu machen, grabe man einen Eſelskopf, oder nur Hirnſchädel von einem Eſel, mitten in den Garten

ein. — Verſteht man dieſen Satz nicht eigentlich, ſo bleibt die Sache ganz richtig. Denn, wenn man Fleiß und gute Einſicht zum Gartenweſen mit in den Garten bringt, ſo wird in aller Hinſicht das Characteriſtiſche des Eſels begraben, und der Garten kann durch Fleiß blühend werden und in Wohlſtand kommen. Dies wollten die lieben Alten durch Anrathen dieſes Mittels zu verſtehen geben, und iſt alſo in dieſem Verſtande ſo wenig ein lächerlicher, als abergläubiger Rath.

2. Man läßt die zu ſäende Samenfrüchte, durch ein Aſtloch, und zwar welches in einem Brette von einem Todtenſarge iſt, hindurch laufen. — Dies iſt offenbar lächerlich, und bedarf keiner Widerlegung, weil es auf den Sperling nicht den geringſten Bezug haben kann.

3. Man läßt die Saatfrucht durch einen gedörrten Habichtsſchnabel laufen, und ſäet ſie ſogleich darauf aus; hiernach ſoll der Acker und alle darauf wachſende Frucht frey vom Sperlingfraße bleiben. — Auch dieſer Vorſchlag iſt eben ſo abgeſchmackt als der vorige. Zwar iſt der Habicht ein Raubvogel, und alſo ein Verfolger vieler unter ſeiner Stärke ſich befindenden Vögel; allein, ſo wie der allerfurchtſamſte Haſe über das Gerippe des Wolfs läuft, und die Maus eine erſtarrte Katze verlacht, ſo wird auch kein gedörrter Schnabel von einem Habichte, den noch dazu der Sperling nicht ſiehet, und der den dadurch laufenden Früchten weder Geſchmack noch Geruch mittheilen kann, eine ſolche Wirkung haben.

4. Man behauptet: Wer eine Krähe bey Nachtzeit, um ſeinen Tages vorher mit Früchten und beſonders mit Hirſe beſäeten Acker herumträgt, und ſolche nachmahls mitten in dem Acker vergräbt, der macht, daß weder ein Sperling noch keine andere Vögel, ja ſelbſt kein Gewürm, den Früchten auf dieſem Acker zu ſchaden

den vermag. Man muß aber, ehe die Früchte geſchnitten werden, die Kröte wieder ausgraben. — Es halten ſich ſonſt oft genug lebendige Kröten in den Aeckern auf, und dieſe halten keinen Vogel ab, daher iſts ausgemacht, daß eine todte Kröte ſolches Wunder noch viel weniger verrichten würde. —

5. Eben ſo, und vielleicht noch abgeſchmackter iſt folgende Procedur: Man geht Morgens vor der Sonnen Aufgang, ohne daß man etwas geſprochen hat, oder vor Ausgang der Sache ſpricht, um ſeinen Fruchtacker, worauf die Früchte ſich zur Zeitigung anlaſſen, herum, beißt an drey Ecken eine Aehre ab, an der vierten aber nicht. Dieſe Aehren nimmt man in der Hand mit fort, und wirft ſie, im Gehen, nachläſſig von ſich, am beſten hinter den Rücken. Von Stund an ſoll kein Sperling mehr auf dieſen Acker kommen können. Man giebt ſogar vor, daß ſie zwar Anfälle wagen, den Acker aber nicht berühren können, ſondern, ſobald ſie nahe hinzu kommen, ſo geſchwinde wieder zurück müßten, als wenn Feuer vor ihnen wäre. — — Wer dieſe abgebiſſenen Aehren in einen andern Acker wirft, der ſoll machen, daß die Sperlinge, die er von dem ſeinigen durch dieſe Kunſt vertrieben hat, alle in dieſen Acker kommen. Dieſes Mittel trägt das Gepräge des vorigen, und iſt, gerade nach dieſem Recepte vollführt, ganz Aberglauben, und es geben ihm dieſe Umſtände: vor Sonnen Aufgang — ungeſprochen — desgleichen, daß man die Aehren, und zwar nur an dreyen Ecken des Ackers abbeißen ſoll — ſolches Gepräge.

Herr Profeſſor Breidenſtein (*) ſagt von dieſem Mittel: „Ein recht erfahrner Landwirth hier zu Gießen, und der in allem Betrachte auch Glauben verdient, hat mich deſſen verſichert, daß er es (dieſes

(*) Am ang. O. S. 92.

„Mittel) zu jeder Stunde des Tages angewendet, alſo „verſchiedene der gewöhnlichen Umſtände weggelaſſen, „und doch allemahl den erwünſchteſten Nutzen davon „verſpürt habe. Ich weiß nicht, was ich hierzu ſagen „ſoll.“ — — — Mich dünkt, es iſt die Erklärung auf dieſer Seite leicht. Ein erfahrner Landwirth wird auch wiſſen, daß er ſeinen Acker öfters beſuchen, und beſonders gegen die Zeit der Reife der Früchte, aus vielen ökonomiſchen Urſachen, die hier zu weitläuftig ſind anzuführen, ſelbſt unterſuchen muß. Solche öftere Beſuche leiden die Sperlinge nicht, und ſie werden gewiß allemahl von den ſchmahlen Ackerſtücken verjagt werden, wenn der Beſitzer rings umher geht, und ſich an den Ecken noch ſo lange aufhält, um dort eine Aehre abzubeißen. Geſchieht dies aber auch nur einmahl, ſo iſt der Wirth ſonſt doch öfters dort, und ſieht zu, ob das Mittel geholfen hat — woher die Sperlinge lieber von ſelbſt ſchon ein Stück eher wählen, wo ſie von dem Hauswirthe weniger geſtört werden, welches ganz natürlich iſt, und in dieſer Hinſicht kann es auch ein erwünſchtes Mittel ſeyn, ohne ſich die Zähne an den Aehren zu zerbeißen, oder die Lippen vermittelſt der Schärfe der vertrockneten Blätter zerſchneiden zu laſſen, da ſchon allein die Gegenwart eines Menſchen, beſonders noch, wenn er einen Stock führt, ohne welchen ſelten der Oekonom auf ſeinem Felde geht, hinreichend iſt, Vögel von einem Orte wegzuſcheuchen.

Alle bisher in dieſem Artikel abgehandelte, und ſich auf die Leichtgläubigkeit der Menſchen beziehende Fälle, ſind mehrentheils als urſprünglich in der Unbekanntſchaft mit den eigentlich dahin gehörenden Dingen zu ſuchen, wie auch dann in dem ſtörriſchen Willen der Menſchen, nicht forſchen, nicht beobachten, nicht lernen und nicht begreifen — ſondern nur bloß glauben zu wollen, um der Mühe ſelbſt zu denken, über-

überhoben zu seyn. Aus diesem Grunde wurden weiter denkende Köpfe ehemahls und noch zuweilen verfolgt, weil sie den trägen Seelenkräften anderer einige Arbeit machten — sie aber zu sehr der Ruhe gewohnt, in ihrem einmahligen Nebel eingehüllt, sich nicht so weit in die Höhe zu richten, noch viel weniger dem Schwunge hellerer Köpfe zu folgen vermochten. — Hierdurch wurde Neid und Bosheit angefacht — und was diese boshaften Menschen nun nicht begreifen konnten, oder wenn sie auch ein Läppchen davon begriffen hatten, tückisch dem weniger Gelehrten zu begreifen nicht gönneten, weil es wider ihre bisherige Lehre stritt, und also ihre vermeintliche Ehre darunter leiden würde, sollte nun Unwahrheit, Betrügerey, ja manches Mahl sogar Ketzerey, Hexerey und Gotteslästerung seyn. Es durfte also oft in jenen barbarischen Zeiten ein Weiser nicht reden, vernünftig in vielen Fällen nicht handeln; die allgemeine natürliche Vernunft wurde in fast unzerreißbaren Ketten gelegt, und das große offene Buch der Natur bedeckte man mit einem undurchdringlichen Schleyer, an dessen Stelle Fabeln und Ungereimheiten in allen Tempeln der seyn sollenden Vernunft aufgethürmt, und dem Volke nach Belieben hiervon Portionen ausgetheilt wurden. — Dies ist die Ursache, woher die Kenntnisse der natürlichen Körper in und auf unserer Erde, ob sie wohl eine Wissenschaft von der allergrößesten Wichtigkeit ist, und die ihren unmittelbaren Nutzen im gemeinen Leben mehr, als irgend einige andere zeiget, so spät erst zur jetzigen Vollkommenheit gelangt ist.

Da wir alles, was wir zum Unterhalte des Lebens brauchen, alle Heilungsmittel, Kleidungen, Wohnungen, und andere unentbehrliche Bedürfnisse, einzig und allein aus dem reichen Schooße der Natur erhalten, so erfordert nicht nur eine Art von Dankbarkeit, diese mildthätige Mutter kennen zu lernen, sondern die

Nachwendigkeit selbst besteht uns, und die Vorsichtigkeit räth uns, allen nur möglichen Unterricht einzuziehen, wie und was von den sichtbaren Dingen zu urtheilen sey, damit wir im Stande sind, aus ihnen dasjenige herauszusuchen, was uns nützlich ist, um uns davon zulänglichen Vorrath verschaffen zu können, und alle Vortheile, die sie uns darbieten, zu erhalten wissen.

Die schon bisherige Erfahrung, und die darauf gegründete große Hochachtung für des Schöpfers, von unserer Seite nie zu durchdringende und unergründliche Weisheit, gebietet uns zu glauben, daß kein Stein, kein Erdklumpen so verächtlich, kein Gewächs so geringe, kein Ungeziefer so unansehnlich sey, daß es nicht zu einem gewissen bestimmten — entfernetern oder nähern Nutzen für die menschliche Haushaltung selbst, beytragen sollte. Wüßten die Menschen dieses alles recht anzuwenden, so hätte die Wirthschaftskunst ihre größeste Höhe erreicht, und der Grund zur zeitlichen Glückseligkeit wäre solcher Gestalt gelegt worden, so groß als selbiger sterbliche Menschen fähig sind, wenn sie sich derselben nur selbst theilhaftig machen wollen; denn, wir können gewiß seyn, daß Gott nicht allein gehörige, sondern auch zulängliche Mittel, alle Noth zu kehren, und gegen alle besondere Mängel unsers Körpers, in die Natur gelegt hat. Es kann daher die Naturgeschichte und die Lehre von natürlichen Dingen, von keinem Stande zu sehr untersucht, befördert und ausgedehnt werden, denn sie beschäftigt nachher die übrigen Wissenschaften und giebt ihnen weitern Anlaß und Gelegenheit, auf alle Art zum menschlichen Nutzen höchst anwendbar zu werden.

Wenn uns von verschiedenen Dingen bisher auch noch der Nutzen für die Hauswirthschaft unbekannt ist, und wir auf der andern Seite wieder verschiedene finden, die uns schädlich zu seyn scheinen, so ist es den-

dennoch nöthig, sie alle zu kennen, weil man sonst die schädlichen nicht ausrotten, oder sich vor ihnen hüten kann, so daß auch derselben Kenntniß immer noch nützlich bleibt. Ueber dieses sehen wir ja täglich, daß der wirkliche Nutzen von verschiedenen Dingen durch neue Versuche nach und nach ist entdeckt worden, und daß wir oft solche Sachen zu hägen und hoch zu schätzen Ursache gewinnen, die wir zuvor aus Unwissenheit und Leichtgläubigkeit, bloß weil es andere eben so Unwissende lehrten, als schädliche Thiere, Unkraut oder dergleichen, zu verderben gesucht hatten.

Fast in allen andern Wissenschaften geht es eben so zu. Sie würden alle bald aufhören, wenigstens sehr langsam zunehmen, wenn man alles verwürfe und verachtete, was nicht sogleich einigen Nutzen zu versprechen schien. Wie viel Beweise haben wir nicht, daß eine Untersuchung, die im Anfange gänzlich fruchtlos schien, und nur für eine vergebliche Neugierde gehalten wurde, andern unvermuthet Anlaß zu herrlichen, einsichtsvollen, und vortheilbringenden Erfindungen gegeben hat? — Was nur Wahrheit ist, muß alles in den Wissenschaften unwiderstehlich Platz finden; denn Wahrheit ist allemahl an sich selbst nützlich, sie stärket und erheitert unsere Vernunft, und bahnt den Weg zu unzählbaren andern Wahrheiten.

Aber auch dieserhalb müssen alle Wahrheiten desto mehr hochgeschätzt werden, die wir im Buche der Natur aufgezeichnet finden, als welche nicht allein unfehlbar nützlich zu wissen sind, sondern uns auch unsers vorzüglichsten Vaters, des Schöpfers unendliche Macht, Weisheit, Größe und Güte auf die nachdrücklichste Art verehren lehren, welche große Eigenschaften oft so vortrefflich aus den kleinsten, als aus den größten Sachen, mit hellem Glanze strahlen. Die unglaubliche Menge von Thieren und Gewächsen, anderer natürlicher Sachen nicht einmahl zu ge-

denken, ihre Schönheit, ihre künſtliche Zuſammenſetzung, ſonderbare Eigenſchaften und Geſetze ihrer Haushaltung, eines jeden in ſeiner Art, ihre Gleichheit in gewiſſen Abſichten, und ihre Unähnlichkeiten oder faſt gänzliche Abänderungen — und was das Vornehmſte iſt, die vollkommenſte Einrichtung von dieſem allen zu einem einzigen Hauptzwecke, müſſen nothwendig jeden aufmerkſamen Beobachter in die größte Verwunderung ſetzen. Es wäre ſo vermeſſen als undankbar, wenn wir uns einbilden wollten, dieſes alles ſey ſo prächtig, ſo ſchön und ſo weislich eingerichtet, nur bloß unſer Wohlbehagen allein daran zu nehmen — aber nein! wir ſind deswegen mit Vernunft und Sinnen begabt, daß wir zugleich die Wunder der Natur aufmerkſam betrachten — zwar an dieſer Betrachtung uns vergnügen, welches auch Gottes Freude iſt — aber auch ihn den Herrn der Natur daraus näher erkennen und preiſen ſollen. Entziehen wir uns dieſer Schuldigkeit, ſo erniedrigen wir uns ſelbſt, und machen uns den unedleren Thieren gleich, die alles vorbey gehen, was ihren Sinnen nicht auffällt und für ſie nicht wohlſchmeckend iſt.

Leichtigkeit; iſt das Abſtractum des Beywortes leicht, der Zuſtand, die Eigenſchaft eines Dinges, da es leicht iſt, ſowohl im eigentlichen Verſtande, als auch in allen figürlichen Bedeutungen des Beywortes; beſonders der Zuſtand, da uns eine Sache leicht wird, oder wenig Mühe und Anſtrengung erfordert. Daher: die Leichtigkeit eines Körpers; mit großer Leichtigkeit tanzen — ſich bewegen; die Leichtigkeit, über alle Gefahren hinwegzuſchlüpfen, oder ſich mit Leichtigkeit über Ungemach hinwegzuſetzen; die Leichtigkeit des Pinſels, Grabſtichels, Meiſſels; die Leichtigkeit zu denken oder zu ſchreiben, u. ſ. w. Hier muß ich noch anführen, daß einige Gelehrte ſtatt der Leichtigkeit, die Leichte, ſagen wol-

wollten; — ob dieſes aber angehen mag, will ich andern Gelehrten überlaſſen; ich wenigſtens halte es für unrecht. Uebrigens ſehe man den Art. Leicht.

Leichtigkeit im Heben der Laſten. Die Nothwendigkeit beym Heben ſchwerer Laſten, um ſie an einen andern Ort zu bringen, ſich ſo viel als möglich Erleichterung in Hinſicht darauf zu verwendender Zeit, Kraft und Koſten zu verſchaffen, iſt von jeher ſchon von allen Nationen eingeſehen, und, um mehrere Vortheile zu erlangen, um den Zweck dieſer Wünſche zu erreichen, hat man ſchon längſt die Lehren der Mechanik zu Hülfe gezogen, und zu dieſem Behufe viele Maſchinen zu erfinden und anzuwenden geſucht. Die Hauptſache hierin beruhet lediglich darauf, die Lehre vom Hebel immer geſchickter anzuwenden, ſo daß dadurch die Kräfte verdoppelt werden. Zu dieſem Behufe ſind die vielen Arten von Krahnen ſchon erfunden, und nach des Orts Lage angebracht worden, worüber man den XLVIſten Theil der Encyklopädie, S. 545, fgg. nachſehen kann.

Was aber das leichte und ſchnelle Beladen der Frachtwagen betrifft, welche an allen Orten, wo die Fracht ſich befindet, geſchieht, und welches oft viele Menſchen und Mühe erfordert, ſo iſt in dieſer Abſicht von einem gewiſſen Herrn Buſchendorf in Leipzig, eine Maſchine bekannt gemacht worden, die dies mühſame Geſchäft ſehr erleichtern ſoll; indem das gewöhnliche Beladen der Frachtwagen vermittelſt der Schrotleiter und mehrerer Hände, etwas langſam von Statten geht, und auch zuweilen mit beträchtlicher Gefahr verknüpft iſt. Der Herr Buſchendorf meint daher, es wird in großen Handelsſtädten, und wo überhaupt viele Fracht auf die Achſe zu verladen iſt, hier beſchriebene Maſchine, welche die ganze Ladung durch Kraftanwendung einiger weniger Menſchen, auf einmahl empor hebt, ſie in jeder beliebigen Höhe durch

ſich ſelbſt feſt hält, und dann langſam auf den Wagen nieder läßt, gute Dienſte leiſten, und ihre Aufwandung und Anſchaffung auf vielfache Art reichlich vergelten.

Die Figur 4323 zeigt dieſe Maſchine von der Seite, und Figur 4324 ſtellt ſie von der obern Anſicht dar. Sie beſteht aus vier eichenen Säulen, welche unten Blockräder haben, und welche mit Rahmenſtücken, Riegeln und Kehlbändern zuſammengefugt und verbunden ſind. In Figur 4325 ſieht man ſie von hinten mit empor gehobner Laſt; und in Figur 4326 hat ſie dieſe Laſt auf den untergefahrnen Frachtwagen niedergelegt. Die ganze Fügung und Verbindung des Gerüſtes wird aus dieſer Zeichnung deutlich ſeyn; woher man hierüber nichts weiter anzuführen braucht.

Das Hebewerk beſteht aus zwey Seilwellen a und b, (Figur 4323 und 4324,) davon der Durchmeſſer der erſten ſich zum Durchmeſſer der zweyten, wie 3 zu 2 verhält. Dieſe Wellen haben an ihren Enden ſtarke gezähnte eiſerne Räder u, u, u, u, von einerley Größe und Zahnzahl, welche in die beyden Getriebe der Mittelwelle c eingreifen, und alſo durch Umdrehung dieſer in Bewegung geſetzt werden. Dreht man die Mittelwelle, ſo bekommen jene Seilwellen, um welche die vier Enden von zwey ſtarken Seilen geſchlungen ſind, eine Bewegung, die zwar gleich geſchwind, aber verſchieden gerichtet iſt, ſo daß, wenn ſich das Seil an der einen abwickelt, es ſich bey der andern aufwickelt. Da nun der Umfang der einen Welle größer als der andern iſt, ſo wird ſich auch, nachdem nun die große Welle aufwindet, mehr Seil aufwickeln, oder mehr Seil abwickeln, wenn die kleine Welle abwickelt.

Die beyden Seile f, f, Figur 4323, welche von einer Welle zur andern gehen, und um jede von der entgegengeſetzten Seite eben herum geſchlungen ſind, tragen zwey

zwey Kloben, g, g, welche an einem ſtarken Balken h, h, angefugt, und zwar ſo angefügt ſind, daß ſich ihre Gabeln drehen können, je nachdem nun die Richtung der Seile eine Wendung der Rollen verlangt. Verkürzen ſich nun die beyden Seile durch Aufwickelung an der großen Welle, welche ein und einhalb Mahl ſo groß iſt, als die Abwickelung an der kleinen Welle — denn die Peripherien der Wellen verhalten ſich wie ihre Durchmeſſer — ſo wird der Balken empor gehoben; und verlängern ſich die Seile, welches der Fall iſt, wenn die große Welle abwindet, ſo wird jener Balken niedergelaſſen. Dieſer Balken hat fünf eiſerne Kappen i, i, i, i, i mit Haken auf beyden Seiten, in welche letztere ſtarke Ketten, wie auf der Figur zu ſehen iſt, zur Umfaſſung der Fracht oder Laſt, welche empor gehoben werden ſoll, eingehängt werden.

Will man nun vermittelſt dieſer Maſchine einen großen Fuhrmannswagen beladen, ſo bringt man die ganze Fracht zuſammen, und legt ſie ſo an, auf und neben einander, wie ſie auf dem Wagen, deſſen Länge und Breite man auszumeſſen hat, liegen ſoll, ſchiebt dann die Lademaſchine darüber, läßt den Tragebalken nieder, zieht die Trageketten unter der Laſt an den ſchicklichen Orten durch, und hängt ſie auf der andern Seite wieder in ihre Haken ein. Iſt die Laſt auf dieſe Art ſicher, und ſo kurz als möglich mit dem Tragebalken verbunden, ſo fängt man an, ſie empor zu winden, und zwar ſo hoch, (ſ. Figur 4325,) daß der zu beladende Wagen, wenn die eine Sparrleiſte weggenommen iſt, gemächlich zwiſchen die Maſchine hinein und unter ſie geſchoben werden kann.

Dieſes Aufwinden geſchieht nun folgender Geſtalt. An der Mittelwelle c, ſind auf beyden Enden ſtarke ſägeförmig gezahnte eiſerne Räder d, d, befeſtigt, deren eines ſeine Zähne gegen die große Welle zu, das ande-

kann dabey eine groſse Freude oder Traurigkeit empfinden, allein sie dauert nicht lange. Der Veränderliche freuet sich einen Augenblick über ein Glück, daſs ihm begegnet, und gleich darauf hat er es wieder vergessen, bis etwas vorfällt, welches ihm das zugestoſsne Glück aufs neue wieder in Gedanken bringt, und also seine Freude erneuert. Eben so verhält er sich auch bey dem Unglücke, bald ist er traurig, bald giebt er sich wieder zufrieden.

Im Artikel **Leichtfertigkeit**, welcher im Ganzen eben das, was Leichtsinnigkeit, ausdrückt, habe ich schon verschiedenes hierher gehörige abgehandelt, und ich füge nur noch hinzu, daſs der Leichtsinn, oder die Leichtsinnigkeit, sehr häufig schon in der gehabten Erziehung der Menschen liege. Der Leichtsinn verleitet zu Unrecht, Betrügerey und allen Arten menschlicher Bosheit, ja selbst die heutigen allenthalben angesponnenen Revolutionen, können häufig nichts weiter als Geburten von leichtsinnigen Menschen seyn. Hierbey fällt mir der vortreffliche Gedanke des Herrn Forstraths Enderling ein (*); er redet von dem beständigen Kriege der Menschen mit den Raubthieren und sagt: —— „es ist zu verwundern, daſs der Hund das einzige „Raubthier ist, welches in diesem Kriege dem Men„schen gegen alle Thiere freywillig beysteht, als ob er „allein unter allen Raubthieren die Herrschaft des „Menschen anzuerkennen, für seine Schuldigkeit hielte. „Wahrhaftig, eine wunderbare liebenswürdige Eigen„schaft, eine Treue, die wohl verdient mit Gewogen„heit belohnt und nachgeahmt zu werden, besonders in „Rücksicht der Treue gegen den Landesherrn!“ ——

Leichtstein, ist ein etwas breites kleines Blech, welches die Bergleute beym Grubenlicht gebrauchen, den Tocht damit zu putzen, und vorwärts zu schieben.

Leich-

(*) Natürliche Cameral-Wissenschaft, 2 B. S. 71.

b, wird eine ſolche Bewegung mitgetheilt, daß die große aufwindet, indeſſen die kleine abwindet; und man ſetze dieſe Hebelbewegung ſo lange fort, bis die Laſt hoch genug empor gehoben iſt.

Dieſe beyden Wellen halten ſich nun durch die zwiſchen liegende Mittelwelle das Gleichgewicht, ſo daß die aufgezogene Laſt, ſey ſie auch noch ſo groß, keine Rückbewegung bewirken kann, und daß folglich nicht die mindeſte Sperrung, die nach jedem Hube einfiele, weiter nöthig iſt. Nennen wir die lebendige Kraft am Ende des Hebels k = 1, ſo iſt ſie bey v (Fig. 4327), und folglich am Ende des Hebels e (Fig. 4325), = $2\frac{1}{2}$, bey d (Fig. 4323), = 10, bey u (Fig. 4324), = 25, und an der Peripherie der großen Welle, = $31\frac{1}{4}$, ſo daß alſo ein dort angebrachter Centner, welches noch lange nicht das Gewicht eines erwachſenen Menſchen von gewöhnlicher Größe iſt, hier bey a, auf 30 Centner und drüber, die Friction nicht mitgerechnet, vermag. Wäre nun die ganze Wagenladung 60 Centner, ſo trüge jede Welle 30 Centner, und nur 30 Centner wären, da bloß die große Welle hebt, empor zu heben. Nun drückt zugleich die kleine Welle mit dem halben Gewichte ihrer Laſt = 15 Centner, als wodurch eben das Stehen der Wellen bewirkt wird, gegen das Getriebe der Mittelwelle niederwärts, und durch dieſes gegen das Rad der großen Welle aufwärts, wodurch denn jene Kraft noch einen beträchtlichen Zuwachs, der die Friction übertrifft, und die Hebung erleichtert, erhält. Man ſieht alſo, daß man mit dieſer Maſchine eine unerwartet große Laſt mittelſt einer kleinen, vermittelſt des Gewichtes eines einzigen Menſchen empor heben, und in jeder Höhe durch ſich ſelbſt ſchwebend erhalten kann, wodurch ſie nicht allein zum Wagenbeladen, ſondern auch noch zu vielem andern Gebrauche, wo große Laſten

2. Man versteht unter Leichtsinn auch denjenige Zustand des Gemüthes, da man ohne gegründete Ursache, aus bloßer Willkür, von einer Vorstellung oder von einem Grundsatze zum andern übergehet. In beyden Fällen wird es auch von der Fertigkeit dieses Zustandes gebraucht, welche aber eigentlich das Wort Leichtsinnigkeit ausdrückt. Im Plattdeutschen heißt dieses Wort Lichtmoot. Man sehe den Artikel Leichtfertig und Leichtfertigkeit, welche hiermit sehr genau verwandt sind.

Leichtsinnig; ist sowohl ein Adjectivum als Adverbium und geht seine Grade: leichtsinniger und leichtsinnigste, durch, wo es so viel bedeutet, als Leichtsinn habend, weßhalb man dieses Wort verschiedentlich gebrauchet; z. E. ein leichtsinniger Mensch; eine leichtsinnige Handlung; leichtsinnige Reden, und dergleichen mehr. Im Plattdeutschen heißt es lichtmödig, oder lichthardig, (leichtherzig,) im Schwedischen lättsinnig.

Das Wort leichtsinnig kann auch in aller Rücksicht relativisch betrachtet werden, je nachdem die Begriffe der Menschen und Nationen sind. Hierüber will ich nur einen Vergleich anstellen: Der noch ganz an die alten Satzungen hängende Jude hält es für eine der leichtsinnigsten Handlungen in seinem Volke, wenn seine Glaubensbrüder ohne bedecktes Haupt trinken; — der deutsche Bauer hingegen, und alle diejenigen, welche sich in Sitten und Begriffen noch nicht weit über ihn erhoben haben, halten es wiederum für sehr leichtsinnig, wenn jemand ihres Gelichters sich mit einer Mütze oder überhaupt mit bedecktem Haupte zum Essen setzt. Diese letzte Gewohnheit ist sehr alt, und scheint in einer wahren Gottesverehrung ihren Grund zu haben, indem man die Gabe Gottes nicht ohne Ehrerbietung annehmen wollte. Aber auch eben dieser Begriff fand bey den Juden Statt — und nur in

der Ausübung der Devotion gegen den gütigen Geber ſteckt die Verſchiedenheit der Begriffe; und aus dieſer Verſchiedenheit entſpringt auch die darnach eingerichtete Regel, die Gränzen zwiſchen dem Leichtſinne und wirklichem einmahl als richtig angenommenen Wahrheitsſinn. —

Leichtſinnigkeit. Dieſes Wort wird auf dreyerley Art gebraucht, denn es bedeutet 1) eben das was Leichtfertigkeit ſagt, nähmlich die Fertigkeit leichtſinnig zu ſeyn, alſo den Leichtſinn ſelbſt, und in dieſer Hinſicht wäre es ohne Plural gebräuchlich; 2) den Zuſtand des Leichtſinnes ſelbſt, ebenfalls ohne Plural, und 3) verſteht man darunter leichtſinnige Handlungen.

Leichtſinnigkeit, Unbeſtändigkeit und Veränderlichkeit, bedeuten nach dem Stoſch faſt einerley. Ein leichtſinniger Menſch wird ſich niemahls mit wahrem Ernſte und Eifer auf eine Sache legen, es iſt nichts, was er recht zu Herzen nehmen ſollte. Ein Unbeſtändiger kann zwar im Anfange ſehr hitzig und ernſtlich eine Sache treiben, aber es währet nicht lange. Ein Veränderlicher fällt von einem auf das andere.

In der Freundſchaft meinet es alſo ein leichtſinniger Menſch niemahls recht ernſtlich, er iſt kein wahrer Freund, und man kann ihm kein Geheimniß anvertrauen. Der Unbeſtändige, meinet es zwar anfangs ernſtlich und gut, aber ſeine Geſinnung dauert nicht lange, nach und nach wird ſeine Freundſchaft erkalten. Der Veränderliche iſt zu einer Zeit recht hitzig in ſeiner Freundſchaft, und zu einer andern ganz kaltſinnig. Heute wird er ſeinem Freunde alles zu Gefallen thun, und Morgen alles abſchlagen, bis hernach eine Zeit kommt, da ſeine Freundſchaft gleichſam von neuem erwachet.

Der leichtſinnige Menſch nimmt weder ein Glück noch ein Unglück ſehr zu Herzen. Der Unbeſtändige

kann dabey eine groſſe Freude oder Traurigkeit empfinden, allein ſie dauert nicht lange. Der Veränderliche freuet ſich einen Augenblick über ein Glück, daß ihm begegnet, und gleich darauf hat er es wieder vergeſſen, bis etwas vorfällt, welches ihm das zugeſtoßne Glück aufs neue wieder in Gedanken bringt, und alſo ſeine Freude erneuert. Eben ſo verhält er ſich auch bey dem Unglücke, bald iſt er traurig, bald giebt er ſich wieder zufrieden.

Im Artikel **Leichtfertigkeit**, welcher im Ganzen eben das, was Leichtſinnigkeit, ausdrückt, habe ich ſchon verſchiedenes hierher gehörige abgehandelt, und ich füge nur noch hinzu, daß der Leichtſinn, oder die Leichtſinnigkeit, ſehr häufig ſchon in der gehabten Erziehung der Menſchen liege. Der Leichtſinn verleitet zu Unrecht, Betrügerey und allen Arten menſchlicher Bosheit, ja ſelbſt die heutigen allenthalben angeſponnenen Revolutionen, können häufig nichts weiter als Geburten von leichtſinnigen Menſchen ſeyn. Hierbey fällt mir der vortreffliche Gedanke des Herrn Forſtraths Enderling ein (*); er redet von dem beſtändigen Kriege der Menſchen mit den Raubthieren und ſagt: —— „es iſt zu verwundern, daß der Hund das einzige „Raubthier iſt, welches in dieſem Kriege dem Menſchen gegen alle Thiere freywillig beyſteht, als ob er „allein unter allen Raubthieren die Herrſchaft des „Menſchen anzuerkennen, für ſeine Schuldigkeit hielte. „Wahrhaftig, eine wunderbare liebenswürdige Eigenſchaft, eine Treue, die wohl verdient mit Gewogenheit belohnt und nachgeahmt zu werden, beſonders in „Rückſicht der Treue gegen den Landesherrn!“ ——

Leichtſtein, iſt ein etwas breites kleines Blech, welches die Bergleute beym Grubenlicht gebrauchen, den Tocht damit zu putzen, und vorwärts zu ſchieben.

Leich-

(*) Natürliche Cameral-Wiſſenſchaft, 2 B. S. 71.

Leichzeit, iſt diejenige Zeit, in welcher gewöhnlich die Fiſche zu leichen pflegen. Was **Leich** und **Leichen** heißt, iſt ſchon in der Encyklopädie, Th. LXXIII, S. 86, beſchrieben worden, nähmlich wenn in gewiſſen Jahrszeiten die Milchner und Rogner an ſeichten Orten, in Flüſſen, Seen und Teichen, ihren Samen und die Brut von ſich laſſen, welche letztere hernach von der Sonnenwärme lebendig wird. Bey den Fiſchen weicht die thieriſche Oekonomie in Hinſicht der Fortpflanzung von der Einrichtung anderer Landthiere beträchtlich ab. Man hält dafür, daß keine wahre Begattung unter den Fiſchen geſchehen könne, weil ſie keine äußerlichen Geburtsglieder haben; indeſſen weiß man doch ſo viel, daß das männliche Geſchlecht dem weiblichen zuweilen nachfolget, daß es ſich ſehr nahe an das Weibchen begiebt, und daß beyde Theile ſich mit den Bäuchen an einander reiben; nachher läßt das Weibchen den Rogen von ſich, das Männchen folgt dieſem Striche ſehr begierig nach, und läßt ſeinen Samen oder Milch auf dieſen fließen, welches man für die Befruchtung hält. Die Fruchtbarkeit der Fiſche übertrifft die aller andern Thiere, ſo daß man 3 bis 4 Millionen Eyer bey einem Cabeljau gezählet haben will.

Viele von den Seefiſchen verlaſſen gegen ihre Leichzeit das Meer, und ſteigen in die Flüſſe, um ihren Eyern eine beſſere Stelle zu verſchaffen; manche Gattungen aber, welche zu entfernt vom Geſtade ſind, können ſo weit nicht hin kommen, weßhalb ſie ihre Eyer auf der Oberfläche der See ſchwimmen laſſen, wo ſie von den Sonnenſtrahlen ausgebrütet werden. Unſre mehreſten Fiſche in den Landſeen ſuchen um dieſe Zeit überſchwemmte Wieſen, Bäche, Gräben, ja ſogar die unbeträchtlichſten Waſſerläufe auf, und gehen ſtets gegen den Strom. Hier ſtehen ſie, ſo wie auch am flachen ſandigen Ufer zuweilen ſo hoch, daß man den

ihm etwas Widriges, oder Unglückliches, zugefü[illegible]
ßen sey.

Wir haben Leid, sowohl, wenn wir uns selb[illegible] ist etwas Unrechtes gethan haben, da wir sagen: es ist uns leid; als auch, wenn uns von einem ande[illegible]n ein Unrecht angethan worden ist, da wir sagen: es hat uns leid gethan. Daher kommt auch das Wo[illegible]rt beleidigen, jemanden Leid oder Unrecht anthun. Die[illegible]ser Begriff scheint sogar in der Redensart übrig zu seyn: Leid tragen über einen Todten, weil man ehedem unter einigen heidnischen Völkern die Todten beschuldigte, daß sie unrecht gethan hätten, ihre Freunde zu verlassen, und sie daher bey dem Begräbnisse zu befragen pflegte, warum sie gestorben wären, da ihnen doch niemand etwas zuwider gethan, und sie alles Nöthige auf der Welt gehabt hätten? wie ich dergleichen verschiedene Beyspiele, Th. LXXIII, im Art. Leichenbegängniß angeführt habe.

Herzeleid erlebet man an solchen Personen, die uns besonders nahe angehen. Aeltern haben Herzeleid an ungerathenen Kindern. Es ist ein großes Herzeleid für sie, wenn ihnen erwachsene Kinder, von denen sie die beste Hoffnung hatten, durch den Tod entrissen werden. Ein großes Herzeleid für einen Ehegatten, wenn er des andern beraubet wird. —

Wir sehen also allemahl das uns begegnende Leid als ein Unglück an, und daher sind wir dabey sowohl traurig, als betrübt; daher die biblischen Redensarten: Ich werde mit Leide hinunter fahren in die Grube. (1 Mos. 37, 35.) Und ward aus dem Siege des Tages ein Leid unter dem ganzen Volk. (2 Sam. 19, 2.) Ich habe ihr Geschrey gehört — ich habe ihr Leid erkannt. (2 Mos. 3, 7.) Und so in andern Stellen mehr, wo auch die Redensart

tragen, d. i. Gram, Kummer, Betrübniß überhaupt empfinden, häufig vorkommt.

Um jemand leidtragen, heißt also daher, eines Menschen Tod bedauern; hingegen, einem das Leid klagen, wie dieses noch in einigen Gegenden gebräuchlich ist, heißt: condoliren, oder ihm sein Beyleid bezeigen. Hieraus entsteht wieder die figürliche Bedeutung der Trauerkleidung, doch nur im gemeinen Leben, sowohl Ober- als Niederdeutschlands; ferner: im Leide gehen, trauern, oder die Trauerzeit, ja sogar die Trauerkleidung; woher das volle Leid, das Halbleid und das Kleinleid. Nicht weniger verstand man ehemahls, und versteht man zuweilen auch noch unter Leid, im figürlichen Verstande, das Leichenbegängniß, die Leichenbegleitung, — und in dieser Hinsicht bedeutet: im Leide gehen, in der Leichen-Procession — in der Nachfolge gehen. — Das Leid begleiten, heißt: die Leiche begleiten; folglich dehnt sich dieser Begriff sogar bis auf den Begriff von einer Leiche aus; also ein Männerleid, eine männliche Leiche — ein Weiberleid, eine weibliche Leiche. Hierher gehören auch die zusammengesetzten Wörter, welche in Ober- und Niederdeutschland hin und wieder noch im Gebrauche sind, als: Leidbitter, Leidbrief, Leidfrau, Leidhaus, Leidkleid, Leidflor, u. s. w. statt Leichenbitter, Trauerbrief, Klagefrau, Trauerhaus, Trauerkleid, Trauerflor, u. s. w.

Aus diesem allen wird man abnehmen, daß das hochdeutsche Wort Leid, für Sprachforscher nicht allein sehr wichtig, sondern an und für sich selbst auch von einem sehr großen Bedeutungsumfange sey, denn es zeiget Kummer, Gram, Reue, Haß, Widerwillen, Traurigkeit, Betrübniß, Beleidigung, ja sogar mit noch einigen andern Zusätzen verbunden, und dann figürlich genommen, die Trauerkleidung, den Trost in der Trauer, und — die Leiche selbst an.

Die plattdeutſche Sprache (*), welche man, als erwieſen, für älter als die hochdeutſche anſehen kann, drücket alle dieſe Bedeutungen, wie es ſchon angeführet worden, mit dem Worte Leed aus, und hierzu geſellet ſich noch eine Hauptbedeutung, (vielleicht, weil dieſe Sprache ärmer als ihre Tochter war,) nähmlich der Begriff von einem Liede, Geſange, oder figürlich, weil Geſänge und Lieder Texte haben, von einem Gedichte, einer Ode, Romanze, oder Erzählung jeder Art in Verſen. Der Plural dieſes Wortes heißt Leeder, oder nach anderer Mundart Leerä, woher ein ſolcher Mann, der auf dem Lande mit Gedichten, Traumbüchern, u. dgl. herumgeht, een Leeräkiel, oder bey denen, die ſchon etwas feiner ſprechen wollen, een Leedermann, genannt wird. Das Geſangbuch nennen viele von den wendiſchen Nachkommen in Niederſachſen: dat hilg Leerăbook, das heilige Liederbuch. —

Ich

(*) Es iſt möglich, daß mancher Leſer, der den Geiſt dieſer Sprache nicht kennt, oder wenigſtens ihn nicht für ſo wichtig, ſo überaus viel einfließend in unſere jetzige hochdeutſche Sprache hält, als er doch wirklich iſt, und deshalb merke ich hier an, daß die plattdeutſche Sprache älter iſt, als die hochdeutſche; ja ſogar, daß es Schriftſteller gegeben, die die griechiſche Sprache für eine Tochter der celtiſchen, oder alten deutſchen Sprache, erkläret, und ſich dieſes nicht haben ausreden laſſen wollen. Davon zeuget Jac. Fr. Reimmann (Hiſt. litter. P. I. p. 170). Auch Joh. Goroy, mit dem Beynahmen Becanus, äußerte ſchon vorher ſolche Grundſätze; als ungezweifelte. Holland war in ſeinen Augen das ehemahlige Paradies — und eine alte plattdeutſche Mundart die Mutter aller übrigen Sprachen. (*H. Opit.* ogd. quaeſt. philolog. I. p. 5. Jen. 1672. 4. *H. Muhlii* diſſert. de orig. var. *linguar.* p. 29. Kil. 1692. 8.) Wenn dieſe Meinungen nun zwar wohl zu weit getrieben, ſo hat ihnen vielleicht die ſehr große Aehnlichkeit einiger griechiſchen Wörter mit einigen plattdeutſchen, ſowohl im Klange als in der Bedeutung ſelbſt, Anlaß dazu gegeben. Man ſehe Hannöveriſche gelehrte Anzeigen, aus dem Jahre 1750, St. 51.

Ich habe im Artikel Leichenbegängniß zu zeigen geſucht, daß von je her, ſo weit uns die Geſchichte der Völker bekannt iſt, das Klagen um die Todten nach gewiſſen Ordnungen eingerichtet worden, wobey man auch die Thaten und Tugenden des Verſtorbenen, in gewiſſen geordneten Reden verfaßt, abſang; aber auch nicht allein die Todtenklagen wurden geſungen, ſondern es iſt bekannt, daß die Propheten und Wahrſager ehedem ihre Prophezeiungen mit Geſang ausgeſprochen haben. Als Bileam weiſſagen wollte, hub er ſeine Lieder an, und Moſis Abſchiedsrede und Segen an das Volk beſtand in einem Liede. Samuel ſagte dem Saul: es werde ihm ein Haufen Propheten begegnen, und vor ihnen her ein Pſalter und Pauken und Pfeifen und Harfen und ſie weiſſagend. — Die Harfenſpieler des Sauls haben wahrſcheinlich nicht, ohne dabey Lieder zu ſingen, geſpielt, welches ſich ſchließen läßt, weil Eliſa, wie er weiſſagen ſollte, einen Spielmann forderte, und darauf erſt, wie muſicirt worden, heißt es, ſey die Hand des Herrn auf ihn gekommen. Ohne Zweifel hat auch die Delphiſche Prieſterinn mit Geſang geantwortet, indem ſie ihre Antwort in Verſen, welche zu der Zeit geſungen wurden, hervorgebracht. Daher auch ſowohl Apollo eine Leyer, als die Muſen muſikaliſche Inſtrumente führen. Orpheus, welcher einen neuen Gottesdienſt in Griechenland gebracht, wird zugleich als ein vortrefflicher Muſicus beſchrieben. Die Lehren und Geheimniſſe der Religion, die Thaten berühmter Männer, Prophezeiungen — alle dieſe Dinge waren mit der Dichtkunſt in genauer Verbindung, wurden von den Prieſtern aufbewahrt, und unter Geſang publicirt, wovon auch Vates ſowohl einen Dichter als Wahrſager bedeutet.

Wenn wir nun zwar den Inhalt unſerer alten Bardenlieder, die ebenfalls Religionsgeheimniſſe, Heldenthaten, Prophezeiungen und Geſchichte im Allgemeinen in ſich enthielten, nicht mehr vollſtändig haben, ſo wiſſen wir doch ſo viel, daß ſie geſungen, folglich muſikaliſch vorgetragen worden, und in dieſer Rückſicht bedeutet das alte deutſche Wort Leed eine jede in feyerlicher Gemüthsſtimmung verfaßte und abgemeßne Rede. Solche Lieder ſind auch das hohe Lied Solomonis, und die Klagelieder Jeremiä, in welchen letztern beſonders (C. 3, v. 63.) noch bewieſen iſt, daß bey allen Gelegenheiten Lieder geſungen worden.

Die Deutſchen verfaßten noch nach den Zeiten Heinrichs des Vogelſtellers, ihre Chronicken nach dieſer uralten Sitte in Verſen, wovon ich hier das Fragment aus einer ſolchen Chronik anführen will:

Ryne alde Kroniken
Hoch wo jen. (Hören wir ſagen. Je, ja: jen, jehen, beſehen.)
Dat de Fürſte degenerich (Degenreich)
Nette ſo Wibe herlich
Ryne Frowen de heis Mechtild
De was van Ringelheim, alſo men wilt,
Grewen Imathes Suſter,
De gewan dem Konige ſich
Dre Sone herlich,
Otto, Brun unde Henrich,
Yan den ek hierna ſpreken wil.

Dieſes iſt die Stelle, (Chronicon Rhythmicum Principum Brunsuicenſium Tom. III. Scriptorum Rerum Brunsvic. *Leibnitii*, pag. 18, ſeq.) woraus einige Geſchichtſchreiber haben beweiſen wollen, daß die Königinn Mechtild, Heinrich des Vogelſtellers Gemahlinn, die Tochter eines Grafen von Ringelmi, oder

oder Ringelheim, geweſen ſeyn ſolle. Was die hiſtoriſch-genealogiſche Richtigkeit dieſes Liedes betrifft, ſoll hier nicht entſchieden werden, wohl aber ſo viel, daß auch dergleichen Materien Lieder (Leeder) waren, um ſie faßlicher und eindrücklicher zu machen.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich eine Anmerkung nicht vorbey laſſen, die mir vielleicht in der Folge nicht ſo lebhaft als jetzt ſeyn möchte, worauf mich aber das plattdeutſche Wort Leed führet. Es exiſtirt eine alte Sage, faſt unter allen Nationen, daß der Schwan vor ſeinem Ende ſinge, und hierdurch ſeinen nahen Tod anzeige. In wiefern ſchon Plinius, Apulejus und Cicero dieſe Sage für eine Fabel halten, und ſie erklären, will ich hier, als bekannt, nicht anführen, allein eine mir nicht unwahrſcheinliche Muthmaßung äußern, (weil ich darüber noch nichts Beſtimmtes geleſen habe,) daß das altdeutſche Wort Swanen Leed, welches wir im Hochdeutſchen Schwanengeſang überſetzen, und damit den Begriff jener ehemahligen Sage verbinden, nicht dieſe vermeinte Bedeutung — oder wenigſtens nur ſehr entfernt figürlich habe; — daß vielmehr die Bedeutung des Ausdrucks Swanen Leed in denjenigen Zeiten des grauen Alterthums aufzuſuchen ſey, in welchen die Religionslehren der verſchiedenen Völker noch faſt überall einerley, und nur von Mund zu Mund den Nachkommen, alſo durch mündliche Traditionen, übertragen worden ſind — und daß alle Völker der Vorzeit, bey denen dieſe Sage, ſelbſt auch in ihren verſchiedenen Sprachen, bekannt und geltend geweſen, ſelbige aus einer Urquelle geſchöpft haben können. Vielleicht haben andere Völker durch Veranlaſſung ihrer Sprache ſchon bald die eigentliche Bedeutung dieſes Wortes oder Begriffes verloren, und nur die alten Deutſchen behielten ihn rein, bis ſich die Sprache änderte, und ſie ihn dann wörtlich nahm, und ſich aus der Naturgeſchichte des Schwans über-

überzeugte, daß der Vogel Schwan nicht singe, und die Sage, in der Art verstanden, eine Fabel sey.

Cicero (*) erzählt eine Rede des Socrates, welche er bey Herannahung seines Todes geführet, und bedienet sich hier des Gleichnisses, daß nähmlich, wie die Schwäne, welche nicht ohne Ursache dem Apollo gewidmet sind, weil man glaube, daß sie die Weissagungskraft von ihm haben, das Gute in dem Tode vorher sehen, und daher mit Gesang und Vergnügen sterben sollen — es also auch alle gelehrte und rechtschaffene Männer machen müssen. Wenn nun gleich Cicero und Socrates wußten, daß die Sage vom Schwanengesange ihren ersten Ursprung in der allerältesten Bilderwissenschaft hatte — daß unter lauter Hieroglyphen die Wahrheit von den Priestern und damahligen Verwahrern der Wahrheit (die das Volk nicht kannte, und von mehrern andern Völkern hernach zu Fabeln gemacht,) geheim gehalten, und den Laien nur das mitgetheilt wurde, was man für gut befand; — so läßt sich leicht denken, wie ein ehemahliger klarer Urbegriff, mit der Zeit ganz verschroben worden. Ich will mich hier nur bloß auf die deutsche Sprache einlassen, um nicht weitläuftiger zu seyn: Schwanen, wahnen, und ahnen, (in der plattesten Sprache: swanen oder zwanen, waynn und aynn,) haben ursprünglich eine Hauptbedeutung, und jeder, der die Sprache kennt, muß mit mir darin übereinkommen, daß solches ein gewisses Denken zum voraus — ein gewisses Ahnden, eine Selbstprophezeiung; oder in Beziehung auf äußere Dinge: eine Vorhersage, Lehre, oder Prophezeiung im Allgemeinen, bedeute. Man sagt sogar noch: es schwanet, ahndet, oder wahnet mir dieses oder jenes ꝛc. — Auch ists allen wirklichen Gelehrten bekannt, welche gehei-

(*) Tuscul. Quaest. L. I. C. 30.

geheime, gewaltige und heilige Eigenſchaften man dem Waſſer, vermöge der in demſelben wohnenden, und mit ihm verbundenen Geiſtern, zuſchrieb. Die Griechen und Römer hatten Haupt- und Untergötter des Meeres, und faſt jeder Fluß und Quelle hatte ihren beſondern Geiſt oder Gott, woher uns auch die in dem Sitze der Geiſter befindlichen fünf Flüſſe: Cocytus, Acheron, Lethe, Phlegethon und Styx, bekannt genug ſind. Die allerälteſten Libationen geſchahen mit Waſſer (*), und die delphiſche Prieſterinn mußte ſich vor einer Antwort in dem caſtaliſchen Brunnen gewaſchen haben, von welchem es bekannt iſt, daß er dem Gotte des Orakels, Apollo und den Muſen geweihet geweſen. Von den deutſchen Wahrſagerinnen berichtet Plutarch in ſeinem Cäſar, daß ſie die Wirbel, Kreiſel und Geräuſche der Bäche beobachtet, und darnach zukünftige Dinge vorher geſaget haben. Die Allmannen, oder Alemannier, haben nach dem Agathias Scholaſticus, die Fälle der Flüſſe zu verſöhnen geſucht, und ihnen geopfert; — es hatten aber auch die mitternächtlichen Völker einen Haupt-Waſſergott, oder Neptun, welchen ſie Norca, Nicken, Nikur, Neccus, und Neccis, nannten, und ihren Waſſernymphen oder Nixen gaben ſie den Nahmen Nehen (**). Die Seeländiſche Göttinn Nehalennia, deren ſchon im Art. Leichenverbrennen gedacht worden, ſollte wohl eigentlich den Neumond bedeuten; allein, ſie wird aber auch zugleich, weil man ſchon in den älteſten Zeiten vielleicht der Gewalt des Mondes die Ebben und Fluthen zuſchrieb, als Herrſcherinn über das Meer, auch auf dem Vordertheil eines Schiffes ſtehend, (oder auch gar

(*) *Porphyr.* de abſtin. II, 20.

(**) *Keysler*, Ant. ſeptentr. p. 260, ſeqq. Encyklopädie, Th. LXXIII, S. 170.

gar den Neptun mit seinem Dreyzack und einem D[illegible]el-
phin zur Seite habend,) wie eine Amphitrite, vor[illegible]ge-
stellt (*). Zu ihren Altären oder heiligen Oert[illegible]rn
wurden allemahl solche Gegenden oder Oerter erw[illegible]h-
let, wo ein lebendiger Brunnen oder Quelle vorh[illegible]an-
den war; bey welchen auch, weil man glaubte, d[illegible]aß
die dahin gehörigen Geister dort vorzüglich hause[illegible]n,
so wie gewöhnlich, den Göttern des Wassers geop[illegible]fert
wurde (**). Von diesem ehemahligen Aberglauben
rühret es auch ohne Zweifel her, daß das sogenannte
göttliche Gericht des kalten und heißen Wassers (judi-
cium Dei aquae ferventis & frigidae), oder, im All-
gemeinen, die Wasserprobe (s. Hexe und Leicht-
gläubigkeit), auch nach schon längst eingeführte[illegible]r
christlichen Religion, noch so lange Zeit in Deutsch-
land Unglück angerichtet hat (***).

Die Ursache dieses Aberglaubens kann nichts a[illegible]n-
ders gewesen seyn, als: da das fließende Wasser un[illegible]d
die Quellen den fortgehenden Fluß gleichsam als eine[illegible]n
Hauch aus dem Innern des Berges oder der Erd[illegible]e
hervorbringen — ihre Fluthen durch eine gewisse in ih[illegible]s-
nen verborgene Kraft, (denn man kannte damahls di[illegible]e
Theorie der Schwere noch nicht so als jetzt,) fort bewege[illegible]n,
zu Zeiten erheben, zu Zeiten aber die obere Fläche, al[illegible]s
Lippen öffnen, auch ein Geräusch von sich geben, un[illegible]d
dan[illegible]

(*) *Keysler*, loc. cit. p. 239. 244.

(**) Eben daselbst, S. 15. 17. 47. 63. 70. und 72.

(***) Bey den Negern von Whidah ist der dritte allgemeine F[illegible]e-
tisch oder Gott das Meer, und sie verehren dasselbe unt[illegible]er
dem Bilde einer Schlange. Ist das Meer stürmisch, da[illegible]ß
die Einwohner nicht fischen, oder die Europäer ihre Waa-
ren nicht aussetzen können, so bringen sie ihm große Opfer,
indem sie allerhand Arten von Güter hinein werfen. Man
schlachtet sogar am Ufer einen Ochsen und ein Scha[illegible]f, de-
ren Blut man in das Wasser fließen läßt, und wirft al[illegible]s-
dann einen goldenen Ring, so weit ein Mann werfen kann,
in das Meer. Sammlung aller Reisebeschreibungen,
4ter Th. S. 328, fgg.

daneben ſonſt mannigfaltigen Nutzen den Erdbewohner verſchaffen; ſo hat man in verſchiedenen Sprachen das Waſſer auch nach dieſen verſchiedenen Eigenſchaften nicht nur genannt, ſondern ſich in der Meinung auch beſtärkt, daß beſonders in dem ſich bewegenden, oder fließenden Waſſer, ein gewiſſes geiſtiges und göttliches Weſen verborgen ſey. Nichts war in den Zeiten nun natürlicher, als daß diejenigen Thiere, welche beſonders das Waſſer als ihr Hauptelement liebten, dafür angeſehen wurden, daß ſie mit den Geiſtern des Waſſers in naher Verbindung ſtehen müßten. (Von den Fiſchen hab ich im Artikel Leichenverbrennen geredet.) Und, wenn die alten Deutſchen alle jetzt bekannte Taucherarten nicht kannten, oder wenigſtens für ſie keinen beſondern Nahmen hatten, ſo kannten ſie doch gewiß Enten, Gänſe und Schwäne.

Wenn ich nun zwar nicht glaube, daß eine der alten deutſchen, oder wie wir ſie nun nennen, platten Sprachen, die Mutter aller übrigen ſey, ſo glaube ich doch davon überzeugt zu ſeyn, daß die obotritiſche, altdeutſche, oder wendiſche Sprache, wovon die Holländiſche, Engliſche, Plattdeutſche und Wendiſche noch Ueberbleibſel ſind, eine Ur- oder Mutterſprache ſey, in welcher einer jeden Sache, von ihrem Volke, eine ihrer Beſchaffenheit gemäße Benennung beygelegt wurde, die aber nur mit der Zeit durch Mundart und darnach erwachſene Begriffe verändert worden. Die alt-plattdeutſche Benennung der Ente iſt Aynt oder Aynn, wovon man zuerſt im Hochdeutſchen Ant oder Antvogel machte, ohne vielleicht auf die Urbedeutung des Wortes ſelbſt zu ſehen. Das Wort Aynt oder Aynn, führt aber auch den Begriff von Ahnden, ſich ſelbſt prophezeien, mit ſich, und — vielleicht hatte man dieſer Art Vögel nicht ohne Urſache ſolchen bedeutenden deutſchen Nahmen gegeben, weil ſie mit den Geiſtern des Waſſers immer ſo ver-

traut umgingen. Die Gans heißt in der altdeutſchen Sprache Gos und Gus, im Holländiſchen Goes; ja ſogar weiß man, daß ſie auch Hus genannt worden, woher die Prophezeiung des J. Huß noch herrühret, der geſagt haben ſoll: Nu bratet jy en Gans, um hundert Jahr en Zwan, den ſolt jy wol gebraten lan; in welcher er Anſpielung auf ſeinen und Luthers Nahmen macht. So bekannt als es iſt, daß die Alten das T und S ehedem häufig verwechſelten, wodurch die Wörter Gos und Gus, God und Gut, werden können; eben ſo bekannt iſt es auch, daß die Wörter God, Gut, Gad und Gott, in der genaueſten Verbindung ſtehen, und zum allerwenigſten ein großes wohlthätiges Weſen bedeuten, wie ich ſolches in den vorigen Artikeln ſchon bewieſen. Es hat daher die erſte deutſche Benennung der Gans, nähmlich Gus oder Gos, aller Wahrſcheinlichkeit nach auch Bezug auf ihre vermeinte Connectionen mit den ſich eingebildeten wohlthätigen Waſſergeiſtern, und ihr wurde deshalb ein Nahme beygelegt, den man allenfalls auch einem von den guten Geiſtern gab.

Was aber den Schwan betrifft, wovon hier eigentlich die Rede ſeyn ſollte, und iſt, (indem ich nur zuvor mir einen ſchicklichen Weg bis hieher bahnen zu müſſen glaubte,) ſo heißt dieſer in der alten Plattdeutſchen Sprache Swan, auch Zwan, und im Holländiſchen Swane, oder Swaen. Wachter leitet das Wort Schwan von dem alten deutſchen Worte gwynn her, welches weiß bedeuten ſoll, läugnet aber auch nicht, daß man dieſen Vogel Elbſch, Ylfete, Alpitz, und Alft, genannt habe, welches von Alp abſtammet (*), und auch dieſes bedeutet nicht allein weiß, ſondern auch einen Geiſt, eine Wahrſagerinn, oder Zauberinn. Im Art. Leichenopfer hab ich in einer An-

(*) Siehe Wachters Gloſſarium.

Anmerkung, S. 50, fgg. dargethan, daß das alte Wort irz allemahl eine Tiefe, etwas Unergründliches und dergleichen anzeige; diesemnach würde Alpirz ein unergründlicher Geist übersetzt werden können.

Daß diese Benennung des Schwanes nicht von ohngefähr entstanden, sondern daß sie in Beziehung auf die von ihm gesagten hohen Eigenschaften ihm beygelegt worden, glaube ich für unbezweifelt halten zu können.

Der weiße Schwan an sich, ohne auf die Bedeutung seines Nahmens in andern Sprachen zu sehen, stellte die Seele oder den Geist in einem reinen lichten Gewande vor; und da, wie ich schon gezeigt, man in dem Wasser ein geistiges göttliches Wesen zu finden glaubte, so hat man auch die Eigenschaft eines sich beständig reinigenden Wasservogels, den Schwan, zum Bilde eines edlen und reinen Geistes gemacht. Es hielt daher in jenen Zeiten, als noch die Götter mit den Schönen der Erde Buhlschaften trieben — das Volk jene Verstellung des Jupiters in einen Schwan, da er die Leda etwas zu laut küssete, für keine ihm unanständige Erscheinung; wiewohl man aber Ursache zu glauben hat, daß der Vater des Castor und Pollux kein anderer, als ein Priester gewesen sey, der weiß gekleidet war. Der schönen Mutter der Liebe, Venus, hat man nicht allein weiße Tauben, sondern auch Schwäne vor ihrem Wagen gegeben. Was die Tauben betrifft, so ists bekannt genug, daß sie in der Bilderspracbe das Bild des Geistes und der Weissagung waren; hiervon überzeugt uns außer der Mythologie noch hin und wieder die Bibel, und nachher auch noch das Vorgeben Mahomeds, der seinen Anhängern diese ihnen bekannte Meinung vermittelst abgerichteter Tauben anschaulicher zu machen suchte. Unter den Schwänen, welche man der Venus beylegte, wurde nicht allein die Kraft zu weissagen verstanden, welche

man der Venus eben ſo wie andern Göttern zuſchrieb, ſondern auch gereinigte edle Geiſter, welche man der Venus um ſo viel lieber zueignete, als man von ihr glaubte, daß ſie aus dem Schaume des Meeres entſtanden, wovon auch der griechiſche Nahme Ἀφροδίτη hergeleitet wird.

Beſonders iſt aber in dieſer Hinſicht merkwürdig, was in des Plato Schriften von dem Orpheus berichtet wird. Dieſer war in damahligen Zeiten ein großer Gottesgelehrter, und hatte die ägyptiſche Theologie und Geheimniſſe zuerſt nach Griechenland gebracht, und daſelbſt auch viele neue gottesdienſtliche Gebräuche eingeführet. Da vorhin aber die Griechen ihre Gebräuche von den Thraciern entlehnt, und beſonders die alten Weiber als Prieſterinnen und Wahrſagerinnen, (wie auch ſelbſt bey den alten Deutſchen,) in großem Anſehen ſtanden, ſo wurden ſolche Neuerungen des Orpheus natürlich nicht mit gleichgültigen Augen angeſehen, daher erzählt man, daß dieſe thraciſchen Weiber den Orpheus zerriſſen haben ſollen. Weil aber die Hochachtung für ihn, und ſein Andenken dadurch nicht vermindert wurde, ſo ſoll er nach des Plato Bericht in einen Schwan verwandelt worden ſeyn, allem Vermuthen nach, um die edle Reinheit ſeines Geiſtes anzuzeigen.

Daß aber auch der Schwan das Bild eines in allem Betrachte frommen, heiligen und gerechten Prieſters geweſen, oder eines eben ſo heiligen Wahrſagers oder Propheten, iſt außer allem Zweifel (*). Wenigſtens

(*) Wenn auch würklich der Nahme Luther nicht in ſtrenger Bedeutung ein Schwan heißt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß das Wort ſo viel als rein bedeute: daher man auch noch von einer ſehr gereinigten Sache: ſie iſt lauter und rein, welches lauter (lauber) auch rein anzeigen ſoll.

Ste-

ſens wurden dieſe Leute für göttlich, und alſo für völlig gereinigt vom unwiſſenden Volke gehalten, und trugen auch bey den heiligen Handlungen weiße Kleider. Plinius bemerkt ſelbſt von den altdeutſchen Prieſtern, daß ſie beym Abnehmen des geweiheten Miſtels, weiß gekleidet geweſen; und Strabo beſchreibt die Alirunen oder Allrunen, (welches letztere ſo viel heißt als: alles ſagen, entdecken, weiſſagen — woher noch unſer Wort raunen, ins Ohr raunen, Geheimniſſe entdecken, kommt,) mit weißer Kleidung und greiſen Haaren, weil die weiße Farbe der Weiſſagung geweihet war. Aus dieſer Urſache ſind auch die Schwäne dem Apollo, als dem Gotte der Weiſſagung und der Muſen, gewidmet geweſen; und Lycophron nennet den Calchas aus keiner andern Urſache einen Schwan, als, weil er nach Iſaac Tzetzes Anmerkung,

Stoſch erklärt ſich in ſeinem Verſuch in richtiger Beſtimmung ꝛc. Th. 1, der neuen Ausgabe, S. 255, über die Wörter rein und lauter, welches man daſelbſt weiter nachleſen kann. Letzteres heißt in der alten deutſchen Sprache luttrer, und weil vielleicht unſer redliche Vater Luther davon überzeugt war, daß ſein Nahme eine ſolche Reinheit des Geiſtes anzeige, als man in der Bilderſprache vermittelſt eines Schwans auszudrücken pflegte, ſo nahm er nicht allein einen Schwan in ſein Wapen, ſondern die gelehrten Künſtler und Bildner, welche die Bedeutung ſolcher Hieroglyphen kannten, ſtellten den ſel. Dr. Luther nachher auch ſo vor, daß ein Schwan ihm zur Seite ſtand, und nach ſeiner Hand (womit er ſeine Lehren aufzeichnete) mit dem Schnabel langte. Solche bildliche Vorſtellungen des reinen Geiſtes Luthers, finden wir nicht allein zum Titelblatte einiger mecklenburgiſchen Kirchen-Agenden, ſondern auch ſogar in einigen Evangelienbüchern für Kinder; woher ich mich jetzt in meinen männlichen Jahren noch erinnere, daß mir es ein unauflösliches Räthſel in meiner erſten Kindheit geweſen: warum man beym Luther einen Schwan (oder wofür ichs damahls hielt, eine Gans,) ſtreite; weil ich doch ſchon wußte, daß man die Gänſe für dumm hielt. Mein damahliger Lehrer, ein wohlbeſtallter Candidatus S. S. Theologiae, wies mich aber auf mein Befragen dieſer Sache wegen in der Art ziemlich nachdrücklich zur Ruhe, daß ich nur das, was in dem Buche ſtehe, erſt lernen ſollte. — — —

kung, ſehr alt und ein Wahrſager geweſen ſeyn ſoll(*). Man hatte die Idee, je älter die Menſchen würden, und beſonders, wenn ſie dabey weiße Haare erhielten, deſto reiner würden ſie von allem Irdiſchen, und ihr Körper bereitete ſich nach gerade zu dem Zuſtande, der dem Lichte des Geiſtes ähnlich ſey (**), und dieſes iſt es, was das Alterthum bewog, die edelſten reinſten Geiſter ſowohl, als die verehrungswürdigſten im Volke, unter dem Bilde des Schwans mit Beylegung aller der hier angeführten Eigenſchaften und wirkenden Kräfte, vorzuſtellen.

Daß die altdeutſche Sprache vielen Veränderungen unterworfen geweſen, kann keiner läugnen — auch entſtanden unter den alten Deutſchen allmählich mehrere Begriffe von einer Sache, die ſie vorher nicht entwickelt hatten. In dieſer Hinſicht blieb das Wort Alp für eine gewiſſe Art vermeintlicher Geiſter, die junge ſchwermüthige Frauenzimmer vom niedern Stande noch zu kennen glauben (wovon ich aber im Art. Leichtgläubigkeit auch ſchon geredet); die Wörter Elbiſch, Ylfere, Alpitz und Alfr, erloſchen, weil die nun ſchon reicher gewordene Sprache ein anderes Wort für dieſen Vogel vorräthig hatte, und dies war das Wort Zwan oder Swan, welches vielleicht lange nach Ankunft der Sachſen erſt ſo wie jetzt Schwan geſchrieben wurde (dergleichen ähnliches Schickſal viele deutſche Wörter hatten); und es war, wie ich vorher ſchon angeführt, mit dem Worte Wan (oder Wahn, wie wirs jetzt ſchreiben, welches aber in der Urbedeutung nicht närriſch, ſondern prophezeiend oder lehrend heißt,) einerley; denn vor dem W wurde in der altdeutſchen Sprache häufig ein ſ oder z geſetzt, woher was, wes, wie

(*) Aldrov. Ornithol. L. 19.

(**) Origenes wider Celſus, 2 B. §. 7. und Mosheims Anmerk. daſelbſt.

wie und wo, auch swas, swes, swie und swo, geschrieben wurde (*). Dieses hat die alte sächsische mit der angelsächsischen Sprache gemein, obgleich beyde Sprachen verschieden waren und noch sind. Z. B. in dem 21sten Artikel des sächsischen Landrechts, (welches dem Jun. Prov. Alem. Edit. *Schitler*, c. 278, einverleibet worden,) heißt es No. 5. und 6: und ist den umbsezzen nit *geuuizzen* so sol *ez* schaiden ain *wazzer* urtail; (es ist hier die Rede von der Wasserprobe,) und *suuer* (wer) da behalt den sol der richter uuisen (weisen, anweisen) uf sin gut und dem yeman *daz* dem gat *ez* an die hant oder loese si mit zehen pfunden &c. In dem alten sächsischen Lehnrechte, findet man wieder das *S* und *Z* mit *T* verwechselt, und überhaupt die Sprache viel platter; (Art. 44. cod. Oldenburg.) auch wird hier statt welche, swelike gesagt, und statt wazzer, water; z. B. *Swelike* were men nicht bescheden ne mach dor de twiunghe (Zeuge) der ummeseten eder dor ir unwitschup &c. — — — — *Swar* se si beyde to segghet uude ghelike uppen hilighen behalt sal men ene likn delen edder mit *Water ordel* se bescheden &c. — Die Angelsachsen sagten aber gar statt etwa, entweder, oder, und der eben dies bedeutenden Wörter, bloß Swa. Z. B. (In LL. Inae, n. 77. in der Klausel, da den Verbrechern die Wahl gelassen wird, die Wasserurthel oder Eisenurthel anzutreten) (**) — and haebbe se teond (im Plattdeutschen teme, temen, betemen, freygestellt, freystellen,

(*) Man kann hier Dithmar von Ast, und die Ritterlieder des Philander von Sittewald sehen, die nebst vielen andern dies bezeugen.

(**) Von den Ordaleen oder Ordalien kann man nachsehen *Fresn.* Gloss. Latin. in Ordaleum, und *Wachter.* Gloss. Germ. in Ordalium.

Leichenbegleitung und Leichenfolge iſt von denen Perſonen, die im Leide gehen, ſchon gehandelt worden, und ich führe hier nur noch an, daß es zwiſchen einem Leichenbitter und einem Leidbitter ein Unterſchied ſey, ſo wie auch ein Unterſchied zwiſchen denen Perſonen iſt, die im Leide gehen, und die als Leichenbegleiter oder Folger die Leiche begleiten. Bey ſolchen Vorfällen, wo keine Blutsverwandten vorhanden ſind, werden gewöhnlich dann die beyden nächſten Nachbarn zur Rechten und Linken, und der, welcher gerade über wohnt, zu der Ehre im Leide zu gehen, auserſehen, und von dem Leidbitter beſonders dazu eingeladen, damit ſie, als wenn die Leiche nahe Verwandte hätte, mit langen Flören und überhaupt in tiefſter Trauer unmittelbar hinter der Leiche gehen.

Leide, Laite, Leite, Leede, ſiehe Th. LX, S. 47, im Art. Lehde.

Leiden, iſt ſo viel als dulden, ausſtehen, und da es ein verb. irregul. iſt, ſo hat es im Imperf. ich litte, welches in etwas härterer Ausſprache: ich litt, gegeben wird. Im Imperativ heißt es leide. Man braucht dieſes Wort in doppelter Geſtalt, und zwar

1. als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, und hier bedeutet es wiederum

1. eigentlich ein Uebel, welches man nicht verhindern kann, mit Unluſt empfinden. Es iſt dieſes Wort alſo auch mit ausdrücklicher Benennung des Uebels ſowohl verbunden, z. E. große Schmerzen leiden. Hunger und Durſt, Froſt und Hitze leiden. Mangel und Noth leiden. Gewalt, Verfolgung, Verſpottung und Verachtung leiden. Unrecht leiden. Seine verdiente Strafe leiden, u. ſ. f. als auch mit abſoluter Verſchweigung des Uebels; daher ſagt man: Der Kranke leidet ſehr. Wer leidet, muß verzeihen. Der leidende Theil. Chriſtus hat

für

für uns gelitten. Von andern viel leiden müſſen, u. ſ. w.

2. In weiterer Bedeutung, doch nur in einigen Fällen, mit Verſchwindung des Nebenbegriffes der Unluſt, ſo daß bloß der Begriff der Verurſachung des Uebels von außen, übrig bleibt, wie: Schiffbruch leiden. Schaden, Verluſt, Nachtheil leiden. Imgleichen abſolute: Dein Bruder würde bey dieſem Handel leiden, d. i. zu kurz kommen, Nachtheil leiden, u. ſ. w.

3. Etwas ohne Verluſt, ohne Widerwillen empfinden. Hier würde es wieder genommen werden

a) eigentlich. Z. B. Das kann ich leiden. So warm du es leiden kannſt. Ich kanns leiden. Das Schreyen kann ich unmöglich leiden. Er kann dieſen Menſchen nicht vor Augen leiden. Jemanden um ſich leiden können. In welcher Bedeutung auch das Mittelwort gelitten mit dem Zeitworte ſeyn gebraucht wird. Z. B. Er iſt in dieſem Hauſe wohl gelitten. Das macht bey aller Welt gelitten.

b) Figürlich wird Leiden auch in der Stelle des Wortes verſtatten gebraucht, wo es, der Sache ſelbſt, den Umſtänden, und den Abſichten gemäß ſeyn, heißen kann. Daher: Dieſer Wein leidet kein Waſſer. So viel die Umſtände leiden. Die Sache leidet keinen Verzug. Wenn Zeit und Umſtände es ſo gelitten hätten, u. ſ. w.

4. Im weiteſten Verſtande leidet dasjenige Ding, oder iſt dasjenige Ding der leidende Theil, in welchem eine Veränderung von einem andern hervorgebracht wird; da alsdann Leiden dem Thun entgegen geſetzt iſt. So iſt das Eiſen auf dem Amboſſe, oder auch der Amboß ſelbſt der leidende Theil, im Gegenſatze des Hammers. Und in dieſer Bedeutung iſt in der Sprachkunſt das Paſſivum oder die leidende Gattung der Zeitwörter, diejenige Gattung, da ſie das

Ver-

Verhältniß bey einer von andern hervorgebrachten Veränderung bezeichnen, im Gegenſatze der thätigen oder des Activi. Der leidende Gehorſam, in der Theologie, welcher gegen den beſchließenden Willen Gottes, ſo wie der thätige gegen den befehlenden, geübt wird.

II. Als ein Activum.

1. Geſchehen laſſen, daß etwas ſey oder geſchehe, es nicht hindern; eine Fortſetzung der vorigen erſten und dritten Bedeutung. In dieſem Lande wird kein Wucher gelitten. Dieſes kann nicht gelitten werden. Sollte ich das von ihm leiden? u. ſ. w.

2. Sich leiden, geduldig ſeyn; aber es iſt dieſes ſchon eine unter uns im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, und wir finden ſie nur noch in der Bibel; z. E. Halt feſt und leide dich, Sirach 2, 2. Leide dich als ein guter Streiter Jeſu Chriſti, 2 Timoth. 2, 3.

Ueberhaupt braucht man das Wort Leiden, in ſo fern es mit dulden gleiche Bedeutung hat, von der Zulaſſung oder Geſtattung einer Sache. Will man aber eine genauere Vergleichung dieſer Wörter anſtellen, ſo ſcheinet das Wort Leiden bloß zu erkennen zu geben, daß man ſich einer Sache nicht widerſetze; dulden aber, daß man ſie zugleich erlaube, oder doch gewiſſer Urſachen halber es nicht für gut finde, ſie zu verhindern; folglich drücket es eine gewiſſe Geduld und Nachſicht aus, welche man gegen eine Sache hat. Z. B. Wenn man ſagt: In dieſem Lande werden alle Religionen gelitten, ſo zeiget man nur an, daß niemand, von welcher Religion er auch ſeyn möge, verhindert werde, ſich in dem Lande nieder zu laſſen, und keine Geſetze vorhanden ſind, welche irgend eine Religion darin verbieten. In dieſem Lande werden alle Religionen geduldet, giebt zugleich

gleich zu erkennen, daß man aus einer Menſchenliebe, einem jeden ſeine Gewiſſensfreyheit erlaube, und darum niemand in dem Lande zu wohnen verhindere, weil wir als Menſchen unter uns einander lieben, und auch mit den irrigen Meinungen anderer Geduld haben müſſen.

Auf gleiche Weiſe, wenn man ſagt: An einigen Oertern werden zur Carnevalszeit allerley Ausſchweifungen gelitten, ſo zeiget man nur bloß an, daß die Obrigkeit ſie nicht verhindere, und keine Geſetze da ſind, welche dieſelben ausdrücklich verbieten. Sagt man aber: Es werden in großen Städten die Hurenhäuſer geduldet, ſo giebt ſolches zugleich zu verſtehen, daß die Obrigkeit gewiſſe Urſachen habe, oder zu haben vermeine, warum ſie dergleichen nicht verhindern oder verbieten will, ſondern ſie mit Nachſicht trage, und Geduld damit habe, u. ſ. w. Wenn man aber ſagt: Ich kann dieſes nicht leiden, das iſt, ich kann es nicht geſtatten, ich werde mich dawider ſetzen. Ich kann dieſes nicht dulden, will ſo viel ſagen: Es iſt ſo beſchaffen, daß ich es um guter Urſachen willen nicht mit Geduld ertragen kann, ſondern es verhindern muß.

Dieſes Zeitwort Leiden heißt bey dem Willeram lidan; in einem alten Gedichte auf den heil. Anno (*) lidin;

(*) Es ſind drey Heilige unter dem Nahmen Anno bekannt. Der erſte war Erzbiſchof zu Cölln. Er hat 5 Klöſter zu Cölln erbauet, und zu Siegeberg, zu Grascof in Weſtphalen, und zu Saalfeld in Thüringen ebenfalls, doch nur an jedem Orte eins. Die Einwohner zu Cölln jagten ihn aus der Stadt; allein von den Provinzialen wurde er wieder zurück berufen, und die Verbrecher baten um Verzeihung. Sein Tod erfolgte 1075. Die ihm zur Feyer gewidmeten Tage ſind der 24ſte May und 4te December.

Der andere dieſes Nahmens war zu Verona gebürtig, und auch daſelbſt Biſchof. Sein Tod erfolgte zu Verona um das Jahr 780, und der ihm geweihete Tag iſt der 23ſte May.

Der

lidin; im Niederſächſiſchen liden, im Schwed. lida, im Däniſchen lide. (Ihre bemerket, daß das lateiniſche Suffixum latum des Zeitwortes fero, hierher gehöret, ſo wie das Perfectum tuli, von dulden, ehedem dolen, iſt, und fero, ferre, das plattdeutſche Wort bären, tragen, heben, ſeyn ſoll.)

Leiden, (das) iſt ein Hauptwort, welches ſtatt des ſonſtigen Wortes Leid, in der erſten Bedeutung nunmehr häufig gebraucht wird, und zeigt einen merklichen Grad der Unluſt eines Uebels wegen, welches man nicht zu hindern vermag, an. Es iſt alſo das Leiden dem Frohſinn, ſo wie die Traurigkeit der Freude, entgegen geſetzt; daher begreift man unter dem Worte Leiden alle diejenigen Dinge, die in Betreff unſeres Gefühls nicht allein unſern Frohſinn, unſere natürliche ſanfte Ruhe ſtören, ſondern uns dabey auf irgend eine Art ſolche Schmerzen verurſachen, die unſer ganzes Ich ſo beſchäftigen, daß zu der Zeit, und ſo lange ſie dauern, keine Freude in unſerm Herzen aufkeimen kann. Man kann die Leiden auf verſchiedene Art in Hauptclaſſen bringen, man kann ſie theilen in wahre und falſche, vernünftige und unvernünftige, verdiente und unverdiente, körperliche und geiſtige, heimliche und öffentliche, und dergleichen mehr; ja man kann ſagen, ſie ſind relativ zu betrachten, und dann folgen alle die hiernach zu ordnenden Begriffe, da doch gewiß ein König, vermöge ſeiner Lage und ſeines Geiſtes, andere Leiden haben kann, als der Privatmann, wenn ſie auch gleich in ihrer erſten Entſtehung von einer Art Bedrängniſſen, die nur bey dem einen wichtig, bey dem andern minder wichtig

Der dritte heilige Anno, oder auch Hanno genannt, war 26ſter Biſchof zu Minden. Er ſuchte die Reliquien der Heiligen ſehr fleißig zuſammen, und ſtarb 1185. Der ihm gewiedmete Tag iſt der 15te Februar.

rig (aber auch relative Begriffe) ſind. Auch ſind die Leiden des Geiſtes oder der Seele nur nach Verhältniß derer, die ſie betreffen, ſtark oder ſchwach zu nennen. Ein moraliſch und phyſiſch abgehärteter Bauer, kann z. B. beym Tode ſeines in aller Hinſicht für ihn liebenswürdigſten Weibes ſo gleichgültig ſeyn, daß er nicht allein ohne die mindeſte Rührung dem Prediger den Tod anzeigt, ſondern, er kann auch noch auf die zu bezahlenden Gebühren handeln — und ſich, wenn die Leiche zum Kirchdorfe hingefahren wird, auf den Sarg ſelbſt ſetzen, um nicht gehen zu dürfen; — er ſteigt gleichgültig ab, ergreift hernach den erſten Spaten, um den Sarg verſcharren zu helfen, und hört am Abend ſchon neue Vorſchläge zu anderweitigen Verbindungen mit einem gewiſſen Behagen an. Dies kann nicht ein jeder. Wäre aber ein ſolcher Bauer als ein Philoſoph bekannt, ſo möchte man dieſe ſeine Kaltblütigkeit auf die wahre Philoſophie ſchieben können. Aus allem dieſen erhellet, daß das Leiden von vielen Seiten betrachtet werden kann — daß die Art der Leiden von unſerer derzeitigen Lage abhange, und die Stärke und Schwäche derſelben in unſern erlernten oder angewohnten Gefühlen — ſo wie auch die Urſache der von uns entweder körperlich oder geiſtig empfundenen Leiden, nicht allein die von Jugend auf gehabte Erziehung, ſondern auch die hieraus entſprungene Lage, und die damit verbundenen Empfindungen iſt, in ſo fern wir aus Liebe zu uns ſelbſt alles Wehe zu entfernen geneigt ſind, und das, was uns mehr behagt, mehr Ruhe, Freude und Frohſinn giebt, zu wählen und zu befördern, uns aus natürlichem Inſtinct angetrieben, bewogen finden.

Hieraus wird ſich ergeben, daß man die Leiden füglich nehmen könne:

In Hinſicht der Perſon, welche ſie betreffen. Es würde hier zu weitläuftig ſeyn, alle Stände des

Men-

Menſchen durchzugehen; allein doch ſo viel will ich ſagen, daß das Relative, welches ſich bey dem menſchlichen Leiden findet — das Glück und Unglück, und beſonders letzteres, in ſo fern es mit einem gewiſſen Schmerz empfunden wird, nicht allein in der gehabten Erziehung liege, ſondern auch in der Lage, worin wir uns durch Stand, Geburt, Verdienſte, Erbſchaft oder wahre Tugend befinden, zu ſuchen ſey. Die Erziehung, ſowohl die Mutter der Verunſtalte, als auch die Zerſtörerinn derſelben, hat faſt an allen unſern künftigen Handlungen, ſelbſt noch in den letzten Tagen als Greis, ſo vielen Antheil, daß man auf dasjenige, was ſie erfordert, um nicht noch mehr Unglückliche und Leidende herum treiben zu ſehen, nicht aufmerkſam genug ſeyn kann. Sein ganzes Leben hindurch empfindet ein Jüngling der weiſe und wohl erzogen iſt, die Sorgfalt, welche an ihm gewandt worden. Eben dieſes trifft auch das Mädchen, dem man geſucht hat, weiſe Feſtigkeit im Charakter, und Begriffe vom wahrem Wohl und Wehe, vom wahren Glücke und Unglücke, beyzubringen.

Das Alterthum errichtete ehemahls dem Glücke Altäre, um dadurch die Leiden entfernen zu wollen; weil nicht allein der Menſch, ſondern ſogar auch ein jedes unvernünftiges Thier ein inneres Beſtreben fühlt, das Unangenehme zu entfernen, und das Angenehme herzuſtellen, zu erhalten und zu vervollkommnen; und wenn der Menſch, der Weiſe, durch ein Leiden in der Seele nicht ſo ſehr zerrüttet wird, als mancher andere, ſo iſt dieſes nicht immer die Folge, daß die Leiden ihn nicht anzugreifen vermögen, wie einen Menſchen der wenige moraliſche Gefühle hat, wie ich oben von einem Bauer erwähnte — ſondern, daß er vermöge ſeiner Weisheit Wehr und Waffen beſitze, ſich wider die Stärke derſelben mit Gründen der Vernunft zu vertheidigen. Der Weiſe weiß, daß es unter den wir-

wirkenden Urſachen einige giebt, die man beſtimmt nennen kann, und die daher nothwendig wirken müſſen; andere hingegen, die nicht ſo beſtimmt, ſondern mehr zufällig ſind, die handeln und nicht handeln können, und die ihre Wirkungen nur bloß durch eine andere Kraft hervorbringen, denen man ſich auf mancherley Art vernünftig widerſetzen kann. Die erſten nennt man nothwendige, und die andern zufällige Urſachen.

Beyde Arten von Urſachen können aber Mütter der menſchlichen Leiden ſeyn; und Alte und Junge, ſowohl als Männer und Weiber, können Leidende, Traurige, Kummervolle und Betrübte ſeyn. Denn, bey aller menſchlichen Klugheit, bey der nach menſchlicher Art geläutertſten Weisheit, kann ſelbſt der geprüfteſte Weiſe, wenn er auch gleich einem Leiden zu widerſtehen, und es in der Art zu überwältigen vermag, daß es ihn nicht außer aller Faſſung bringt, doch oft nicht verhindern, daß es entſteht und ihn trifft. Unſere Erkenntniſſe ſind bey aller unſerer Klugheit im Ganzen dennoch ſehr eingeſchränkt und dunkel, wenn es die Zukunft der uns betreffenden Dinge gilt; und ſie haben Gränzen, die ſich nach dem Verhältniſſe der moraliſchen oder phyſiſchen Stärke richten, folglich (wenigſtens —) ſehr ſelten überſchritten werden können. Nach Verhältniß der Erkenntniſſe, und der damit ſehr häufig vergeſellſchafteten Gefühle, ſtreben wir Menſchen alle nach Glück; ſo relativ dieſes auch in Betreff eines jeden einzelnen Menſchen ſeyn mag. Dieſes mag nun in Ehre, Macht, Reichthum, Schönheit, Vergnügen, Wolluſt, Ruhe u. ſ. w. beſtehen, ſo iſt die Erlangung eines dieſer Dinge die Triebfeder unſerer Handlungen, und die fehlgeſchlagenen Hoffnungen oder Wünſche in Betreff dieſes, die Quelle unſerer Unruhe.

Diese Glücksgüter nur allein, ohne irgend auf beyden Seiten uns umzusehen, stellen wir Menschen uns oft als das einzige Ziel aller unserer Hoffnungen vor; wir jagen denselben oft ohne weitere Ueberlegungen mit großer Hitze nach, und bemerken nicht, daß die Mittel, zu unserm Zwecke zu gelangen, eben so mühsam als ungewiß sind, denn unser ganzes Wesen hat sich nur einzig für diese Laufbahn bestimmt, ließ daher vielleicht auf allen Seiten bequemere Wege zu einem besseren Glücke liegen. Man kann zwey Ursachen dieser Erscheinungen beym Menschen annehmen. Die erste ist, daß man zu viel für seine Kräfte unternimmt, und die zweyte, daß man eine Sache nicht auf die rechte Art anfängt. Ersteres rührt von übertriebenem Stolz und Eigenliebe, von allzugroßem Vertrauen auf sich selbst her, wodurch falsche Ideen in dem vom Hochmuthe verschrobenen Verstande gebildet, und die eigentlichen Kenntnisse von seiner Stärke und Schwäche nicht allein unterdrückt, sondern auch gänzlich gehindert werden. Hoffen und Harren unter Unruhe ist solcher Leute Theil fast bis ans Ende ihres Lebens, ohne jene ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen. Werden sie am Abend ihrer Tage zuweilen durch endliche Erfahrung und so vielen Schaden klüger, dann kommt oft die Reue zu spät, und so manche Leiden nehmen ihren Anfang, oder sind auch schon wirklich vorhanden. Was die zweyte Ursache betrifft, so wird eine Sache zum glücklichen Zwecke zu gelangen, nicht auf die rechte Art angefangen. Wenn diese Art Menschen auch zwar ihre Kräfte nicht überspannen, um zum Glück zu gelangen, so trügen sie sich häufig doch in der Wahl ihrer dazu anzuwendenden Mittel; es fehlet ihnen manches Mahl an Muth, manches Mahl an gehöriger Einsicht, wenn auch sonst der beste Wille vorhanden ist; sie suchen abgeschmackte, kleinliche Wege, die zum Theil auch zu

weit

weit um sind; sie wagen nicht am rechten Orte, und wo sie wieder wagen, da vermögen sie nichts, und schleppen allgemach ihr Leben unter Wünschen und Verlangen dahin, bis sie nun auch den Muth verlieren, ferner zu streben, und sich Leiden mancher Art einfinden, die man nun erst, da die Hoffnungen verschwunden sind, zu fühlen anfängt.

Beyde Theile, wovon hier die Rede war, können aber am Ende sich auch eben so glücklich finden, wenn sie von körperlichen Drangsalen verschont bleiben, und die Erfahrung ihren Verstand und ihr Herz mehr gebildet hat; denn es ist ausgemacht, daß das Glück und Unglück größtentheils von unserer Meinung abhängt, und daß die sich auf uns beziehenden Sachen immer nur dasjenige sind, wofür wir uns gestimmt fühlen, sie zu halten. Die Begriffe mögen aber so verschieden seyn, als sie wollen, so sind und bleiben auch immer gewisse Güter für diesen oder jenen zum Leben nothwendig, wornach er entweder willkürlich oder zwangsweise zu streben sich verbunden sieht. Die Armuth und der Mangel an denen Dingen, die wir für unser Wohl erkennen, ist die Mutter unendlich vieler Unbequemlichkeiten und Unruhen — sie ist die Feindinn und Zerstöreriinn großer Handlungen, und hält immer Kraft und Muth niedergebeugt, bringt alle sonstigen guten Eigenschaften oft ins äußerste Gedränge — zieht uns vielfältig in die Versammlung solcher Menschen, die uns nicht allein unsere Tugend nehmen können, sondern uns auch verhindern, dasjenige Gute, was wirklich noch an uns ist, womit wir dem Staate, unsern Mitbrüdern und uns auf vielfältige Art nützen könnten, nicht so an den Tag zu legen, daß wir dort bemerkt werden, wo wir unsere irdische Hülfe und unser zeitliches Glück hernehmen. Dies sind große, schwer zu überwindende Leiden, und dem, der einen Begriff davon hat, verdenkt mans nicht, wenn er die-

dieſe Leute aber bedenken nicht, was ſchon Ovid einſt ſagte:

Cum fueris felix multos numerabis amicos,
Tempora ſi fuerint nubila, ſolus eris. —

und haben gar keinen Sinn für den Gedanken: daß die Zeiten ſchlechter werden können; — ihr ganz hirnloſer Stolz, und ihre unkluge Eigenliebe vermag ſie auch dahin, zu glauben, daß, nicht allein hofmäßig Erzogne — ſondern überhaupt das Volk ihnen um der Verdienſte ihrer eignen Perſon willen, den ſo gern geſehenen Weihrauch ſtreuet — ſie ſind weit entfernt zu glauben, daß ſie nur unter die mittelmäßigen, noch viel weniger unter die ſchlechten Menſchen gehören — ſondern blähen ſich lediglich in dem auf ſie herabſchieſſenden Strahl des Großen, und glauben in unausſprechlicher Dummheit: der Glanz rühre von ihnen ſelbſt her. In dieſem Paroxismus von vermeinter Selbſtgenügſamkeit, verachten und ſchaden, beſonders die verruchteſten ſolcher Menſchenklaſſe, allen den guten, redlichen und treuen Individuen im Staate, welche nicht mit ihnen ſind, oder ihnen keinen Weihrauch ſtreuen; und, weil ſie Macht, in dieſer Epoche, zu ſchaden haben, ſo wird ihnen auch von allen kleinen Geiſtern, allen Niederträchtigen, allen Verbrechern, und allen Dummſtolzen, die nicht eigne Talente beſitzen, ſich im Staate geltend zu machen, geopfert, ſo lange die Glorie noch um ſie ſchwebt. Auch hier ſind ſie weit entfernt, Schmeicheleyen der Falſchen und Dümmſten im Volke für das zu halten, wofür ſie ſonſt jeder hält, ſie vergeſſen nun ſo ganz, daß ſie in einer Welt voll Unbeſtandes leben, und träumen ſich den Himmel. Aber — es zerfalle nur die Gunſt des Großen, oder ſeine wirkende Kraft — wie bald verſchwindet dann das Glück ſolcher Narren, die die Grundfeſte ihres Wohls nicht auf reine Redlichkeit

und wahre Tugend bauen! Die Schmeichler treten frostig zurück, denn sie brauchen des Menschen nicht mehr; die Falschen und Undankbaren lachen satanisch, denn sie, (die verschlagen waren,) brauchten gerade solche Einfältige, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und zahlten sie ab, womit es denn auch geschah — Und die Redlichen? Ja diese hatten sich schon immer entfernt gehalten, sind daher auch jetzt nicht mit ihnen bekannt — nicht weiter als mit jedem andern Verbrecher, über den Natur, Gesetze und Billigkeit das Urtheil sprechen, — und, nun wechseln sich die wonnigen Freuden in nahmlose Leiden. — —

Allen Menschen steht der Gebrauch der Vernunft frey, und sogar auch, noch mehr als uns, den Wilden, weßhalb sie ihre eigne Politik haben. Ihre Lage, in so fern sie noch mit keinem Joche belegt sind, halten sie für die glücklichste, denn sie kennen keine bessre. Ihnen gefällt ihre Armuth, denn sie wissen, weil sie wenige Bedürfnisse haben, nichts vom Gebrauche des Reichthums. Aber, wie sehr sind wir von ihnen verschieden: ihr Glück ist, des Reichthums zu entbehren, und das unsrige, dessen zu genießen. — Auf beyden Seiten sind Gründe, sowohl für die eine als die andere Parthey, und hier handelt jedes Individuum von beyden Seiten weise und recht, wenn es sich möglichst nach den Maximen seiner Nation richtet, um auch nicht als ein Sonderling zu leiden.

Bey uns wird gewöhnlich ein Mensch glücklich gepriesen, dem die Geburt schon verschiedene Güter beygesellet, die entweder in der Geburt vom Range, oder in der Ererbung eines beträchtlichen Vermögens bestehen. Diese Art Menschen, unter welchen nach Menschenart auch die Edelsten und Schlechtesten seyn können, werden entweder vermittelst ihres Standes vor der übrigen Menschenklasse empor gehoben, oder das ihnen zugefallene kostbare Metall hilft ihnen vermit-

mittelſt ſchlechter Kreaturen auf, die gerade ihre fortdauernde Conſiſtenz auf dieſe Weiſe zu befeſtigen ſuchen müſſen, weil ſie keinen innern Werth haben, und alſo auf alle möglichſe Weiſe ſcharren, und einzuſammeln ſuchen, damit, wenns einmahl ſchief ginge, ſie etwas im Vorrath hätten. Hier kann nach dem Laufe der Dinge der Fall ſeyn, daß die Kräfte der Mäcene ſinken, und dieſe ſchon zu leiden anfangen; — auch daß das angewandte Vermögen alles war, was einen nur bloß geltend im Staate machen konnte — und daß die hohe Geburt ohne Kenntniſſe, die doch nur dem Staate nützen können, mit entblößtem Vermögen nun nichts vermag — — und — man denkt ſichs leicht, da man bloß von Rang und Titel nicht eſſen, und keine Familie verſorgen kann, was darauf erfolgen mag. — Hier rede ich nicht von den rechten Wegen glücklich und nützlich zu werden, die jeder einſchlagen muß.

Allerdings iſts eine Wohlthat mit den ſogenannten Glücksgütern verſehen zu ſeyn — aber, ſoll dieſe Wohlthat zu einer wirklichen Wohlthat des Menſchen werden, ſo muß ſie auch mit demjenigen Beſtreben von Seiten des Beſitzers derſelben verbunden ſeyn, ſie gerade ſo, wie es der reine, derzeitige geläuterte Gang der Natur derſelben erfordert, anzuwenden. Dieſes kann am füglichſten angehen, wenn wir während unſre reine lautere Vernunft uns dasjenige ſagt, was wir eigentlich ſind, und in unſerm Wirkungskreiſe gelten, unſern ſtürmiſchen Leidenſchaften kein Gehör geben. Wenn ſolche Betrachtungen ſchon in der Jugend angeſtellt, und auf dieſe Weiſe die Regeln der Vernunft ſchon ausgeübt werden, ſo ſchützt man ſich dadurch ſchon aufs Alter im voraus wider manche Leiden; denn die eingeſammleten Lehren der Jugend ſind häufig von unauslöſchlichem Eindrucke. Trauet man aber ſeiner eignen Vernunft nicht, ſo iſt die Welt nicht ſo ruchlos, daß

man nicht einen wahren und redlichen Freund finden sollte, wenn man mir selbst will und sich darnach beträgt, an dessen vernünftigen Rath man sich halten könnte. Er ist oft gesunder, als der unsrige, weil er von Seiten des Freundes aus einem freyen und nicht so bedrängten Herzen, und ohne Vorurtheil entspringt.

Die menschliche Klugheit hat wider die ohngefähren Zufälle des Lebens fast keine größere Behutsamkeit, als diese gefunden; und wenn manches Mahl ihre Gränzen nur enge sind, wenn sie auch oft von einer natürlichen Schwäche begleitet wird, so thut sie doch stets das, was sie thun soll, wenn sie unternimmt, was sie kann. Die Vorsicht vollendet das Uebrige so wie es ihr gefällt; sie hat Triebfedern, die sie ohne uns wirken läßt, weil sie sieht, daß wir das von ihr erhaltene Kleinod, die Vernunft, nach allen Kräften und zweckmäßig anwenden. In dieser Hinsicht regiert sie unser Schicksal mit unendlicher Weisheit, und thut nichts von ohngefähr. Eben deshalb erwartet auch ein weiser Mann mit standhaftem Muthe alles dasjenige, was sie zu seinem Glücke beschlossen hat, und wickelt sich in seine Tugend und Grundsätze ein, wenn der Himmel über ihm trübe wird; und da seine Aufführung ihm keine Fehler vorzuwerfen vermag, so tröstet sie ihn in unglücklichen Erfolgen, und lehret ihn eben so geduldig als weise im Leiden zu seyn. Denn, gerade alles dasjenige, was in solcher Lage die Hoffnungen verringert, befördert auf der andern Seite auch wieder die Ruhe des Herzens, wenn sichs selbst bewußt ist, alle Kräfte nach Vermögen gespannt zu haben. Unendlich schwerer wird aber das widrige Schicksal, wenn man seine Leichtsinnigkeit, Nachlässigkeit, und überhaupt seine begangenen Fehler noch dazu bereuen muß.

Der Trunkenbold, der Verschwender, der Wollüstling, und andere zu einer ähnlichen Menschen-

klasse

klaſſe gehörende, müſſen ohnſtreitig von einem gröſſern Leiden, bey herannahenden Drangſalen und ſich einſtellender Armuth, ergriffen werden, als derjenige, der durch Gewitterſchaden, reiſſende Waſſerfluth oder durch Verheerung des Krieges, alles des Seinigen beraubt worden iſt. Ich habe oben ſchon der Armuth erwähnet, und, in Wahrheit, ſie iſt an und für ſich, ohne das traurige Bewußtſeyn, ſie ſich ſelbſt zugezogen zu haben, wenn man in dieſes Unglück verfällt, ſchon hinreichend, den Tapferſten den Muth zu benehmen. Die gewöhnlichen Gründe, welche die Philoſophen über die Verachtung der zeitlichen und vergänglichen Dinge anbringen, ſind in dieſer Hinſicht nicht hinreichend, denn ſie ſind keine Münze, womit man ſeine Schulden übertragen, und den elend gemachten Menſchen, welche ihr zeitliches Wohl und Vermögen durch mich verloren, deren Jammer nun von allen Wänden in meine Ohren hallet, wieder aufhelfen zu können. Der Menſch muß der verſtockteſte Böſewicht ſeyn, der hier nicht mit ganzer Fülle ſeines Herzens die Größe ſeines ſich ſelbſt und andern angerichteten Unglücks fühlt! der hier zur Linderung ſeines Leidens nicht wenigſtens angſtvoll und ſeufzend wünſchet: nur die unglücklich gemachten wieder aufrichten zu können, um von dieſer Anklage in ſeinem Jammer befreyet zu werden.

Derjenige, welcher hier über die Nichtigkeit der irdiſchen Güter philoſophiren will, ſcheint zweckwidrige Waffen zu ergreiffen, und einen Feind bekämpfen zu wollen, der ſich eben ſo wenig vor ihm fürchtet, als der reiſſende Wolf vor dem Fußſtampfen des wolligen Hammels. Aus eben dieſer Urſache kann ich mich auch nicht überreden, daß Dionyſius mit eben dem Vergnügen ſeine nachmahligen Schüler regieret habe, als er zuvor in Syrakus regierte. Es iſt ſchwer von einer Höhe herabzuſtürzen, und ſich nicht zu beſchädigen. — Aber,

Vermögen im Hinterhalt zu haben, ist hier noch Trost, wenn einen auch die Freunde verlassen. Es ist es allein, daß uns so vielen unerträglichen Unbequemlichkeiten entreißt, worein die Armuth uns stürzt, und welches uns die Verachtung unsers Gleichen, und oft das Mitleiden unserer Obern vermeiden läßt. Das größeste Verdienst der Welt, das in der Dürftigkeit vergraben ist, dürfte wohl eine Goldgrube seyn, welche bisher noch unentdeckt geblieben.

Die Grausamkeit des Kaisers Justinian würde den Belisarius nicht zum äußersten gebracht haben, wenn er, nachdem er ihm die Ehre so vieler Siege genommen hatte, ihn nicht zugleich genöthigt hätte, an eben dem Thore von Rom um Almosen zu bitten, durch welches er oft im Triumphe mit gefangenen Königen, die an seinem Wagen befestiget waren, eingezogen war. Aber eben dieses deutschen Kaisers hernachmahliges bedenkliches Schicksal muß unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und es könnte die Frage entstehen, welches seiner Leiden ihm das größeste gewesen: daß er seiner Würde entsetzt und aus seinem Reiche vertrieben wurde — oder, daß er sich hernach gezwungen sahe, in einem Walde in Schwaben Bündchen Holz zu sammeln, um sein elendes Leben zu erhalten? —

So wie die Gesinnungen der Menschen verschieden sind, so sind es auch die Gefühle — so die Begierden nach einem Glücke, und eben so die Zufriedenheit, woher auch die Laune bey Widerwärtigkeiten sich bestimmen läßt. Nero hatte z. B. seine Lust an schwärmenden Ergötzlichkeiten. Er stellte die Person eines Schauspielers vor, und brachte ganze Tage zu, vor seinen Unterthanen auf der Leyer oder andern Saitenspielen zu klimpern, auch wohl mit einem Wagen auf der Rennbahn des Turnierplatzes die Geschicklichkeit eines Kutschers zu zeigen. Domitian vergnügte sich hin-

hingegen, sein Gemach zu verriegeln, und, anstatt einen Anschlag rühmlicher Eroberungen für das römische Volk zu entwerfen, war er mit einem Kriege zufrieden, den er wider die Fliegen anstellte. Wenn man nun dasjenige bey Seite setzen will, was in diesem beyderley Zeitvertreibe für einen Kaiser sehr unanständig ist, so wird man doch auch wahrnehmen, daß die Wahl der Ergötzlichkeiten der Menschen sich nach dem Hange in dieser oder jener Art glücklich zu seyn, richte. Man würde aber auch finden, daß vielleicht ein Temperament, wie das des Domitians geduldiger bey Kränkungen an der Ehre seyn könnte, folglich ein Leiden der Art mit mehrerer Gelassenheit ertrage, als die rauschenden Begierden eines Nero im ähnlichen Falle.

Der Geist eines weisen Mannes verliert zwar seine Gelassenheit nicht, wenn er sich gleich auch nicht zu denen Ehrenstellen erheben kann, die er glaubt, auf seine wahre Verdienste erlangen zu müssen — ja, er wird auch noch dann gelassen seyn, wenn die oberste Gewalt glaubt berechtigt zu seyn, ihn seiner Würden entsetzen zu müssen, wenn er auch tief den Schmerz eines erlittenen Unrechts fühlet; — allein, mit welcher Regel der Philosophie soll und wird er seine Seele beruhigen, wenn er gerade hierdurch in alle die Unbequemlichkeiten versinkt, die die größeste Armuth mit sich führt! Das würde eine sonderbare Vernunft seyn, die mir zu beweisen gedächte, daß ein sehr schlechtes, dünnes und durchlöchertes Kleid mich wider die alles erstarrende Kälte schützen werde, und daß ich ohne alle Unruhe seyn müßte, wenn ich beym unerträglichen Hunger nichts zu essen hätte. — Diese Art Leiden überwiegen alle andere, und sind dem (vielleicht zu spät weise gewordenen) Menschen um desto schrecklicher, wenn er sich selbst anklagen, und gestehen muß, daß er sie hätte vermeiden, und glücklicher seyn können.

nen. Ich bin daher sehr geneigt zu glauben, daß jene vortreffliche biblische Stelle (Matth. 17, v. 24 bis 27.) welche unsere Religionslehrer mehrentheils nur zum Beweise dessen anführen, daß Christus sich auch freywillig als Unterthan des Staats bekannt habe — hauptsächlich darauf abziele, um die Unbequemlichkeiten und aus der Armuth fließenden Leiden zu entfernen; daß er diesen Gegenstand für so wichtig hielte, um ihn mit einem Wunder zu begleiten. Sein deutlicher Grund ist: „auf daß aber wir sie nicht ärgern," ꝛc. welches nicht anders ausgelegt werden kann, als: damit sie nicht aufgebracht wider uns werden, und wir, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, nicht diejenigen Unannehmlichkeiten erfahren, welche die Armuth begleitet, wenn sie nicht das Gesetzmäßige zahlen kann.

Es lassen sich die Leiden der Menschen auch betrachten, in so fern sie von andern zugefüget werden. Es hält nicht schwer, mit denjenigen gut zu leben, die uns lieben; sowohl die Natur, als auch die Klugheit führt uns dazu an. Aber, wie wir uns mit unsern Neidern und Feinden verhalten sollen; dazu gehört noch etwas mehr. Um die erstern zur Verzweiflung zu bringen, ist das beste Mittel, daß man ihnen eine große Redlichkeit entgegen setzt, ihnen niemahls mit Stolz begegnet, und ihnen wohl gar zuweilen Gefälligkeiten erweiset. Die Wohlthaten verändern nicht selten die Herzen. Die Nacheiferung kann sich in der Seele eines ehrlichen Mannes befinden, ohne eben in ihr den Samen der Tugend zu ersticken. Zwischen ihr und dem Neide ist nur dieser Unterschied, daß die Nacheiferung ein heftiges Verlangen ist, eben das an Verdienst und Glück zu seyn, was die andern sind; welche also bloß auf unsern Nutzen allein siehet; dahingegen der Neid das Besondere hat, daß uns dieses Verlangen über das Vermögen des andern Schmerz em-

empfinden läßt, und daß es uns antreibt, nun ſolches, ſo ſehr als es uns immer möglich iſt, zu verringern. Dieſes Laſter iſt ein Schatten, der faſt allezeit der Tugend nachfolget; es wünſcht gemeiniglich mehr Uebel, als es deſſen wirklich bezeigt, und derjenige, der deſſen ſchuldig iſt, leidet eben dadurch am meiſten. Das iſt ein ſehr ſchlechter Wirth, der in ſeinem eignen Hauſe Feuer anlegt, und der, wenn er wider einen andern nichts ausrichten kann, ſich ſelbſt zu Grunde richtet.

Die andern Feinde ſind noch weit mehr zu fürchten. Es giebt deren zwey Arten: die offenbaren, und heimlichen. Die erſtern müſſen mit Großmuth zurückgetrieben werden; ſie haben nicht mehr Recht uns anzugreifen, als wir deſſen haben, uns zu vertheidigen. Und, ob wir gleich zu leiden (nach einigen beſonders ausgelegten Lehren der Religion,) verbunden ſind, ſo kann uns doch dieſes nicht dahin vermögen, zu unſerm und unſerer Familie Unglück, uns ſchmähen und öffentlich beſchimpfen zu laſſen. Die Natur lehret uns unſer Leben zu beſchützen, und die Vernunft ſagt uns, daß wir unſere Ehre, worauf alles Fortkommen beruhet, erhalten müſſen. In dieſer Hinſicht wäre die Regel des Cäſars nicht ſo ganz zwecklos (*): nähmlich, keinen beleidigen, und nichts ertragen — — aber es würde hier mancher, der gewohnt iſt Moral zu predigen, ohne ſie ſelbſt beherzigt zu haben, und alſo nur predigt — — ſagen: Chriſtus habe befohlen, nach erhaltenem Streiche auf der einen Backe, auch die andere darzugeben. Dies iſt die gewöhnliche Beweisart derer, die ſtatt Gründe ſich der Sprichwörter bedienen, und alſo nichts weiter denken, folglich auch nicht im Stande ſind, den Sinn dieſer Worte dahin zu erklären, daß Chriſtus haupt-

ſäch-

(*) Nec inferre, nec perpeti. *Sueton.*

dann ists Rath sich vor ihnen zu hüten. Man erwiedert ihre Höflichkeit mit Höflichkeit, und durch eine sehr erlaubte Verstellung in diesem Stücke, die nur nicht zu des Nächsten Schaden angewandt werden darf, wo man nicht selbst ein Verräther dieser Art werden will, ziehet man sie allmählig in eben dasselbe Neß, welches sie uns gestellet hatten.

In diesem Puncte gehen manche Italiäner, die sich doch dem Hauptsitze des Christenthums und der apostolischen Lehre rühmen wollen, zu weit. Es heißt: wenn unser Feind bis an die Hüfte im Wasser steckt, so müssen wir ihm helfen, und ob er sich hier wohl ohne unsere Hülfe herausarbeitete, so sey er doch Dankbarkeit schuldig; — wenn er aber bis ans Kinn im Wasser wäre, so rathen sie, daß man ihm auf den Kopf stoßen solle, um ihn vollends zu ersäufen, damit er einem nicht ferner schade.

Dies ist in aller Hinsicht eine traurige Lehre, und wenn sie geltend gemacht werden sollte, so wäre jeder rechtschaffene Mann vor keinem Schurken in der Welt mehr sicher. Es ist wahr, wenn wir eine ruhige Seele haben, so sehen wir viel heller, als derjenige, dessen Seele durch Leidenschaften herumgetrieben wird, und es wird uns auch bey ruhigem Gemüthe viel leichter werden, nicht allein die Feinde selbst, sondern auch die Art und Größe ihrer Vergehen wider uns zu entdecken; ja wir können bey einer gesetzten Gemüthsruhe uns auch ehe vor ihnen verbergen, und die uns von ihrer Seite zubereiteten Leiden abwehren. Dieses streitet dem Grundsatze von der Liebe des Nächsten nicht zuwider, denn diese Liebe ist uns nicht anbefohlen, um uns selbst zu Grunde zu richten. Wir sind uns selbst am nächsten, und das Gesetz, welches uns verbiethet, keine Mörder an uns selbst zu werden, gebietet uns auch unser Leben gegen die Grausamkeit unserer Feinde in Sicherheit zu setzen. Hätten unsere Feinde das Recht, alles uns ge-

geſtraft gegen uns zu unternehmen, ſo würden ſich die allergottloſeſten unter dem Deckmantel der Frömmigkeit verbergen, um ihre Ungerechtigkeiten deſto beſſer ausüben zu können.

Auf eine andere Art entſpinnen ſich für viele Menſchen Leiden in zahlloſer Menge, wenn Aeltern, Vormünder oder in der Familie viel geltende Verwandte allein die Ehen für die Jünglinge und Mädchen beſtimmen. Zwar hängt das höchſte Glück der Ehe von ſo vielen Uebereinſtimmungen ab, daß es eine Thorheit iſt, ſie alle beyſammen verlangen zu wollen. Man muß ſich anfänglich nur der wichtigſten verſichern; finden ſich die andern dabey, ſo nimmt mans mit Dank an, fehlen ſie, ſo muß man ſie zu entbehren wiſſen. Das vollkommenſte Glück iſt nicht auf Erden; aber das größeſte Unglück, und dem man nimmer entgehen kann, iſt, wenn man durch ſeine Schuld ſich unglücklich ſieht.

Es giebt natürliche Uebereinſtimmungen, es giebt welche, die es uns durch die Gewohnheit ſind; es giebt aber auch welche, die bloß auf Meinungen beruhen. Die Aeltern ſind Richter über die beyden letztern Arten; über die erſteren ſind es die Kinder allein. In den Ehen, die das Anſehen der Aeltern ſchließt, wird bloß auf die Uebereinſtimmungen der Gewohnheit und der Meinung geſehen; man verheirathet nicht die Perſonen, ſondern verbindet die Stände und das Vermögen. — Aber, das alles kann ſich ändern; die Perſonen allein bleiben immer; ſie haben ſich überall bey ſich; und dem Glücke zum Trotze kann nur durch die perſönlichen Verhältniſſe eine Ehe glücklich oder unglücklich ſeyn. Rouſſeau äußert daher in Hinſicht der zu ſtiftenden Ehen (*) folgende Grundſätze:

„Ich

(*) In ſeinem Emil, überſetzt von Cramer; befindlich in der allgemeinen Reviſion ꝛc. von Campe, Th. 15, S. 232, fgg.

„Ich hatte mir erſt vorgenommen, von ferne der Ge„fährtinn Emils zu bilden, und jedes von ihnen beyden „für den andern und mit dem andern zu erziehen. Indem „ich aber darüber weiter nachgedacht, habe ich gefunden, „daß alle dieſe zu frühzeitigen Veranſtaltungen übel ver„ſtanden werden, und daß es abgeſchmackt ſey, die Ver„bindung zweyer Kinder voraus zu beſtimmen, ehe man „erkennen kann, ob dieſe Verbindung in der Ordnung „der Natur ſey, und ob ſich unter ihnen die Uebereinſtim„mungen finden werden, die ſchicklich wären, jene zu bil„den. Man muß dasjenige, was dem wilden Zuſtande „natürlich iſt, nicht mit dem verwechſeln, was dem bür„gerlichen Zuſtande natürlich iſt. In dem erſtern ſchicken „ſich alle Weiber für alle Männer; weil jene und dieſe „nichts als die primitive und gemeinſchaftliche Form ha„ben; in dem letztern, wo jeder Charakter durch die geſell„ſchaftlichen Einrichtungen entwickelt werden, und jeder „Geiſt ſeine ihm eigenthümliche und beſtimmte Form er„halten, nicht allein durch die Erziehung, ſondern auch „durch das wohl oder übel geordnete Zuſammentreffen „der natürlichen Anlage und der Erziehung, kann man „ſie nicht anders paren, als daß man ſie eins dem an„dern nahe bringt, um zu ſehen, ob ſie ſich in allem Be„tracht für einander ſchicken, oder daß man wenigſtens „der Wahl den Vorzug giebt, durch die man die meiſten „dieſer Uebereinſtimmungen erhält.

„Das Uebel iſt, daß der geſellſchaftliche Zuſtand, in„dem er die Charaktere entwickelt, einen Unterſchied zwi„ſchen dem Range macht, und, da die eine dieſer Ord„nung der andern nicht ähnlich iſt, man, je mehr man „die Stände unterſcheidet, deſto mehr die Charaktere ver„wirret. Daher die übel geparten Ehen, und alle die „Unordnungen, die daraus herſtammen; woraus man „denn nach einer augenſcheinlichen Folge ſieht, daß, je „mehr man ſich von der Gleichheit entfernt, deſto mehr „die natürlichen Empfindungen geſtört werden, daß, je „größer der Abſtand wird, der die größern und kleinern „ſondert, deſto ſchlaffer das eheliche Band wird; daß, je „mehr es Reiche und Arme giebt, es deſto weniger Väter „und Mütter geben kann. Der Herr und der Knecht ha„ben keine Familie mehr; jeder von beyden ſieht nur ſei„nen Stand.

„Wollt

„Wollt ihr den Mißbräuchen zuvor kommen, und „glückliche Ehen bilden? Erstickt die Vorurtheile, ver„geßt die menschlichen Einrichtungen, und berathet euch „mit der Natur. Verbindet nicht Leute, die sich nicht an„ders als in einem gegebenen Stande für einander schicken, „und die sich nicht mehr für einander schicken werden, „wenns geschieht, daß dieser Stand sich verändert, son„dern Leute, die sich in jedem Stande für einander schik„ken werden, in dem sie sich befinden; in jedem Lande, „das sie bewohnen; in jedem Range, der ihnen zufallen „kann. Ich sage nicht, daß die Verhältnisse der Ueber„einkunft in der Ehe gleichgültig sind, aber ich sage, daß der „Einfluß der natürlichen Verhältnisse so sehr viel wichtiger „ist, als jener, daß er allein über die Schicksale des Lebens „entscheidet, und daß es dergleichen Uebereinstimmungen „des Geschmacks, der Laune, der Empfindung und des „Charakters giebt, die einen weisen Vater, wär er auch „ein Fürst, ein Monarch, bewegen müßten, ohne anzu„stehen, seinem Sohne das Mädchen zu geben, mit dem „er alle diese Uebereinstimmungen hätte (*). — — — „Ja, ich behaupte, daß, sollte auch alles erdenkliche Un„glück auf zwey wohlverdiente Gatten hineinbrechen, sie „eines wahren Glücks genießen werden, mit einander zu „weinen, als sie genossen haben würden, bey allem Glücke „der Erde, das durch die Mißhelligkeit ihrer Herzen ver„giftet worden wäre.

„Anstatt also von der Kindheit an meinem Emil eine „Gattinn zu bestimmen, habe ich gearbeitet, diejenige zu „erkennen, die sich für ihn schickt. Ich bins nicht, der „diese Bestimmung macht; die Natur ists; meine Sache „ist nur, die Wahl zu finden, die sie gemacht hat. Meine „Sache! ich sage meine, und nicht des Vaters; denn, „indem er mir seinen Sohn anvertrauet, tritt er mir sei„nen Platz ab, er setzt mein Recht an die Stelle des seini„gen; ich bins, der der wahre Vater Emils ist, ich „bins, der ihn zum Menschen gemacht hat. Ich würde „mich geweigert haben, ihn zu erziehen, wenns mir nicht „überlassen worden wäre, ihn für seine, das heißt, für

(*) Hier geht Rousseau in aller Hinsicht zu weit auf der einen Seite, worüber ich mich in der Folge erklären werde. Ich habe deshalb die Stelle ausgelassen.

„meine Wahl zu erziehen. Nur das Vergnügen einen „Glücklichen zu machen, kann dasjenige bezahlen, was es „kostet, einen Menschen in den Stand zu setzen, es zu „werden.

„Glaubt nun aber auch nicht, daß ich gewartet habe, „die Gattinn für Emil zu finden, bis ich ihn in den Stand „der Pflicht gesetzt, sie zu suchen. Dieses verstellte Su„chen, ist nichts als ein Vorwand, ihn die Weiber ken„nen zu lehren, damit er den Werth derjenigen fühle, die „sich für ihn schickt. Längst ist schon so viel gefunden; „vielleicht hat Emil sie schon gesehen; aber er wird sie „nicht ehe erkennen, als bis es Zeit ist.

„Obwohl die Gleichheit der Stände in der Ehe nicht „nöthig ist, so giebt doch diese Gleichheit, wenn sie sich „bey den andern Uebereinstimmungen trifft, ihnen einen „neuen Werth; sie kommt nicht mit einer von ihnen in „die Wageschale, aber sie ertheilt ihr, wenn alles gleich „ist, das Uebergewicht.

„Ein Mann, falls er nicht ein Monarch ist, kann sich „nicht eine Frau in allen Ständen suchen, denn die Vor„urtheile, die er selbst nicht haben wird, wird er bey an„dern finden, und dieses oder jenes Mädchen, dürfte sich „vielleicht für ihn schicken, die er doch darum nicht er„hielte. Es giebt also Klugheitsgrundsätze, die das Su„chen eines verständigen Vaters einschränken müssen. „Er muß seinen Zögling nicht über seinen Rang erheben „wollen, denn das hängt nicht von ihm ab. Wenn er es „auch könnte, müßte er es doch nicht wollen; denn was „liegt dem jungen Menschen, wenigstens meinem, am „Stande? Und erhebt er sich, so setzt er sich allemahl „wirklichen Uebeln aus, die er zeitlebens fühlen wird. Ich „sage sogar, daß er nicht einmahl Güter von verschiedener „Natur mit einander sich muß aufzwingen lassen wollen, „als: den Adel und das Geld, weil jedes von beyden we„niger Werth dem andern beylegt, als es dadurch gestört „wird; weil ferner man sich nie über die gemeinschaftliche „Würdigung eins wird; und endlich, weil der Vorzug, „den jedes seinem Einsatze giebt, Unordnungen zwischen „zwey Familien, und oft zwischen zwey Gatten, bereitet.

„Es ist weiter, in Absicht der Ehe, sehr verschieden, „ob der Mann sich über sich, oder unter sich verbinde. „Der erste Fall ist der Vernunft ganz und gar zuwider;

„der

„der zweyte näher mit ihr verträglich. Da die Familie „mit der Gesellschaft nur durch ihr Haupt zusammenhängt, „so ist es der Stand dieses Hauptes, was den der ganzen „Familie ordnet. Wenn er sich in einem niedrigern „Stande verbindet, so steigt er nicht hinab, er erhebt sei„ne Gattinn; gegentheils, wenn er eine Frau höheren „Standes nimmt, so erniedrigt er sie, ohne sich zu erhe„ben: also giebt es im erstern Falle Gutes ohne Uebels, „im letztern aber nur Uebels ohne Gutes. Ferner ist es „in der Ordnung der Natur, daß das Weib dem Mann „gehorche. Wenn er sie mithin von einem untern Range „nimmt, so stimmt die natürliche Ordnung und die bür„gerliche Ordnung überein, und alles geht gut. Das „Gegentheil aber geschieht, wenn der Mann durch eine „Verbindung über sich, sich in die Alternative setzt, sein „Recht, oder seine Erkenntlichkeit zu verletzen, und un„dankbar oder verachtet zu seyn. Alsdann macht die „Frau Ansprüche auf das Ansehen, und sich zur Tyran„ninn ihres Hauptes; und der Mann, der zum Knechte „geworden, stehet sich zum lächerlichsten und elendesten „Geschöpfe herabgewürdigt. So sind die unglücklichen „Günstlinge, die die Könige Assens mit ihrer Verbindung „ehren und quälen, und die, sagt man, wenn sie bey ih„ren Frauen schlafen wollen, nicht anders als zu den Fü„ßen des Bettes einkriechen dürfen.“

Der Abt von Bellegarde (*) äußert in seinem Erziehungs-Systeme, unter den Rubriken: **Ob man, um sich zu verheirathen, verliebt seyn müsse:** und, **ob das Vermögen der Geburt vorzuziehen ist:** verschiedene Grundsätze, die einseitig betrachtet, auch sehr gut sind, um Leiden der Menschen, die aus Ehebündnissen herrühren, vorbeugen zu können. Indessen, die Grundsätze der Menschen sind oft so verschieden, als selbst auch die Leiden derselben seyn können, so wie auch dieser Satz umgekehrt wahr seyn kann; — denn es ist bekannt, daß manches Landfräulein in der

(*) Die vollkommene Erziehung. Aus dem Französischen. Danzig, 1763.

finſterſten Ecke eines Staats, welches nothleidende dürftige Aeltern hat, und kaum ſich anſtändig bedecken kann, dennoch im Stande iſt, ohne irgend eine leibliche Ausſicht in die Zukunft zu haben, und dabey auch des Kloſters entbehret, die Hand eines bräven Mannes bürgerlichen Standes auszuſchlagen, wenn er auch gleich Vermögen beſitzt, eine anſtändige Bedienung hat, und gewiß zum allerwenigſten eben ſo gut wie ſie erzogen iſt, und ſie beſſer und anſtändiger halten kann, als ſie es je würde vermögend ſeyn; — und dieſes geſchieht aus keiner andern Urſache, als nur nicht dem Adel zu entſagen, der doch in dieſer Hinſicht für ſie durchaus vor Gott und Menſchen keinen Werth mehr haben konnte. Mehrentheils ſind dieſe Subjecte im Alter, wenn ſie ſich bey den Verwandten herum treiben, oder von ſonſtigen mitleidigen Herzen ihres Standes aufgenommen werden, der Vorwurf des Spaßes junger Leute, und dann, es mag gewiß nicht ſelten geſchehen, denn erſt kommen ſie zur Beſinnung. Sie ſehen, wie glücklich der Mann, den ſie ſo weit unter ſich hielten, noch immer in den Armen ſeiner Gattinn lebt, ſie finden ſelbſt, daß ihre Aeltern oder Angehörigen eine groſſe Thorheit begangen, ihnen ſolche zum lebenslangen Unglücke bringende Grundſätze beygebracht zu haben, oder gar, indem ſie ſolche Verbindung ſelbſt zu hintertreiben ſuchten, und nun fluchen ſie in ihrem Leiden den Urhebern ihrer, wer weiß wie lange noch dauernden Marter.

Auf dieſe Art Fälle können aber Bellegards hier geäußerte Grundſätze nicht paſſen; denn er redet hauptſächlich vom männlichen Geſchlechte, und ſagt: „Sobald man die Geburt ſeiner Geliebten erwogen, muß „man auch auf ihre Perſon ſehen. Denn da die Heirath „ein unzertrennliches Band iſt, ſo halte ich denjenigen „Menſchen für ſehr glücklich, der eine Frau heirathet, „die ſowohl dem Geiſte als dem Körper nach ſchön iſt.

„Es

„Es hält sehr schwer, daß ich der Meinung derjenigen „beytrete, die da behaupten, es sey nicht nöthig, daß „die Liebe solchen wichtigen Kauf schließe, weil es ge„fährlich sey, sagen sie, da von der Beförderung un„serer Ruhe und unseres Glücks die Rede ist, alsdann „eine Leidenschaft anzuhören, die mit solcher Gewalt „über uns herrscht, und uns zu gleicher Zeit blind „macht; und da sie eine Feindinn der Weisheit ist, so „könne sie uns auch weder einen vernünftigen Rath „geben, noch uns Vergnügen versprechen, das eben so „lange, wie unsere Heirath dauert; weil sich diese „Leidenschaft durch den Genuß verringert, und wohl „gar auslöscht, und weil uns die Erfahrung lehret, „daß der Besitz, die Zeit, und die genaue Bekannt„schaft den Werth der allervortrefflichsten Sachen nach „unserer Einbildung verringert. Sie fügen noch hin„zu, daß alles sich vereinige, um uns von dieser Lei„denschaft los zu machen, daß die Jahre die Schön„heit, die wir anbeten, auslöschen, und daß derjenige, „der sein Mädchen zuvor für so schön, wie ein Göt„tinn, und für so weise, wie eine Heilige hielt, sich „nachher mit einer Frau beläftiget sieht, die ihm eben „so häßlich als der Teufel, und eben so wild und zor„nig, als eine Priesterinn des Bacchus vorkommt. „Hieraus schließen sie, daß diejenige Gewohnheit sehr „vernünftig sey, die die Wahl und die Genehmhaltung „bey unserer Heirath unsern Anverwandten und un„sern Vormündern überläßt, und daß solche um desto „vernünftiger und richtiger davon urtheilten, weil „sie von der Leidenschaft der Liebe gar nicht eingenom„men wären, und weil sie auf unser Glück und auf „unsern Nutzen sähen.

„Aber, um auf diese Schlüsse zu antworten, kann „man sich wohl etwas so tyrannisches denken, als daß „man alle Augenblicke seines Lebens, alle unsre Uebel „und alle unsere Vergnügungen mit einer Person thei-

„len ſolle, die uns unbekannt und ſogar gleichgültig „iſt? Wenn es wahr iſt, daß der Genuß die Liebe „auslöſche, kann man alſo nicht daraus ſchließen, daß „eben dieſer Genuß unſere Gleichgültigkeit in Haß ver„wandeln, und daß uns dieſe letztere Leidenſchaft, in „einen Abgrund voller Mißvergnügen und Betrübniſſe „ſtürzen werde? Wenn wir alſo eine Perſon heira„then, die nur andere für uns geſehen haben, ſo iſt es „nicht anders möglich, als daß ſie uns mißfallen muß, „und daß wir uns, gleichſam wie Blinde dem größten „Mißvergnügen, und vielleicht noch etwas Aergerm „überlaſſen werden. Und, verfährt man auf dieſe „Weiſe mit uns, ſo heißt man uns in ein Gefängniß „gehen, das uns nichts anders als Ketten darbietet, „und wovon wir nicht ehe, als wenn wir ſterben, be„freyet werden.

„Es iſt alſo ſehr unvernünftig, wenn man unſern „Willen, der bey der Heirath ſo nothwendig iſt, es „ſey durch die Wahl oder die Gewalt unſerer Aeltern „zwingen will. Denn unſere Seele iſt von Natur ſo „frey, daß die grauſamſten Tyrannen der Erde ihr ſol„ches nicht nehmen können. Wenn ein ſchönes Mäd„chen gar bald alle ihre Reize verliert, und eine häß„liche Frau wird, ſo iſt es noch ausgemachter, daß „ein häßliches Mädchen in der Heirath nicht verſchö„nert wird, und daß ihre Bosheit und ihr übles Ge„müth ehe ſchlimmer als beſſer werden wird. Doch, „es iſt dies eine Sache, die ſehr zweifelhaft iſt, und „die man auf beyden Seiten beſtreiten kann; des„wegen iſt es beſſer, hierbey mein Urtheil zurückzuhal„ten, als ſolches zu äußern. Die erſtere Meinung „ſcheinet mir zur Beförderung ſeines Glücks ver„nünftiger, aber in Anſehung ſeiner Ruhe viel gefähr„licher zu ſeyn. Die letztere hingegen, wenn ſie uns „auch weniger Vermögen verſchafft, verſpricht uns

„doch

„doch viel mehr Vergnügen, und eine weit beſſere Be„friedigung.

„Das Vermögen iſt der letzte Umſtand, den man „bey der Heirath unterſuchen muß. Man ſtreitet „nicht über die Größe deſſelben, denn es kann wohl „keiner läugnen, daß nicht das größeſte am meiſten zu „wünſchen ſey. Allein, ich halte dafür, daß man auch „wohl darauf ſehen müſſe, wo es herrühre. Ich bin „nicht der Meinung des Kaiſers Veſpaſians, welcher „ſagte, daß das Geld, welches er aus dem menſchlichen „Unflath zöge, eben ſo gut rieche, als dasjenige, welches „aus Blumen und Kräutern gezogen würde (*). Wenn „man eine Verbindung mit einem geringen Mädchen „eingehet, bloß darum, weil ſie uns viel Geld mit„bringt, ſo muß man beſtändig die Augen aufs Geld „haben, und ſie niemahls auf die Familie richten. „Dergleichen Verbindungen ſind für alle diejenigen „Häuſer zu entſchuldigen, die in ſehr großen Schulden „ſtecken; denn, da dieſes die größeſten und äußerſten „Uebel ſind, ſo entſchließt man ſich auch leicht, die „äußerſten Mittel dagegen anzuwenden.

Ob aber ein Mittel, welches man, um einem Unglücke zu entgehen, faſt aus Verzweiflung ergreift, oder, welches unſre Angehörigen für uns, entweder in eben dieſer Abſicht, oder auch ſelbſt in der guten Meinung, unſer Glück zu befördern, ergreifen, allemahl zur Be-

(*) Dieſer Grundſatz des Verfaſſers zeigt von ganz beſondern Begriffen in Hinſicht des Finanzweſens. Dem Regenten muß das Geld, welches aus den verpachteten Frohnereyen fällt, eben ſo lieb ſeyn, und eben die Dinge thun, als das, welches ſeine Beamte bezahlen. Eben dieſe Bewandtniß hat es auch mit den Einnahmen eines jeden Staatsbürgers. Der, welcher z. B. ſeinen Miſt verkauft, erhält für ſein Geld eben das, was derjenige erhält, der ſeine Gärten verpachtet. Ueberhaupt aber paßt das angeführte Gleichniß hier nicht, weil die Ehen noch anderweitige Verbindungen, als bloß die Annehme des Vermögens, vorausſetzen. —

ruhigung und nach Wünschen ausfällt, so daß hernach die größesten Leiden daraus erwachsen, wird noch immer zweifelhaft bleiben. Der Grundsatz mancher Alten, daß Liebe und Verträglichkeit sich von selbst wohl finden werde, wenn nur erst die Verbindung getroffen, ist nicht auf alle menschliche Gemüther anwendbar. Zwar beruhet die moralische und physische Vollkommenheit des Menschen auf gewissen sehr simpeln Grundsätzen, die von dem Wesen der Natur überhaupt und von ihren mannigfaltigen Verhältnissen gegen die übrigen geschaffnen Dinge abgezogen sind, oder vielmehr jedem unbefangenen Auge aus derselben entgegen springen. Die menschliche Natur hat einen eingepflanzten Trieb, sich auszubilden, sich zu erhalten, und sich fortzupflanzen. Aus diesem Grundtriebe entwickelt sich alles, was an, in und aus dem Menschen handelt, und die richtige Leitung desselben, bereitet die moralische und physische Vollkommenheit des Menschen. Die Regeln, diesen Trieb zu leiten, sind alle aus der Erfahrung abgezogen, daher unfehlbar und faßlich; allein, der von vielen andern Zufällen geleitete menschliche Wille, so wie auch die Richtung des Verstandes selbst, bestimmen sehr häufig die Regeln zur Befriedigung der Naturtriebe, sie mögen denn manches Mahl auch so abgeschmackt seyn, als sie wollen. Zuweilen glückt es solchen, zuweilen aber auch nicht, und in diesem letztern Falle erzeugen sie allerley Ungemächlichkeiten, die nicht anders als Leiden genannt werden können.

Vorzüglich ist der Neid der Nebenmenschen die größeste und böseste Leidenschaft, wodurch vielen Unschuldigen ein oft unerträgliches Leiden bereitet wird. Das menschliche Leben giebt hiervon unzählige Beyspiele, und selbst im Innern der Familien, wenn man Gelegenheit hat, die Tagesgeschichte derselben zu erfahren, findet man so unzählig viele Vorfälle, die

nichts

nichts mehr und nichts weniger bedeuten, als daß immer einer dem andern das Grab zu graben gedenkt. Solches können Brüder und Schwestern thun, entweder durch Verführung und Ueberredung sowohl ihrer Gatten als fremder eben so elender Personen, oder durch eignen Neid des verdorbnen Herzens angetrieben — und man giebt dann oft seinen Handlungen einen frommen und heiligen Schein, um sie vor allen Rechtschaffenen rechtfertigen zu wollen.

Ich weiß zur Erläuterung dieses Satzes einen Vorfall in einer Familie, der hinlänglich beweisen wird, wie einer in seiner Familie sich oft bestrebt, des andern Teufel zu seyn: In einer Provinz, die nicht unter dem Zepter unsers allgeliebtesten Königs von Preußen steht, befand sich ein kurzsichtiger Geistlicher auf dem Lande, der auf keine Weise, aus verschiedenen in ihm und seiner Frau sehr natürlich liegenden Ursachen, mit seiner Landwirthschaft fertig werden, folglich auch nicht subsistiren konnte. Sein unverheiratheter Bruder, der in einer benachbarten Stadt die Advokatur trieb, aber auch gerade deshalb sich mit den Weltkindern mehr abgeben mußte, weil er nicht allein eben so wenig älterliches Vermögen als sein geistlicher Herr Bruder besaß, sondern auch durchaus keine weiteren Einkünfte hatte, als ihm seine Arbeiten einbrachten, sahe schon längst ein, daß sein Bruder, wenn er seine Revenüen von seinem Fleiße und seiner Klugheit in der Landwirthschaft hernehmen müßte, zu Grunde gehen würde. Er war daher bey einer, in dieser Stadt entstehenden Vakanz einer Pfarre, von ganzer Seele darauf bedacht, seinem auf dem Lande schmachtenden Bruder mit allen Kräften zu diesem Posten zu verhelfen. Hier ists zu weitläuftig zu erzählen, wie solches geschah, und wie er, der im Grunde nur wenigen Einfluß bey Hofe hatte, doch solches binnen Kurzem durch Andere ins Werk richtete. Es geschah aber, und

der

der Bruder sowohl als dessen Frau geriethen in entzückter Freude darüber, und versprachen ihrem ehrlichen weltlichen Bruder, nicht allein, daß er, so lange er unverheiratet wäre, bey ihnen speisen sondern auch wohnen solle.

Der weltliche Bruder nahm anfänglich keines von beyden an, weil er sich noch halten konnte. Als aber hernach seine Umstände etwas zerrüttet wurden, fand er sich bewogen, wenigstens den Mittagstisch anzunehmen. Als dies geschah, hatten aber Bruder und Schwiegerinn Dankbarkeit und Pflicht schon vergessen, sie machten also auf alle Art Anstalten, und suchten alle mögliche Gelegenheit des weltlichen Bruders auf eine schickliche Weise los zu werden. Die Gelegenheit fand sich auch bald. Der weltliche Bruder hatte mit einem Manne in der Stadt, der vielleicht nicht ganz exemplarisch lebte, um seines Vortheils willen, viel Verkehr. Dieser Mann war oft bey ihm, und auch eines Tages da er nicht stets bey ihm seyn konnte. Während des macht sich dieser verliebte Mann an ein bey dem Advokaten kommende Klientinn, mit welcher e schon vorher in Verbindung stand. Die Hauswirthinn mit welcher keiner von diesen in Verbindung stand, wurde doch von einer ganz unklugen Eifersucht hingerissen, um zu untersuchen, was das fremde Frauenzimmer bey ihrem Miethsmanne oben mache. Beym Eintritte ins Zimmer glaubt sie den fremden Mann mit dem Frauenzimmer in verdächtigen Verwickelungen anzutreffen, und schlägt daher einen Lärm, daß alle Nachbarn zur Thüre kommen. Hieraus entspann sich nun ein Weibergewäsch in der Stadt, und der Herr Pfarrer, der dieses auch bald darauf von seiner theuren Ehehälfte mit manchen liebloſen Noten begleitet, als ein neues Stadtmährchen erfuhr, hatte nicht sobald solchen Greuel gehört, als er auf dieses Gerücht seinen Bruder auch schon für einen Hurenwirth erklärte, und da dieser darauf zum Essen bey ihm gehen will, kündigte er

ihm,

ihn, froh, nun die gesuchte Gelegenheit gefunden zu haben, brüderliche Liebe und den Tisch (unter dem Vorwande, daß sein Gewissen beym fernern Umgange mit ihm litte, unter Schimfworten) mit einem Mahle auf, und der Bruder sah sich nun für seine Treue mit Schmach und Noth belohnet, und wurde noch dazu in der ganzen Stadt als ein verachtungswürdiger Mensch geschildert. Da er aber durch immerwährende Klatschereyen verfolgt ward, so stieg hierdurch sein Leiden, (indem er nun eigentlich keinen besonders, sondern die ganze Stadt hätte angreifen müssen, wenn er gegen jemand klagbar hätte werden wollen,) so hoch, daß er nicht allein die äußerste Armuth, sondern auch selbst Hunger und Durst litt. Seinen Posten legte er nieder, und sah sich gezwungen, da sein guter Nahme von seinem Bruder selbst auf die schändlichste Art war gemißhandelt worden, fast nackt und bloß einen andern Staat zu suchen. Er floh daher, mit auf allen Seiten verwundetem Herzen, zum Lande hinaus; und nun zuckte der fromme Geistliche barmherzig die Achseln, und bedauerte mit kaltem Herzen das Schicksal seines ungerathenen Bruders. — —

Solcher Beyspiele von dem, einzelnen Menschen oder einzelnen Familien zugefügten Leiden, giebt es unzählige, und auch von eben so verschiedener Art, daß es unmöglich ist, alle die hierher gehörigen Fälle zu beschreiben. Es giebt aber auch ausgebreitetere Leiden, die ganze Provinzen und Königreiche betreffen, wohin man mit völligem Rechte die heutigen Revolutionen und darauf erfolgenden innern und äußern Kriege rechnen kann; und, wenn auch einige Familien im Staate dadurch einigen Nutzen ziehen möchten, so wird dieser Nutzen, da so viele tausend Menschen auf der andern Seite wiederum ins größeste Unglück gestürzt werden, nie gerechnet werden können — denn ich bin nicht der Meinung zugethan, daß man

ein von allen Seiten betrachtet wahres Glück auf den Gerippen, aus dieſer Urſache erſchlagener Nebenmenſchen, und mit dem Blute der Unſchuldigen gefärbt, dauerhaft aufrichten könne, wenn noch dazu die Seufzer der Unſchuldigen und unglücklich gewordenen von keiner folgenden Zeit erſtickt und erlöſcht werden mögen. Nimmt man alle Facta einzeln, und betrachtet man ſie nach einem gewiſſen Zwecke, ſo iſts wohl wahr, daß es einige gebe, die nicht zu verwerfen ſind — aber auch dieſe einige könnten beſtehen, ohne eine allgemeine Revolution und gänzliche Umwälzung aller Verbindungen. Z. B. Wir werden noch keine zwanzig Jahre weiter hin ſeyn, ſo wirds ſchon viele Menſchen geben, die ſich nie ihres Lebens hätten freuen können, wenn zugleich mit der Revolution auch nicht viele von den klöſterlichen Gelübden der Keuſchheit wären entbunden worden — vielleicht hätte ihre Entſtehung nie angefangen, oder ihr Werden möchte auch wohl in der allererſten Conſiſtenz, oder im noch völlig tauben Embryonenſtande unterdrückt worden ſeyn. — Dieſes und viele andere Dinge bedürfen aber keiner allgemeinen Revolution, davon uns die Regierung Joſephs des Zweyten zur Genüge überzeugt.

Wie die Revolutionen ganze Länder umbilden, wie ſie vermittelſt ſo mancher Leiden und Drangſale der Unterthanen, andere Geſtalten zwar, aber nicht immer dauerhaftes Glück gewinnen können, iſt in einer kleinen Abhandlung, betitelt: Aegypten und Italien. Eine Revolutions-Parallele (*), ſehr gut geſagt worden, wo es heißt:

Das alte Reich des Seſoſtris hatte frappante Aehnlichkeiten mit dem neuern Italien. Beherrſcht dem Schei-

(*) Politiſches Journal, Jahrg. 1798, 1ſten Bandes 1ſtes S. S. 18, ſqq.

ne nach von Monarchen, war in der That ein Oberprieſter ein Herr der öffentlichen Meinung, durch die Macht der Religionsgeſetze. Die Staaten Aegyptens hatten Pracht und Schwäche. Man ſahe daſelbſt die herrlichſten Ruinen, die Reſte der alten Kunſtwerke, welche der Barbarey der Hirtenkönige (Hycſos), die ſo wie die Vandalen und Gothen in Italien, in ihrem Einbruche die Kunſtwerke der Aegypter verwüſtet hatten, entgangen waren. Man ſahe die Wiſſenſchaften bey einigen, die Unwiſſenheit bey allen übrigen. Aus Indien waren die höheren Kenntniſſe nach Aegypten, wie aus der Türkey nach Italien entflohen. Die Philoſophen des Alterthums ſchöpften ihre Weisheit an den Ufern des Nils: ſo wurde unter dem ſchönen Himmel von Florenz die Fackel der Wiſſenſchaften wieder angezündet (*).

In beyden Ländern wurden die Wiſſenſchaften in einer fremden gelehrten Sprache fortgeſetzt und bearbeitet; — dort in der Hieroglyphiſchen, hier in der Lateiniſchen. Beyde waren der Maſſe des Volks unbekannt. Es war auch das Loos beyder Länder, in ihren reſpectiven Zeitaltern die Canäle zu ſeyn, durch welche die Reichthümer Indiens zu den andern Völkern gebracht wurden. Wer kennet nicht die Handlung Alexandriens? Wer erinnert ſich nicht, wie Aegypten, Florenz, Venedig, Genua, vor der Entdeckung der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das ganze Commerz von ganz Europa hatten.

Bey ſo vielen Gleichförmigkeiten ſollten Aegypten und Italien auch beynahe einerley Schickſal erfahren, jenes bey den Unruhen Griechenlandes, dieſes bey der gegenwärtigen Revolution. Wider ihren Willen, durch den Zwang einer andern Macht, ſahen ſich beyde Länder in einen verderblichen Krieg verwickelt. Aegypten, als Provinz des großen perſiſchen Reichs; Italien, zum Theil dem deutſchen Reiche unterworfen, mußten für die Sachen fremder Nationen Schlachten liefern, und ſich durch die Kriegsübel erſchöpfen laſſen, an deren Veranlaſſungen ſie

(*) Die Griechen, Lykurg, Pythagoras, und andere, holten ihre Kenntniſſe aus Aegypten. Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occidente, hatte ihre Wiege unter den Fürſten aus dem Hauſe de; Medicis.

sie keinen Antheil hatten (*). Die siegenden Feinde kehrten in einem Lande, wie in dem andern, ihre Waffen, und ihre noch gefährlichern Intriguen gegen die Völker dieser Länder selbst (**). Sie empörten den Ehrgeiz einiger Privatpersonen, und das Land der Künste und der Wissenschaften wurde durch Barbaren verwüstet. Die Perser brachten es doch endlich dahin, Aegypten den Händen der Athenienser und ihren Alliirten zu entreißen, aber erst nach sechs Jahren voller Drangsale. — Endlich fiel doch Aegypten, wieder auf einige Zeit, in die Hände der Griechen, unter dem Eroberer Alexander, u. s. w.

Eine weitläuftigere Ausführung dieser Materie gehört nicht hierher; allein, man wird hieraus ersehen, besonders wenn man selbst nachdenkt, und die täglich bekannt werdenden Familien-Anecdoten mit denen vergleicht, die ganze Reiche und Nationen angehen, daß diese Art Leiden an sich von einerley Art, und nur darin von einander unterschieden seyn können, daß jene einzelne Menschen oder Familien ergreifen, und diese den ganzen Staat mit allen Familien zusammen.

Wenn wir die menschlichen Leiden ihrer Natur, ihrem eigentlichen Wesen nach, betrachten, so sind sie in dieser Rücksicht sowohl

Körperliche als geistige Leiden, und bestehen daher nicht allein aus allerley Drangsalen, die hauptsächlich auch den Körper angreifen, als Armuth, Hunger, Durst, und dergleichen, wovon im Vorhergehenden schon gehandelt worden, sondern auch be-

son-

(*) Dieses traurige Schicksal trifft auch jetzt manche Rheingegenden, die gewiß unschuldig genug sind.

(**) Man vergleiche das, was im vorigen Jahre in Italien vorging, mit dem, was Thucydides erzählt (lib. 1. cap. 102): Inarus brachte Aegypten gegen den persischen König Artaxerxes in Insurrection, so wie die Franzosen in Genua, Mailand, Turin, Rom, Venedig, Insurrektionen anstifteten.

ſonders noch in Krankheiten aller Art. Dieſe können uns zum Theil angeerbt werden; zum Theil können ſie die Folge unſerer dürftigen, und unſerm Körper widernatürlichen Lage ſeyn; zum Theil aber, und noch häufiger, haben ſie ihren Grund in unſerer eigenen Unachtſamkeit, indem wir nicht gehörige Sorge für die Erhaltung des Körpers tragen; oder ſie ſind die unausbleibliche Folge unſerer ungeſtümen und zwangloſen Befriedigung der Wünſche aller Art. Was in der Encyklopädie von Krankheiten geſagt worden iſt, ſehe man im XLVIIſten Th. S. 30, fgg.

Eine andere Art der Leiden ſind geiſtige, oder ſolche, die hauptſächlich den geiſtigen Theil des Menſchen angreifen, und in dieſer Rückſicht würde das, was hier geſagt wird, ſich ſchon auf den hernach folgenden Artikel Leidenſchaft beziehen, und als eine Art von Einleitung in denſelben angeſehen werden können. Die geiſtigen Leiden entſtehen aus unſerm Begehrungsvermögen, welches entweder noch fortdauert, oder aufgehöret, und unangenehme Empfindungen nachgelaſſen hat. Der Weiſe bemühet ſich beſtändig in Hinſicht der Lenkung ſeines immer regen Begehrungsvermögens, eine wohlgeſuchte Mittellinie, welche das Ziel aller Dinge iſt, zu finden, und jene Mäßigung ſich eigen zu machen, bey der man weder Gefahr läuft, vor Kälte zu erſtarren, oder von aufbrauſender Hitze auf der Stelle ſich, und was man erreichen kann, zu verderben.

Es liegt uns vieles daran, etwas zu unternehmen, damit geſunde Begriffe über den Werth und Unwerth des leidenſchaftlichen Eifers bekannter und beſtimmter unter uns werden, als ſie es waren — denn, noch verwirft in einem Staate, und in einer Religion und in einer Familie, immer ein Theil alles das, was nur irgend das Anſehen einer Leidenſchaft haben kann, indeß der andere Theil wiederum alles dieſes rechtfer-

soll z. B. einen Copisten in Feuer setzen? — Und so ist es überhaupt eine Regel, wo bey Verrichtung eines Amts alle Seelenkräfte gleichsam einschlafen, und keine Begierden, sich und seine Sache zu veredeln, geweckt werden, da hat dasselbe seinen Geist verloren. In manchem Lande ist noch jetzt dieses das Schicksal der Juristen und Sachwalter — — in andern Ländern wieder der Geistlichen, wo sie gezwungen sind, nicht selbst zu denken, sondern nur Meinungen in der Jugend zu erlernen, und diese fortzupflanzen. — —

Außerdem, wenn ein Geschäft beseelt, wenn es an sich nahrhaft und gut, und einer Verbesserung fähig ist; so ist es ganz der Natur des Menschen gemäß, daß er anfange, selbiges mit mehrerem Eifer zu lieben; und darin, wie in seinem Eigenthum, mit partheyischem Eifer zu wirken. Je größer und uneingeschränkter das Herz eines Menschen ist, desto mehrere Gegenstände umfaßt und pflegt er mit stärkerem Eifer, und desto mehr wird die Aufnahme und der Wohlstand derselben zum Bedürfnisse seiner Ruhe und Zufriedenheit. So wie uns in Hinsicht vieler Dinge ein außerordentliches Gefühl von Schmerzen oder Vergnügen gegeben ist, das die nothwendige Sorge um dieselbe, aufmuntert und stärket: so ist mit den Fähigkeiten und Bemühungen um geistreiche, oder besonders nützliche Dinge, ein belebender Trieb verwandtschaftlicher Neigungen verbunden, welcher den Geist sinnreich, thätig und unermüdet macht, die Glückseligkeit, die Ausbreitung und Vervollkommnung derselben, wie seine einzige Angelegenheit zu besorgen, und, wo der Besitz und ein Eigenthum Statt findet, sich im Genusse desselben unendlich glücklich zu achten. Nach meinen Begriffen, sagt Sallust, lebt allein derjenige, genießt allein derjenige seines Geistes, der mit Eifer nach einem gewissen Geschäfte strebt, und sich

nach dem Ruhme einer herrlichen That, oder nützlichen Arbeit sehnt.

Wer an den Beruf seines Lebens nicht mit leidenschaftlicher Liebe geht, wird nie etwas Großes hervorbringen. Die Schwierigkeiten, welche er dabey antrifft, werden ihn bald ermüden, oder die vielen Hindernisse werden ihn, ehe er anfängt, verlegen und zaghaft machen. Was soll den einzelnen aufmuntern, zu hoffen, daß er durch seine Stimme schlummernde Gemüther wecken, daß er eine vergessene Sache in Bewegung setzen, und für eine andere, gänzlich mißgekannte, Achtung einflößen werde? — Was soll den Einzelnen bey einer allgemeinen Trägheit eines gefühllosen Zeitalters befeuern, was bey einer allgemeinen Geschmacklosigkeit ihn aufrecht halten, ihn wider alles Beyspiel in dem Zutrauen, daß er Recht habe, fest erhalten? Was soll den Einzelnen, dem seine Glücksumstände, auch bey aller Gemächlichkeit des Lebens, Ruhe und Vergnügen verschaffen würden, dahin vermögen, sich anzustrengen, sich es bey freywilligen Bemühungen, wofür ihn vielleicht bey seiner Lebenszeit niemand lohnt, hart werden zu lassen, besonders, wenn er es an den Fingern abzählen kann, daß die Nachfolger im Genusse eben so wenig mit seinem Blute verwandt sind, als solches je mit nur irgend einiger Achtung und Dank annehmen und genießen werden? — Was sollen alle die außerordentlichen Unternehmungen, und die Werke einer langwierigen Arbeit, die Werke eines unermüdeten Erfindungsgeistes, welche durch keine Befehle erhalten werden können, hervorbringen, wenn nicht in dem Innersten des Herzens jene Wärme, welche immer wirken und hervorbringen will, lebt, und es bey aller fremden Gleichgültigkeit schadlos hält.

Bey guten Erziehungen soll die erste und letzte Sorge seyn, die Art der leidenschaftlichen Triebe,

welche sich in den jungen Seelen frühzeitig äußern, zu beobachten, und das Ungestüm derselben nach Bemühungen um nützliche Dinge zu lenken. Wo man dies vernachlässigt, übel verstanden oder mißbraucht hat: da war fast immer alles übrige, was man für die Bildung, und den Unterricht gethan hat, verloren. Die leidenschaftliche Neigung schlich indessen heimlich in allen Adern herum, und kaum ward sie sich selbst überlassen, wurde sie in vollen Flammen sichtbar. So wurde der unruhige und kriegerische Geist, die Eroberungssucht, die übertriebene Jagdlust, und alle die viel bedeutenden Leidenschaften in den Gemüthern der Fürsten reif, wodurch nachmahls die Schicksale ganzer Länder bestimmt wurden. Die meisten derjenigen, welche Provinzen durch unselige Kriege, oder auf eine langsame Art durch zügellose Ausschweifungen verwüsteten, würden mit eben der lebenslänglichen Hitze das Gute befördert, die Talente und die Industrie ihrer Unterthanen ermuntert, und an dem Wohlseyn derselben gearbeitet haben, wenn ihre Erzieher die Kunst verstanden hätten, die Spuren künftiger Leidenschaften wahrzunehmen, und denselben durch die gehörigen Mittel an bessern Dingen Nahrung zu geben.

So besteht hierin auch ein vorzüglicher Rath, den die Vernunft kranken Gemüthern ertheilt, den Rath, nähmlich, schmerzhaften Empfindungen andere entgegen zu setzen, und schädliche Leidenschaften durch andere und bessere zu entkräften, und auszulöschen. Wo zuweilen weder die Entfernung, noch eine ganze Sammlung von Gründen etwas vermag: da ist dies Mittel hinreichend, fesselnde Eindrücke zu zerstreuen, der Einbildungskraft aufzuhelfen, und der Ueberlegung Platz zu machen. Aber, wessen Herz von irgend einer so ruhmwürdigen Sache so eingenommen, und angefüllt ist, daß sie seine Sorge, und gleichsam die Bedingniß seiner Ruhe und Zufriedenheit ausmacht, der

wird

ihn; froh, nun die gesuchte Gelegenheit gefunden zu haben, brüderliche Liebe und den Tisch (unter dem Vorwande, daß sein Gewissen beym fernern Umgange mit ihm litte, unter Schimfworten) mit einem Mahle auf, und der Bruder sah sich nun für seine Treue mit Schmach und Noth belohnet, und wurde noch dazu in der ganzen Stadt als ein verachtungswürdiger Mensch geschildert. Da er aber durch immerwährende Klatschereyen verfolgt wurde; so stieg hierdurch sein Leiden, (indem er nun eigentlich keinen besonders, sondern die ganze Stadt hätte angreifen müssen, wenn er gegen jemand klagbar hätte werden wollen,) so hoch, daß er nicht allein die äußerste Armuth, sondern auch selbst Hunger und Durst litt. Seinen Posten legte er nieder, und sah sich gezwungen, da sein guter Nahme von seinem Bruder selbst auf die schändlichste Art war gemißhandelt worden, fast nackt und bloß einen andern Staat zu suchen. Er floh daher, mit auf allen Seiten verwundetem Herzen, zum Lande hinaus; und nun zuckte der fromme Geistliche barmherzig die Achseln, und bedauerte mit kaltem Herzen das Schicksal seines ungerathenen Bruders. — —

Solcher Beyspiele von dem, einzelnen Menschen oder einzelnen Familien zugefügten Leiden, giebt es unzählige, und auch von eben so verschiedener Art, daß es unmöglich ist, alle die hierher gehörigen Fälle zu beschreiben. Es giebt aber auch ausgebreitetere Leiden, die ganze Provinzen und Königreiche betreffen, wohin man mit völligem Rechte die heutigen Revolutionen und darauf erfolgenden innern und äußern Kriege rechnen kann; und, wenn auch einige Familien im Staate dadurch einigen Nutzen ziehen möchten, so wird dieser Nutzen, da so viele tausend Menschen auf der andern Seite wiederum ins größeste Unglück gestürzt werden, nie gerechnet werden können — denn ich bin nicht der Meinung zugethan, daß man

ein

und ergreift nicht selten die seichtesten Köpfe. Sie verursacht in dem Gehirne des Menschen gewaltige Zerrüttungen, und treibt den Unglücklichen an, in überspannten Dingen, und im dunkeln, unordentlichen Wesen seine Glückseligkeit zu suchen. Sie sieht nicht was vor ihr liegt, und jagt Schattenbildern nach, und ruft immer nach Welten ihrer Phantasie. Sie gleicht der Stärke im Schrecken, und ist keiner Dauer noch Anstrengung fähig. Auch die übrigen Eigenschaften, welche zur Ausführung eines großen Geschäftes unentbehrlich sind, fehlen ihr. Sie läuft, auch wenn sie niemand sehen wollte, mit brennenden Fackeln durch die Gasse, und schreyet: Das bin ich!

Nie hat ein Schwärmer (oder es that der Zufall das meiste) eine wahrhaftig edle That verrichtet; wohl aber hat mancher ganze Zeitalter angesteckt, und Menschen, wie Heerden, vor sich hergetrieben. Wo sich die gesunde Vernunft weigerte, Dienste zu thun, und Absichten auszuführen, da haben Verrückungen des Kopfs, und der Fanatismus große Werke der Zerstörung, wie in einem Augenblicke, vollendet, aber niemahls Werke des Lebens und der Wohlthätigkeit. Verheerende Kriege, nächtlichen Ueberschwemmungen ähnlich, hat diese Wuth aufgewühlt, aber niemahls hat sie weise Staatssysteme, Plane vollendeter Regierungen hergestellt, und in Dingen, wozu Ruhe und Tiefsinn des Geistes gehöret, richtige Erfindungen gemacht.

Indessen ist nicht alles Schwärmerey zu nennen, was dem Kalten und Empfindungslosen, oder was der Seele des Sünders so däucht. Ich sah, wie hektische Männer mit ausgelöschtem Herzen jede Emporhebung der Seele über das Gemeine und jede Empfindung höhneten, und dem Eifer, dem Guten überall das Wort zu reden, übertrieben und schwärmerisch nannten. So sah ich auch Männer, welche

jedem

ne nach von Monarchen, war in der That ein Oberprieſter ein Herr der öffentlichen Meinung, durch die Macht der Religionsgeſetze. Die Staaten Aegyptens hatten Pracht und Schwäche. Man ſahe daſelbſt die herrlichſten Ruinen, die Reſte der alten Kunſtwerke, welche der Barbarey der Hirtenkönige (Hyeſos), die ſo wie die Vandalen und Gothen in Italien, in ihrem Einbruche die Kunſtwerke der Aegypter verwüſtet hatten, entgangen waren. Man ſahe die Wiſſenſchaften bey einigen, die Unwiſſenheit bey allen übrigen. Aus Indien waren die höheren Kenntniſſe nach Aegypten, wie aus der Türkey nach Italien entflohen. Die Philoſophen des Alterthums ſchöpften ihre Weisheit an den Ufern des Nils: ſo wurde unter dem ſchönen Himmel von Florenz die Fackel der Wiſſenſchaften wieder angezündet (*).

In beyden Ländern wurden die Wiſſenſchaften in einer fremden gelehrten Sprache fortgeſetzt und bearbeitet; — dort in der Hieroglyphiſchen, hier in der Lateiniſchen. Beyde waren der Maſſe des Volks unbekannt. Es war auch das Loos beyder Länder, in ihren reſpectiven Zeitaltern die Canäle zu ſeyn, durch welche die Reichthümer Indiens zu den andern Völkern gebracht wurden. Wer kennet nicht die Handlung Alexandriens? Wer erinnert ſich nicht, wie Aegypten, Florenz, Venedig, Genua, vor der Entdeckung der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das ganze Commerz von ganz Europa hatten.

Bey ſo vielen Gleichförmigkeiten ſollten Aegypten und Italien auch beynahe einerley Schickſal erfahren, jenes bey den Unruhen Griechenlandes, dieſes bey der gegenwärtigen Revolution. Wider ihren Willen, durch den Zwang einer andern Macht, ſahen ſich beyde Länder in einen verderblichen Krieg verwickelt. Aegypten, als Provinz des großen perſiſchen Reichs; Italien, zum Theil dem deutſchen Reiche unterworfen, mußten für die Sachen fremder Nationen Schlachten liefern, und ſich durch die Kriegsübel erſchöpfen laſſen, an deren Veranlaſſungen ſie

(*) Die Griechen, Lykurg, Pythagoras, und andere, holten ihre Kenntniſſe aus Aegypten. Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occidente, hatte ihre Wiege unter den Fürſten aus dem Hauſe de; Mediceis.

ſie keinen Antheil hatten (*). Die ſiegenden Feinde kehrten in einem Lande, wie in dem andern, ihre Waffen, und ihre noch gefährlichern Intriguen gegen die Völker dieſer Länder ſelbſt (**). Sie empörten den Ehrgeiz einiger Privatperſonen, und das Land der Künſte und der Wiſſenſchaften wurde durch Barbaren verwüſtet. Die Perſer brachten es doch endlich dahin, Aegypten den Händen der Athenienſer und ihren Alliirten zu entreißen, aber erſt nach ſechs Jahren voller Drangſale. — Endlich fiel doch Aegypten, wieder auf einige Zeit, in die Hände der Griechen, unter dem Eroberer Alexander, u. ſ. w.

Eine weitläuftigere Ausführung dieſer Materie gehört nicht hierher; allein, man wird hieraus erſehen, beſonders wenn man ſelbſt nachdenkt, und die täglich bekannt werdenden Familien-Anecdoten mit denen vergleicht, die ganze Reiche und Nationen angehen, daß dieſe Art Leiden an ſich von einerley Art, und nur darin von einander unterſchieden ſeyn können, daß jene einzelne Menſchen oder Familien ergreifen, und dieſe den ganzen Staat mit allen Familien zuſammen.

Wenn wir die menſchlichen Leiden ihrer Natur, ihrem eigentlichen Weſen nach, betrachten, ſo ſind ſie in dieſer Rückſicht ſowohl

Körperliche als geiſtige Leiden, und beſtehen daher nicht allein aus allerley Drangſalen, die hauptſächlich auch den Körper angreifen, als Armuth, Hunger, Durſt, und dergleichen, wovon im Vorhergehenden ſchon gehandelt worden, ſondern auch beſon-

(*) Dieſes traurige Schickſal trifft auch jetzt manche Nachbargenden, die gewiß unſchuldig genug ſind.

(**) Man vergleiche das, was im vorigen Jahre in Italien vorging, mit dem, was Thucydides erzählt (lib. I, cap. 102): Inarus brachte Aegypten gegen den perſiſchen König Artaxerxes in Inſurrection, ſo wie die Franzoſen, in Genua, Mailand, Turin, Rom, Venedig, Inſurrectionen anſtifteten.

ſonders noch in Krankheiten aller Art. Dieſe können uns zum Theil angeerbt werden; zum Theil können ſie die Folge unſerer dürftigen, und unſerm Körper widernatürlichen Lage ſeyn; zum Theil aber, und noch häufiger, haben ſie ihren Grund in unſerer eigenen Unachtſamkeit, indem wir nicht gehörige Sorge für die Erhaltung des Körpers tragen; oder ſie ſind die unausbleibliche Folge unſerer ungeſtümen und zwangloſen Befriedigung der Wünſche aller Art. Was in der Encyklopädie von Krankheiten geſagt worden iſt, ſehe man im XLVIIſten Th. S. 30, fgg.

Eine andere Art der Leiden ſind geiſtige, oder ſolche, die hauptſächlich den geiſtigen Theil des Menſchen angreifen, und in dieſer Rückſicht würde das, was hier geſagt wird, ſich ſchon auf den hernach folgenden Artikel Leidenſchaft beziehen, und als eine Art von Einleitung in denſelben angeſehen werden können. Die geiſtigen Leiden entſtehen aus unſerm Begehrungsvermögen, welches entweder noch fortdauert, oder aufgehöret, und unangenehme Empfindungen nachgelaſſen hat. Der Weiſe bemühet ſich beſtändig in Hinſicht der Lenkung ſeines immer regen Begehrungsvermögens, eine wohlgeſuchte Mittellinie, welche das Ziel aller Dinge iſt, zu finden, und jene Mäßigung ſich eigen zu machen, bey der man weder Gefahr läuft, vor Kälte zu erſtarren, oder von aufbrauſender Hitze auf der Stelle ſich, und was man erreichen kann, zu verderben.

Es liegt uns vieles daran, etwas zu unternehmen, damit geſunde Begriffe über den Werth und Unwerth des leidenſchaftlichen Eifers bekannter und beſtimmter unter uns werden, als ſie es waren — denn, noch verwirft in einem Staate, und in einer Religion und in einer Familie, immer ein Theil alles das, was nur irgend das Anſehen einer Leidenſchaft haben kann, indeß der andere Theil wiederum alles dieſes rechtfer-

soll z. B. einen Copisten in Zorn setzen? — Auch so ist es überhaupt eine Regel, wo bey Vernichtung eines Zorns alle Seelenkräfte gleichsam einschlafen, und keine Begierden, sich und seine Sache zu vertheidigen, geweckt werden, da hat dasselbe seinen Geist verloren. In manchem Lande ist noch jetzt dieses das Schicksal der Juristen und Sachwalter — — in andern Ländern wieder der Geistlichen, wo sie gezwungen sind, nicht selbst zu denken, sondern nur Meinungen in der Jugend zu erlernen, und diese fortzupflanzen. — —

Außerdem, wenn ein Geschäft beseelt, wenn es an sich nahrhaft und gut, und einer Verbesserung fähig ist; so ist es ganz der Natur des Menschen gemäß, daß er anfange, selbiges mit mehrerem Eifer zu lieben; und darin, wie in seinem Eigenthum, mit partheyischem Eifer zu wirken. Je größer und uneingeschränkter das Herz eines Menschen ist, desto mehrere Gegenstände umfaßt und pflegt er mit stärkerem Eifer, und desto mehr wird die Aufnahme und der Wohlstand derselben zum Bedürfnisse seiner Ruhe und Zufriedenheit. So wie uns in Hinsicht vieler Dinge ein außerordentliches Gefühl von Schmerzen oder Vergnügen gegeben ist, das die nothwendige Sorge um dieselbe, aufmuntert und stärket: so ist mit den Fähigkeiten und Bemühungen um geistreiche, oder besonders nützliche Dinge, ein belebender Trieb verwandtschaftlicher Neigungen verbunden, welcher den Geist sinnreich, thätig und unermüdet macht, die Glückseligkeit, die Ausbreitung und Vervollkommnung derselben, wie seine einzige Angelegenheit zu besorgen, und, wo der Besitz und ein Eigenthum Statt findet, sich im Genusse desselben unendlich glücklich zu achten. Nach meinen Begriffen, sagt Sallust, lebt allein derjenige, genießt allein derjenige seines Geistes, der mit Eifer nach einem gewissen Geschäfte strebt, und sich

nach

nach dem Ruhme einer herrlichen That, oder nützlichen Arbeit sehnt.

Wer an den Beruf seines Lebens nicht mit leidenschaftlicher Liebe geht, wird nie etwas Großes hervorbringen. Die Schwierigkeiten, welche er dabey antrifft, werden ihn bald ermüden, oder die vielen Hindernisse werden ihn, ehe er anfängt, verlegen und zaghaft machen. Was soll den einzelnen aufmuntern, zu hoffen, daß er durch seine Stimme schlummernde Gemüther wecken, daß er eine vergessene Sache in Bewegung setzen, und für eine andere, gänzlich mißgekannte, Achtung einflößen werde? — Was soll den Einzelnen bey einer allgemeinen Trägheit eines gefühllosen Zeitalters befeuern, was bey einer allgemeinen Geschmacklosigkeit ihn aufrecht halten, ihn wider alles Beyspiel in dem Zutrauen, daß er Recht habe, fest erhalten? Was soll den Einzelnen, dem seine Glücksumstände, auch bey aller Gemächlichkeit des Lebens, Ruhe und Vergnügen verschaffen würden, dahin vermögen, sich anzustrengen, sich es bey freywilligen Bemühungen, wofür ihn vielleicht bey seiner Lebenszeit niemand lohnt, hart werden zu lassen, besonders, wenn er es an den Fingern abzählen kann, daß die Nachfolger im Genusse eben so wenig mit seinem Blute verwandt sind, als solches je mit nur irgend einiger Achtung und Dank annehmen und genießen werden? — Was sollen alle die außerordentlichen Unternehmungen, und die Werke einer langwierigen Arbeit, die Werke eines unermüdeten Erfindungsgeistes, welche durch keine Befehle erhalten werden können, hervorbringen, wenn nicht in dem Innersten des Herzens jene Wärme, welche immer wirken und hervorbringen will, lebt, und es bey aller fremden Gleichgültigkeit schadlos hält.

Bey guten Erziehungen soll die erste und letzte Sorge seyn, die Art der leidenschaftlichen Triebe,

Ich habe oben gezeigt, wie äußerst heftige Menschen von der Schwärmerey in Schwermuth verfallen können. Die Schwärmerey ist ein Fehler der Seele, aber, er hat auch Einfluß auf den Körper, vermittelst der uns noch immer unbekannten eigentlichen Verbindung zwischen Seele und Leib, und letzterer leidet daher oft sehr sichtbar, so daß diese Leiden in vielen Fällen geistige und körperliche zugleich genannt werden können. Man findet daher bey diesen Krankheiten hauptsächlich ein dickes Blut, und eine Verhaltung desselben in der Gegend der Pfortader; eine krankhafte Beschaffenheit der innern Theile, wie z. B. ein Scirrhus, eine Neigung zur Vereiterung, oder ein wirklich vereiterter Zustand. Leute, welche mit Schwermuth aus diesen Ursachen behaftet sind, waren schon vorher insgemein sehr unordentlichen Leidenschaften ausgesetzt, und zwar von allerhand Art; Liebe, Furcht, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung und Zorn, waren und sind oft sehr herrschend bey ihnen. Eine Verstopfung des Goldaderflusses bey Mannspersonen, und des monathlichen Geblüts bey Frauenzimmern, wird ihnen auch oft diese Krankheit zuziehen; so wie auch ein zu großer Hang zum Studieren, insonderheit über dunkle Gegenstände; Gewissensbisse wegen begangener Verbrechen; beständige betrogne Erwartungen; und zuweilen eine furchtsame Gesinnung, welche durch die Thorheit der Wärterinnen oft schon den Kindern eingepflanzt wird.

Diejenige Art von Schwermuth, welche durch unmaterielle Ursachen allein zuwege gebracht wird, wie z. B. diejenige, welche aus einem zu anhaltenden Studieren, oder aus andern Vorstellungen oder Gemüthsleidenschaften entsteht, ist allemahl hartnäckiger und schwerer zu heilen, als diejenige, so von materiellen Ursachen abhängt, und ihren Ursprung in einem krankhaften Zustande des Körpers hat. Die hypochon-

chondriſche Schwermuth iſt die leichteſte unter allen zu heilen, beſonders, wenn man den Goldaderfluß regelmäßig wieder herſtellen kann. Auch ſelbſt in ſolchen Fällen muß man bey Zeiten helfen, denn, wenn die Schwermuth auch von ſolchen Urſachen tiefe Wurzeln gefaßt hat, ſo wird ſie doch noch zurück bleiben, wenn auch gleich die Urſache aus dem Wege geräumt iſt, welche Anlaß dazu gab. Man kann hierüber in der Encyklopädie, Th. XX, S. 647, ſgg. auch den Artikel Hämorrhoiden nachſehen.

Wenn das Leiden der Schwermuth von unmateriellen Urſachen herrühret, ſo wird hier ehe für die Seele, als für den Körper Arzney erfordert; und der häufige Umgang mit einem guten Freunde, der eine heitere und ruhige Gemüthsart beſitzt, thut zur Heilung mehr, als tauſend Arzneyen. Indeſſen alle die unmateriellen Urſachen haben einen ſo weſentlichen Einfluß auf den Körper ſelbſt, der auf die eine oder andere Weiſe nie aus der Acht gelaſſen werden muß, und hier ſagen uns ſchon immerher die Bemerkungen der weiſeſten Aerzte, daß die Operationen des Magens und der Seele ſich in einem genauen Zuſammenhange befinden, woher man natürlicher Weiſe auf die Vermuthung gerathen muß, daß die Leiden der Seele — die Krankheiten des Gemüths, auf eine entfernte Art von dem Verderben der Verdauungskräfte herrühren. Würde alſo der Umgang mit einem heitern Freunde die Gemüthskrankheit eines Menſchen heben, ſo geſchähe es nur lediglich auf dieſe Weiſe, daß durch dieſen Umgang die traurigen Gedanken entfernt werden, welche allemahl einer ordentlichen Verdauung zuwider ſind.

Wir wiſſen es an uns ſelbſt, daß uns ein heftiger Zorn, eine heftige Freude, eine plötzliche Traurigkeit u. dgl. ſelbſt auch wenn wir vorher Hunger hatten, augenblicklich den Appetit benehmen. Ferner, ſo

und ergreift nicht selten die feinsten Köpfe. Sie verursacht in dem Gebäude des Menschen gefährliche Zerrüttungen, und treibt den Unglücklichen an, in überspannten Dingen, und im dunkeln, geschmacklosen Wesen seine Glückseligkeit zu suchen. Sie sieht nicht was vor ihr liegt, und jagt Schattenbildern nach, und ruft immer nach Weiten ihren Phantasien. Sie gleicht der Circe im Schrecken, und ist keiner Dauer noch Anstrengung fähig. Auch die übrigen Eigenschaften, welche zur Ausführung eines großen Geschäftes unentbehrlich sind, fehlen ihr. Sie läuft, auch wenn sie niemand sehen wollte, mit brennenden Fackeln durch die Gasse, und schreyet: Das bin ich!

Nie hat ein Schwärmer (oder es that der Zufall das meiste) eine wahrhaftig edle That verrichtet; wohl aber hat mancher ganze Zeitalter angesteckt, und Menschen, wie Heerden, vor sich hergetrieben. Wo sich die gesunde Vernunft weigerte, Dienste zu thun, und Absichten auszuführen, da haben Verrückungen des Kopfs, und der Fanatismus große Werke der Zerstörung, wie in einem Augenblicke, vollendet, aber niemahls Werke des Lebens und der Wohlthätigkeit. Verheerende Kriege, nächtlichen Ueberschwemmungen ähnlich, hat diese Wuth aufgewühlt, aber niemahls hat sie weise Staatssysteme, Plane vollendeter Regierungen hergestellt, und in Dingen, wozu Ruhe und Tiefsinn des Geistes gehört, richtige Erfindungen gemacht.

Indessen ist nicht alles Schwärmerey zu nennen, was dem Kalten und Empfindungslosen, oder was der Seele des Sünders so däucht. Ich sah, wie hektische Männer mit ausgelöschtem Herzen jede Emporhebung der Seele über das Gemeine und jede Empfindung höhneten, und dem Eifer, dem Guten überall das Wort zu reden, übertrieben und schwärmerisch nannten. So sah ich auch Männer, welche

jedem

jedem, an dem ſie keine gewaltſamen, gleichſam convulſiviſchen Bewegungen, ſondern Gelaſſenheit und Geſundheit der Seele wahrnahmen, alles leidenſchaftliche Gefühl abſprachen, und ihn unfähig für alles, was in ihren Augen groß war, erklärten. Die Linie, wie die Trockenheit und Langweile des Herzens, von der durch wahre Weisheit gemäßigten und geordneten Empfindung, und wie die ungewöhnlichere Erhebung dieſer letzteren von den Anfällen einer ſchwärmeriſchen Hitze abgehe, iſt freylich manches Mahl auch dem Dichter ſchwer, zu beſtimmen, aber deſto leichter iſt es, ſobald man auf Thaten ſieht, ſich deſſen zu verſichern. Der geſunde Enthuſiasmus begleitet den Menſchen, wie die wahre Freundſchaft, durch alle Stufen des Lebens, und er wird nie müde, die Aufnahme deſſen, wofür er glühet, zu befördern. Ihm haben wir die erſten und nützlichſten der menſchlichen Erfindungen, die großen und wichtigen Werke der Gelehrſamkeit, und die Ausbildung der Künſte zu danken. Er läßt ſich durch ſeine Beharrlichkeit auf dem Wege guter Unternehmungen, und durch die Uneigennützigkeit ſeines Verfahrens erkennen, und durch die edelſten Beweggründe zu großen Opfern ermuntern.

Und endlich kommt, wie man ſieht, alles auf die Wahl, und auf Mäßigung an. Wohin jeder taugt, und wo jeder zu wirken vermögend iſt, dafür ſoll ſich jeder befleißigen ſein Herz zu gewinnen, und mit Begeiſterung zu erfüllen. Wehe dem, der ſich mit Begierden nach einem Gute vertraut macht, das er nicht zu erreichen vermag! Es iſt thörigt, ſeine Ausſichten nach einer Glückſeligkeit zu richten, die einem nie werden wird, oder nach einem entfernten Ziele hinan zu laufen, wo über Abgründen keine Brücke gebaut iſt. Aber auch da, wo ein höherer und leidenſchaftlicher Trieb wahrhaftig nützlich und wohlthätig iſt, iſt es

Hienächst giebt es also verschiedene Arten der Schwermuth. Allein, sie sey auch von welcher Art sie wolle, so ist sie ein Leiden der Seele, sobald diese nicht im Stande ist, richtig und gehörig ihren Körper zu vernünftigen Aeußerungen antreiben zu können.

Nach den Lehrsätzen der Arzneykunst ist die Schwermuth eine Art von Wahnsinn ohne Fieber; und man sieht oft äußerlich keine Ursache dieser Erscheinung, weil man, wenn es erst so weit gekommen ist, keine Furcht, keine Beklemmung und keinen Kummer wahrnimmt. Einige beschreiben wiederum diese Krankheit so: sie bestehe in einer Verwirrung, oder in einem Fehler der Einbildungskraft, wodurch die Kranken verhindert werden, sich einen so ordentlichen und bestimmten Begriff von den Dingen zu machen, als zu andern Zeiten; so, daß die gehörigen Verrichtungen derselben unterbrochen werden, und sich oft eine Menge Nebenbegriffe häufen, welche mit jenen nicht in Verbindung stehen, und worauf Handlungen folgen, die ganz und gar nicht mit dem ersten Begriffe übereinstimmen, und daher unregelmäßig sind.

Die Alten schrieben diese Krankheit schwarzen trüben Geistern zu, welche als Dünste aus einer überflüssigen schwarzen Galle aufsteigen.

Einige der Neuern suchen sie in der unregelmäßigen Bewegung der Geister, und in einer zur Säure geneigten Leibesbeschaffenheit, — und noch andere, in einem zu zähen und zu schwerem Blute, welches nicht erlaubt, daß es sich im Gehirne absondere, um die Nerven und Muskeln zu beleben; und endlich schreiben wieder andere, sie einer Trockniß der Gehirnhäute zu.

Einige zählen zwey Arten von Schwermuth, die herumwandernde (erratica), und die schlagflüssige. Die herumwandernde Schwermuth ist diejenige Art von Krankheit, welche, (wie es in England besonders an-

angemerkt zu seyn scheint,) die Kranken insgemein im Monathe Februar befällt. Ob aber diese Bemerkung im Allgemeinen ganz richtig sey, und ob nicht in jedem andern Monathe dieses Unglück beym Menschen eben so gut ausbrechen könne, will ich hier nicht untersuchen. — Sie wird deswegen die herumwandernde Schwermuth genannt, weil diejenigen, welche damit behaftet sind, nicht eine Stunde lang auf einer Stelle bleiben können, sondern beständig herumwandern, und nicht wissen, wo sie hingehen. Sie heißt bey den Arabern Kutubuth, von einem Thiere, welches sich, wie sie erzählen, beständig über stehenden Wassern auf und nieder bewegt.

Die schlagflüssige Schwermuth, welche der herumwandernden entgegen gesetzt ist, zeiget ihr Charakteristisches dadurch, daß die Kranken dieser Art ganz dumm zu seyn scheinen, und auch, als ob sie des Vermögens von einem Orte zum andern sich willkürlich zu bewegen, beraubt wären; daher sitzen und bleiben sie an einem Orte stille, und haben ein trübes und trauriges Ansehen.

Wiederum giebt es Gelehrte, welche die Schwermuth in drey Arten abtheilen; in die traurige, die fröhliche, und gemischte, welche letztere aus den beyden ersten zusammengesetzt ist. Aber, in allen diesen ist die Ursache eben dieselbe, und man muß den Unterschied nur dem herrschenden Temperamente und der Leibesbeschaffenheit des Kranken zuschreiben.

Diese Krankheit hat jedoch ihre wesentlichsten Unterschiede in Betracht der Ursachen, von denen sie zuwege gebracht wird. Bey einigen scheint sie von einer falschen Vorstellung und Beurtheilung der Dinge in der Seele abzuhängen; und in diesem Falle ist sie gewöhnlich eingewurzelt und unheilbar. Bey andern entsteht sie von Verletzungen des Körpers, und bey diesen bemerkt man allemahl, daß sie mit der Verletzung,

leßung, oder der Schwäche der Theile im Verhältniſſe ſtehn. Dieſe beſondere Art nennt man die hypochondriſche Schwermuth, worüber man in der Encyklopädie den XXVIIſten Theil, S. 566, fgg. nachſehen kann. Noch bey andern ſcheint ſie gemiſchter Natur zu ſeyn, ſo, als wenn ſie ihren erſten Urſprung von Verletzungen in dem Körper genommen hätte, aber durch Gemüthsunordnungen nachher ſo ſehr verſtärkt iſt, daß ſelbſt nach der gänzlichen Wegſchaffung der körperlichen Fehler ſie doch noch mit ihrer ganzen Kraft auf die Seele wirkt. Dieſe Art iſt ſehr gemein, aber auch ein ſehr unglückliches Uebel; und wenn es auch die Perſon ſelbſt, welche es betroffen hat, nicht ſo ſehr zu fühlen ſcheint, ſo fühlen es deſto mehr die hierdurch leidenden Angehörigen.

Dieſe Krankheit iſt auf unzählige Art verſchieden, nach Beſchaffenheit des Temperaments und der Begriffe der damit behafteten Perſon. Sie iſt wahrer Wahnſinn, und unterſcheidet ſich von einer wahren Wuth nur dem Grade nach.

Die Kennzeichen derſelben ſind eine beſtändige Seelenangſt, ohne eine vernünftige Urſache davon angeben zu können. Es findet ſich bey ihnen ein allgemeines Mißbehagen, ein Widerwille gegen alles, es ſey was es wolle, und wenn es ihnen auch nicht vor Augen iſt, oder ſogar, wenn ſie es auch nie geſehen, und ein unausſprechlicher Ueberdruß, der ſich bis aufs eigene Leben erſtreckt. Oft weinen dieſe Kranken eingebildeter Urſachen wegen, oft aber auch ſiehet man ein Weinen, wovon man nie eine Urſache entdecken kann. Vielen kömmt es vor, als wenn es dieſen Leuten in dieſem Falle an Luft fehlte; ſie öffnen alle Fenſter, und laufen auf die Straßen oder aufs Feld, weil ſie glauben, allenthalben eingeſperrt zu ſeyn. — Andere laufen aus ihren Häuſern, und ſuchen ſich vor Gefangennehmung zu ret-

retten, wegen tödtlicher Verbrechen, wenn ſie ſich dergleichen auch nie ſchuldig gemacht haben. Bey einigen ſind dieſe Gemüthskrankheiten offenbar mit andern im Körper verbunden, wie z. B. Herzklopfen, tiefen Seufzern, beſchwerlichen Athemholen, Einſchränkungen der toniſchen Bewegungen der Theile, Zittern, Bläſſe im Geſicht, und Abmattung des Körpers. Zuweilen ſind ſtatt dieſer gehemmten toniſchen Bewegungen öftere Nachlaſſungen eben derſelben da, woraus dann plötzlich Röthe im Geſicht, ungewiſſe Hitze im Körper, und eine allgemeine Müdigkeit und Verluſt der Kräfte entſteht. In den meiſten Fällen dieſer Art iſt eine hartnäckige Leibesverſtopfung da, und die Gemüthsbewegungen werden durch eine ſchreckliche Schlafloſigkeit verſtärkt; und wenn die Kranken ein wenig ſchlafen, ſo werden ſie dieſe ganze Zeit durch unruhige Träume erſchreckt; wenn ſie ſanguiniſchen Temperaments ſind, ſo träumen ſie beſtändig von Blutvergießen, von Schlachten, und von Feuer; oder, wenn ſie phlegmatiſch ſind, von Waſſer und Erſäufen. Es ereignen ſich auch ſchreckliche Vorſtellungen zwiſchen Schlafen und Wachen, und ſie erwachen gewöhnlich in Todesängſten, mit heftigem Zittern und beſchwerlichem Athemholen. In der muntern Schwermuth beſchäftigt ſich der verrückte Verſtand der Kranken mit fröhlichen und oft die Schamhaftigkeit beleidigenden Begriffen; und zuweilen erhöhet ſie ihre Einbildung zu dem Range der Könige und Fürſten.

Perſonen, welche der Schwermuth unterworfen ſind, ſind oft auch ſolche Leute, die eine ſitzende Lebensart führen, die zur Hypochondrie geneigt, und ſolche, die mit Krankheiten der Milz behaftet ſind; und zu dieſen muß man noch ſolche Frauenzimmer hinzuſetzen, welche die Mutterbeſchwerungen haben.

denn, man legte dieſelben drey andern nicht unſinnigen Perſonen ohne alle die vielen Vorbereitungen an, und ſie thaten ihre Wirkungen aufs beſte.

Weil es immer Leute giebt, die die allerſchwerſten Fragen am leichteſten beantworten, ſo iſt kein Zweifel, daß ſich nicht einige finden ſollten, die dieſe Unempfindlichkeit daraus werden begreiflich machen wollen, daß irgend ein Fehler des Gehirnes bey dieſer Frau die Werkſtatt der Empfindungen zerrüttet, und ihre Eindrücke in die Seele werden gehindert haben. Allein, wenn dem alſo iſt, warum empfinden es eben dieſe ſo fühlloſen Nerven, wenn man ſie nur mit dem Finger berührt? Man mache den Verſuch, und ergreife eine ſolche unſinnige Perſon beym Fuße, ohne daß ſie ſich deſſen verſieht, ſo wird ſie erſchrecken und auffahren. Man lege an dieſe Stelle, die das ſanfte Berühren der Hand ſo lebhaft empfand, das Pflaſter von ſpaniſchen Fliegen, und es wird nicht ziehen. Wie iſt hier bey ſo vieler Empfindlichkeit ſo viel Unempfindlichkeit möglich? Und geht nicht dieſe Erſcheinung im Triumph über allen Witz unſerer Theorien hinweg?

Von einem ähnlichen Vorfalle war ich 1781 Augenzeuge. Es befand ſich zu Groß-Zecher im Lauenburgiſchen an der Schaalſee ein Frauenzimmer, welches ohngefähr 42 Jahr alt, und mit einer periodiſchen Raſerey behaftet war. Gewöhnlich trat dieſes Uebel mit ihrer Reinigung ein, und hielt auch dieſe Zeit hindurch an. Sie wußte alſo auch immer ſchon die unglückliche Zeit, und ein oder zwey Tage vorher wurde ſie von einer nahmenloſen Angſt gefoltert; dann ging ſie von ſelbſt in das Haus des Gerichtsdieners, bat, daß man ſie nur einſperren möchte, und auch bald fieng ſie an zu toben. Ihr Kerker war ſehr verwahret, indeſſen verſuchte ſie doch oft, mit bloßen Händen das Fachwerk von der Mauer einzuſchlagen, wobey ſie keine Beulen und Wunden ſcheuete, auch dem Anſcheine nach durchaus keinen Schmerz von Schlägen fühlte. Denn da ſie auch dieſes Mahl, als ich ſie beobach-

tete,

chondriſche Schwermuth iſt die leichteſte unter allen zu heilen, beſonders, wenn man den Goldaderfluß regelmäßig wieder herſtellen kann. Auch ſelbſt in ſolchen Fällen muß man bey Zeiten helfen, denn, wenn die Schwermuth auch von ſolchen Urſachen tiefe Wurzeln gefaßt hat, ſo wird ſie doch noch zurück bleiben, wenn auch gleich die Urſache aus dem Wege geräumt iſt, welche Anlaß dazu gab. Man kann hierüber in der Encyklopädie, Th. XX, S. 647, fgg. auch den Artikel Hämorrhoiden nachſehen.

Wenn das Leiden der Schwermuth von unmateriellen Urſachen herrühret, ſo wird hier ehe für die Seele, als für den Körper Arzney erfordert; und der häufige Umgang mit einem guten Freunde, der eine heitere und ruhige Gemüthsart beſitzt, thut zur Heilung mehr, als tauſend Arzneyen. Indeſſen alle die unmateriellen Urſachen haben einen ſo weſentlichen Einfluß auf den Körper ſelbſt, der auf die eine oder andere Weiſe nie aus der Acht gelaſſen werden muß, und hier ſagen uns ſchon immerher die Bemerkungen der weiſeſten Aerzte, daß die Operationen des Magens und der Seele ſich in einem genauen Zuſammenhange befinden, woher man natürlicher Weiſe auf die Vermuthung gerathen muß, daß die Leiden der Seele — die Krankheiten des Gemüths, auf eine entfernte Art von dem Verderben der Verdauungskräfte herrühren. Würde alſo der Umgang mit einem heitern Freunde die Gemüthskrankheit eines Menſchen heben, ſo geſchähe es nur lediglich auf dieſe Weiſe, daß durch dieſen Umgang die traurigen Gedanken entfernt werden, welche allemahl einer ordentlichen Verdauung zuwider ſind.

Wir wiſſen es an uns ſelbſt, daß uns ein heftiger Zorn, eine heftige Freude, eine plötzliche Traurigkeit u. dgl. ſelbſt auch wenn wir vorher Hunger hatten, augenblicklich den Appetit benehmen. Ferner, ſo

wird jeder, der auf ſich ſelbſt nur irgend aufmerkſam iſt, geſtehen müſſen, daß er öfters des Vormittags, ehe er etwas genoſſen hat, gewiſſe Entſchließungen faßt, oder Meinungen bey ſich feſt-ſtellt, die er wieder verwirft, und von einer ganz andern Seite betrachtet, ſobald er gegeſſen hat. Man verſuche es mit einer Ausarbeitung, die man des Vormittags mit einem Eifer fortſetzt, der nie erlöſchen zu können ſcheint. Man ſpeiſe darauf mit dem beſten Appetite, und erneuere unter der Mahlzeit den Eifer, gleich nach Tiſche in dieſer Arbeit fortzufahren. Man wird ſich wundern, wie der Eifer erkaltet ſeyn wird, wenn man aufſteht, um fortzufahren. Die Gedanken fehlen, die Einfälle ſtocken, der Witz iſt gelähmt und die Hitze verflogen. Nicht ehe als nach einigen Stunden kommt die Luſt und das Vermögen zur Arbeit wieder, das iſt, nicht ehe, als bis die ſtärkſte Verdauung vorbey iſt. Geſetzt aber, die Nothwendigkeit zwänge uns, gleichwohl nach Tiſche fortzuarbeiten, ſo wird nicht allein alles viel mühſamer von Statten gehen, und ſchlechter gerathen, ſondern man wird auch in dieſer ganzen Zeit, da man den Verſtand angeſtrengt hat, die Speiſen ſo wenig verdauen, daß man ſich bloß durch ein ſolches Studieren, den Magen weit ärger verderben kann, als wenn man ſich mit einem Schmauſe verdorben hätte.

Dieſer Zuſammenhang der Verdauung mit den Gemüthskräften iſt zuverläſſig, und ſelbſt Boerhaave hat ihn durch eben dieſelbe Beobachtung beſtätigt. „Ich wundre mich," ſagt er, „wenn ich aus den Schrif„ten und Geſprächen der Gelehrten vernehme, daß ſie „der Meinung ſind, es ſtehe in ihrer Gewalt, was ſie „denken wollten. Die Speiſe allein kann dieſes himm„liſche Vermögen vernichten. Ein Geometer, der vor „der Mahlzeit die ſchwerſten Aufgaben aufzulöſen im „Stande geweſen, wird nach einer ſtarken Mahlzeit

ſtumpf

„ſtumpf und ſchläfrig.“ Unzer ſagt hierüber (*): daß eben ſo, wie der Magen in den Verſtand wirke, er auch ſein Regiment über die Triebe und Leidenſchaften ausübe. Shaw erzählt von den Löwen, daß ſie nach einer ſtarken Mahlzeit ſo unmuthig und furchtſam werden, daß ſie die Mägde mit Prügeln und Schimpfwörtern fortjagen können. — Allen Thieren und Menſchen wird in den Stunden der Verdauung aus Mangel der Triebe, die Arbeit ſauer und beſchwerlich. Da aber bey guten Verdauungskräften ein lediger Magen natürlicher Weiſe Appetit erregt, ſo müſſen nothwendig dieſe Leidenſchaften die Verdauungskräfte in Unordnung bringen; und dieſes erhellet noch deutlicher aus dem Beyſpiele der Traurigkeit zwoer Frauenzimmer, welches Junker erzählt, welche, ſo oft ſie die Sterbelieder gehört, die beym Begräbniſſe ihrer geliebten Brüder geſungen worden, ein Erbrechen bekommen, welches den ganzen Geſang hindurch gedauert hat.

Nimmermehr könnten die Leidenſchaften ſo in die Verdauungsgliedmaßen wirken, wenn nicht dieſe wieder in ſie zurückwirkten. Der Ekel erklärt dieſes noch mehr. Man eſſe die leichteſte und geſundeſte Speiſe mit dem beſten Behagen, und laſſe ſich inzwiſchen etwas Ekelhaftes erzählen; ſo wird dieſe Speiſe zurückkehren, als ob ſie in dem Magen ein Gift wäre. Ja, man mache denſelben Verſuch außer der Mahlzeit, wenn an nichts weniger, als an Speiſen gedacht wird; gleichwohl wird der Ekel zu allen Zeiten und bey allen Menſchen dieſe unterſcheidende Wirkung haben, daß er den Magen krampfhaft zuſammenzieht, und die Bewegung der Gedärme [illegible]kehrt. Der Zorn wirkt eben ſo unterſcheidend, [illegible] einen Verdauungsſaft, die Galle, und in den andern, den Speichel, den

(*) Der Arzt, 150ſtes Stück, S. 585.

Dieſer Fehler des Gehirns kann gleichwohl von einer Urſache außer ihm hervor gebracht werden; denn, wir ſehen an der Wirkung der Galle und der Gifte in die Nerven des Magens, daß davon eine völlige Verrückung des Verſtandes und die grauſamſte Wuth entſtehen kann, ohne daß davon etwas ins Gehirn kommt. Dennoch aber ſcheint es, als ob manche Nerven in dieſer Krankheit auch ihre übrige Sinnlichkeit verlören, und gar keinen ſinnlichen Eindruck annehmen; da hingegen einige ihre Sinnlichkeit behalten, ob ſie gleich der Seele keine Empfindung mehr geben. Dieſes letztere ſcheint von den Nerven des Magens und der Gedärme zu gelten. Denn, obgleich die ſtärkſten Purganzen ihnen keine Empfindung von Schmerzen verurſachen, ſo thun ſie doch ihre Wirkung wie gewöhnlich, und ihr Reiz vermehret die periſtaltiſche Bewegung.

Hingegen ſind in einigen Nerven der Haut die ſtärkſten ſinnlichen Eindrücke nicht vermögend weder in der Seele eine Empfindung zu erregen, noch auch nur diejenige Bewegung hervor zu bringen, die ſonſt der

aber dieſe feinen Fäden, ſo geht in großer Menge ein durchſichtiges Waſſer heraus, welches vermuthlich das Vehikel der Kugeln ſey. Das Gehirn beſtehe aus ganz kleinen Kugeln, und nicht aus Malpighis Drüſen, eben ſo wenig aus Faſern, Adern oder andern Gefäßen. Hieraus erklärt er die menſchlichen Gedanken, Begriffe, Gedächtniß, deſſen ungleiche Stufen u. dgl. nähmlich wie dieſe Kügelchen ſich mit mehr oder weniger Trägheit oder Leichtigkeit bewegen, und in welcher Richtung ſie getrieben werden, entweder in gerader oder krummer Linie; ſo iſt der z. B. wahnſinnig, dem dieſe Kugeln rund, oder in Wirbeln herum gehen, u. ſ. w. Björnſtähl's Briefe ꝛc. 1 Band, S. 346.

Wäre dieſe Entdeckung gegründet, ſo möchten unſere Aerzte vielleicht auch bald auf ein Medicament kommen, welches die kleinen rund laufenden Kügelchen im Gehirne der Wahnwitzigen in ihre gehörige Ordnung wieder brächte. —

gen, als auch der ſogenannten Ahndungen, in ſo fern ſie von der Vernunft anderer, die ihrer Vernunft mächtig ſind, gebilligt werden können, nicht zu verwerfen ſind. So iſt ja auch bekannt, daß es Verrückte giebt, welche in vielen Jahren keinen Kalender mehr geſehen, dennoch allezeit ohne Irrthum den Tag, in welchem ſie leben, angeben können. Entweder war dieſes ein Reſt von Vernunft, oder vom Gedächtniſſe, welche beyde nur ſchwache Arten von Vorſtellungen erzeugen, die ſich ſonſt mit unter den erſten befinden, und die vor der wilden Wuth der Phantaſie, wie ein Waſſertropfen am glühenden Eiſen, vor der ſchrecklichen Hitze fliehen. Die Vorherſehungen ſind noch ſchwächer, und erheben ſich oft bey Unſinnigen dennoch ſo, daß ſie über die Sinne hinwegragen. Junker erzählt hiervon ein merkwürdiges Beyſpiel: Ein junger Menſch, der acht Tage über Trägheit klagte, gleichwohl aber aß und trank, und ſchlief, und bey dem ſich am neunten Tage der weiße Frieſel zeigte, aß am eilften, durch einen Zufall eine doppelte Portion Speiſe, worauf er ſich eine Streu bringen ließ, und ſagte, daß er darauf ſterben wollte, welches er auch alsbald bewerkſtelligte.

Welcher Arzt hätte dieſen Erfolg vorher ſagen können, wenn er ihn auch gleich ſelbſt betroffen hätte, ohne, wie dieſer Menſch, im Delirio zu ſeyn? — Wie oft verkündigen nicht die Unſinnigen, beſonders in hitzigen Krankheiten, bald in dürren Worten, bald in den deutlichſten Allegorien, den Ausgang ihrer Krankheiten, ihr Leben oder ihren Tod, ohne ſich jemahls zu irren, wenn auch gleich ihre Aerzte anderer Meinung ſind. Ob ich zwar kein Arzt bin, ſo finde ich doch Gründe zu glauben, daß man oft die Vorherſehungen der Kranken nicht verwerfen müſſe; — daß ſie, beſonders in hitzigen Phantaſien, oft den Aerzten viel Licht zu geben im Stande ſind, — und

denn, man legte dieſelben drey andern nicht unſinnigen Perſonen ohne alle die vielen Vorbereitungen an, und ſie thaten ihre Wirkungen aufs beſte.

Weil es immer Leute giebt, die die allerſchwerſten Fragen am leichteſten beantworten, ſo iſt kein Zweifel, daß ſich nicht einige finden ſollten, die dieſe Unempfindlichkeit daraus werden begreiflich machen wollen, daß irgend ein Fehler des Gehirnes bey dieſer Frau die Werkſtatt der Empfindungen zerrüttet, und ihre Eindrücke in die Seele werden gehindert haben. Allein, wenn dem alſo iſt, warum empfinden es eben dieſe ſo fühlloſen Nerven, wenn man ſie nur mit dem Finger berührt? Man mache den Verſuch, und ergreife eine ſolche unſinnige Perſon beym Fuße, ohne daß ſie ſich deſſen verſieht, ſo wird ſie erſchrecken und auffahren. Man lege an dieſe Stelle, die das ſanfte Berühren der Hand ſo lebhaft empfand, das Pflaſter von ſpaniſchen Fliegen, und es wird nicht ziehen. Wie iſt hier bey ſo vieler Empfindlichkeit ſo viel Unempfindlichkeit möglich? Und geht nicht dieſe Erſcheinung im Triumph über allen Witz unſerer Theorien hinweg?

Von einem ähnlichen Vorfalle war ich 1781 Augenzeuge. Es befand ſich zu Groß-Zecher im Lauenburgiſchen an der Schaalſee ein Frauenzimmer, welches ohngefähr 42 Jahr alt, und mit einer periodiſchen Raſerey behaftet war. Gewöhnlich trat dieſes Uebel mit ihrer Reinigung ein, und hielt auch dieſe Zeit hindurch an. Sie wußte alſo auch immer ſchon die unglückliche Zeit, und ein oder zwey Tage vorher wurde ſie von einer nahmenloſen Angſt gefoltert; dann ging ſie von ſelbſt in das Haus des Gerichtsdieners, bat, daß man ſie nur einſperren möchte, und auch bald fieng ſie an zu toben. Ihr Kerker war ſehr verwahret, indeſſen verſuchte ſie doch oft, mit bloßen Händen das Fachwerk von der Mauer einzuſchlagen, wobey ſie keine Beulen und Wunden ſcheuete, auch dem Anſcheine nach durchaus keinen Schmerz von Schlägen fühlte. Denn da ſie auch dieſes Mahl, als ich ſie beobachtete,

tete, das Fachwerk eingeſchlagen hatte, um zu entſpringen, war es gerade in der Aernte, wo der Gerichtsdiener keine Hülfe hatte, er nahm alſo eine ſtarke Hundepeitſche, ſtellte ſich auswärts vorm Hauſe, und hieb mit aller Gewalt auf ſie ein, ohne zu ſehen wohin es traf. Hier bemerkte ich mit Erſtaunen, daß ſie nicht einmahl eine Geſichtsverzukkung blicken ließ, wenn ſie auch den ſchrecklichſten Hieb ins Geſicht erhielt. Ihre Hände blieben auch in eben der Beſchäftigung, um die Steine auszubrechen, ohne im mindeſten damit zu zucken, und nur dann erſt verzogen ſich die Geſichtsmuskeln anderweitig zur freudigen Rachſucht, wann ſie einen Stein gelöſet und in den Händen hatte, um damit nach dem Gerichtsdiener, oder andern Zuſchauern zu werfen. Hier fand derſelbe Fall Statt, wovon Unzer ſagt. Kurz zuvor, ehe ſie ſo weit war, ſchon herausſpringen zu wollen, erhielte der Gerichtsdiener Hülfe. Dieſe Leute ſtürzten mit ein Mahl in die Thüre des Gefängniſſes, riſſen ſie, doch mit vieler Mühe nieder, und ſie mußte nun ſo lange in Ketten gelegt werden, bis das Gefängniß wieder hergeſtellt war. Hiebey wurde ſie, wie es natürlich war, ſo behandelt, als wäre ſie ein wüthendes Thier, weil ſie biß, kratzte, ſtieß, und überhaupt ihre Bändiger in große Gefahr ſetzte. Sie fühlte aber keine Schläge, und ſtellte ſich dabey auch nicht anders; allein das fühlte ſie gleich, als, nachdem ſie darauf etwas zum Schlafe gekommen zu ſeyn ſchien, des Gerichtsdieners Frau ſie mit einem Sacke bedecken wollte. So froſtig ſie ſonſt war, ſo wenig empfindlich war ſie in dieſem Zuſtande gegen Kälte. Wenn der Paroxismus vorüber war, dann erſt fühlte ſie ſchreckliche Schmerzen, und brauchte oft beynahe ſo lange Zeit ſich wieder zu erholen, bis der Paroxismus von neuem eintrat. Man wollte mir verſchiedentlich verſichern, daß ihre Reinigung allemahl ſo

ſtark

Jahrhunderts unsere ganze Kenntniß von den Kräften in der organisirten Natur in den Worten zusammenfassen: Wir wissen von dem Grunde der Erscheinungen in der belebten Körperwelt sehr wenig, und das wenige, was wir wissen, ist noch sehr ungewiß und zweifelhaft.

Außer dem Gefühle unserer Armuth an Kenntnissen von den organischen Kräften, daß der Reichthum an hierher gehörigen Schriften nur um so lebhafter gemacht zu haben scheint, trafen in unsern Tagen vier übrigens von einander ganz unabhängige Umstände zusammen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Kräfte erregten, und die es wirklich dahin gebracht haben, daß jetzt die ersten und scharfsinnigsten Naturforscher mehrerer Nationen ganz vorzüglich mit Untersuchung derselben beschäftigt sind:

1. Die allgemeinen und lauten Klagen über die Unvollkommenheit und die Ungewißheit der Medicin, über den Mangel an wissenschaftlichen Grundsätzen derselben, und die Ueberzeugung, daß diesem Uebel hauptsächlich nur durch nähere Kenntniß der Kräfte, die den Erscheinungen in der thierischen und vegetabilischen Oekonomie zum Grunde liegen, abgeholfen werden könne, und abgeholfen werden müsse.

2. Die großen Fortschritte in der Naturlehre und der Chemie, die sich selbst bis auf die belebte Natur erstreckt haben, und gewissen wirkenden Stoffen in derselben auf die Spur gekommen sind, also uns zu der Hoffnung berechtigen, auf diesem Wege noch große Entdeckungen zu machen.

3. Die Galvanische Entdeckung nebst allen nachmahligen Erweiterungen derselben, durch die Bemühung der Herren Pfaff, von Humboldt, Creve, u. a. m. Auch durch diese Entdeckung sind einige Vorgänge in den mit Vitalität begabten Körpern zu unserer näheren Kenntniß gekommen, die die gespannte-

sie

„ſtatt der beſten Speiſen, ſeine eignen Excremente ver„ſchlungen. Er ſchlief ganze Wochen lang keinen „Augenblick, und erfüllte die Nachbarſchaft mit ſeinem „Geſchrey; und dennoch lebte er viele Jahre nachher, „zwar nicht mehr wüthend, aber ſtets albern.“

Hieraus könnte folgen, daß unſtreitig bey verrückten Leuten, gewiſſe Verrichtungen des Gehirns nicht gehörig von Statten gehen müſſen. Gleichwohl erhellet aus ihrem Beyſpiele, daß nicht jeder ſolcher Fehler des Gehirnes die ganze Vorſtellungskraft verderbe. Einige Sinne bleiben bey ihnen ganz unverſehrt, ja, ſie ſind ſchärfer als im geſunden Zuſtande, z. B. das Gehör, das Geſicht. Ihr Witz erhält ſich zuweilen vollkommen gut, ihre Einbildungskraft iſt zwar ſehr lebhaft, aber oft richtig. Zuweilen iſt ihr Gedächtniß außerordentlich ſcharf und genau. Selbſt die Unordnung ihrer Sinnen iſt nicht allgemein, wie ich gezeigt habe. Einige ihrer Nerven empfinden aufs genaueſte, andere ſcheinen verſtorben zu ſeyn. Sollten wohl bey ſolchen Perſonen gewiſſe Nerven, die an dem Fehler des Gehirns den nächſten Antheil nehmen, in ſo fern ihre Empfindlichkeit verlieren, daß die in ihnen gemachten Eindrücke keine Empfindung in der Seele hervorbringen? Ein Fehler im Gehirne kann hierzu hinlänglich ſeyn, denn, obgleich das ganze Syſtem der Nerven unverdorben bleibt, ſo wird doch ein Eindruck in ſie keine Empfindung in der Seele hervorbringen können, wenn das Gehirn in ſeinen Verrichtungen gehindert iſt (*).

Die

(*) Der Pater de la Torre zu Neapel, welcher vermittelſt ſeiner außerordentlichen Vergrößerungsgläſer in der Phyſik ſchon viele neue Entdeckungen gemacht hat, liefert auch über die Nerven und das Gehirn folgende Bemerkungen: Sie wären nähmlich aus vielen geraden Fäden zuſammengeſetzt, die nicht durchſichtig, aber von einer unglaublichen Feinheit ſind, ohne irgend eine Röhre in der Mitte. Zwiſchen dieſen feinen Fäden lägen viele kleine runde Kügelchen, die durchſichtig ſind, neben einander. Drückt man aber

Dieſer Fehler des Gehirns kann gleichwohl von einer Urſache außer ihm hervor gebracht werden; denn, wir ſehen an der Wirkung der Galle und der Gifte in die Nerven des Magens, daß davon eine völlige Verrückung des Verſtandes und die grauſamſte Wuth entſtehen kann, ohne daß davon etwas ins Gehirn kommt. Dennoch aber ſcheint es, als ob manche Nerven in dieſer Krankheit auch ihre übrige Sinnlichkeit verlören, und gar keinen ſinnlichen Eindruck annehmen; da hingegen einige ihre Sinnlichkeit behalten, ob ſie gleich der Seele keine Empfindung mehr geben. Dieſes letztere ſcheint von den Nerven des Magens und der Gedärme zu gelten. Denn, obgleich die ſtärkſten Purganzen ihnen keine Empfindung von Schmerzen verurſachen, ſo thun ſie doch ihre Wirkung wie gewöhnlich, und ihr Reiz vermehret die periſtaltiſche Bewegung.

Hingegen ſind in einigen Nerven der Haut die ſtärkſten ſinnlichen Eindrücke nicht vermögend weder in der Seele eine Empfindung zu erregen, noch auch nur diejenige Bewegung hervor zu bringen, die ſonſt der

aber dieſe feinen Fäden, ſo geht in großer Menge ein durchſichtiges Waſſer heraus, welches vermuthlich das Vehikel der Kugeln ſey. Das Gehirn beſtehe aus ganz kleinen Kugeln, und nicht aus Malpighis Drüſen, eben ſo wenig aus Faſern, Adern oder andern Gefäßen. Hieraus erklärt er die menſchlichen Gedanken, Begriffe, Gedächtniß, deſſen ungleiche Stufen u. dgl. nähmlich wie dieſe Kügelchen ſich mit mehr oder weniger Trägheit oder Leichtigkeit bewegen, und in welcher Richtung ſie getrieben werden, entweder in gerader oder krummer Linie; ſo iſt der z. B. wahnſinnig, dem dieſe Kugeln rund, oder in Wirbeln herum gehen, u. ſ. w. Björnſtähl's Briefe ꝛc. 1 Band, S. 346.

Wäre dieſe Entdeckung gegründet, ſo möchten unſere Aerzte vielleicht auch bald auf ein Medicament kommen, welches die kleinen rund laufenden Kügelchen im Gehirne der Wahnwitzigen in ihre gehörige Ordnung wieder brächte. —

der bloße ſinnliche Eindruck auch ſogar bey enthaupteten Thieren wirkt. So machten in einem obigen Beyſpiele die ſtärkſten Reizungen der Haut, und die Pflaſter der ſpaniſchen Fliegen nicht einmahl die Haut roth, und Eiſen und Feuer thun oft eben ſo wenig Wirkung. Dieſe Nerven ſcheinen allerdings ihrer ganzen Sinnlichkeit beraubt zu ſeyn.

Von ſolchen Leuten kann man mit Wahrheit ſagen, daß ſie außer ſich ſelbſt ſind. Wir ſind gezwungen ſie noch für eben dieſelben Perſonen zu halten, die ſie vorher waren. Sie ſelbſt aber ſind dieſe Perſonen nicht mehr; ſie verwandeln ſich in was ſie wollen, und finden ſich, wo ſie belieben, nur nicht in ſich ſelbſt. Sie glauben von ſich, daß ſie Hunde, Hähne, Katzen, Wölfe, Leichname, Holz, Steine und Metall ſind, und handeln dieſer unſinigen Einbildung in allen Stücken ſo gemäß, als wenn ſie von je her nichts anders geweſen wären. Da alle Schriften der Aerzte von ſolchen Beyſpielen voll ſind, ſo kann man ihnen die Glaubwürdigkeit deſto weniger abſprechen. Unzer giebt ein Beyſpiel von einem Schwindſüchtigen, der eine geraume Zeit, ſo oft er ihn ſahe, den beſten Verſtand blicken ließ. Eines Tages aber, als er ihn beſuchte, empfing er ihn auf eine ganz beſondere Art. Er hatte in der Nacht angefangen zu deliriren, indem er aus einem leichten Schlummer erwacht war, und zu den Umſtehenden geſagt, daß Gott ihn nunmehr aufgelöſet hätte, und er ſchon im Himmel angelangt wäre. Als Unzer kam, dankte der Kranke ihm für ſeine Mühe, und ſagte, daß ſeine Frau wohl Richtigkeit mit ihm machen würde, weil er ſelbſt nicht mehr vorhanden, ſondern bey Gott wäre. Unzer antwortete ihm nicht, weil er ſchon Beſcheid wußte. Als Unzer nach dem Pulſe fühlen wollte, lächelte der Kranke, und ſagte: „Ich weiß wohl, was ſie irre „macht. Sie können nur immer den Puls an dieſer Hand

„fühlen; allein, Sie betrügen sich, wenn Sie glau„ben, daß der arme kranke Bettler, welchen man mir in dieses Bett gelegt hat, noch der Mann sey, „den Sie bisher hier besucht haben. Es soll noch „heute Anstalt gemacht werden, daß er ins Lazareth „komme, und morgen werden sie ihn nicht mehr fin„den." Als Unzer den folgenden Tag wieder kam, sah er verdrießlich aus und sagte: Es thäte ihm leid, daß Unzer wiederkommen müsse, denn er hätte den Lumpenkerl noch nicht wegschaffen lassen können. Diese Rede führte der Kranke drey Wochen, bis er starb, und alles, was er in dieser langen Zeit sprach, kam vollkommen mit dem Systeme überein, welches er sich einmahl in den Kopf gesetzt hatte.

Man betrachte dies Gemisch von Vernunft und Thorheit; einen Menschen, der von sich selbst redet, als ob er todt wäre, der sich für eine fremde Person zugleich hält, und alles dieses widersprechende Zeug so leicht mit einander vereinigt, daß er den Augenblick lang keinen Augenblick daran denkt, wie ungereimt es sey. Er hütete sich in dieser Zeit niemahls zu sagen, daß er etwas bedürfe, sondern forderte alles in der dritten Person: Er will essen, er muß auf den Stuhl, Licht muß ihm erlöschen, u. s. w. Wo finden doch der solchen Menschen die ersten Gründe der menschlichen Erkenntniße hin? Wo bleibt der Satz des Widerspruchs, der Identität, des zureichenden Grundes? Wo die Kraft der Persönlichkeit? Kann eine abenteuerliche Einbildungskraft dieses alles in uns verschlingen? Das ist bis zum Erstaunen! — Kann eine Stockung im Geblüte, ein Schleim in den Gedärmen, ein Körnchen Gift in dem Magen, die Einbildungskraft dergestalt in Flammen setzen? Auch denke ich unbegreiflich und gezwungen ist nichts natürlicher, als alles dieses. Es hat Physiologen gegeben, die zur genauen Schätzung des Verstandes in ih-

Ueberzeugung gebracht hat, daß alles, was sie empfanden, nichts sey. — — Ein Par Samenkörner vom Bilsenkraute geben der Einbildungskraft einen Schwung (*), und sie überzeugt uns alsdann, daß wir selbst nichts sind. Unzer sagt daher: „ein „wenig Philosophie und ein wenig Verrückung können machen, daß von dem ganzen All nichts bleibt, „als die Stelle.“ —

Es kann wohl niemand läugnen, daß alles dergleichen, wovon hier die Rede war, nicht Leiden des Geistes oder der Seele seyn sollten, und doch — wohin sollen wir mit unsern Erklärungen, da wir wissen, daß auch solchen Leiden der Seele — solchen Gebrechen oder Mängeln oft vermittelst körperlicher Dinge abgeholfen werden könne? Unsere gelehrtesten Untersucher sind noch nicht weit gekommen, nachdem man zwar Jahrhunderte lang die Naturlehre, die Mechanik, und die Chemie aufgeboten, und dabey jedes Mahl die Geisterwelt zu Hülfe genommen hatte, um die Kräfte in der organisirten Natur zu ergründen; nachdem bald den Gesetzen der Hydraulik, bald den Lebensgeistern und dem Nervensafte, bald gespannten Saiten und ihren Oscillationen, bald einem Princip der Reizbarkeit unter einer Menge von Nahmen, bald einer unbekannten Lebens- Nerven- und Muskelnkraft, bald nach einem andern Deus in machina, das Recht ertheilt worden war, der Empfindung und Bewegung in Thieren und Pflanzen vorzustehen; nachdem die Büchermenge über alle diese Gegenstände auch dem fleißigsten Litterator kaum noch übersehbar geblieben ist; — so könnte man doch am Ende des achtzehnten

(*) Man sehe den Art. Leichtgläubigkeit, S. 333, fgg. wo von der Zubereitung der Hexensalbe beygehends gehandelt, und der Bilsenkörner gedacht wird. Auch S. 403, fgg. wird vom Anfange des Wahnsinns gehandelt.

Jahrhunderts unſere ganze Kenntniß von den Kräften in der organiſirten Natur in den Worten zuſammenfaſſen: Wir wiſſen von dem Grunde der Erſcheinungen in der belebten Körperwelt ſehr wenig, und das wenige, was wir wiſſen, iſt noch ſehr ungewiß und zweifelhaft.

Außer dem Gefühle unſerer Armuth an Kenntniſſen von den organiſchen Kräften, daß der Reichthum an hierher gehörigen Schriften nur um ſo lebhafter gemacht zu haben ſcheint, trafen in unſern Tagen vier übrigens von einander ganz unabhängige Umſtände zuſammen, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf jene Kräfte erregten, und die es wirklich dahin gebracht haben, daß jetzt die erſten und ſcharfſinnigſten Naturforſcher mehrerer Nationen ganz vorzüglich mit Unterſuchung derſelben beſchäftigt ſind:

1. Die allgemeinen und lauten Klagen über die Unvollkommenheit und die Ungewißheit der Medicin, über den Mangel an wiſſenſchaftlichen Grundſätzen derſelben, und die Ueberzeugung, daß dieſem Uebel hauptſächlich nur durch nähere Kenntniß der Kräfte, die den Erſcheinungen in der thieriſchen und vegetabiliſchen Oekonomie zum Grunde liegen, abgeholfen werden könne, und abgeholfen werden müſſe.

2. Die großen Fortſchritte in der Naturlehre und der Chemie, die ſich ſelbſt bis auf die belebte Natur erſtreckt haben, und gewiſſen wirkenden Stoffen in derſelben auf die Spur gekommen ſind, alſo uns zu der Hoffnung berechtigen, auf dieſem Wege noch große Entdeckungen zu machen.

3. Die Galvaniſche Entdeckung nebſt allen nachmahligen Erweiterungen derſelben, durch die Bemühung der Herren Pfaff, von Humboldt, Creve, u. a. m. Auch durch dieſe Entdeckung ſind einige Vorgänge in den mit Vitalität begabten Körpern zu unſerer näheren Kenntniß gekommen, die die geſpannteſte

ſte Erwartung noch größerer Aufklärungen rege gemacht haben.

4. Das Brownſche Syſtem, deſſen praktiſcher Werth oder Unwerth hier indeſſen nicht völlig unterſucht werden ſoll. Genug, dieſes ganze Syſtem gründet ſich auf das Verhalten der organiſchen Kraft, gegen die Einwirkung der äußern Dinge, welchen ſie ausgeſetzt iſt, und der Urheber des Syſtems hat ſowohl jene Kraft ſelbſt, als auch die Abänderungen derſelben, welche er annimmt, mit neuen Ausdrükken bezeichnet, die nach der Meinung einer gewiſſen Parthey ein großes Licht über bisherige Dunkelheit verbreitet haben ſollen.

Die Vorſtellungsart, welche Herr Reil von dem Grunde der Erſcheinungen in der organiſchen Natur, in ſeinen neueſten Schriften geäußert hat, ſind durchaus chemiſch. „Wir werden," ſagt er, „weniger „die Lebenskraft von einer unbekannten Urſache, die „wir Seele nennen, ableiten, als welche Meinung auf „einmahl allen unſern Forſchungen Thor und Thüre „verriegelt, und mehr ihren Grund in Form und Miſchung der Materie ſuchen, auf welchem Wege allein es uns noch Fortſchritte zu machen erlaubt iſt (*)". Dieſe wenigen Worte characteriſiren ganz den Geiſt der Unterſuchungen des Herrn Reil; in einem andern Jahrhundert wären ſie mehr als hinlänglich geweſen, ihren Urheber des Materialismus, oder wohl gar des Atheismus verdächtig zu machen.

Wer in der Geſchichte der Medicin nicht fremd iſt, weiß, daß es ſchon die Secte des Epikur war, die den Grund aller Erſcheinungen in der organiſirten Natur, in der Miſchung und Form der Materie ſuchte. Den Epikuräern waren nur die Ausdrücke unſerer Chemi-

(*) In der Vorrede zu de la Roche Zergliederung der Verrichtungen des Nervenſyſtems ꝛc. 1 B. Halle, 1794, 8.

wirkt durch seine eigenen Kräfte, und besitzt seine eigenen Vollkommenheiten, Fehler und Gebrechen, unabhängig von den übrigen Gliedern des Körpers. — Aus dieser Lehre von der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Organe, zieht Hr. Reil zwey wichtige practische Folgerungen. Erstens müsse die Semiologie dadurch verbessert werden, daß wir jedes Symptom mehr studieren, und es genau auf den Zustand des Organs beziehen, durch welchen es veranlaßt wird; in der Geschichte einer Krankheit müsse dem Arzte das specielle Leiden der einzelnen Organe abgesondert, und die Wirkung dieser abgesonderten Leiden in ihrer Verbindung mit dem Ganzen, im Zusammenhange vor Augen liegen. — Zweytens behauptet er, daß jedes Organ, so wie seine eigene Reizbarkeit, seine eigenen Reize, sein eigenthümliches Leben, seine ihm eigene Energie und unabhängige Kraft habe, so auch seine eigenen Affectionen, Krankheiten und Heilmittel. — — Die Fragen: Haben die Muskelfasern eine eigene Kraft, oder wird ihnen die Kraft durch die Nerven zugeführt? Ist die Lebenskraft an die Nerven gebunden? Sind die Nerven Leiter der Lebenskraft? — nennt Hr. Reil possirlich. Ein jeder Theil, sagt er, wirkt durch seine eigene Kraft, die eine Eigenschaft der Mischung und Form seiner Materie ist. Allein die Mischung und Form seiner Materie wird verändert, erhalten, zerstört, durch den Einfluß der verbundenen Organe; die Kraft der einzelnen Organe kann nicht ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, besonders mit den Nerven und Blutgefäßen, bestehen. Also der Muskel auch nicht ohne seine Nerven. —

17. Sympathie (consensus). Von dieser stellt Hr. Reil folgende sechs Gesetze auf: 1) So lange die inneren Kräfte der Nerven unverändert bleiben, und sich dieselben in ihrem natürlichen Zustande befin-

den

welchen Grundsätzen ich hier vorzüglich zu denken geneigt bin, und für nothwendig halte. Und, da diese Materie einen so wichtigen Einfluß auf die Erklärungen der Leiden der Seele sowohl als auch auf die menschlichen Leidenschaften hat, so werde ich den Grundsätzen, Erklärungen und Widerlegungen der Herren Verfasser des genannten Journals folgen, und glaube hierdurch vielleicht manchem Leser, dem dieses, gewiß empfehlungswerthe Journal nicht bekannt ist, meine Encyklopädie noch werther zu machen.

Es setzet demnach Herr Reil

1. Die Entstehung aller Erscheinungen belebter Körper in der sämmtlichen Verfassung der Materie fest. Allgemein haben sie ihren Grund entweder in Vorstellungen, oder in der Materie; diese nehmen wir durch unsere Sinne wahr, jene müssen wir aber als Kräfte in der Kette der Naturkräfte betrachten, die für uns in der Erfahrung keinen weitern absoluten Grund haben, und die wir also auch nicht als einen Erklärungsgrund, oder als eine Ursache thierischer Erscheinungen annehmen dürfen. Thierische Erscheinungen, die ohne Vorstellungen wirklich sind, oder mit Vorstellungen in keiner Verbindung stehen, können nicht in Vorstellungen gegründet seyn; sie müßten in der Materie ihren Grund haben. Von einer Seele, als einer übersinnlichen, unerwiesenen Substanz, dürfen wir gar keine thierischen Erscheinungen herleiten. Materie, sagt man zwar, sey so weit wir sie aus Erfahrung kennen, ein todtes Wesen, von welchem wir kein Leben ableiten können. Gegen diesen Einwurf erinnert Herr Reil: die tägliche Erfahrung lehre, daß es eine Materie — die thierische — giebt, die Leben hat; die Materie sey nicht zu berechnender Grade von Veredlung fähig, und ihre Energie nehme mit dem Grade ihrer Veredlung zu.

desmahl andere Erscheinungen giebt, so wie ihre Mischung und Form abgeändert wird. 5) Die Stoffe, aus welchen die lebende thierische Materie besteht, liegen überall im Schooße der Natur vorräthig, und es bedarf nur eines Kerns oder Stockes von einem organischen Wesen, um zu bewirken, daß sie zur belebten Materie anschießen. — Außerdem liegt auch einige überzeugende Kraft in der überredenden Wortfülle, und in der Kunst, den hohen Werth eigener Ideen recht bemerklich zu machen, fremde aber mit einem wegwerfenden Blicke kaum im Vorbeygehen zu nennen, womit Hr. Reil seine scharfsinnige Theorie vorgetragen hat. — Jetzt zu einigen Bemerkungen über dieselbe:

So wenig auch bis jetzt die Gränzlinien zwischen der todten Chemie, und den Untersuchungen belebter organischer Körper, gehörig gezogen sind; so wenig wir uns darüber vereinigt haben, was aus jener in diese übertragen werden darf oder muß; so gewiß der Ausdruck, animalische Chemie, wenn man will, sehr viel, aber — in so fern wir von diesem sehr vielen, bis auf diese Stunde fast noch gar nichts wissen — auch unglaublich wenig bezeichnet; — so darf man doch jeder chemischen Ansicht der organischen Naturreiche ihren Nutzen nicht absprechen, so lange sie sich nur in bescheidenen Gränzen hält, und nicht gleich eine angeblich gründliche chemische Pathologie und untrügliche chemische Kurmethoden in der Nachfolge mit sich führt. Sie muß überhaupt, bey der auffallenden Unvollkommenheit unserer dahin gehörigen Kenntnisse, noch gar nicht entscheiden wollen, sondern nur auf genauere Untersuchungen der thierischen Materie leiten, und die Mittel und Wege dazu andeuten; welches auch Hr. Reil bey mehreren Gelegenheiten gethan hat. Wohin einst diese Untersuchungen führen können, läßt sich jetzt noch gar nicht berechnen, nicht

fachſten Elementen an, bis zu den vollkommenſten Organen, höchſt eigenthümlich. Ihre Beſtandtheile ſind nicht allein nach verſchiedenen Verhältniſſen mit einander gemiſcht, ſondern auch zuſammen gemengt. Die Uranfänge der thieriſchen Materie liegen gewiß ſämmtlich ſchon in dem Schooße der todten Natur vorräthig. Es kommt nur auf ein Mittel, ſie in einer zweckmäßigen Ordnung zuſammenzufügen, nähmlich auf einen Kern oder Stock eines organiſchen Weſens an, an welchen ſich die rohen Stoffe anhängen können. Die Pflanzen werden aus Stoffen der todten Natur gezeugt, und ſind gleichſam die erſte Stufe der Veredlung der Materie zu organiſchen Weſen. Aus Pflanzen und Thieren wird das neue Thier zuſammengeſetzt, deſſen Beſtandtheile endlich wieder in das Mineralreich ausgetheilt werden.

5. **Unterſchied der feinen und groben thieriſchen Materie.** Es iſt wahrſcheinlich, daß außer der Materie, die wir durch unſere Sinne wahrnehmen und chemiſch behandeln können, noch andere feine, vielleicht ganz unbekannte Stoffe in dem thieriſchen Körper vorhanden ſind, die durch ihre Zumiſchung zur ſichtbaren thieriſchen Materie, dieſelbe erſt vollenden. Sie iſt nicht an die Nerven gebunden, ſondern gewiß überall in alle Theile verbreitet; auch iſt die grobe thieriſche Materie nicht weniger wichtig als ſie. Die feine thieriſche Materie muß ſubtil, leicht beweglich und flüchtig ſeyn, ſich ſchnell entfernen, zuſtrömen und in dieſe und jene Theile ſich anhäufen können. Sie muß daher dem ſichtbaren Stoffe nicht ſowohl zugemiſcht, als vielmehr zugemenget ſeyn. Ueber die Natur derſelben, über ihren Urſprung, u. ſ. w. entſcheidet Hr. Reil nichts, ſondern läßt es bey der Angabe vieler Möglichkeiten bewenden; doch macht er auf den entſchiedenen großen Einfluß aufmerkſam, den der Wärmeſtoff, das Licht, die Luft, die Elec-

tri-

cericität und das Oxygen in der thierischen Oekonomie haben. Außerdem, meint er, sind gewiß noch mehrere andere vorhanden, die entweder unverändert oder zersetzt, mit der groben Materie thierischer Körper sich verbinden, und ihre Erscheinungen ändern; er bestimmt darüber aber gar nichts. — Endlich warnt er noch vor dem Irrthum, daß man nicht glauben müsse: diese feinen Stoffe seyn allein die Kraft, oder wenigstens das Substrat der Kraft der organischen Wesen. Der Grund des Lebens liegt in der sämmtlichen Materie, in der Mischung und Form alles dessen, was sichtbar und unsichtbar ist. —

6. Organ und Organisation. Der Grund der regelmäßigen Bildung thierischer Körper liegt ursprünglich in der Natur der thierischen Materie; Bildung und Organisation ist also schon Erscheinung und Wirkung der Materie.

7. Was ist Kraft in der Natur? Das Verhältniß der Erscheinungen zu den Eigenschaften der Materie, durch welche sie erzeugt werden. Kraft ist also etwas von der Materie unzertrennliches, eine Eigenschaft derselben, durch welche sie Erscheinungen hervorbringt. Um Mißverständnisse zu vermeiden, solle man lieber anstatt Kraft, Eigenschaft der Materie sagen. Die Kräfte bestimmen wir nach der mehreren oder mindern Allgemeinheit der Erscheinungen; nach dieser Bestimmung haben wir: 1) Physische Kraft; die allgemeineren Eigenschaften der Materie, sowohl in der todten als in der belebten Natur. 2) Lebenskraft; deutet das Verhältniß mehr individualisirter Erscheinungen zu einer besonderen Art von Materie an, die wir nur in der belebten Natur bey Pflanzen und Thieren antreffen. Das allgemeinste Attribut dieser eigenthümlichen Art von Materie, ist eine besondere Art von Krystallisirung. So lange uns die Chymie nicht genauer mit den Grundstoffen der organischen

niſchen Materie und ihren Eigenſchaften bekannt gemacht hat, iſt uns eine nähere Kenntniß der Lebenskraft unmöglich. 3) Vegetative Kraft; und ihr Product, Pflanzenleben, iſt Eigenſchaft der beſonderen Materie, aus welcher die Pflanzen beſtehen. 4) Animaliſche Kraft; zeiget die Eigenſchaften einer mehr individualiſirten Materie an, wie wir ſie im Thierreiche antreffen, das ſich durch eine eigene Erſcheinung, nähmlich durch Muskelbewegung, characteriſirt. Wir können uns dieſe Kraft ſo oft individualiſirt denken, als die Materie ſich individualiſiren läßt. 5) Endlich das dem Menſchen eigene Vernunftvermögen. — Die Kräfte des menſchlichen Körpers ſind alſo Eigenſchaften ſeiner Materie, und ſeine beſonderen Kräfte Reſultate ſeiner eigenthümlichen Materie. —

8. Von den todten Kräften im thieriſchen Körper. Die Cohärenz, die Schwere, die Elaſticität, die chemiſche Verwandtſchaft, ſind eigenthümlich (ſpecifik) im thieriſchen Körper, weil ſie in einer eigenthümlichen und ſpecifiken Materie Statt finden. Man ſolle nicht ſagen, daß jene todten Kräfte im lebenden Körper der Lebenskraft untergeordnet wären; denn eine ſolche Herrſchaft und Subordination finde in der Natur nicht Statt, ſondern die Körper ſeyn concret, und bringen ihre Erſcheinungen nach Maßgabe ihrer Materie hervor. Andere chemiſche Geſetze gelten in der lebenden, andere in der todten Materie.

9. Unterſchied der belebten Natur von der todten. Das allgemeinſte Merkmahl, durch welches ſich die organiſche Natur characteriſirt, ſcheint Hrn. Reil die Fähigkeit derſelben zu einer eigenthümlichen Bildung zu ſeyn. In dieſer Eigenſchaft der organiſchen Materie liegt der Grund der Zeugung, des Wachsthums, der Ernährung und Reproduction. Dieſem Merkmahle ſetzt er noch eins zu: daß nähmlich die organi-

oder weniger verwickelt; sehr einfach bey dem zerschnittenen Polyp, oder bey dem fortwachsenden abgeschnittenen Ast einer Pflanze. Bey vollkommenern Thieren kann die Generation in mehrere Theile abgesondert werden: a) Entstehung des Keims in den Eyerstöcken der Mutter; b) Zeugung, bey der der Vater die thierische Kraft des schlummernden Keims durch Zusatz des Samens erhöht; c) fernere Entwickelung des belebten Keims nach der Zeugung, indem nun der Keim durch seine eigene Kraft die thierische Krystallisation bewirkt, durch die Affinität seiner Bestandtheile mit dem Stoffe, der ihm zugeführet wird. — 3) Ein organisches Wesen wird in der Natur nicht wirklich, als durch ein anderes organisches Wesen. 4) Eine Gattung zeugt dieselbe Gattung, und nie eine andere. Der Grund von beydem liegt in der Nothwendigkeit einer eigenthümlichen Materie und eines Stockes. — 5) Der Haupt-Typus der Krystallisation thierischer Materie, scheint die Faser, woraus nachher das übrige gebildet wird. So scheint der Original-Typus der Kochsalz-Krystallisation ein Würfel zu seyn; kleine Würfel bilden den großen.

12. Reizbarkeit, Erregbarkeit (Irritabilitas, Incitabilitas). Die Eigenschaft thierischer Organe, daß sie sich durch eine äußere Ursache bestimmen lassen, ihren gegenwärtigen Zustand durch sich selbst zu verändern, heißt Reizbarkeit. Der Grund dieser Eigenschaft liegt in der eigenthümlichen Mischung und Form der Materie. Sie ist specifisch in jeder besonderen Gattung von Organen, denn jede Gattung von Organen hat eine eigenthümliche Mischung und Bildung der Materie.

13. Nervenreizbarkeit. Sie ist specifisch, wegen der eigenthümlichen Mischung der Materie. Die Ner-

Nerven sind eigentlich nur Reizungsmittel anderer Organe, nähmlich der Muskeln und des Seelen-Organs. Nur dieses letztere empfindet, die Nerven an sich aber nicht.

14. Reize. Die Reize wirken auf eine doppelte Art, nähmlich auf eine mechanische, oder auf eine chemisch-physische. Auf eine mechanische Art wirken sie durch Stoß; dadurch leiden die Organe in ihrer Mischung und Form eine Aenderung, die den Grund ihres veränderten Zustandes, nähmlich ihrer Action enthält. Bey der physisch-chemischen Wirkungsart der Reize, findet zwischen dem Körper der reizt, und dem der gereizt wird, eine wechselseitige Mittheilung eines feinen Stoffes statt.

15. Von dem Wirkungsvermögen thierischer Organe. Es liege in einer Art von Zusammenziehung ihrer Materie, auch in den Nerven, wo wir diese Zusammenziehung nicht wahrnehmen. Die Zusammenziehung thierischer Organe sey ein Resultat einer veränderten Cohärenz ihrer Materie.

16. Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Organe von einander. Ein jedes Organ ist unabhängig und selbstständig, es wirkt für sich und durch sich, durch die Energie seiner eigenen Kräfte; und der nächste Grund aller Erscheinungen, die es hervorbringt, ist in ihm selbst unmittelbar enthalten. Durch seine eigene Kräfte lebt es, erhält sich, nährt sich, wächst und bringt die Erscheinungen hervor, zu welchen es, vermöge seiner Einrichtung, fähig ist. Freylich können die eigenthümlichen Kräfte eines Organs nur unter der Bedingung fortdauern und wirken: daß es mit dem ganzen Körper zusammenhängt, und insbesondere Blutgefäße und Nerven erhält. Das unabhängige und selbstständige Organ, hängt sich nur an die andern an, ist ein Parasit derselben, und dient wieder zum Parasiten der übrigen. Ein jeder Theil

Processe sind, die lediglich von Mischung und Form der Materie abhängen? Folgt daraus, daß das Leben des ganzen Thieres, in dessen Körper ein oder mehrere chemische Operationen vorgehen, überhaupt eine chemische Operation sey, bey der alles auf Mengung, Mischung und Form der Materie beruhet? Solche Folgerungen würde man gewiß höchst übereilt nennen müssen!

Auffallend muß es ferner seyn, daß Hr. Reil behauptet, Bildung und Organisation sey schon Erscheinung und Wirkung der Materie. Das steht ja mit seiner Theorie in dem offenbarsten Widerspruche; denn ist Bildung und Organisation schon Erscheinung und Wirkung der Materie, wie können denn die Erscheinungen und Wirkungen der Materie in ihrer Bildung und Organisation (Form) gegründet seyn? Wie kann etwas zugleich die Erscheinung und Wirkung, und auch die Ursach der Erscheinung und Wirkung genannt werden? Man sieht hieraus, daß Hr. Reil in seinen Grundsätzen mit sich selbst nicht einig ist; denn sieht er Bildung und Organisation (Form) schon als Erscheinungen und Wirkungen der thierischen Materie an, so muß er doch, außer der Form, irgend einen andern Grund dieser Erscheinungen und Wirkungen annehmen. Wollte er diesen Grund in der ursprünglichen Verschiedenheit der Grundstoffe der thierischen Materie und ihrer Mischung allein suchen, so müßte man dagegen erinnern, daß diese Verschiedenheit der Grundstoffe, und diese Mischung, eben so gut als die Form, schon Erscheinungen sind, die sich noch dazu unser Verstand erkünstelt, und die er sich bald so, bald wieder anders denkt. Der Grund, warum die thierische Materie Leben hat, bliebe also, da er in ihren Erscheinungen, und in ihrer Form und Mischung, nicht gesucht werden kann, für das erste noch zu entdecken. —

Die

den, ſo lange folgt auch der Conſens dem Urſprunge, der Lage, Vertheilung, Verbindung und Endigung der Nerven. 2) Wird die Natur der Nerven und ihre Kraft verändert, ſo erleiden die conſenſuellen Wirkungen gleichfalls eine verhältnißmäßige Veränderung. Iſt die Reizbarkeit in irgend einem Theile vorzüglich erhöhet, ſo äußern ſich die conſenſuellen Wirkungen eines Reizes vorzüglich an dem hervorſtechend reizbaren Theile, ohne ſich an die ſtätige Lage, Verbindung und den Lauf der Nerven zu binden. 3) Aehnlichkeit im Bau und in der Miſchung der Organe, kann Urſache ſeyn, daß ſympathiſche Erſcheinungen entſtehen, und die Wirkungen der Reize von dem Organ, auf welches ſie angewandt ſind, ſich weiter auf entfernte Organe derſelben Gattung fortpflanzen. 4) Ein Hauptgeſetz, durch welches die ſympathiſchen Wirkungen beſtimmt werden, iſt die Gewohnheit nnd Aſſociation unſerer Bewegungen und Vorſtellungen. 5) Durch eine heftige Anſtrengung wird die Congeſtion des feinen Stoffs nach dem angeſtrengten Theil geleitet, und von den übrigen Theilen abgeleitet. 6) Endlich iſt es möglich, daß ſich feine Stoffe von einem Organe zum andern fortpflanzen können, bloß nach den Geſetzen der Affinität, ohne daß ein organiſches Verbindungsmittel zwiſchen ihnen Statt findet.

18. Geſetze, nach welchen thieriſche Körper wirken. Die Beſtimmungen der Verhältniſſe, die zwiſchen concreten Wirkungen der Körper, und den concreten Eigenſchaften (Form und Miſchung) ihrer Materie Statt finden, nennt man Naturgeſetze. Allein, da wir die Eigenſchaften der Materie nicht an und für ſich, ſondern nur aus ihren Erſcheinungen erkennen: ſo können wir auch die Naturgeſetze der Körper nicht anders als durch Beobachtungen und Vergleichung ihrer Erſcheinungen auffinden. Aus

einmahl aus der Ferne ahnden. Sollten wir bis hieher auch noch kein Recht dazu haben, mit Hrn. Reil die Erſcheinungen thieriſcher Körper, außer den Vorſtellungen und was dahin gehöret, einzig und allein von der Miſchung und Form ihrer Materie abzuleiten; ſo bleibt uns dieſe Materie doch immer von der äußerſten Wichtigkeit, denn die Beſchaffenheit derſelben hat einen ſehr offenbaren Einfluß auf die Erſcheinungen, welche ſie uns darbietet. Ihre Fähigkeiten, das zu leiſten, wozu ſie von der Natur beſtimmt iſt, hängen ja ganz von ihrer Beſchaffenheit ab, und ſo wie ſich dieſe verändert, und von dem vollkommenen Zuſtande abweicht, ſo verändern ſich auch jene, werden unvollkommen, oder verlieren ſich gänzlich. In der thieriſchen Materie liegen gewiß die wichtigſten Agentien, von welchen die Veränderungen in den Erſcheinungen ausgehen; wie ſollte alſo ihre Betrachtung, ihre genauere Kenntniß, dem Naturforſcher und dem Arzte nicht intereſſant, wichtig und unentbehrlich ſeyn? Hr. Reil verdient daher allen Dank für ſeine chemiſche Darſtellung der organiſchen Kräfte, beſonders in Hinſicht der merkwürdigen Unterſuchungen, auf welche ſie künftig noch führen wird.

Dieſes darf uns indeſſen nicht abhalten, den Werth und die Gewißheit der Theorie des Hrn. Reil im Ganzen, ſo wie die Wahrheit einiger ſeiner einzelnen Behauptungen, unbefangen zu prüfen und unſer Urtheil darüber freymüthig zu ſagen. Wir wollen dieſe Prüfung in folgende Abſchnitte zuſammen faſſen:

I. Hr. Reil braucht bey der Darſtellung ſeiner Ideen von den organiſchen Kräften ſolche Ausdrücke, die bisher nur in der Chemie gebräuchlich waren, und in dieſer auch einen ſehr beſtimmten Sinn haben. Dadurch werden unvorſichtige oder der Sache nicht gehörig kundige Leſer, ſehr leicht geblendet, und gerathen auf die Meinung, daß durch dieſe Ausdrücke in

kelfaſern anſchießen, ſich zu ſolchen kryſtalliſiren laſſen? Offenbar iſt der eine Ausdruck ſo wenig belehrend, als der andere. Der letztere hat nur den Reiz der Neuheit und des Ungewöhnlichen, der manchen blendet. Wer zu wiſſen glaubt, was Wahlanziehung, Anſchießen, Kryſtalliſiren, in der todten Natur iſt, der hofft leicht große Aufſchlüſſe von der lebendigen thieriſchen Wahlanziehung, von dem Anſchießen der thieriſchen Materie, und von der Kryſtalliſation der Faſern und Organe. Aber hat er hier mehr als leere Wörter? Weiß er hier irgend etwas befriedigendes von der Entſtehung neuer organiſcher Körper und ihrer Organe, wenn man ihm ſagt, ſo wie Mineral-Laugenſalz und Salzſäure zum Kochſalz-Kryſtall anſchießen, ſo kryſtalliſirt ſich die thieriſche Materie zur Frucht im Uterus, zu Knochen, Muskeln, Nerven, Eingeweiden, u. ſ. w.? Hr. Reil vergleicht hier Dinge mit einander, und bezeichnet ſie mit einerley Ausdrücken, die ſich gar nicht mit einander vergleichen laſſen. Die Bildung eines Salzkryſtalles, und die eines jungen Thieres im Uterus, ſind ſo himmelweit von einander unterſchiedene Kryſtalliſationen, daß man die letztere nicht mit der erſteren in Analogie ſtellen darf. Wenigſtens müßte man uns die weſentlichen Characteres, wodurch ſich ſolche thieriſchen Kryſtalliſationen von denen in der todten Natur unterſcheiden, genau und beſtimmt angeben, was aber Hr. Reil unterlaſſen hat. Indeſſen würde auch ſelbſt dieſe Angabe an ſich ſehr wenig dazu beytragen, um uns über jene geheime Operation der Natur wahre Aufſchlüſſe zu verſchaffen. Mit vollem Rechte kann man alſo Hrn. Reil einen Ausdruck zurückgeben, den er bey einer andern Gelegenheit gegen gewiſſe Phyſiologen gebraucht: Unſere ſubjectiven Begriffe, ſagt er, die wir in die Natur hineintragen, blenden nicht ſelten den Verſtand blöder Menſchen, und geben

was, das ſich einem organiſchen, belebten Weſen, als ſolchem, genähert hätte? So etwas hat gewiß noch keines Menſchen Auge geſehen; warum wollen wir alſo aus Miſchung und Form der Materien allein das Leben mit ſeinen Erſcheinungen ableiten? —

Wollte man etwa in dem ausgeſchnittenen Muskel, der durch Reiz noch zu Zuckungen zu bringen iſt, in dem abgeſchnittenen Froſchſchenkel, den der Galvanismus zu Convulſionen reizt, belebte thieriſche Materien aufſtellen, ſo würde es doch noch eine bloße unerwieſene Meinung ſeyn, daß jene Erſcheinungen einzig von der Miſchung und Form der Materie herkommen. Iſt denn die Bewegung, die z. B. die Electricität in Haaren, in Kugeln von Kork oder Hollundermark, u. dgl. hervorbringt erwieſen in der Miſchung und Form der Beſtandtheile dieſer Haare und Kugeln zu ſuchen? So wenig wie man dieſes wird erweiſen können, eben ſo wenig haben wir bis jetzt einen zureichenden, vernunftmäßigen Grund, jene Zuckungen ausgeſchnittener thieriſcher Theile, von ihrer Miſchung und Form abzuleiten. — Wir wollen indeſſen einmahl annehmen, die Erſcheinungen von Vitalität in dieſen getrennten thieriſchen Theilen, wären Reſultate der Form und Miſchung ihrer Materie, ſo darf doch dieſe Vitalität keinesweges mit dem Leben des ganzen und vollſtändigen organiſchen Weſens verglichen werden. Es würde daraus noch lange nicht folgen, daß auch die vielfachen merkwürdigen Erſcheinungen, durch die ſich das Leben des Ganzen in ſeiner Vollkommenheit und Integrität äußert, bloß Reſultate der Miſchung und Form der Materie ſind. Das Verdauungsgeſchäft iſt gewiß ein chemiſcher Proceß, bey welchem wohl das meiſte auf der Miſchung der Materien beruhet; aber folgt daraus wohl, daß nun auch die Actionen der Muskeln, der Nerven, des Gehirns, u. ſ. w. ebenfalls chemiſche

Pro-

Die Sammlung von Thatſachen, welche Hr. Reil aufſtellt, um den großen Einfluß verſchiedener Materien in der vegetabiliſchen und thieriſchen Oekonomie zu erweiſen, iſt allerdings ſehr intereſſant; aber die Erklärung derſelben, und die daraus gezogenen Reſultate, ſind oft erzwungen und ſeltſam genug. Wir wollen das an wenigen Beyſpielen zeigen. Auch das Licht, dieſe äußerſt ſubtile Materie, ſcheint ein Beſtandtheil der thieriſchen Körper zu ſeyn. Mangel des Lichts macht fett; daher ſperrt man Thiere, die man mäſtet, an finſtere Oerter ein. Iſt denn darum das Licht Beſtandtheil der thieriſchen Körper? Auf jene Thiere wirkt in der Dunkelheit ein Reiz (das Licht) weniger, und das befördert ihre Fettigkeit. Thiere erkranken, und die Pflanzen verlieren Farbe, Geſundheit und Stärke an finſtern Orten. Daraus folgt ja noch immer nicht, daß das Licht als Beſtandtheil in die Thiere und Pflanzen übergehen müſſe; es kann ja bloß als ein zur Geſundheit nothwendiger Reiz wirken. Ueberdem hat gewöhnlich die Luft an dunkeln Orten noch andere der Geſundheit nachtheilige Eigenſchaften. Mangel des Lichts macht die Netzhaut ſehr empfindlich. Ich habe Menſchen gekannt, denen das Mondenlicht eben ſo, wie andern das Licht der Sonne, empfindlich war. Die Matroſen bekommen leicht Tagblindheit, wenn ſie im Mondenlicht auf dem Verdecke ſchlafen. Wie kann man daraus wahrſcheinlich machen wollen, daß das Licht als Beſtandtheil in die thieriſchen Körper übergeht? — Bauverſtändige verſichern, daß ſowohl das Sonnen- als Mondenlicht den Steinen und Gebäuden ſchade. Schlechte Gebäude fallen oft beym Sonnenſchein; daher ſagt man, die Sonne habe ſie nieder geſchienen. Ueber die angebliche Erfahrung der Bauverſtändigen wollen wir hier nicht ſtreiten, denn wenn ſie auch gegründet wäre, ſo ließe

als durch ein organiſches Weſen bereitet werden kann, wird zur thieriſchen Kryſtalliſation noch ein Stock oder Kern erfordert, an welchen die fremde Materie anſchießen und ſich demſelben zuſetzen kann. Dieſer Stock muß ein organiſcher Theil eines organiſchen Weſens ſeyn, das eine ſpecifike Verwandtſchaft mit der vorbereiteten Materie hat. Bey dem ſelbſtſtändigen Thiere iſt dieſer Stock der eigene Körper des Thieres, und die verſchiedenen Theile, Nerven, Knochen, Gefäße, Faſern, u. ſ. w. deſſelben. Dieſe Nothwendigkeit des Stocks, an welchen ſich die vorbereitete Materie anhängen kann, iſt eine Urſache, warum ein organiſches Weſen nur durch ſich ſelbſt ſich nähren, und durch ein anderes organiſches Weſen hervorgebracht werden kann. — Hier entſteht nun die große Frage: Woher dieſer weſentlich nothwendige Stock bey dem erſt zu erzeugenden Thiere? Es iſt nähmlich nach Hrn. Reils Theorie nicht genug, daß überhaupt ein Stock zum Anſchießen des ganzen Thieres da ſey, ſondern jeder gleichartige Theil deſſelben muß ſeinen beſonderen Stock haben, da gleichartige Theile nicht anders als wieder an gleichartige anſchießen. Es müſſen alſo nicht nur beſondere Stöcke für Knochen, Knorpel, Sehnen, Muskeln, Nerven, Gefäße, u. ſ. w. da ſeyn, ſondern auch jedes Eingeweide muß ſeinen eigenen Stock haben; wie könnte ſich außerdem das Gehirn, die Lungen, das Herz, die Leber, der Magen, u. ſ. w. kryſtalliſiren? Wo will Hr. Reil alle dieſe Stöcke in dem kleinen Tropfen Flüſſigkeit hernehmen, der das erſte Rudiment des neu erzeugten Thieres ausmacht? Will er ſich nicht zum Vertheidiger des lächerlichen Evolutions-Syſtems aufwerfen; nicht behaupten, daß die erſte Mutter jeder Art von Geſchöpfen, die Stöcke aller ſchon da geweſenen und noch kommenden Generationen, in der Mannigfaltigkeit, wie ſie zur Bildung eines jeden

In-

von eben Bewußtſeyn haben? Kann Hr. Reil dieſe Frage aus einem vernunftmäßigen Grunde nicht verneinen, wie er es denn nicht kann, ſo bleibt es völlig unentſchieden, welche Erſcheinungen es denn eigentlich ſind, die bloß in der thieriſchen Materie ihren Grund haben? Wie wenig auch Hr. Reil über dieſen Punct mit ſich ſelbſt einig iſt, beweiſet ſeine Behauptung: daß das Seelen-Organ die Reizbarkeit gewiſſer Theile, folglich die Miſchung und Form ihrer Materie (wie man nach ſeiner Theorie annehmen muß), abändern kann. Worin liegt nun der Grund der Veränderungen in dem Seelen-Organ? In der Seele! Worin iſt alſo der Grund der Veränderungen der Materie, die das Seelen-Organ hervorbringt, zu ſuchen? In der Seele! Das wäre denn alſo der leibhaftige Stahlianismus, den Hr. Reil ſo ſehr beſtreitet, und der Materie bliebe weiter nichts, als die Fähigkeit, von dem Seelen-Organ, und als letztem Grunde von der Seele ſelbſt, Veränderungen anzunehmen. Die alte Lehre!

IV. Hr. Reil belehrt uns: „Wir legen der Materie, in ſo fern ſie die Eigenſchaft hat, durch Erſcheinungen unſeren Sinnen bemerkbar zu werden, Kraft bey, und bezeichnen mit dieſem Ausdrucke das Verhältniß, welches zwiſchen Urſache und Wirkung, oder zwiſchen den Eigenſchaften der Materie und ihren Erſcheinungen vorhanden iſt.“ Ferner, an einem andern Orte: „Die Kräfte des menſchlichen Körpers ſind Eigenſchaften ſeiner Materie, und ſeine beſonderen Kräfte Reſultate ſeiner eigenthümlichen Materie.“ — Kraft iſt bekanntlich ein Wort, womit wir etwas bezeichnen, das wir nicht kennen. Man kann, wenn man will, den Gebrauch deſſelben überall ſehr ſo lächerlich finden, als bey der ſchlafmachenden Kraft des Opiums. Es iſt hier nicht der Ort, den Begriff von Kraft zu beſtimmen; aber ſo viel müſſen

innern, je blendender sie sind, und je leichter sie
Unkundigen und Unvorsichtigen, besonders in un-
m chemisirenden Zeitalter, täuschen. Es hat ei-
t anlockenden Schein von Einfachheit und leichter
ausübung, die Krankheiten von dem plus oder minus
ieses oder jenes Stoffes, von dieser oder jener fehler-
haften Mischung herzuleiten, und sie durch Entzie-
hung oder Ersatz eines chemischen Bestandtheils, oder
sonst durch eine Mischungsveränderung zu heilen.
Aber möchten wir doch nur erst die Krankheitsursa-
chen von dieser Seite, die zu entziehenden oder zu er-
setzenden Stoffe, und die angeblichen Mischungsver-
änderungen kennen! Wir haben vorher gesehen, daß
uns Hr. Reil selbst zu dieser Kenntniß sehr wenig
Hoffnung macht; wozu also die chemisirende Patho-
logie und Therapie? — Die gemeinen Empiriker
werden in der Behauptung: daß jedes Organ, wegen
seiner eigenen Mischung und Affinität, zu den seinen
Stoffen in der Natur, auch seine eigenen, specifi-
schen Arzneimittel erfordere, einen wichtigen Grund
für ihre cephalica, pectoralia, pulmonalia, hepati-
ca, stomachica, uterina, &c. finden; aber möchte
dieser Grund nur haltbarer seyn, mehr wahre prakti-
sche Anwendbarkeit leiden! Es ist freylich eine be-
kannte, längst durch die Erfahrung bestätigte Wahr-
heit, daß gewisse Arzneymittel besonders und fast aus-
schließlich nur auf gewisse Organe wirken; aber nicht
so fest steht die vom Hrn. Reil daraus gezogene Folge-
rung, daß das bloß wegen der eigenthümlichen chemi-
schen Verwandtschaft, Mischung und Form der Ma-
terie in diesen Organen geschehe, und daß jene specifi-
schen Arzneymittel bloß darin Veränderungen her-
vorbrächten. Das ist bis jetzt weiter nichts als ei
Meinung, die, wie wir gesehen haben, mehr wid
als für sich hat. Und sollten wir künftig die Arzen
mittel nach dieser Meinung anwenden, so müßten

was leuchtet, läßt auf Phosphor ſchließen, und Phosphor leuchtet unter gewiſſen Umſtänden nicht. —

V. Das Wirkungsvermögen der thieriſchen Organe, liegt nach Hrn. Reil in einer Zuſammenziehung ihrer Materie, an die wir auch da glauben ſollen, wo wir ſie nicht ſehen, und die uns als ein Reſultat einer veränderten Cohärenz der Materie angegeben wird. Abgerechnet, daß dieſes eine bloße unerwieſene Hypotheſe iſt, ſo kann doch wohl das Wirkungsvermögen der thieriſchen Organe in keiner Erſcheinung derſelben liegen, als welche jene Zuſammenziehung nothwendig angeſehen werden müßte? —

VI. Geſetzt, es ließe ſich gegen die chemiſchen Vorſtellungsarten, die uns Hr. Reil von den organiſchen Kräften giebt, von dem bis hieher angeführten auch gar nichts einwenden, ſo würde man doch immer das mit Grunde dagegen ſagen können: daß ſie uns in der Kenntniß von dieſen Kräften um keinen Schritt weiter bringen, als wir ſchon ſeit geraumer Zeit wirklich geweſen ſind. Der chemiſche Geſichtspunct gehört zwar zu den ungewöhnlichern, aus welchen jene Kräfte angeſehen werden können, aber man ſieht daraus nicht weiter als aus manchen andern. Denn es bleiben uns immer die Fragen unbeantwortet: Was vereinigt die ſo verſchiedenen todten Stoffe zur thieriſchen Materie überhaupt, und zu den mannigfaltigen Materien der verſchiedenen Organe? Worin liegt der Grund, daß das Oxygen, das Hydrogen, das Azot, der Kohlenſtoff, der Phosphor, die Kalkerde, das Waſſer, die Gallerte, der Eyweißſtoff, der Zukkerſtoff, u. ſ. w. die wir doch alle einzeln und in den mannigfaltigſten Verbindungen nur als todte Stoffe kennen, in der thieriſchen Materie auf einmahl einen ganz andern Character, nähmlich den der Vitalität, annehmen, und nun ganz andere Erſcheinungen von ſich geben, als unter jeden andern Umſtänden? Wel-

es vernünftig ist und auch bleibt — nur aber bey Bedrängnissen und Zerrüttungen des Körpers oder der Materie in solchen Zustand versetzt wird, daß es sich gegen zuschauende Menschen nicht so als sonst äußern kann. Wir nehmen nichts wahr, als vermittelst unserer äußeren Sinne, und daher können wir die Seele eines Wahnsinnigen, Schwermüthigen u. dgl. auch nicht so betrachten, als einen Körper, weil dasjenige, wodurch sie sich uns äußert, in Unordnung ist, und sie folglich leidet. Sie ist nach Gottes Willen, Rathschluß und Gesetz, noch so lange an die Materie gefesselt, bis diese gänzlich zu ihrem Sitze und Gebrauche nichts mehr taugt, und dann erst nimmt sie demnoch oft den schwersten Abschied, und scheint diese Materie, ihren Körper, höchst ungern zu verlassen.

Es haben in dieser Hinsicht die Rechtsgelehrten nicht unrecht, wenn sie solchen Menschen, die an der Seele leiden, und in diesem Zustande des Leidens der Polizey zuwiderlaufende Handlungen begehen, nicht eine so schwere Strafe zuerkennen, als denen die mit voller Gesundheit Verbrechen verüben. Zu dieser Klasse von Unglücklichen rechnet Franke (*) auch die Nachtwanderer, weil sie dafür nicht verantwortlich seyn können, was sie thun.

„Es giebt Menschen, sagt er, die, ohne zu wissen, „was sie thun, durch die Gewalt nächtlicher Träume hin„gerissen, aus ihrem Bette steigen, in ihrem ganzen Hau„se, selbst auf gefährlichen Stellen, sicherer, als sie wa„chend thun würden, herumirren, und schlafend die Stra„ßen durchwandern, dabey aber nach ihren Vorstellung„handeln, und wenn diese, wie oft geschieht, stürm„sind, andere Menschen überfallen, und manches M„gefährlich verletzen. Ich habe an einem fürstlichen „einen Trompeter gekannt, welcher des Nachts öfter„ne Bewußtseyn aufzustehen, mit seinem Degen

(*) System der medicinischen Polizey, 4 B. S. 144

ſen, ob wir das Entweichende einen Geiſt, oder eine Materie nennen? —

Man könnte hier vielleicht einwenden: nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Chemie, wo man die Thiere tödtet, ſondern durch den Galvanismus, die Humboldtſchen Verſuche, u. dgl. wären die Naturforſcher gewiſſen feinen Stoffen auf die Spur gekommen, die in der thieriſchen Oekonomie eine wichtige Rolle ſpielen; ſie hätten gefunden, daß die Irritabilität der Materie von dem Sauerſtoffe, dem Azot und dem Hydrogen abhinge; und daß alles auf der gemeinſamen Wirkung und dem Antagonismus mehrerer Stoffe beruhe. — Die Verſuche, die alles dieſes gelehrt haben, ſind gewiß höchſt intereſſant, aber über den wahren Grund der thieriſchen Erſcheinungen belehren ſie uns nicht. Die Erſcheinungen an dem ausgeſchnittenen Muskel, ſind nicht mit dem Leben des ganzen organiſchen Weſens zu vergleichen, wie wir ſchon oben bemerkten. Die Stoffe, die wir auf einen ſolchen Muskel wirken laſſen, ſind bloß als Reize anzuſehen, und das Wie? und Warum? der ſich zeigenden Erſcheinungen der thieriſchen Materie, bleibt noch immer das große erſt zu löſende Problem! Hypotheſen über die Miſchung der Materie, wie wir ſie uns denken, über Ab- und Zuſtrömen feiner unbekannter Stoffe, u. dgl. können es nicht löſen.

VII. Ganz beſondere und gewiß ſchwer zu beſeitigende Schwierigkeiten, hat die vom Hrn. Reil vorgetragene Generations-Theorie, einen ſo ſcheinbaren Anſtrich von Gewißheit er ihr auch zu geben geſucht hat. Daß die Worte, Anſchießen, Kryſtalliſation, u. dgl. uns über das Generations-Geſchäft weiter kein Licht geben, iſt ſchon oben bemerkt worden. Dieſes bey Seite geſetzt, zeigen ſich auch noch ganz andere Schwierigkeiten. Außer einer zum Anſchießen fähigen Materie, ſagt Hr. Reil, die nicht anders

Solche Nachtwanderer kann man, wo nicht das Nachtwandern gänzlich abzugewöhnen, doch in solche Lage versetzen, daß sie nicht aus dem Bette springen, und sich und keinem andern Menschen Schaden zufügen, wenn man vor das Bette ein etwas weites Gefäß mit kaltem Wasser so hinsetzt, daß sie, beym Herausfahren aus dem Bette, durchaus mit den Füßen in das kalte Wasser kommen, worüber sie erschrecken, erwachen und sich niederlegen.

Was aber die Wahnwitzigen betrifft, so können auch diese sich und andern Menschen schädlich werden, und es hat die Polizey Ursache, auch auf diese ein wachsames Auge zu richten. Sie muß entweder die Verwandten dahin anhalten, die Unglücklichen in Verwahrung zu nehmen, oder, wenn diese außer Stande sind, die Unkosten zu bestreiten, auf andere Mittel denken, um das Publikum vor allen möglichen Angriffen solcher Rasenden, sey es auch vermittelst öffentlicher Kosten, zu sichern. So nöthig aber diese Vorsorge, und folglich die Stiftung eines sichern Aufenthalts für Wahnwitzige, in jedem gemeinen Wesen ist; so sehr ist von der Polizey auch wieder darauf zu sehen, damit nicht von habsüchtigen nnd boshaften Anverwandten oder Erben, aus bloßer Leidenschaft, Menschen für blödsinnig, wahnwitzig oder rasend ausgegeben werden, die es entweder gar nicht gewesen sind, oder es bloß in dem Anfalle eines fieberhaften Zufalles, in welchem ein Salomon fabeln würde, gewesen sind, folglich wieder geheilt werden können, ohne daß man sie mit Recht einer Narrheit beschuldigen dürfte.

Es ist auf der ganzen Welt kein Mensch absolut wider Unglück und Leiden gesichert, ob sie gleich nicht von gleicher Größe und Stärke sind, und, wenn es auch weiter nichts wäre, so können es doch kränkende

Ver-

Individuums gehören, bey ſich eingeſchachtelt herum getragen hätte; alſo z. B. nicht behaupten, die Stöcke aller klugen und dummen Menſchengehirne, die von Anbeginn gedacht haben und künftig noch denken werden, hätten in dem Schooße der Eva, neben allen Stöcken zu Lungen, Lebern, Magen, u. ſ. w. verwahrt gelegen, ſo iſt nicht abzuſehen, wie ſeine Theorie beſtehen ſoll? Wollte er annehmen, daß jeder einzelne Theil der Aeltern, ſeinen Stock zur Bildung der gleichen Theile des neuen Geſchöpfes hergäbe, daß ſich alſo z. B. von dem Gehirn, den Lungen, dem Herzen, der Leber, dem Magen, u. ſ. w. des Vaters oder der Mutter, und zwar von jedem ein beſonderer Stock losträunte, an welchen jeder der genannten Theile in der Frucht anſchießen kann, ſo würde das auf die poſſirlichſten Hypotheſen hinaus laufen. Wollte er aber endlich annehmen, es ſey nur ein Stock für das ganze neu zu erzeugende organiſche Weſen überhaupt nothwendig, und für die einzelnen Theile dieſes Weſens bildeten ſich neue Stöcke, ſo würde ihn das nicht nur in die auffallendſten Widerſprüche mit ſeinen anderweitigen Behauptungen verwickeln, ſondern ſeine Theorie behielte auch — die chemiſchen Ausdrücke abgerechnet, — gar nichts eigenthümliches, und wir wären wieder bey der längſt bekannten Lehre von dem Bildungstriebe, ohne einen einzigen Punct derſelben weiter aufgeklärt zu haben. —

VIII. Hr. Reil hat, wie künftig einmahl noch gezeigt werden ſoll, ſeine chemiſchen Vorſtellungsarten von den Kräften in der organiſirten Natur, auch ſchon vielfältig auf die Medicin angewandt, und uns chemiſch-mediciniſche Theorien geliefert. Gründen ſich nun jene Vorſtellungsarten größtentheils auf Hypotheſen, und ſind ſie in mehreren Rückſichten unbefriedigend, ſo müſſen es dieſe chemiſch-mediciniſchen Theorien ebenfalls ſeyn. Dieſes muß man um ſo lau-

ßerſt widerſprechend. Es giebt Menſchen, welche mit der ſcheinbar ſtandhafteſten Vernunft, in dem größeſten Unglücke auszuhalten, ein Gepränge machen, und ſich dann doch öfters durch einen Streich niederſchlagen laſſen, der kaum eine gemeine Seele zu bewegen fähig ſeyn kann. Man wird aber von dieſer anfangs ganz unbegreiflich ſcheinenden Aufführung den Bewegungsgrund leicht einſehen können.

Durch einen unverſehenen unglücklichen Vorfall verliert man ſein ganzes Vermögen, man wird auf einmahl ins äußerſte Elend und Dürftigkeit verſetzt — welche Vernunft iſt wohl fähig, einen ſolchen Schlag auszuhalten? Hier würde ein mehr als menſchlicher Muth erfordert werden, wenn man nicht unterliegen ſollte. Dieſes iſt eben der rechte Begriff, welcher ein großmüthiges Herz wider die ſchwerſten Unglücksſtreiche feſt und unbeweglich macht. Je außerordentlicher ſeine widerwärtigen Zufälle ſind, je würdiger ſind dieſelben, alle Stärke ſeiner Vernunft bey deren Widerſtand anzuſtrengen. Er faſſet alle ſeine Kräfte zuſammen, und jemehr es ihm darin gelingt, deſto ruhmwürdiger kommt ihm die Stärke ſeines Verſtandes vor. Er fühlet, daß er auf Seiten der Tugend gewinnet, was er von Seiten des Glücks verliert. Er weiß es noch dazu dem Eigenſinne des Schickſals Dank, daß es ſein Verdienſt ans helle Licht hat bringen wollen. Er iſt froh, bey ſich ſagen zu können: **Ich ſchließe mich in meine Tugend ein.** Reich zu ſeyn, iſt nichts Seltſames, dieſes aber gehört unter die ſeltſamſten Dinge, mit recht guter Art unglücklich werden zu können.

Hingegen ſcheint uns ein kleiner widerwärtiger Streich unſerer Standhaftigkeit ſehr unwürdig zu ſeyn. — Dergleichen kann der geringſte Mann leicht aushalten. Hierbey findet die Eitelkeit ihre Rechnung

nicht,

doch wohl vor allen Dingen wiſſen, welche verſchiedene Miſchungsveränderungen, Vermehrungen oder Verminderungen ſeiner Stoffe, z. B. bey zehen verſchiedenen Krankheiten der Lungen, in dieſem Organ vorgegangen ſind, um durch zehen verſchiedene Specifica, zehen naturgemäßere Miſchungsveränderungen hervorzubringen. Das wäre noch nicht einmahl genug; denn da jene Specifica den Weg zu den falſch gemiſchten Lungen nicht unmittelbar und unverändert antreten (ſo wie etwa die zu dem Laugenſalze gegoſſene Säure), ſondern in den in ſehr verſchiedenen Graden geſunden erſten und zweyten Wegen unzählige Wahlverwandtſchaften, Miſchungen und Formen der thieriſchen Materie antreffen, die ſie ändern, und wodurch ſie verändert werden, ſo müßten wir auch alle dieſe erſt genau kennen, um in jedem Falle für die kranke Miſchung und Form der Lungen das rechte Specificum zu treffen, und gerade die rechte Miſchungsveränderung zu vollbringen. Wohin führen uns ſolche Speculationen? Zu einer glücklichen Reform in der Arzeneykunſt gewiß nicht; es wäre denn, daß wir Hoffnung hätten, die Verwandtſchaftstafeln der Materie jedes kranken Eingeweides, in jeder Krankheit und zu jedem Arzeneymittel, bald noch beſſer ausgearbeitet vor uns zu haben, als die Verwandtſchaftstafeln für die todte Chemie!

Es wird aus dieſem Vorhergehenden erhellen, wenn wir auch gleich in der Materie ſo viele Erſcheinungen der organiſirten Natur wahrnehmen, daß, man mag ſo viel chemiſche Proceſſe vornehmen, als man will, [illegible] menſchliche Bewußtſeyn nicht mit in [illegible] wickeln darf. — Dieſes, welches wir [illegible] den Hauch oder Funken von Gott nen[illegible] haus von dem thieriſchen Leben, (wel[illegible] — doch aber auch nicht zugeſtanden, [illegible] ſoll —) noch unterſchieden ſeyn, weil

es

Mittel vorhanden sind, um den Leibesfehler mit einer Summe Geldes bedecken zu können. Ein solches Frauenzimmer begreift gar wohl, daß sie wenig Hoffnung habe, Anbeter zu bekommen, und die Herzen der Männer zu fesseln, wenn sie von keiner Seite reizet; und in diesem Betrachte bemühet sich fast jedes Frauenzimmer der Art, nach Beschaffenheit ihrer Geburt und des Standes, sich dadurch beliebt zu machen daß es seinen Beruf nach Möglichkeit erfülle, und durch viele andre gute Eigenschaften, die ihnen selbst — auch dem männlichen Geschlechte nützlich und angenehm seyn können, sich hervorzuthun, welches auch bey vielen nicht ohne alle erwünschte Wirkung ist.

Dennoch aber bestätigt auch wiederum die Erfahrung, daß man dergleichen Menschen oft, und zwar unschuldiger Weise beleidigen könne, woher man im Umgange mit ihnen vorsichtig seyn muß. Ich weiß einen Fall, da ein äußerst verwachsener Mann, es durchaus nicht sehen konnte, daß sein Körper so zerrüttet aussahe, er erkannte seinen Fehler zwar, aber nur in der Art, daß er glaubte, er habe eine nur etwas erhabenere Schulter, und, als er einst zu einem Mädchen fahren wollte, um sich sehen zu lassen, und zugleich um ihre Hand zu werben, zog er einen Ueberrock an, und fragte ganz treuherzig seinen Freund: „Ob man es nun noch wohl sehen könnte, „daß er ein wenig schief sey?“ — Eben dieser Mann nahm es einer Gesellschaft, die, eine junge Fürstinn einzuholen, ausritt, sehr übel, daß er nicht zum Anführer dieses Corps gewählet ward, und behauptete, solches geschähe aus Feindschaft gegen ihn; woher man schließen konnte, daß er seinen körperlichen Fehler durchaus nicht kannte, und folglich seine vermeinte Zurücksetzung auch nicht daher leitete.

Denen aber, welche von ihrem Fehler dieser Art überzeugt sind, muß es sehr empfindlich und schmerzhaft

„Todesgefahr die Seinigen zu verscheuchen pflegte, bis er „endlich unter dem Lärmen erwachte, und sich seines Zu„standes zu schämen anfing.

„Die aus dergleichen, nicht so äußerst selten entsprin„genden Zufälle, gaben den Rechtsgelehrten Anlaß, auf „die Behandlung solcher Nachtwanderer (noctambuli), „nach verübtem Todtschlage oder sonst verursachter Ver„letzung, zu denken. Es versteht sich leicht, daß ein im „Schlafe begangener Fehler nicht anders, als dann ge„straft werden möge, wenn dem Thäter sein Zufall, oder „seine Krankheit nicht unbewußt war, derselbe auch seiner „nächtlichen Aufbrausungen und Angriffe bereits einige „Mahl überführt worden ist; als in welchem Falle, von „demselben eine bessere Bestellung der nöthigen Vorsorge „für seine Person erwartet, und, wo er es an dieser feh„len ließ, derselbe nicht für ganz schuldfrey erkläret wer„den würde (*). Inzwischen scheint hier der gesunde „Ehegatte für sein Weib, der Hausvater aber für sein „Kind und Gesinde, sorgen und haften zu müssen; damit „nach einmahl anerkanntem Uebel, die Gelegenheit zur „Verletzung eigener und öffentlicher Sicherheit, denselben „abgeschnitten werde. Ein Apothekergeselle zu May„land, der größte Nachtwanderer, den man vielleicht „je gesehen hat, und dessen Geschichte in den Opusculi „scelti di Milano, aufbewahret worden ist, stand des „Nachts, wenn man an der Apothekenthüre pochte, auf, „verfertigte die Arzeneyvorschrift in bester Ordnung, und „war deswegen doch nicht wach. Man versuchte es, ein „übermäßiges Gewicht von scharfwirkenden Dingen den „Recepten einzuschieben; aber er verbesserte den Fehler „auf der Stelle. Ein Wind hingegen, der ihm ins Ge„sicht blies, weckte ihn unversehens auf, und warf ihn in „eine Ohnmacht. Ich sah diesen Menschen vor zwey Jah„ren geheilt, und würde ihm, ohne dieses, die Ausübung „seiner Wissenschaft verboten haben.“

Sol-

(*) *Tiraq.* de poena tem. per cauſ. 5. Quirin. *Kuback*, Cent. I. dec. 8, qu. 6. *Balthaſ. Tileſii* Disput. jurid. de Dormiente delinquente, illiusque poena. Regiomont. 1707, p. 3. 8. §. 2. 3.

mahl den Gang nach Wunsch, wenn es gleich schon längst bekannt ist, daß nicht immer körperliche Fehler einiger Art, in den zu leistenden Liebesdiensten, worauf leider! nur oft bloß das Frauenzimmer sieht, hinderlich sind — aber auch umgekehrt sieht der Mann häufig darauf, nicht etwa einen Fehler auf seine Kinder fortpflanzen zu wollen, welches zwar manches Mahl der Fall seyn kann, manches Mahl aber auch ein bloßes Vorurtheil ist.

Es ziehen daher solche Gebrechen für die Leute, welche damit behaftet sind, manche Verdrießlichkeiten und Leiden nach sich, manche Stunde und mancher Tag verfließt ihnen unter äußerst widrigen Vorstellungen, und sie sind sehr häufig nicht Schuld an allem, so wenig, wie es im eigentlichsten Verstande die Natur ist. Sie können gewöhnlich mit Recht behaupten, daß ihnen der Zufall solches Leiden bereitete. Eine üble Lage in Mutterleibe, ein Fall, ein Stoß, oder andere Verletzungen einer schwangeren Mutter, auch eine schwere Geburt, imgleichen Fälle, und Verletzungen in der Jugend, Gewaltthätigkeiten von unvernünftigen Aeltern, Lehrern oder andern Menschen, eine zu heftige Bewegung, starke und zu schwere Arbeit für ein Kind, allerley Unglücksfälle, schwere Verwundungen im Kriege, und tausend andere Fälle, können solches bewirken.

Wenn solche Gebrechliche ihrer Fehler wegen, mit Kränkungen verknüpft von andern zurückgesetzt werden, hierbey aber nicht allein lebhaften Temperaments, sondern auch so ehrbegierig sind, sich andern gleich zu stellen, oder wohl gar es ihnen zuvor zu thun, und sie haben dabey nicht das beste Gemüth, so kann es wohl geschehen, daß, um leichter einen Vorzug zu erhalten, von einigen allerley verächtliche Ränke vorgenommen werden; welcher Fall auch in Hinsicht zu nehmender Rache nach erlittenen Beleidigungen sich ereignen

kann

Verläumdungen seyn, weßhalb die Verfasser der deutschen Memoires sehr naiv sagen (*):

Es lebet kein einziger Mensch in der ganzen Welt, der nicht zuweilen Nachrede, Verläumdung, und widrige Urtheile über sich müsse ergehen lassen. Die größten Könige und mächtigsten Monarchen selbst können dieses nicht verhindern, und sind eben diejenigen, deren Befehle, Willen, Thaten, und Unternehmungen, am allermeisten beredet und getadelt werden, welches nicht allein bey ihrem Leben, und während ihrer Regierung geschieht, sondern sogar auch nach ihrem Tode etliche hundert Jahre fortgesetzet, und der späten Nachwelt durch öffentlichen Druck hinterlassen und nachgetheilet wird. Mithin sollten Privatpersonen, ohnmächtige Bürger und Edelleute, in dergleichen Begebenheiten mehr Gelassenheit und weniger Empfindlichkeit bezeigen, dem Socrati hierin nachfolgen, und gedenken: Wenn dasjenige, was von uns geredet wird, in der That also sich befinde, diene es zu unserer nützlichen Verbesserung; bestehen aber solche Reden in Lügen, Verläumdungen und Unwahrheiten, hat man sich derselben gar nicht anzunehmen, sondern ist mit gleicher Verachtung anzusehen, als wenn ein Esel, Ochse oder Pferd, uns getreten hätte.

Die Zeit der Widerwärtigkeit ist überhaupt die wahre Zeit der Tugend. Wenn der schneidende Schmerz die Seele zerreißt, und mürbe macht, schüttet die lächelnde Weisheit ihren Samen in unsere erweichte Herzen, — so spaltet der nützliche Pflug den Schooß der Erde, ehe die Hand des Landmannes die Hoffnung des künftigen Jahres hineingießt. —

Die menschlichen Characteren sind bey großen und kleinen Widerwärtigkeiten in Hinsicht ihrer Empfindlichkeit sehr verschieden, und zuweilen sogar äußerst

(*) Deutsche Memoires, oder Sammlung verschiedener Anmerkungen, die Staatsklugheit, das Kriegswesen, die Justiz, Moral, ꝛc. ꝛc 2ter Th. Wien, 1761. Unter der Aufschrift: Von der Verläumdung. S. 605.

ßerſt widerſprechend. Es giebt Menſchen, welche mit der ſcheinbar ſtandhafteſten Vernunft, in dem größeſten Unglücke auszuhalten, ein Gepränge machen, und ſich dann doch öfters durch einen Streich niederſchlagen laſſen, der kaum eine gemeine Seele zu bewegen fähig ſeyn kann. Man wird aber von dieſer anfangs ganz unbegreiflich ſcheinenden Aufführung den Bewegungsgrund leicht einſehen können.

Durch einen unverſehenen unglücklichen Vorfall verliert man ſein ganzes Vermögen, man wird auf einmahl ins äußerſte Elend und Dürftigkeit verſetzt — welche Vernunft iſt wohl fähig, einen ſolchen Schlag auszuhalten? Hier würde ein mehr als menſchlicher Muth erfordert werden, wenn man nicht unterliegen ſollte. Dieſes iſt eben der rechte Begriff, welcher ein großmüthiges Herz wider die ſchwerſten Unglücksſtreiche feſt und unbeweglich macht. Je außerordentlicher ſeine widerwärtigen Zufälle ſind, je würdiger ſind dieſelben, alle Stärke ſeiner Vernunft bey deren Widerſtand anzuſtrengen. Er faſſet alle ſeine Kräfte zuſammen, und jemehr es ihm darin gelingt, deſto ruhmwürdiger kommt ihm die Stärke ſeines Verſtandes vor. Er fühlet, daß er auf Seiten der Tugend gewinnet, was er von Seiten des Glücks verliert. Er weiß es noch dazu dem Eigenſinne des Schickſals Dank, daß es ſein Verdienſt ans helle Licht hat bringen wollen. Er iſt froh, bey ſich ſagen zu können: Ich ſchließe mich in meine Tugend ein; Reich zu ſeyn, iſt nichts Seltſames, dieſes aber gehört unter die ſeltſamſten Dinge, mit recht guter Art unglücklich werden zu können.

Hingegen ſcheint uns ein kleiner widerwärtiger Streich unſerer Standhaftigkeit ſehr unwürdig zu ſeyn. — Dergleichen kann der geringſte Mann leicht aushalten. Hierbey findet die Eitelkeit ihre Rechnung nicht,

nicht, daher überläßt man ſich der Betrübniß ohne den geringſten Widerſtand.

Hierzu kommt noch, daß dieſe außerordentlichen Unglücksfälle, welche man mit ſo ungemeiner Standhaftigkeit verachtet, unſer Vermögen, unſern Stand, geliebte Perſonen, kurz, ſolche Dinge angehen, die außer uns ſelbſt ſind, und unſere Eigenliebe nicht angreifen. Da im Gegentheil oftmahls geringe Widerwärtigkeiten, welche uns niederſchlagen, unſerer Eitelkeit gerade am empfindlichſten ſind. Solches trifft oft, beſonders im gemeinen Leben, bey Perſonen ein, die einen gebrechlichen Körper, oder ſonſt einen auffallenden Leibesfehler haben. Es iſt zwar in vieler Hinſicht ein höchſtunbilliger Grundſatz, wenn man im allgemeinen behaupten will: daß man ſich vor denjenigen hüten müſſe, welche von der Natur gezeichnet ſind. Ob nun zwar viele Aeußerungen des Gemüths von der Beſchaffenheit des Körpers herrühren, wie ich im Vorhergehenden ſchon gezeigt habe, ſo haben dennoch bey weitem nicht alle äußere und ſichtbare Fehler des Körpers, oder überhaupt ſolche, die uns ſogleich in die Sinne fallen, einen unmittelbaren Einfluß auf die Seele, und es lehrt uns die Erfahrung im Gegentheil, daß in einem ſehr gebrechlichen Körper oft die allervortrefflichſte Seele wohnen kann, ja, man kann ſogar gewiß vermuthen, dergleichen unglückliche Perſonen werden, wenn ſie Verſtand haben, den äußerſten Fleiß anwenden, durch alle nur möglichſt zu erreichende Tugenden, dasjenige einigermaßen zu erſetzen, was die Natur ihrem Körper, ihrer Geſtalt, oder ihren Gliedern verſagt hat.

Die Gebrechlichen vom männlichen Geſchlechte erweiſen dieſen Satz hinlänglich, wenn man nur darauf merkt, wie ſolche Leute ſich oft in Wiſſenſchaften und Künſten hervorthun. Das weibliche Geſchlecht führt nicht minder dieſe Grundregel, beſonders, wenn keine

haft ſeyn, wenn ſie ſich einbilden oder vermuthen, daß ſie durch dieſe Unvollkommenheit ohne ihr Verſchulden, geringer als andere angeſehen werden, und manchen Leichtfertigen zum Spotte dienen — oder wenn ſie hierdurch in einer Geſellſchaft ſich einer gewiſſen Geringſchätzung und Verachtung ausgeſetzt ſehen. Ihre gerechten Klagen aber können darin beſtehen, daß ihnen nicht ſo ganz, wie andern, der Weg zur Beförderung ihres Glücks und anderweitiger ſonſtiger Wohlfahrt offen ſtehe, und ſie von verſchiedenen Bedienungen, Künſten, Wiſſenſchaften und Profeſſionen gänzlich ausgeſchloſſen, auch ihr Körper und ihre Glieder zu allen Bewegungen und dazu gehöriger Geſchicklichkeit, in allen Fällen nicht tauglich ſind. In den Ländern, wo die Einwohner geringern Standes ſich vor dem Kriegesdienſte fürchten, haben ſolche Perſonen zwar den Vortheil, daß ſie ſich geſichert ſehen, nicht dienen zu dürfen. Es können aber auch einige Gebrechliche, beſonders vom vornehmen Stande, einen martialiſchen Geiſt haben, allein, ihnen wird dennoch der Militärſtand widerrathen, indem es für ſie unmöglich iſt, die ſtarken, dabey vorfallenden Leibesübungen zu treiben, und die Erhaltung ihres Lebens mehrere Bequemlichkeit erfordert, als ſie ſolche in Kriegesdienſten haben können. Das Reiten, Fechten, Tanzen, Voltigiren, und mit der Jagd ſich zu beluſtigen, will gleichfalls allen, nachdem der Fehler beſchaffen iſt, nicht wohl von Statten gehen.

Den Zimmer- Maurer- Thurmdecker- und vielen andern Gewerken, können ſolche Perſonen auch in wenigen Stücken ein Genüge thun, ſo wie ſie auch ſonſt im gemeinen Leben, vielen Handlungen noch entſagen müſſen. In der Kirche, und zu geiſtlichen Bedienungen ſowohl, als bey Hofe, ſehen ſich dieſe Unglücklichen auch eben nicht ſonderlich befördert. Heirathen, und überhaupt Liebesſachen, gehen nicht alle-

mahl den Gang nach Barrich, wenn es auch schon längst bekannt ist, daß nicht immer körperliche Fehler einiger Art, in den unleidenden Liebesdienern, worauf leider! nur oft bloß das Frauenzimmer sieht, hinderlich sind — aber auch unrichtig sieht der Mann häufig darauf, nicht etwa einen Fehler auf seine Kinder fortpflanzen zu wollen, welches zwar manches Mahl der Fall seyn kann, manches Mahl aber auch ein bloßes Vorurtheil ist.

Es ziehen daher solche Gebrechen für die Leute, welche damit behaftet sind, manche Verdrießlichkeiten und Leiden nach sich, manche Stunde und mancher Tag verfließt ihnen unter äußerst widrigen Vorstellungen, und sie sind sehr häufig nicht Schuld an allem, so wenig, wie es im eigentlichsten Verstande die Natur ist. Sie können gewöhnlich mit Recht behaupten, daß ihnen der Zufall solches Leiden bereitete. Eine üble Lage in Mutterleibe, ein Fall, ein Stoß, oder andere Verletzungen einer schwangeren Mutter, auch eine schwere Geburt, imgleichen Fälle, und Verletzungen in der Jugend, Gewaltthätigkeiten von unvernünftigen Aeltern, Lehrern oder andern Menschen, eine zu heftige Bewegung, starke und zu schwere Arbeit für ein Kind, allerley Unglücksfälle, schwere Verwundungen im Kriege, und tausend andere Fälle, können solches bewirken.

Wenn solche Gebrechliche ihrer Fehler wegen, mit Kränkungen verknüpft von andern zurückgesetzt werden, hierbey aber nicht allein lebhaften Temperaments, sondern auch so ehrbegierig sind, sich andern gleich zu stellen, oder wohl gar es ihnen zuvor zu thun, und sie haben dabey nicht das beste Gemüth, so kann es wohl geschehen, daß, um leichter einen Vorzug zu erhalten, von einigen allerley verächtliche Ränke vorgenommen werden; welcher Fall auch in Hinsicht zu nehmender Rache nach erlittenen Beleidigungen sich ereignen

kann

kann — und in dieſem Betrachte möchte man alsdann oben angeführtes Sprichwort: daß man ſich vor denen von der Natur gezeichneten hüten müſſe, anwenden können.

Als einſt der Graf von Oſtfrießland, welcher von Natur ſtammelte, in einer eiligen Begebenheit, (er war holländiſcher General von der Cavallerie,) wo etliche feindliche franzöſiſche Escadrons ohnweit der Armee ſich ſehen ließen, zu dem Rittmeiſter der öſtreichiſchen Feldwache kam, und demſelben eine Ordre, wo er ſich poſtiren ſollte, gab; ſo fand ſichs, daß dieſer, welcher auch ſtammelte, ihm gleichfalls in gebrochnen Worten antwortete, worüber der General ſo aufgebracht ward, eine Piſtole zur Hand nahm, und, da er ein hitziger Herr war, ſolche gewiß auf den Rittmeiſter würde abgeſchoſſen haben, wenn nicht andere dabey befindliche Officiere ihn abgehalten, und die Sache erklärt hätten. Der bekannte Reichsgeneral und Feldmarſchall, Graf von Thüngen, hatte vormahls im Kriege ein Auge verloren, und als er vom Kaiſer in gewiſſen Geſchäften, an einen vornehmen deutſchen Hof geſandt wurde, wurde daſelbſt einem Generale, der gleichfalls nur ein Auge hatte, der Auftrag gegeben, den Feldmarſchall zu bewillkommen, und nach Hofe zu begleiten. Man wußte aber vom Verluſte des Auges des Feldmarſchalls an dieſem Hofe nichts, oder wenigſtens war man deſſen nicht eingedenk, da man ſonſt einen andern Herrn hierzu gewählet haben würde. Der Feldmarſchall ward aber hierüber empfindlich, und gab dem General zu verſtehen: Er hoffe, daß ſolches kein Vorſatz, ſondern nur bloß ein Ohngefähr ſeyn werde. — Es giebt aber auch wieder andere, die wenigſtens die Kraft haben, ihre üble Laune in Hinſicht dieſes verbergen, und ſich ſogar darüber luſtig machen zu können, wie man einen Fall von einem Officiere weiß, der im Winterquartiere lag, und

len eben ſo offenherzig gegen uns, als wir es ſind. Vor ſolchen Leuten warnte ſchon Juvenal, wenn er ſagt: Scire volunt ſecreta domus, atque inde timeri.

Man hat bisher bemerkt, wenn jemand unglücklich iſt, daß ſich alsdann häufig immer mehrere Leiden über dem Haupte eines ſolchen zuſammenziehen, und im Gegentheile, daß denen, die im Wohlſtande ſich befinden, ohne ihr merkliches Zuthun und Bemühen, faſt alles gelinge. — Wenn man nun bey dieſer Beſchaffenheit der menſchlichen Schickſale bloß dabey ſtehen bleiben wollte, daß es unabänderbare Verhängniſſe von Gott ſind, ſo würde man ſich auch häufig ſelbſt hintergehen. Ein jeder iſt ſeines Glückes Schmied! — Wenn daher ein Menſch durch eigenes Verſehen, ſich in ein großes Unglück geſtürzt hat, ſo leidet ſeine Standhaftigkeit unendlich, ſobald er nahe weiſe denkt, und er geht bald zur Verzweiflung über. Dieſe läßt ihm nicht zu, klüge Anſchläge zu faſſen, und ſich dadurch wieder aufzuhelfen, ſondern er verfällt von einem Aeußerſten auf das andere. Die Leidenſchaften der Leute dieſer Art ſind oft von der größeſten Heftigkeit, und ſie unternehmen daher manches Mahl, um ſich zu zerſtreuen, denn oder auch um Rettungsverſuche zu machen, allerley unvernünftige Handlungen, die nicht allein dem Nächſten zu ſich ein ſchon mercken ſind, ſondern ihm auch am Ende ſchaden können. Unſer Glück, wie mächtig es manchen von denen Seinen machen, hängt in den meiſten Umſtänden faſt immer zugleich von andern Menſchen ab, welche uns nach unſerm Vermögen Liebe, Hochachtung und Freundſchaft, oder im Gegentheile Haß und Verachtung bezeugen; und daher iſt nichts natürlicher, daß ein Unglücklicher, der die Hochachtung, Freundſchaft und Liebe ſeiner Mitmenſchen verliert, zugleich auch alle ſeine Hoffnung

zum

thun muß, woher es auch kein Wunder iſt, wenn ſolcher immer unglücklicher wird.

Daß aber die Leiden der Menſchen aus der Welt vertrieben, und gänzlich fortgeſchafft werden könnten, iſt eine Unmöglichkeit, und der, welcher ſolches wünſchet, hegt einen Wunſch, der unmöglich erfüllt werden kann. Zwar hat eine jede Menſchenklaſſe faſt ihre beſondere Vergnügen und ihr beſonderes allgemeines Glück, wornach ſie ſtrebt, aber auch wieder ihre eigne Plage, Unruhe und Leiden, und in dieſem Betrachte hat der Große und Reiche wenig Vorzug vor dem Geringen und Armen. Der vermeinte beglückte Zuſtand der Großen giebt ihnen Gelegenheit zu mehreren Wünſchen und Gemüthsunruhen, da hingegen der Geringe oft ſeine Wünſche eher befriedigen, und ſein verlangendes Herz beruhigen kann. Aus dieſer Urſache findet man häufig in ſchlechten Hütten mehr Ruhe, als in großen und prunkvollen Häuſern, wo oft die Abſichten und das Verlangen auf ganz unmögliche Dinge gerichtet ſind. Geringe Leute, die in Dürftigkeit, und unter mancherley Trübſalen auferzogen ſind, die es ſchon gelernt haben, ſich viele Wünſche zu entſchlagen, finden ſich nicht ſelten in einem ſie betreffenden Leiden, geſetzt auch, ſie hätten Haus und Hof verloren, beſſer, als mancher gnädige Herr, dem der Koch die Suppe verdorben, oder mancher Stutzer, dem der Friſeur nicht nach Gefallen das Haar gekräuſet hat.

Dieſes beruhet lediglich darauf, daß man Kindern in der Jugend nicht den Willen bricht, daß die Vermögenden oft aufwachſen, indem ihnen von Jugend an alles, was ſie wollten, gewähret wurde — da hingegen andere lernten, ſich zu beruhigen, wenn es nicht immer ſo geht, wie man es wünſcht und haben mag. Aus dieſer Urſache fühlen die Armen manche Leiden auch nicht ſo ſehr, als Große, Reiche und im Wohlſtande lebende Perſonen.

ſanften Gewohnheit, die den Mann mit Liebe an ſeine Gefährtinn bindet, und jener wahnſinnigen Brunſt, die ihn durch die eingebildeten Reize eines Gegenſtandes bezaubert, den er nicht mehr ſo ſieht, wie er iſt. Dieſe Leidenſchaft, die nur von Ausſchließungen und Vorzügen lebt, iſt bloß darin von der Eitelkeit unterſchieden, daß die Eitelkeit, die alles fordert und nichts einräumt, immer unbillig iſt, anſtatt daß die Liebe, die eben ſo viel giebt, als ſie fordert, durch ſich ſelbſt eine Geſinnung voller Billigkeit iſt. Uebrigens, je mehr ſie fordert, deſto leichtgläubiger iſt ſie: dieſelbe Täuſchung, durch die ſie verurſachet wird, macht, daß ſie leicht überredet — und eben ſo leicht unglücklich gemacht werden kann. — Indeſſen, wenn oft die Liebe unruhig iſt, ſo iſt die Hochachtung doch zutraulich; und — niemahls war Liebe ohne Hochachtung in einem rechtſchaffenen Herzen; weil niemand in demjenigen, was er liebt, etwas anderes liebt, als die Eigenſchaften, die er ſchätzt.

Zuweilen iſt aber dasjenige, was wir im allgemeinen Umgange mit dem Nahmen Eiferſucht belegen, ein wirklicher gewiß gegründeter Gram, der vielleicht unter die allergrößeſten menſchlichen Leiden gezählt werden mag. Wenn anfänglich manches Weib ihrem Manne auch das Vertrauen einflößet, daß er ihre Geburten als ſein Blut und ſeine Nachkommen liebet, und dieſes ihn dazu zwingt, das Weib als alleine die Seinige zu betrachten; ſo iſt man nun ſchon von ſo vielen Fällen unterrichtet, und durch ſie belehret, daß eben dieſe Liebe zu dem Weibe in Angſt, und die Zuverſicht auf ihre Treue ſich in Unruhe verwandeln könne. — —

Ich weiß es wohl, daß es Philoſophen und Moraliſten giebt, die behaupten, daß die Strenge der relativen Pflichten beyder Geſchlechter nicht einerley ſeyn könne, und ſie daher dem Manne nicht allein mehrere

Frey-

denheit beraubt, sein wahres Ebenbild in dem Gemüthe des andern nicht zu finden, so hält man sich an das Wesentliche, ohne daß man sich lange darüber kränken sollte, und man verschanzt sich in sich selbst, und ist froh, daß man Herr über sich ist. Diese Vernunft breitet sich über die ganze Aufführung des Menschen, und über alle Zufälle des menschlichen Lebens aus. Hat das stürmende Schicksal ihr alle fremde Vortheile geraubt, so rettet sie sich selbst doch aus dem Schiffbruche, und — indem sie alles verläßt, erhält sie sich selbst, und ist geschickt auf Seiten der Ruhe und Zufriedenheit dasjenige wieder zu gewinnen, was sie von Seiten der Pracht und Hoheit verlieret.

Von denjenigen, welche sich den phantastischen Belustigungen überlassen, außer sich selbst herumschweifen, wodurch sie sich ganz in lauter äußere Gegenstände versenken, die vernünftig betrachtet, zum Theil ganz nichts bedeutend sind, kann man wohl sagen, daß sie alles einbüßen, wenn sie dieselben verlieren; daher sind ihre Leiden: unvernünftige Leiden. Eben diese Hirngespinnste aber, worein die Menschen ihre Glückseligkeit setzen, verwandeln sich oft durch Zufall schon in die Qualen des Unglücks. Im Vorhergehenden habe ich schon gezeigt, daß diese Quellen entweder in den von ohngefähr zusammenlaufenden Bilderchen in der Phantasie, oder in gewissen Vorurtheilen, denen man sonderlich ergeben ist, bestehen. Die erstern bringen augenscheinlich Wohl und Wehe durch den von ohngefähr sich ereignenden Zufall hervor, und man kann von einem schwachen Verstande, der sich in diese Sclaverey hingiebt, mit Wahrheit sagen:

Er lacht, er weinet oft, und weiß doch nicht warum. —

Von denjenigen aber, die ihre Glückseligkeit in ihren Vorurtheilen finden, ists außer Streit, daß sie elend werden, sobald der schwache Grund ihrer Glückselig-

der Liebe, ſo liegt auch eben ſo viel daran, daß er ihre Mutter hochſchätze. Dies ſind die Gründe, warum auch das tugendhaft Scheinen, unter die Pflichten des Weibes gerechnet werden muß, und warum dem Frauenzimmer die Ehre und der gute Nahme eben ſo unverbrüchlich heilig ſeyn ſollte, als die Keuſchheit.

So lange aber viele Männer nicht mehr Achtung für ihre eigne Keuſchheit beweiſen, und ſich dieſer Tugend nicht mehr befleißigen, werden ihre Weiber mit dem Scheine derſelben, auf den ſie (wenige Schamloſe abgerechnet) immer noch ſtrenge genug halten, zufrieden ſeyn. Was ſollte ſie zu mehrerem bewegen, und wie können ſie mehr bewahren? da gewöhnlich die Männer ihnen das Beyſpiel geben, der angreifende Theil ſind, und in unſern Zeiten ohne Verletzung ihrer Ehre die Keuſchheit der Weiber zu Grunde richten dürfen. — —

Der ſo eben geſchilderte Zuſtand eines Mannes, der zweifeln muß, ob er Vater zu den Kindern ſeiner Frau ſey, iſt mit Recht ſchrecklich zu nennen; allein nicht minder ſchrecklich iſt auch der Zuſtand eines Weibes, die befürchten muß, daß ſie, was ihr und ihren Kindern gehöret, mit andern Weibern und Kindern theile; oder gar, daß ſie und ihre Nachkommenſchaft von ihrem Manne, wann er aus den Armen einer Buhlerinn in die ihrigen zurückkehret, vergiftet werde. — Giebt es nicht Ehemänner, die ihre beſte Kraft in einen fremden Schooß ſchütten, und oft aus dieſem Schooße Gift und Verderben für ihre Gattinn und Kinder mitbringen? — Die ihre ehelichen Kinder und deren treue Mutter zu Gunſten anderer Kinder und Mütter mißhandeln, hungern laſſen, ja gar an den Bettelſtab bringen? — Muß nicht ſolches ebenfalls in dem Herzen der Weiber, die ſüßeſten Regungen gegen Mann und Kinder erſticken?

dieſes irgend jemand zu entdecken, weil ſie ſchon im voraus fühlen, daß der, dem ſie es klagen, denken, vielleicht gar ſagen möchte: die Leute hatten Recht; und ſo trägt alſo ein ſolcher ſo lange dieſe ſtillen Leiden mit ſich herum, bis ein anderer ſeiner entweder ſich erbarmet, und den armen Leidenden von neuem in ſeiner Lieblingsidee ſtärkt, oder ſelbſt aus Schwäche ihm ein ihn wieder aufrichtendes Compliment macht.

Von Leuten mit geſetztem Charakter pflegt man freylich nicht ſo häufig eine ſolche öffentliche Proſtitution zu erwarten, und es finden ſich ſolche, (die im Ganzen genommen nicht zu billigen ſind, wenn ſie auch gleich von vornehmen Jünglingen geſchehen,) vorzüglich an Oertern, wo ein Zuſammenfluß junger Leute aller Art ſich befindet. Der Herr Hofkammerrath Bingner erklärt ſich über die Weisheit und Unweisheit mancher Menſchen in dem Umgange mit andern ſehr gut (*):

Einer der größten Geiſter Englands, ein Mann von altem Hauſe, welcher die höchſten Würden bekleidet, führte Leuten vom Stande, ſo ſich eine beſondere Ehre daraus machen, eine gute, feine, ihrem Stande gemäße Lebensart zu haben, und artige Hofleute zu ſeyn, zu Gemüthe, daß der Mann von guter Lebensart, ganz nahe an den Weltweiſen gränze, und daß man, um durch erſtere ſich auszuzeichnen, von den Lehren und Geſinnungen letzterer durchdrungen ſeyn müſſe. Die Wahrheit dieſes Ausſpruches liegt helle zu Tage. Eine gute, feine Lebensart ſetzet ſich vor, den Schein der Gefälligkeit und Wohlthätigkeit gegen andere zu äußern, den unangenehmen Leidenſchaften zu gebieten, in den Sitten der Welt bewandert zu ſeyn, jedermann nach ſeinem verſchiedenen Gemüthscharakter zu ſeinen Abſichten gebrauchen zu wiſſen, und durch in die Augen fallende Kenntniſſe und eine edle Denkungsart die Herzen der Menſchen an ſich zu ziehen. Dieſe Erforderniſſe bilden den Mann, der die Welt, die

(*) Pfalzbayeriſche Beyträge zur Gelehrſamkeit, Jahrgang 1782, 1ſter Band, S. 273. fgg.

die Menschen und sich selbst kennt, und sein Herz nach der Lehre der Weisheit zur Tugend lenkt. —

Sollte die Sage deß gelehrten Engländers, oder eine neuere Mode, manche den Engländern und Franzosen nachäffende Großen, mit einigen so genannten neuen Weltweisen bekannt gemacht, und sie bey solchen epigrammischen Witz, Verhöhnung derer, so nicht ihrer Denkungsart sind, und bittern Spott für wahre Weisheit erkaufen lassen? So viel ist gewiß, daß dieser Erwerb zu nichts weniger, als der feinen Lebensart gehöre, und den Mann vom Stande, welcher durch sein edles, wohlthätiges Betragen über andere sich erheben muß, weit herab setze.

Bey allen Worten und Handlungen desjenigen, der des Berufs der Vorsehung nicht unwürdig erscheinen will, muß die Absicht, seinen Nebenmenschen vergnügt und glücklich zu machen, hervorleuchten. Größere Macht, höherer Stand, müssen ihm immer Gelegenheit geben, selbigem zu zeigen, daß er auch dem Geiste und Herzen nach über sie erhaben sey. Wirken diejenigen, welche niedriger stehen, mit ihm zu gleichem Zwecke: so ermangelt er nicht, durch Lobsprüche und Aufmunterungen, sie auf diesem guten Zwecke zu erhalten; verfehlen sie des Zwecks, oder sieht er, daß sie unschickliche Mittel gebrauchen, so warnt er sie, wie ein gütiger Vater seine Kinder warnt, und weiset sie zurecht. Er wird nie den guten Willen, den durch Güte umzubildenden Charakter eines Menschen, dem Kitzel eines epigrammatischen Einfalls, einem bittern Spotte aufopfern. Er sucht jedermann seine Pflicht angenehm zu machen, nicht ihm solche zu vergällen. Er wird nie gegen die, welche nicht gleiches mit gleichem vergelten können, mit Waffen kämpfen, deren sie sich nicht gegen ihn bedienen mögen; ein Kampf, der eine feige Memme verräth, und keinem Manne vom Muthe geziemt. Da der Spott die Stelle der Gründe einnimmt, und nach Lucian, Jupiter nach dem Donnerkeile greift, wenn er unrecht hat: so zeigt dies nichts weniger, als eine gesehte, von den Lehren der Weisheit erfüllte Seele. — Vielmehr erniedrigt man sich selbst, da man den, so man schimpft, herabsetzen will, und eben dadurch zu erkennen giebt, daß man ihn ansieht, als ob er uns gleich, oder über uns erhaben sey. Dies zeigt auch

eine Seele an, deren Blick nicht gern auf dem Schönen, Großen und Edlen, haften bleibt; sondern auf dem Häßlichen, Niedrigen und Pöbelhaften verweilet. Sie will in diese dunkle, ungestaltete Schranken, welche ihr natürlich sind, andere auch hinein treiben, und es ist ihr, wegen Kenntniß ihres eigenen mißtönigen Selbstes, unnatürlich, ihnen etwas Gutes, Harmonisches, beyzulegen.

Wie unglücklich werden diejenigen, welche sich dergleichen Gemüthern nähern müssen, und wie unselig der Staat, in den sie Einfluß haben! — Neben ihnen sein Laufbahn, in Parallellinien, wo sie weder ihn, noch sie durchkreuzet, leben zu können, ist der beste Wunsch des gutgesinnten Mannes. — Allein, wie viel schadet dieses der geselligen Verbindung, vermöge deren so viel Menschen, als möglich, in einander einwirken, so ein Ganzes bilden, und sich mit einem Geiste beseelen sollten? — Wann gelobende Unfruchtbarkeit häusliches Glück bey mehreren zerstört, wenn es gleich einzelne Glieder einer Familie stützet, so stört eben so Muthlosigkeit und Unthätigkeit, welche bitterer, nicht zu erwiederner Hohn und Schimpf, von oben herunter verbreitet, das Wohl des bürgerlichen Glückes. Kälte und lethargische Bewunderung, oder auch wohl Entsetzen, treten an die Stelle der innigen herzlichen Achtung. — Auch so würden wir selbst die Sonne ansehen, wenn sie nicht neue Kraft und Leben uns einflößte, und das Sinnbild der Wohlthätigkeit wäre, wie Hagedorn sagt:

Dann so bewundert man im Reiche der Natur
Der Sonne Mild und Kraft, nicht ihre Höhe nur.

Es ist ausgemacht, daß es einige unglückliche Leute giebt, die sich daraus ein Vergnügen zu machen scheinen, ihr Unglück größer vorzustellen, als es wirklich ist, und sinnreich sind, Ursachen auszudenken, die sie desto gewisser glaubend machen sollten. Unsere die Unglückseligsten vom ersten Range. Hierin liegt, wenn ich nicht sehr irre, eine recht entwickelte Eitelkeit verborgen. Indem wir uns einen so ausschweifenden Begriff von unserm Unglücke machen, so stellen

ſtellen wir gemeiniglich unſere Verdienſte, den uns betreffenden Widerwärtigkeiten entgegen, und unſer Unglück ſcheinet uns grauſam, nach dem Maße, als uns unſere Verdienſte vorzüglich vorkommen.

Es iſt der Begriff von uns ſelbſt, der mit dem Begriffe unſeres Unglücks in Vergleich geſetzt worden, und der kommt uns ſo außerordentlich vor. Wenn uns einer von der großen Meinung, die wir von unſerm Unglücke hegen, befreyen wollte, ſo darf er uns nur unſern ſüßeſten Troſt entziehen. Er darf uns nur deutlich darthun, daß es ſich mit uns der Mühe nicht belohne, von dem Unglücke auf ſolche beſondere Art verfolgt zu werden.

Wir wollen uns ſogar vor allen Leuten auch durchs Unglück einen Vorzug herausnehmen, und können uns nicht entſchließen, nach der gemeinen Art und Weiſe, wie Millionen Andere, unglücklich zu ſeyn. Es dürfte uns nur niemand beklagen. Allein, weil wir eine große Anzahl Leute antreffen, denen unſer Unglück, zu unſerm großen Troſte, zu Herzen geht, ſo werden wir faſt dadurch wegen des Unglücks ſelbſt ſchadlos gehalten. Wir wenden alle Kräfte an, Mitleiden zu erwecken, wenn wir unſer Unglück recht abſcheulich abmahlen, und wenn wir darin zum Zwecke gelangen, einen rechten Ueberfluß von Mitleiden zu erhalten, ſo ſchreiben wir dieſes als einen angenehmen Selbſtbetrug auf die Rechnung unſerer Verdienſte. —

Ich kenne Leute genug, die eine Art der Hanthierung oder des Erwerbes damit treiben, unglücklich zu ſeyn, oder immer ſo viel Leiden zu haben, — und die das Vergnügen, beklagt zu werden, faſt einer vollkommenen Glückſeligkeit willig vorziehen würden.

Was wollen ſie aber mit einer ſo unerſchöpflichen Quelle des Mitleidens gegen ſich ſelbſt machen? Sie ſind Leute, die gegen andere nicht die geringſte Em-

pfindung haben, und sie sind oft bis zur Grausamkeit hartherzig gegen solche, die wahres Mitleid verdienen, ihnen aber nur nicht so werth als die Ihrigen scheinen. Ich könnte hierüber viele Beyspiele anführen. Indessen eins ist mir sehr aufgefallen: Es hatte vor einigen Jahren ein gewisser, stolzer, geitziger und unbelebter Zollbediente einen Hauslehrer, der das Unglück hatte, in dieser Condition vom Fieber befallen zu werden. Weil nun der Herr (salv. ven.) Principal nur lediglich allein auf sich und die Seinigen einige Aufmerksamkeit wandte, und in der Art also auch von seinem Hauslehrer alle, seinem Verstande nach, nur möglichen Vortheile zu ziehen suchte — (gerade so, als wenn jemand sich ein Pferd kauft, um stolz damit zu reiten, und Fuhrlohn zu ersparen, es aber nicht füttern, ihm nicht Streu und einen warmen Stall geben wollte;) so wurde das Zimmer des Hauslehrers an den Tagen, wenn die Kinder nur einen halben Tag Unterricht hatten, auf ausdrücklichen Befehl nur frühe, und des Sonntags da nicht unterrichtet wurde, auch gar nicht geheitzt. Das Licht wurde anfangs im Herbste mit dem immer bey sich führenden Zollstocke abgemessen, wie viel der Herr Haushofmeister jeden Abend verbrauchte, und darnach wurden ihm auch selbst mitten im Winter die Endchen gereicht — — doch genug von dieser Seite! Aber das will ich nur anführen. Es war keine Barmherzigkeit bey der gesammten saubern Principalschaft für den Hauslehrer in seinem Fieber, und wenn der Fiebertag gerade auf solchen Tag traf, da die Kinder gar nicht, oder nur den halben Tag unterrichtet wurden, so richtete sich die Heitzung des Zimmers genau nach dem Unterrichte, und nicht nach den Umständen des Kranken. Dies war im December 1794, wo es gewiß kalt genug schon für einen Gesunden, geschweige denn für einen Kranken war. Klagte aber eins von

den

den Kindern nur über ein ganz unbedeutendes Ding, ſo war die barmherzige Mutter ſogar ſelbſt ſo herablaſſend, nach dem Ofen zu ſehen, und die Stube des Hauslehrers zu einen wohlbeſtellten Schwitzkaſten zu machen, auch der Magd beynahe den Kopf abzureißen, wenn das liebe Kind meinte, es ſey noch nicht warm genug. — — Faſt glaube ich, wenn dieſer Mann keine Kinder hätte, daß er ſein zuſammengerafftes Gut, bey ſeinem Abſterben, ſeinem Bergmanne und Teckel, welche beyden Dachshunde ihm nächſt Frau und Kinder die Liebſten zu ſeyn ſchienen, eben ſo per teſtamentum vermachen würde, wie jene alte Jungfer in England vor nicht langer Zeit ihre fünf Katzen zu Erben einſetzte (*).

In einer ſehr figürlichen Bedeutung wird das Wort **Leiden** auch von gewiſſen Gemählden gebraucht, die das Leiden Chriſti vorſtellen. Man ſagt: in der oder jener Kirche, über dieſem oder jenem Altare, oder in jener Kapelle befindet ſich das **Leiden Chriſti**. Sogar hört man von Mahlern und andern Kunſtverſtändigen die Redensart: **das iſt ein ſchönes Leiden Chriſti, — ein wohl ausgearbeitetes Leiden Chriſti, — ja ſogar ein verpfuſchtes oder ein ſchadhaft gewordnes Leiden Chriſti**, u. dgl. Redensarten mehr. Die Beſchreibung des Leidens Chriſti in der Auguſtiners

(*) Berliner Zeitungen, 22ſtes Stück, 1798. Voſſiſcher Buchhandlung. Art. London. Die Anecdote lautet ſo: „Eine „hier kürzlich verſtorbene alte Jungfer, hat nicht ihre Verwandten, ſondern Fremde zu Erben eingeſetzt, und beſonders ihre 5 Katzen mit einer jährlichen Rente von 20 Pfund „Sterling bedacht. Das Teſtament iſt zwar von der Familie angefochten, aber die Katzen wenigſtens ſind durch einen gerichtlichen Ausſpruch in ihren Gerechtſamen beſtätigt worden. Unſere Zeitungen unterſuchen nun die „Rechtsfragen: Ob der Staat, der von andern Vermächtniſſen gewiſſe Procente erhält, ſie auch von dem Legat der „Katzen fordern, und ob dieſe jenes auf ihre Nachkommenſchaft vererben können?“ —

nerkirche zu München nach den Pfalzbayerischen Beyträgen, ist für einen Liebhaber der bildenden Künste lesenswürdig. Dieses Gemählde, welches sich auf dem Hochaltare befindet, ist auf Leinewand gemahlt, und 31 Fuß hoch, und 19 breit.

Es ist der Augenblick gewählt, wo der Erlöser zum Schächer zur Rechten sprach: **Wahrlich, ich sage es dir, heut wirst du im Paradiese mit mir seyn.** Die Figuren sind alle in Lebensgröße.

Ueber Golgatha, Jerusalem und die Welt hängt und schreckt ein grausenvoller Gewitterhimmel. Oben heulet der Sturm, und von unten herauf erschüttert ein Getöse, das noch nie gehört ward, alle Naturen, und die Gebeine der Todten. Die Todten erwachen hie und da, mit allem Erstaunen, und schweben zwischen Werden und Wiedervergehen beym ersten Anblicke des Lichts. Der ganze Erdkreis bebet in Entsetzen und Erwarten dessen, was kommen wird.

Das versammelte Volk ist bereits vom Berge der Stadt zugeflohen. Nahe bey dieser sieht man Reiter und Fußgänger, Soldaten und Bürger, und Mann und Weib, vom Schrecken Gottes gejagt, in einem schrecklichen Gedränge durch einander stürzen. Die Rosse der Heerführer sind wild und scheu geworden, und reißen mit ihren Reitern davon. Sie schnauben Dampf aus den flammenden Nasenlöchern, und sträuben ihre Mähnen, und suchen ihres Mannes sich los zu machen. An dem Hügel herab hat eines sich aufgebäumt, und da der Reiter es meistern will, stürzt er rücklings herunter. Jenem ist die Sturmhaube bereits voran geflogen, und er fällt mit dem Kopfe unter sich gekehrt, und indem er noch eben mit dem einen Schenkel aus dem Sattel schlottert, zur Erde, daß das Hirn ihm zerschmettern möchte. Unten am Kreuze ruft eine von den Töchtern Jerusalems, mit gegen den Himmel empor gerichteten Hän-

den,

den, aus allem Jammer und Todesangſt ihrer Seele. Und in Bewegung und Zerknirſchung befindet ſich alles in den Höhen und tiefen Klüften. Durch zerriſſene, blutgeſtreifte Wolken fällt ein trübes Licht, wie dämmernde Schatten, fürchterlich.

Unten am hohen Kreuze hängt zwiſchen den zween Miſſethätern Chriſtus, indem zum Menſchenheile ſein Blut fließt. Der ihm zur Rechten hängt, ein großer ſtattlicher Mann, noch in voller Kraft ſeines Alters, mit einem Geſichte dem mans ankennt, daß er ſey nicht verhärtet in Verbrechen, ſey mehr verführt und hingeriſſen zur Sünde, als vom ruchloſen Herzen geleitet worden; dieſer hat bereits ſich mit ſeinem Mitſünder über die Unſchuld und Hoheit des Erlöſers beſprochen, und ihn wegen ſeiner Verhärtung beſtrafet; und ſieht nun voll Vertrauen, und von ſüßeſter Freude und Troſt erfüllt, hinab nach Jeſu. Er beſtrebt ſich, (ſchöner läßt ſich das nicht beſchreiben, als es Klopſtock gethan hat):

„Und nun kehrt er ſich ganz zum Gottverſöhner, beſtrebt ſich
„Gegen ihn tief ſich hinzuneigen. Ihm fließen die Wunden
„Heftiger, als er es thut; allein, er achtet des Bluts nicht;
„Nicht der offneren Wunden; er neigt zum Verſöhner ſich nieder,
„Ruft, ach Herr! wenn du zu deiner Herrlichkeit eingehſt,
„Dann erinner dich meiner! Mit göttlich ſtrahlendem Lächeln
„Sah dem erſchütterten Sünder der ſterbende Mittler ins Antlitz:
„Heut, ich ſag es dir, wirſt du im Paradieſe mit mir ſeyn!
„Und er vernahm mit heiligem Schauer die Worte des Lebens,
„Ganz empfand er ſie, ganz war ſeine Seele durchdrungen;
„Und vor Seligkeit zitterte er laut.“ —

Dies wird, glaube ich, niemand, der das Gemählde ſelbſt anſieht, entgehen, das Gefühl des Gegenwärtigen, ſtärkenden Troſtes, und das Vergeſſen des nahen Todes, bey dem Mörder, der Gnade fand, und das Auge voll Gottheit und Stärkung, mit welchem

chem der Gottesmenſch ihn anſieht. Jener wird ſein Auge nicht wegwenden, bis es ihm brechen wird.

Der Verbrecher zur linken Hand, kehret verwildert von beyden ſich weg, ein verſtellerter Sünder.

Nicht weit vom Kreuze, herab dem Hügel, erblickt man Maria, wie ſie, betäubt von Leiden, in die Arme einer ihrer Geſpielinnen ſinkt, welche mit den Freunden Jeſu zugegen ſind, ihre Schmerzen mit ihr, wo möglich zu theilen.

Oben vom hohen Himmel ſchauet, und hält die Welt, welche ſinken will, ſchauet mit allen Engeln umgeben, auf den Sohn Gott Vater herunter, und ſeine Rechte ſtreckt ſich zum Segen aus (*). —

Und dies iſt das erſte herrliche Gemählde, über das in der That jedermann in Verwunderung geräth, der es zum erſten Mahle erblickt. Das Hauptlicht in demſelben fällt auf Chriſtum, deſſen ſchöner Körper mit aller Verklärtheit des göttlichen Dulders erſcheint. Dieſer Altar ſteht gerade nach Oſten.

Leiden, auch Leyden; Lat. Lugdunum Batavorum, die große, volkreiche und ſchöne Stadt in den vereinigten Niederlanden, am alten Rhein, der aber hier nur wie ein Graben ausſehen ſoll. Ehe ich von dieſem wichtigen Orte weitläuftiger handle, will ich kürzlich

(*) Schade bey ſolchen ſchönen Gemählden, wenn die Mahler ſolche kraſſe Ideen von Gott mit einſchieben, und ihn perſönlich ſichtbar vorſtellen! Mich dünkt, die Größe der Gottheit kann nicht füglicher vorgeſtellt werden, als wenn der Mahler ſich bemühet, die Kräfte der Elemente und der lebenden Natur recht ſichtbar zu machen. Sobald eine ſolche lächerliche Idee als dieſe, einer ſo großen, als überhaupt das ganze Gemählde ſonſt iſt, beygemiſcht wird, geht jeder Kenner zuletzt wieder frostig von dem Gemählde zurück. Ueberhaupt, die Mahler mögen ſagen, was ſie wollen, ſo iſts allemahl lächerlich, wenn ſie die Gegenwart Gottes, oder Gott durch eine menſchliche Figur, oder ein anderes ſichtliches Zeichen, ausdrücken, ſo, daß der Anſchauende nichts zu denken, ſondern nur etwas zu ſehen hat.

lich anzeigen, was Hübner (*) davon ſagt: Sie iſt nach alter Art gut verwahret, und ihre breiten Straßen enthalten eine Menge trefflicher Gebäude und Kanäle. Man findet hier ohngefähr 10900 Häuſer, ſechs reformirte, zwo lutheriſche, eine engliſche und eine mennonitiſche Gemeine, und viele Verſammlungsörter der Katholiken, welche den größten Theil, der ſich auf 48000 erſtreckenden Einwohner ausmachen. Die große Kirche iſt ein ſchönes Gebäude. Dieſe Stadt hat eine berühmte 1575 geſtiftete Univerſität, deren Collegia, der berühmte mediciniſche Garten, das anatomiſche Theater, das Obſervatorium, die Bibliothek mit ihren ſeltenen Manuſcripten u. ſ. w. ſind ſehenswerth. Ferner bemerkt man das Rathhaus, die alte Burg mit ihrem Irrgarten und vortrefflichen Ausſichten, das Tollhaus, das Zuchthaus, das Waiſenhaus, das gemeine Landhaus, das Zeughaus, das Findelhaus, und die vortrefflichen Gärten. Dieſe Stadt iſt die vierte in der Ordnung derjenigen, die Deputirte zur Verſammlung der Provinz Holland ſchicken. Die hieſigen Tuch- Serge- und Kamelottfabriken waren berühmt; haben ſich aber ſeit verſchiedenen Jahren ſehr vermindert, von hundert Tuchfabriken ſind kaum nach zwanzig vorhanden. Hier war Johann Bockhold, ein Schneider, geboren, der ſich 1534 als das Oberhaupt der Wiedertäufer, und als einen König zu Münſter in Weſtphalen aufgeworfen.

Um aber einen deutlichern Begriff von dieſem, in allem Betrachte merkwürdigen Orte zu geben, ſo will ich mich beſonders nach folgenden Schriftſtellern in dieſer Hinſicht richten, als: Neueſte Reiſen, durch die

(*) Joh. Hübners reales Staats- Zeitungs- und Converſations-Lexicon. Neue verbeſſerte Ausgabe, Leipzig 1795, Col. 1146.

[illegible]

(*) Eine genaue Charte von Rheinland, Holland, und den angränzenden Gegenden, iſt zu de Vitt. vorhanden.

(**) Dörfer ſind in Holland diejenigen Landſtrecken an der See welche mit Dämmen oder Deichen umgeben, und dadurch wider die Waſſerfluthen geſichert ſind. In Holſtein ſagt man Koege.

herrlichſte Butter, welche unter dem Nahmen der Leidenſchen bekannt iſt; das hieſige Rindvieh iſt das größeſte und fetteſte. Vieles Vieh wird in Dännemark mager aufgekauft, und wird durch die nahrhafte Weide in anderthalb bis höchſtens drey Monathen fett. Man rechnet auf einen Acker drey Ochſen; inzwiſchen macht das gar zu viele Futter das Fleiſch minder feſt, auch die Häute nicht ſo ſtark, als das engliſche Leder. Vieles Fleiſch wird eingeſalzen, und an die Schiffe, die nach Oſtindien gehen, verkauft. Ein magerer Ochſe, der im Ankaufe und mit dem Transporte 20 bis 25 Gulden koſtet, wird fett noch ein Mahl ſo hoch verkauft. Das Land wird theuer bezahlt, ein Acker Getreideland gilt um Leiden 1500, Grasland 1000, und Gartenland wohl 1800 bis 2400 Gulden. Man muß aber auch wiſſen, daß die hieſigen Gartenfrüchte in großem Rufe ſtehen, und wegen ihres Wohlgeſchmackes meiſtens nach Amſterdam geſchafft werden, weil man ſie dort vorzüglich ſucht.

Mitten in dieſem Rheinlande liegt die Stadt Leiden, und zwar nach genauen Beobachtungen, in der Breite von 52 Gr. 17½ Minuten, und der Länge von 25 Gr. 37 Minuten, ſo wie von Berkhey ſolches in ſeiner Naturgeſchichte von Holland angiebt, Th. 1, S. 51. In den Gebäuden der hohen Schule iſt von einem geſchickten Feldmeſſer eine ſehr richtige Mittagslinie gezogen. Man rechnet von Haag bis hieher 5 Stunden, wozu man aber mit dem Treckſchuyt kaum drey nöthig hat. Ein Platz im Roef gilt nebſt dem Gepäcke 14 Stüber. Der Weg iſt von Leidſendam an, ſehr einförmig, weil man zwiſchen lauter Wieſen durchfährt, und nur manches Mahl eine Mühle ſieht. Wenn man bald nach Leiden kommt, ſo iſt der Kanal mit Linden und Pappeln beſetzt, und

es fangen einzelne zerstreuete Landhäuser an, sich zu zeigen.

Da die Niederländer sich größtentheils mit dem Handel beschäftigen, so haben sie den Transport und das Reisen in ihrem Lande so leicht und bequem, als möglich gemacht. Ihre Wege sind, mit den meisten deutschen verglichen, sehr gut, an beyden Seiten mit Bäumen besetzt, und gleichen mehr Alleen als Heerstraßen; wahrscheinlich aber würden sie noch besser seyn, wenn nicht von einer Stadt zur andern, von einem Dorfe, oft (zumahl in der Provinz Holland,) von einem Bauerhofe zum andern, Kanäle gegraben wären, worauf man alle große Lasten transportiret. Auf diese Weise bleiben die Heerstraßen bloß für leichte Geschirre, auch werden sie mit wenig Kosten unterhalten. Gleichwohl sind sie mit beträchtlichen Zöllen belegt. In manchen Gegenden zahlt eine Kutsche mit vier Pferden, auf 6 Stunden Weges, anderthalb bis zwey Gulden Wegegeld. Die ordinären Postkutschen, welche durch den größten Theil der sieben Provinzen gehen, hängen gewöhnlich in Riemen, sind oft mit sammtnen Küssen versehen, und wenigstens unendlich bequemer, als die deutschen; ich nehme jedoch hiervon den Amsterdamer Wagen, der nach Leipzig geht, aus; weil dieser in den niederländischen Provinzen in der That schlechter, als in den Deutschen ist.

Will man nicht mit der Post reisen; so kann man noch in jeder Stadt augenblicklich Geschirre aller Art, oder, wie man hier sagt, Reitzeuge (Reituige) für einen verhältnißmäßigen billigen Preis erhalten, welche, außer andern Bequemlichkeiten noch den Vortheil gewähren, daß man weit schneller damit reisen kann, als mit Extrapost. Ich sage, für einen verhältnißmäßigen Preis! Reisende, die sich über solchen beklagen, bedenken nicht, daß in einem Lande, wo des baaren

Geld

Geldes ſo viel und die Abgaben ſo groß ſind, alles theurer ſeyn müſſe, als in ärmern Ländern. Außer den Fuhrwerken zu Lande, gehen in jeder Stadt, vom Morgen bis Abend faſt ſtündlich Poſtbote, (Trekſchuyte), die ihre Zeit gewiſſer halten, als ſie der genaueſte Poſtwagen zu halten im Stande iſt.

Dieſe Treckſchuyten werden durch ein Pferd, worauf ein Knabe reitet, gezogen, ſind 32 bis 40 Fuß lang, 6 bis 8 Fuß breit, und haben zwey Abtheilungen. Die eine derſelben, welche der Ruf (Roef) heißt, iſt für acht Perſonen eingerichtet, und bequemer und reinlicher als die andere, Raum genannt; die aber dagegen mehr als 30 Menſchen faſſen kann. Verlangt man den Ruf allein zu haben, ſo muß man ihn bey den dazu beſtellten Commiſſär im voraus miethen. Die Bequemlichkeit, welche man in dieſen Böten genießt, iſt überaus groß; man lieſt, ſchreibt, und verrichtet andere Geſchäfte darin eben ſo ungehindert, wie zu Hauſe, indem man ſanft und ohne es zu fühlen auf dem Waſſer hingleitet. Die Perſonen bezahlen gewöhnlich für die Stunde drey Stüber, oder 2 ſächſiſche Groſchen an Fracht, und wenn ſie mit in dem Ruf ſind, einen Stüber mehr.

Arme Reiſende, welche dies mäßige Fuhrgeld nicht bezahlen können, bekommen an vielen Orten Freyzettel von der Obrigkeit, worauf ſie umſonſt Platz in dem Raume nehmen können. Dieſer Umſtand ſowohl, als die an ſich wohlfeile Fracht, macht, daß ſelbſt nicht leicht ein reiſender weſtphäliſcher Tagelöhner oder Bettler zu Fuße geht.

Die Lage der Stadt an und für ſich iſt äußerſt angenehm, und wird für geſunder gehalten, als die vieler anderen Städte in Südholland. Sie iſt nach Amſterdam die größte Stadt in Holland, aber weit weniger bewohnt. Die Wälle um die Stadt ſind mit breiten Gräben und hohen Bäumen eingefaßt, und dienen

zu Spatziergängen, und die umliegende Gegend hat reizende Abwechselungen. Der Ort ist weitläuftig und nach holländischer Art schön. Die breiten Straßen und Kanäle sind mit Linden besetzt. Doch, da Leiden in einer so vortrefflichen Gegend liegt, so glaube ich meinen Lesern gewiß nicht mißfällig zu werden, wenn ich im Allgemeinen von diesem schönen Lande, noch zuvor einige Anmerkungen voraus schicke.

In den blühendsten Ländern sind Flecken und Dörfer nicht dichter neben einander gesäet, als hier volkreiche, zierlich gebauete und idealisch reinliche Städte. Amsterdam, Haarlem, Leiden, der Haag, Delft und Rotterdam, jedes würdig die Residenz eines großen Fürsten zu seyn, liegen in einem Striche von sechs bis sieben deutschen Meilen, und ob schon die ganze Republik, die Generalitätslande und Drenthe mit einbegriffen, nur einen Flächeninhalt von etwa drittehalb Millionen holländischer Morgen (*) hat, wovon noch ein großer Theil Sumpf oder Wasser ist, so zählt man doch 130 Städte und 1718 Dörfer darin, ungerechnet eine große Anzahl Weiler, die in andern Ländern für ansehnliche Dörfer gehalten würden. Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß auch in der Physiognomie und dem Baue der Niederländischen Städte eine auffallende Einförmigkeit herrscht. Hierzu trägt vorzüglich bey, daß fast jede derselben mit einer proportionirten Anzahl von gemauerten Kanälen versehen ist, welche durch die Straßen gezogen, und an beyden Seiten mit Linden bepflanzt sind.

Man hat sehr darüber gestritten, ob diese Bäume zur Verschlimmerung der Stadtluft beytrügen, oder nicht? indeß es doch bekannt ist, daß die meisten Bäume

(*) Der holländische Morgen hat 600 Quadratruthen Rheinländisch.

e und Pflanzen des Tages über, vorzüglich im Son-
nſcheine, alle phlogiſtiſche Dämpfe und Luftſäuren
ſaugen, und dagegen eine dephlogiſtiſirte, geſunde
ſt entwickeln, und nur des Nachts das Gegentheil
un, ſo daß dieſer Streit ſich leicht zu entſcheiden
eint. Der große Nachtheil, welchen zu viele
äume in und bey Städten verurſachen, beſteht viel-
cht darin, daß ſie das Durchſtreichen des Windes
hindern; ein Uebel, dem man in den Niederlanden
m Theil durch das Abſchneiden der Zweige, im Mo-
the Auguſt abzuhelfen geſucht hat.

Die Straßen in den Städten und Dörfern ſind
rchgängig mit vortrefflichem Pflaſter verſehen, deſſen
rſpectiv um ſo ſchöner iſt, als es außerordentlich
nlich gehalten wird, und an beyden Seiten längſt
n Häuſern Gänge von Backſteinen für die Fußgän-
hat. Die Privathäuſer ſind meiſt in einem halb
hiſchen Style von Backſteinen, und mit dem Gie-
vorn herausgebauet; indeſſen fehlt es doch auch
ht an Gebäuden von einem beſſern Geſchmacke.
oße Städte haben ſelbſt einen Ueberfluß daran,
ein ſie fallen nicht ins Auge, und thun bey weitem
ht die gehörige Wirkung; weil ſich das Auge in der
nlichen Regelmäßigkeit der Backſteinsquadrate,
lche durch weißen Kalk, der ſie verbindet, ſehr deut-
ſich auszeichnen, verlieret, und das Ganze nur mit
ühe überſieht. Die Hausthüren ſind durchgängig
o in den größten Häuſern nicht viel größer, als die
öhnlichen Stubenthüren; und Thorwege bringt
n nur in Ställen und Wageneremiſen an, die in
Städten in den Hinterhäuſern, wozu man durch
hengaſſen gelangt, angelegt ſind. Die Fenſter
o durchgängig zu groß, und ihrer zu viel, ſo daß
kleinern Gebäude das Anſehen großer Laternen ha-
. Sehr häufig ſind Fenſter und Thüren grün
geſtrichen.

In den mittlern Städten und auf dem Lande, wohnen in jedem Hause nicht leicht mehr, als eine Familie. Diese bedient sich bloß des untern Geschosses; daher werden die obern Etagen nicht sonderlich unterhalten. Hierin liegt zugleich der Grund, daß die niederländischen Städte, nach Verhältniß der Einwohner, einen sehr großen Umfang haben; wovon man jedoch den Haag und Amsterdam gewissermaßen ausnehmen muß, weil hier auch die obern Geschosse häufig bewohnt werden.

Die Dörfer sind gleichfalls von rothen Mauersteinen gebaut, und eben so reinlich, eben so gut gepflastert und mit Kanälen, wie die Städte, versehen; kurz! Dörfer und Städte unterscheiden sich durch nichts, als durch den Umfang, und durch die verschiedene Größe der Häuser. Die Geldernschen Häuser machen jedoch hiervon eine Ausnahme, und nähern sich in der Bauart und dem darin herrschenden Schmutz den Deutschen.

Man sieht hieraus einiges von der geographischen Skizze eines Landes, das von der Natur äußerst stiefmütterlich ausgestattet, zu einem Sumpfe bestimmt war, und bloß durch Fleiß und Cultur eines freyen Volkes in einen der blühendsten Staaten der Erde umgeschaffen werden konnte. Die Meinung, daß die Niederlande ihren Wohlstand mehr ihrer Lage, als ihrer politischen Verfassung zu danken, und daß sie selbst unter spanischer Regierung zu den kultiviertesten Ländern gehört hätten, wird sogleich widerlegt, wenn man weiß, daß sich im Jahre 1515 die Zahl der steuermäßigen Häuser in der Provinz Holland nur auf 45000, und die Volksmenge auf 172000 belief; zweyhundert Jahre darauf aber die Summe der erstern auf 163462, und der letzteren auf 900000 stieg. Nur die Freyheit konnte hier mit Hülfe der gewandtesten Staats-

Staats- und Privat-Oekonomie einen so außerordentlichen Anwachs dieser Nation bewirken.

Man möchte aber mit Wehmuth durchdrungen werden, wenn man daran denkt, daß dies blühende Land, dies Denkmahl des menschlichen Fleißes wahrscheinlich in einigen Jahrhunderten ein Denkmahl menschlicher Schwäche und größtentheils ein Raub des Meeres seyn wird. Verschiedene Physiker wollen behaupten, daß dieser schreckliche Zeitpunct noch näher liege. Sollte die Republik immer zu sinken fortfahren, sollte sie nur einige Jahre lang ihre so kostbaren Dämme nicht unterhalten können, so würde es um ihr Grundgebieth geschehen seyn. Aber auch außerdem kann es nur durch eine äußerst unwahrscheinliche Revolution der Natur gerettet werden. Der Mund des Rheins, der Maaß und der Schelde, verstopft sich täglich mehr; die Flußbetten erhöhen sich stündlich, und bilden viele Busen in dem Lande; das Haarlemer Meer greift jährlich stärker um sich; lauter Erscheinungen, welche die baldige Vernichtung des kostbarsten und reichsten Theils der vereinigten Niederlande, nähmlich der Provinz Holland, Seeland und Frießland, fast mathematisch gewiß machen. Die Geschichte des Landes liefert aus allen Jahrhunderten Scenen, die diese schreckliche Katastrophe vorzubereiten scheinen. Der Biesbesel, gegenwärtig ein bekanntes Fahrwasser zwischen Gertruydenberg und Dort, war bis 1421 eine fruchtbare Ebene mit 72 Dörfern und Flecken, die in einer Nacht vom Meere verschlungen wurden. Noch vor einigen 30 Jahren sahe man verschiedene Thurmspitzen daraus hervorragen, die aber seit dem durch die Gewalt der Wellen zernichtet sind. In diesem Jahrhunderte haben nicht weniger als drey Ueberschwemmungen den schönsten Provinzen ein gleiches Schicksal gedrohet. 1717 wurden in vielen Gegenden der Republik, und beson-

ders in Gröningen, eine Menge Dörfer sammt ihren Einwohnern weggeschwemmt. Im Monathe November 1775 glaubte man eine zweyte Cymbrische Sündfluth hereinbrechen zu sehen. Die ganze Küste der vereinigten Niederlande und alle Gegenden in der Nachbarschaft des Rheins und der Maaß geriethen in die dringendste Wassersnoth. Ein wüthender Orkan warf Bäume und Häuser zu Boden, jagte in vielen Gegenden das Meer durch die Deiche, setzte das flache Land unter Wasser, und ließ keine Spur von selbigem, als die Gipfel der Bäume und Thurmspitzen. Der verzweifelte Landmann suchte sich auf die Deiche und wenigen Anhöhen zu retten; indeß sein Haus hinter seinem Rücken einstürzte. Oft aber wurden selbst diese Zufluchtsörter sein Grab, indem sie unter ihm versanken. Hunderte von Menschen, unzähliges Vieh und viele Gebäude gingen zu Grunde, und der Schade war außerordentlich. Kaum aber hatten sich die armen Einwohner durch die Thätigkeit und Hülfe der Regierung wieder ein wenig erholt, kaum waren die Deiche wieder in etwas hergestellt, als in dem darauf folgenden Winter eine noch schrecklichere Ueberschwemmung hereindrang, die um so gefährlicher war, als die Dämme die hinlängliche Festigkeit noch nicht bekommen hatten, um dem Stoß der Wellen widerstehen zu können, da der Sturm zur Nachtzeit ausbrach. Ueberdies vergeht fast kein Jahr, daß nicht eine oder die andere Gegend durch Wassersnoth und Ueberschwemmungen in Gefahr käme.

Die Witterung in Holland ist sehr unbeständig; oft enthält ein einziger Tag den stürmischsten Herbstmorgen, einen warmen Sommermittag, einen Frühlingsabend und eine Winternacht. Man hat Fälle, daß mitten im Junius auf einen hellen, heißen Tag eine empfindliche Kälte gefolgt, welche die Wassergräben mit Eis bedeckt hat. Grabner sah im März

1786, als die Flüsse noch gefroren waren, daß plötzlich eine so große Hitze eintrat, daß sich einige Kinder in aufgethaueten Gräben badeten, indeß andere nicht weit davon noch Versuche im Eislaufe machten. Natürlich müssen solche schnelle Witterveränderungen häufige Rheumatismen erzeugen, die bey Unvorsichtigen in andere Krankheiten übergehen. Das leichteste und sicherste Verwahrungsmittel dagegen ist, der Landessitte zu folgen, und beständig einen flanellnen Brustlatz auf dem bloßen Leibe zu tragen, und sich überhaupt nicht zu leicht zu kleiden.

Junius und Julius sind die wärmsten Monathe, wo die Hitze bis zu etlichen 90 Graden des Fahrenheitischen Thermometers steigt. Die Gewitter sind selten, leicht, von wenig Dauer, und von starkem Platzregen begleitet; Wolkenbrüche aber führen sie fast nie mit sich; wie denn solche überhaupt auch nur sparsam entstehen können, weil es hier keine Berge giebt, gegen welche die Wolken angetrieben werden können; so daß dies schreckliche Phänomen hier zu Lande nur in dem seltenen Falle entstehen kann, wenn zwey entgegengesetzte Winde heftig gegen einander kämpfen.

Ein anderes aber sehr sonderbares Phänomen ist in den Strandgegenden unter dem Nahmen Seeflamme bekannt. Sie steigt im Frühlinge oft am heitern Tage unerwartet am Horizonte der See als eine leuchtende Wolke auf. Ihre Wirkung gleicht, an Schnelligkeit, der des Blitzes. Gras, Blüthen und Blätter, die sie in ihrem Laufe berührt, verdorren augenblicklich, und lassen sich zwischen den Fingern zerreiben. Oft folgen ihr eine Menge Fliegen, die den Gewächsen gleichfalls viel Schaden thun. Die Gegenden von Alkmar, Amsterdam und Haarlem haben am meisten von diesem Phänomen zu leiden. Uebrigens ist das Klima in Gelderland, dem größten südlichen Theile der Provinz Holland, (in welchem sich

Leiden befindet,) Utrecht, Oberyssel, Gröningen und den Generalitätslanden, unendlich gesunder, als in Seeland und Nordholland.

Thiere und Pflanzen fallen überhaupt in den vereinigten Niederlanden größer aus, als in Deutschland. Die fetten Weiden tragen in Absicht des Viehes, und das häufige Phlogiston der hiesigen Luft in Absicht der Pflanzen, wohl das meiste zu dieser auffallenden Größe bey. Alle, besonders aber die Hausthiere, scheinen hier sanftmüthiger zu seyn, als anderwärts. Wahrscheinlich ist der Grund dieser Erscheinung nicht allein in der Mäßigkeit des Klima, sondern auch in der großen Bevölkerung des Landes, und der Güte, womit man das Vieh behandelt, zu suchen. Denn auch hierin zeigt sich in den vereinigten Niederlanden, wie in allen Republiken, ein überaus großer Geist der Billigkeit und Menschlichkeit. Kühe, Schafe, Pferde u. s. w. zu verstümmeln, oder zu mißhandeln, wird als eine große Missethat betrachtet, und, wenn es auf den Weiden geschieht, nach dem Gesetze mit dem Tode bestraft. Ob nun gleich dies Gesetz vorzüglich dahin abzweckt, die Sicherheit des Eigenthums zu befördern, weil die Kühe, Pferde und Schafe ohne Hüter auf den Wiesen bleiben, so hat es doch ganz gewiß mit dazu beygetragen, daß man die Thiere durchgängig menschlicher, als anderwärts behandelt, und dadurch sanfter und zahmer macht, als sie außerdem seyn würden. Daher kommt es, daß dort zuweilen ein kleiner achtjähriger Knabe einen fürchterlichen Bollen leiten kann, daß in den volkreichsten Städten Hühner und anderes zahmes Geflügel im größten Gewühle der Menschen, ruhig umher gehen und flattern, so wie man auch oft Hunderte von Turteltauben in den Linden, welche die Märkte beschatten, unbekümmert nisten sieht. So klein auch diese Umstände sind, so sprechen sie doch nicht nur sehr stark für jene Behauptung,

tung, ſondern auch für den Wohlſtand und die Ehrlichkeit des gemeinen Mannes.

Ich habe im Vorhergehenden ſchon der leidenſchen Butter und der vortrefflichen Kühe des Rheinlandes gedacht, allein noch nicht alles davon angeführt, was man davon wiſſen möchte. Eine gewöhnliche Kuh von den fetten Weiden der Provinz Holland und auch Frießland, giebt im Frühlinge täglich 14, und einen Tag durch den andern gerechnet, 9 Flaſchen oder 5 Kannen Milch, woraus jährlich 125 Pfund Butter, nebſt 250 Pfund Käſe gemacht werden können. Gewöhnlich koſtet der Centner Käſe 11 bis 13, der Butter aber 35 bis 40 Gulden auf der Stelle, ſo daß eine holländiſche Kuh jährlich 70 bis 80 Gulden einbringt. Alkmar und Edam ſind die Stapelplätze des Käſes, und man rechnet, daß in Nordholland allein täglich 100000 Pfund davon gemacht, und jährlich 150000 Centner ausgeführt werden. Die beſte Butter findet man in der Gegend von Leiden und Delft. Aber auch in andern Strichen der Republik iſt ſie ſehr gut, und immer feſter, ſchmackhafter und rothgelber, als in Deutſchland.

Fragt man unſere Oekonomen, warum ſie keine ſo fetten Käſe und vortreffliche Butter machen, wie die Holländer? ſo ſind ſie gleich mit der Antwort fertig: weil wir keine holländiſche Weide haben. Aber warum ſind denn ſelbſt Butter und Käſe, die ein holländiſcher Bauer im Winter macht, wo ſeine Kühe doch auch nur Stroh und ausgebleichtes Grummet freſſen, beſſer, als die, welche die deutſchen Pächter und gelehrten Oekonomen im Frühlinge zu Markte bringen? — Die Urſache wird keine andere ſeyn, als, weil man in Deutſchland ſich im Allgemeinen noch keine Mühe giebt, ſeine Wieſen, Weiden, und folglich auch das Heu zur Winterfütterung durch die Kunſt zu verbeſſern — und es wird auf die zuträglichſten

Gu-

Futterkräuter eben so wenig gesehen, als auf die der jedesmahligen Umstände nach anzuwendenden Verbesserung des Bodens. Auch lassen die Niederländer ihre Milch nicht 8 bis 14 Tage stehen, ehe sie die Sahne oder den Rahm abnehmen, wie die deutschen Hausmütter es sorgfältig thun, sondern rahmen die Abendmilch am andern Morgen, und die Milch vom Morgen den Nachmittag oder Abend darauf ab, und buttern sodann ohne Aufschub. Dabey befleißigen sie sich des größesten Grades der Reinlichkeit, waschen die Butter zu wiederholten Mahlen, daß auch nicht das kleinste Tröpfchen Milch darin bleibt, salzen sie nicht zu stark, und geben ihr so viel Festigkeit als möglich.

Beym Käsemachen geht man fast noch sorgfältiger zu Werke. Es wird aber in Holland zweyerley Käse bereitet, nähmlich fetter und magerer, oder sogenannter Comynkaaz. Zu ersterem nimmt man die Milch mit, und zu letzterem ohne Rahm, und verfährt sodann folgendergestalt: Erstlich labt man die Milch, längstens zwölf Stunden, nachdem sie gemolken worden ist, mit Kälbermägen, gießt die Molken ab, knetet die Matten ein wenig durch, thut sodann Salz, und beym magern Käse noch Fenchel und Gewürznelken darein, arbeitet nun die ganze Masse zusammen so fleißig durch, bis sie fast trocken und so klar ist, daß sie allenfalls durch ein feines Sieb fallen würde. Nach diesem thut man sie in eine Form, von der Größe eines gewöhnlichen holländischen Kases, die unten mit kleinen Löchern versehen ist, damit die Molken vollends ablaufen können, stellt sie zuletzt 24 Stunden lang unter eine Presse, nimmt sie heraus, und läßt sie nach Belieben auf einer Hänge trocknen (*).

Die

(*) Jn Zinkens allgemeinem ökonomischen Lexicon, fünfte verbesserte Ausgabe, von Volkmann, Leipzig, 1780, Sol. 1452.

Die Comynkaaze, welche man häufig auch auf Schiffen verſpeiſet, werden auch oft noch ein Mahl groß, wie die gewöhnlichen gemacht, und, damit ſie

1452, wird die holländiſche Art, Käſe zu machen, anders beſchrieben; denn es heißt dort: Man nimmt friſche Milch, macht ſie bey dem Feuer lauticht, ſchüttet ſie in einen hölzernen Zober, und gießt in zehn Kannen oder Maß Milch, einen Löffel voll Spiritus ſalis (Salzgeiſt), und zwar von dem ſcharfen. Alsdann gerinnet die Milch, und man rühret den Spiritus mit einem hölzernen Löffel wohl herum, unter die Milch, gießt hernach ſolche durch härne Siebe, oder reine Tücher, damit das Wäſſerige völlig ablaufe. Hierauf ſchüttet man es in eine hölzerne Molle, bröckelt es klein, ſalzt es, und thut nach Belieben Gewürze hinzu. Alsdann ſprengt man noch ein wenig Spiritus darauf, knetet und arbeitet es recht mit den Händen durch einander, und ſchüttet es in kleine Fäſſer, preßt es wohl, und läßt es endlich im Käſekorbe trocknen, ſo iſt der Käſe von Maden und der Fäulniß befreyt, und der holländiſche Käſe fertig.

Auch im IVten Bande der ſchwediſchen Abhandlungen, S. 154, findet man die holländiſche Methode, Käſe zu machen.

Was überhaupt aber noch vom Käſemachen geſagt werden muß, werde ich in dem Artikel Milch nachholen, indem mein ſel. Vorgänger, der D. Krünitz, zwar verſchiedentlich in der Encyklopädie nach dem Artikel Käſe hin verweiſet, wie auch z. B. im XXIVſten Th. S. 417, allein, ſehr wahrſcheinlich dieſe Materie in der Bearbeitung überſchlagen hat, indem ſie im XXXIIſten Th. S. 100, nach den auf dem Blatte befindlichen Artikeln, gleich nach Käſerſchnecke, kommen müßte.

Vorläufig will ich aber anzeigen, daß man überhaupt vom Käſemachen nachſehen kann: Deutſche Encyklopädie, oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc. 18ter Band, S. 573, fgg. Allgemeines Haushaltungs-Lexicon ꝛc. 2ter Th. S. 42. (Leipz. 1750.) Neues lehrreiches und vollſtändiges Magazin, für junges Frauenzimmer, die ganze Kochkunſt und Zuckerbäckerey, mit allem was damit verknüpft iſt, vollkommen zu erlernen ꝛc. (Carlsruhe, 1773.) Th. 2, S. 1522, fgg. Nutzbares, galantes und curieuſes Frauenzimmer-Lexicon ꝛc. (Leipz. 1773.) Col. 1599, fgg. Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung ſelbſt beſorgen will ꝛc. (Magdeburg, 1784.) S. 561, fgg. Stettiniſches Kochbuch für junge Frauen, Haushälterinnen und Köchinnen; oder Anweiſung, auf eine feine und ſchmackhafte Art zu kochen ꝛc. (Stettin, 1797.) S. 481, fgg.

ſie ſich deſto länger halten, mit einem röthlichen Firniß angeſtrichen. Die beym fetten Käſe abgegoſſenen Molken läßt man ſtehen, bis ſich der Rahm darüber geſammlet hat, woraus man ſodann die ſogenannte ſaure Butter ſchlägt.

Die Kälber, welche man für den Tiſch mäſten will, werden gleich nach der Geburt abgebunden, und ſechs bis acht Wochen mit der Milch von zwey bis drey Kühen, die man ihnen zu ſaufen giebt, genährt, bis ſie 150 bis 200 Pfund wiegen, da ſie dann erſt geſchlachtet werden. Solches nüchterne Kalbfleiſch, wie man in manchen Städten Deutſchlands (ſchon in ziemlich großthuenden Häuſern manches Mahl —) verſpeiſet, würde hier der geringſte Mann nicht genießen wollen. Um die Mutterkühe, nach dem Abbinden ihrer Kälber, am Blöken zu verhindern, und damit ſie dieſen Gram vergeſſen, oder vielmehr, damit ein Schmerz durch den andern gelindert werde, macht man ihnen einen Schnitt in die Ohren.

Was von der holländiſchen Schafzucht, der Wolle beſonders, und vielen andern dortigen Natur- und Landesproducten zu wiſſen iſt, findet man im XXIVſten Th. der Encyklopädie, im Artikel: Holländiſche Handlung, Naturproducte, Fabriken, Manufacturen, Oekonomie und Staatsverfaſſung, von S. 345 bis 417, und ſollte im Artikel Niederlande, wie es wohl wahrſcheinlich iſt, noch ſo mancherley beyzufügen ſeyn, ſo wird man ſolches gewiß dort finden.

In den Sandbergen oder Dünen an der Seeküſte halten ſich die Kaninchen beſonders auf, und man verſpeiſet ſie dort in Menge. Es wäre aber zu wünſchen, daß man ſie, wie ſchon im vorigen Jahrhunderte vorgeſchlagen worden, ganz ausrottete, und die Dünen deſto mehr zu der ſo ſehr vortheilhaften Schafzucht anwendete. Denn die Kaninchen thun überhaupt

mehr

mehr Schaden, als ſie Vortheil bringen, beſonders dort, wo es Deiche und Hügel giebt, die wider Waſsersnoth ſchützen ſollen. Spechte, Kibitze, Krähen, Seemewen, Schwäne, Störche, wilde Enten und Gänſe, nebſt allen in Deutſchland bekannten Arten von zahmen Geflügel, findet man hier zu Lande in Ueberfluß; aber vom ſonſtigen Wilde und Raubzeuge giebt es nur einige Arten Habichte, wenige Füchſe, Haſen und Rothwild. Die Seemewen ſind beſonders an den holländiſchen Küſten in großer Menge. Sie legen ihre Eyer in den Sand, und laſſen ſie zum Theil von der Sonne ausbrüten. Das Eyerland, welches mit der Inſel Texel verbunden iſt, hat ſogar ſeinen Nahmen daher erhalten, weil dieſe Vögel hier im Frühlinge ſo viel Eyer legen, daß man keinen Schritt thun kann, ohne darauf zu treten.

Die wilden Gänſe und Enten werden dort in großer Menge mit dazu abgerichteten Vögeln dieſer Art gefangen, welche 20 bis 25 Jahre zu ſolchem Gebrauche ſollen dienen können. — —

Die Störche finden ſich hier zu Lande ſehr gern ein, da ſie bey dem gemeinen Manne in ſolcher Achtung ſtehen, daß ihre Neſter in mehreren Orten auf öffentliche Koſten gebauet und unterhalten werden. Selbſt im Haag ernährt der Magiſtrat Jahr aus, Jahr ein, vier von dieſen Vögeln, weil die Stadt einen Storch im Wapen führt.

So ſehr der Niederländer ſich auch mit andern Nationen vermiſcht hat, ſo iſt er doch im Ganzen genommen noch ziemlich der Mann, wie Tacitus ſchon den alten Batavier ſchilderte, groß, ſtark, von breiten Schultern und Hüften, doch mehr rund und fett, als muskulös, blank und ſanft von Haut, blau oder hellbraun von Augen, blond oder braun, und nur ſelten ſchwarz von Haaren. Sein Gang iſt weder zu langſam noch zu geſchwinde, und kündiget den geſetzten bedacht-

dachesamen Mann an. So viel Thätigkeit auch hier allenthalben herrscht, so sieht man die Leute doch selten eilfertig über die Straßen laufen; jedoch muß man den eigentlichen Niederländer auf dem Lande suchen. Die Städter sind viel zu sehr mit fremden Abkömmlingen untermengt, die freylich durch Zeit und Klima, wenigstens zum Theil, an Gestalt und Sitten, in Niederländer metamorphosiret worden sind.

Die Weiber sind, im Vergleiche mit den unsrigen noch größer, als die Männer dort gegen uns, und von Junonischer Taille; jedoch nicht vom feinsten Knochenbau, wenigstens scheinen Hände und Füße bey ihnen ein wenig zu groß auszufallen. Die Frauenzimmer in und um Gorinchem, im Herzen von Holland, sind besonders ihres schönen Wuchses wegen berühmt, aber man bemerkt doch auch bey ihnen diese Disproportion zuweilen. Unter den Strandbewohnern, z. B. in Scheveningen, beym Haag, zu Katwyk an der See und am Rheine zu Sandvoork, auch dem Texel u. s. w. scheinen die Frauen fast größer und stärker als die Männer zu seyn, und es kann seyn, daß die sorglose, nur mit dem leichten Geschäfte des Fischverkaufes untermischte Lebensweise dieser Weiber zu einer so seltenen Anomalie nicht wenig beyträgt. Eine zarte blendend weiße Haut, die blühendste Gesichtsfarbe, welche auch bey den geringsten Bäuerinnen so schön ist, daß sie unsere Damen darum beneiden würden, findet man fast überall. Unschuld, nicht Einfalt, in den Mienen geben, vorzüglich den Weibern aus den niedern Klassen, etwas Anziehendes, das oft den Mangel an Schönheit ersetzt. Die blassen Gesichter, welche man hier und da unter ihnen antrifft, werden von den Aerzten dem zu häufigen Gebrauche des Thee's und Kaffee's Schuld gegeben. Jedoch fehlt es auch nicht an äußerst reizenden, selbst idealischen Gesichtern. Brüdner will verschiedene Frauen kennen, die, mit einer

einer kleinen Verschönerung zu Grazien sitzen könnten, und das griechische Profil selbst unter den Fischermädchen in den Stranddörfern, und bey den Bäuerinnen in der Gegend von Haag, Delft (*), Leiden und Haarlem, weit öfter gefunden haben, als in dem sonst an schönen Mädchen so reichen Obersachsen und Brandenburg. — —

Kein Volk in der Welt hat vielleicht so reitzende Kinder, wie die Niederländer. Das schöne Geschlecht aber blühet, zumahl wenn es verheirathet ist, nur im eigentlichsten Verstande bis ins 25ste Jahr. Nach dieser Zeit fangen die Frauen an, ein ältliches, bleiches verschrumpftes Ansehen zu bekommen, und nur im Matronenalter entdeckt man oft wieder Spuren ihrer vormahligen Schönheit an ihnen. Vermuthlich rührt dies zum Theil daher, daß ihre Reize in dieser Zwischenperiode zu sehr von der Geburt und Erziehung ihrer Kinder leiden. Die Männer hingegen behalten größtentheils bis ins hohe Alter eine frische gesunde Gesichtsfarbe, und starke Glieder.

Es trägt übrigens nicht wenig zu dem guten Aussehen der Niederländer bey, daß die Blattern bey ihnen die Haut weit mehr, als bey uns schonen, und selbst sehr viele Personen solche entweder gar nicht, oder erst in einem hohen Alter bekommen. Besonders genießen diejenigen, welche in Westindien geboren sind, dies Privilegium, da sie den Samen zu dieser Krankheit nicht aus ihrem Mutterlande, wo die Eingebornen gewöhnlich ganz frey davon sind, mitgebracht haben.

Ein

(*) In den beyden Oertern Leiden und Haag selbst, giebt es unter den gemeinen Klassen mehr verkümmerte Gesichter, und krüppeliger Menschen, als in einem andern Orte der Republik; woran vermuthlich in Haag die dissolute Lebensart, und in Leiden die sitzende Beschäftigung der gemeinen Fabrikanten Schuld ist.

Ein ungezwungener Umgang zwiſchen jungen Leuten beyderley Geſchlechts, wird beſonders in den vereinigten Niederlanden ſo ſehr als Würze, wo nicht als Bedürfniß des Lebens betrachtet, daß, unter drey geſunden Bürger- oder Bauermädchen, gewiß zwey ihren beſtimmten Liebhaber beſitzen, der ſie ſpät oder früh, nachdem es die Umſtände erlauben, zum Weibe nimmt. Oft dauern ſolche Verbindungen 10 und mehrere Jahre, ohne daß man einander dadurch gleichgültiger würde. In verſchiedenen Gegenden giebt es ganz verſchiedene Sitten und Gebräuche, die den verliebten Umgang junger Leute begünſtigen. In Nordholland z. B. gehen die jungen Burſche auf dem Lande gegen Abend vor die Hausthüre der jungen Mädchen, die ſchon auf dergleichen Beſuche gefaßt ſind, klopfen an, werden gefragt, was ihr Begehr ſey? thun hierauf ihrer Schönen entweder einen ſcherzhaften Liebesantrag, oder ſchützen ſonſt einen Vorwand ihres Beſuchs vor, und kleiden ihn auf alle Fälle in die Bitte, ihre Pfeife anzünden zu dürfen, ein. Gefällt der junge Mann — iſt das Mädchen etwa ſchon mit ihm näher bekannt, oder auch nur um Geſellſchaft verlegen, ſo öffnet ſich die Thüre, andere Pare kommen dazu, und nun wird die Nacht fröhlich durchſchwärmt. Beym Anbruche des Tages bringt der Liebhaber ſein Mädchen nach Hauſe, und in Nordholland iſt nicht Heſper ſondern der Morgenſtern der Stern der Liebe. Auf der Inſel Texel heißt daher dieſer Gebrauch auch Krieken, das iſt Grauen des Tages, oder Morgendämmerung.

Weil dies eine alte hergebrachte Sitte iſt, ſo halten ſie die Aeltern für ſehr löblich, und ſagen nicht nur nichts dagegen; ſondern würden ſelbſt ſehr verlegen ſeyn, wenn ihre Töchter nicht zu dergleichen Partien gezogen würden, und keine nächtliche Beſuche erhielten. In dem Nordholländiſchen Dorfe Schaagen

gen herrscht eine andere hierher gehörige Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländischen Volkssage von einem schaagenschen Mädchenmarkte gegeben hat. Hier pflegen sich nähmlich die Mädchen um die Kirchmeßzeit (*) in ihren schönsten Putz zu werfen, und die Spatziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den bestgelegensten, zu besuchen, um einem Kirchmeßburschen aufzufinden. Die jungen Mannspersonen aber nehmen diese Gelegenheit wahr, begeben sich auch zu diesem Rendezvous, und suchen sich eine Schöne aus, bey der sie den ganzen Jahrmarkt über den Liebhaber spielen, sie in allem frey halten, und nicht ehe von der Hand lassen, bis das Fest ein Ende hat.

Andre ähnliche Gebräuche herrschen in den übrigen Gegenden der Republik — wieder andere aber sind ihrer mißlichen Folge wegen, durch strenge Verbothe abgeschafft worden. Zu diesen gehört besonders das Queesten, welches ehedem auf der Insel Vlieland, dem Helder und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nähmlich, zufolge der Texelschen Chronik, die Aeltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen daß man hier queesten könne. Das Queesten selbst aber geschah auf folgende Weise: Ein junger Bursche, der Lust hatte, sich näher mit dem Mädchen bekannt zu machen, begab sich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte anfangs einen Versuch, durch gute Worte, Schmeicheleyen, Versprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dies

(*) Mit den Kirchmessen sind durch die sämmtlichen Niederlande die Jahrmärkte verbunden; daher heißt Kirchmeß überhaupt so viel als Jahrmarkt. Man sagt z. B. nicht der Amsterdamer Jahrmarkt, sondern, die Amsterdamer Kirchmesse.

nicht, so stieg er durchs Fenster hinein, und nun mußte ihm das Mädchen erlauben, sich zu ihr ins Bette legen zu dürfen, jedoch nur zwischen die wollene und Kattundecke, so daß sich allezeit eine Decke zwischen ihm und dem Mädchen befand. In dieser Attitude konnte freylich eine zärtliche Liebeswerbung von außerordentlichen Folgen seyn. Ob es übrigens wahr ist, was der Texelsche Chroniker sagt, daß hier Zucht und Ehrbarkeit allezeit Wache gehalten, und nichts, als erlaubte Liebkosungen unter dem Quecstern vorgefallen wäre, wird ein Mädchenkenner am besten beurtheilen können (*).

Die nähere Gegend um Leiden selbst ist sehr abwechselnd, durch die vielen schönen Dörfer, die nahe bey einander liegen, und zu denen angenehme Wege und Spaziergänge führen (**). Die vornehmsten auf

(*) Es ist eine uralte Sitte der Völker, daß die heirathenden Männer und Jünglinge ihre Mädchen oder Bräute erst auf eine gewisse Art auf die Probe stellten; und auch in Deutschland war es üblich, daß gewisse Probenächte beyden Theilen öffentlich freygestellt wurden, in welchen sich beyde Theile von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit zum Ehestande überzeugten. Wurde das Frauenzimmer schwanger, so war es Schande für den Mann, sie dann nicht zu heirathen — geschah es aber nicht, so stand es ihm — aber auch ihr — frey, eine anderweitige Wahl zu treffen, und die Probenächte, nachdem nun diese Verbindung aufgehoben worden, mit einem andern, oder einer andern, wieder anzufangen. Ein Ueberbleibsel dieser alten Sitte ist anscheinlich noch das sogenannte Fenstern auf der Insel Jemern, welches, ob es gleich schon längst von der Obrigkeit als eine in unsern Zeiten schädliche Gewohnheit, vermittelst strenger Verordnungen hat abgeschafft werden sollen — noch nicht hat ausgerottet werden können.

(**) Man sehe de Vermakelyke Leidsche Burger-Gezel, Leiden, 1734, 8. Von der Stadt Leiden selbst hat man eine genauere Beschreibung von dem jüngern Franz van Mieris, der zugleich ein Mahler war: Beschryving der Stadt Leiden, 1762, fol. mit Kupfern. Bey Covens und Mortier findet man: Les principales eglises et edifices publics de la Ville de Leiden, in fol. und überdies noch einen Plan, besonders von dem botanischen Garten, mit einer kurzen Beschreibung.

auf der Oſtſeite der Stadt ſind folgende: Oude Wetering, liegt am haarlemer Meere, und iſt deswegen merkwürdig, weil alle großen Schiffe, die von Amſterdam durch den Spaaren über dies Meer fahren, bey dieſem Dorfe in den Kanal gehen, der ſie ins braaſſeuer Meer führt, um von da die Reiſe durch Gouda nach Zeeland fortzuſetzen; die andern Dörfer ſind: Alphen, Roudekerk und Leidendorp. Auf der Weſtſeite liegen ein Par Dörfer, die durch Nebenumſtände merkwürdig ſind.

Rhynsburg liegt am alten Rhein, es hatte aber vormahls eine berühmte Benedictiner-Nonnenabtey, von der man noch einige Ueberbleibſel ſieht, die auf dem Platze ſtehen ſollen, wo Druſus ehemahls ein Kaſtell erbaute. Heutiges Tages iſt dieſes Dorf dadurch bekannt, daß die Rhynsburger oder Collegianten hier jährlich zwey Mahl ihre Verſammlung halten. Dieſe Secte hat ihren Urſprung von drey Brüdern und Bauern dieſes Dorfes, Johann, Adrian und Gibert van der Kodde, und ward durch die Verfolgung der Remonſtranten oder Arminianer veranlaßt, deren Prediger aufs grauſamſte gemißhandelt wurden. Dieſe Bauern zeichneten ſich nicht nur durch den Fleiß und die Einſicht, womit ſie ihre Landwirthſchaft betrieben, ſondern auch durch ihre Kenntniſſe der todten Sprachen aus. Einer ihrer Brüder ward in der Folge ſogar Profeſſor der orientaliſchen Sprache zu Leiden und machte ſich unter dem Nahmen Gulielmus Coddäus bekannt. Die andern blieben bey ihrem Spaten, und ſtudierten zugleich. Ihr Ruf zog ihnen ſogar einen Beſuch des Prinzen Moritz von Oranien, und des franzöſiſchen Geſandten du Maurier zu. Der Prinz redete ſie auf Latein und Franzöſiſch an, und ſie beantworteten ſeine Fragen mit ſo vieler Klugheit und Kenntniß, daß der Geſandte ſich nicht genug

über die Gelehrsamkeit grober Bauern, denen er nichts zutraute, verwundern konnte.

Als die Prediger der Remonstranten 1619 verjagt wurden, und ihre Gemeinen folglich ohne Geistliche blieben, faßten die Brüder van der Kodden, die sich zu dieser Secte bekannten, den Entschluß, ihre Religionsübungen fortzusetzen, und in Ermangelung der Prediger den Zuhörern die heilige Schrift selbst vorzulesen und zu erklären. Sie waren es anfangs ganz allein, die vorlasen, und die Gebete verrichteten, obgleich ein jedes Mitglied der Gemeine die Erlaubniß dazu hatte. Weil die Versammlungen zu Rhynsburg gehalten wurden, so bekamen die Anhänger der neuen Secte den Nahmen Rhynsburger; und nach der Zeit, da sich ihre Anzahl sehr vermehrte, und an andern Orten ebenfalls Versammlungen, oder sogenannte Collegia gehalten wurden, nannte man sie auch Collegianten. Sie haben etwa noch zwanzig solcher Gemeinen in manchen Gegenden der vereinigten Niederlande, vornehmlich aber in Amsterdam und Rotterdam. In Ansehung der Taufe und des Abendmahls richten sie sich nach den Gebräuchen der ersten Christenheit. Die Hauptsätze ihrer besondern Meinungen suchten sie aus verschiedenen Sprüchen der Bibel, insonderheit aus dem 14ten Kap. des 1sten Briefes an die Korinther zu beweisen. Die neue Secte bekam anfangs großen Zulauf, der sich aber nach und nach sehr verminderte.

Diese Secte unterscheidet sich durch ihre große Toleranz von andern Religionspartheyen, denn sie duldet alle, und erlaubt denen die nicht ausdrücklich gegen den Geist des Evangeliums sind, die Bibel in ihren Versammlungen zu lesen, mit ihnen zu singen, und das Abendmahl zu empfangen. Die Weiber aber müssen in der Gemeine schweigen. Ein jeder darf

über

über den gehaltenen Vortrag seine Meinung sagen; alle Glieder der Gemeine achten sich vollkommen gleich. Sie haben kein besonderes Glaubensbekenntniß. Die Bibel allein ist es, darnach sie sich richten, und jedem ist es erlaubt, sie nach seiner Meinung zu erklären. Das Abendmahl wird jährlich ein Par Maht auf folgende Art gehalten: Sonnabends versammeln sie sich, um sich durch Gebete, Gesänge, und eine auf dieses Vorhaben eingerichtete Rede vorzubereiten. Sonntag früh wird eine Rede gehalten, und einer der Brüder übernimmt die Austheilung des Brodts und Weins, wobey er feyerlich versichert, daß er dieser Ehre nicht würdiger ist, als die übrigen Communicannten. Abends versammelt man sich abermahls, um sich wechselsweise zum Lobe Gottes zu ermuntern, und Montags gehen sie wieder aus einander, nachdem man sich ermahnet, der Religion und Tugend treu zu bleiben. Die Taufe verrichten sie durch das Eintauchen. Wer dieses Sacrament verlangt, muß zuvor in Gegenwart aller Brüder sein Glaubensbekenntniß ablegen, und dieses besteht nur im Allgemeinen darin, daß er an einen Gott, als den Schöpfer und Erhalter, und an Christum, unsern Erlöser und Seligmacher, glaubt, ohne sich weiter in die verschiedenen Erklärungen, wodurch die christlichen Religionspartheyen sich unterscheiden, einzulassen. Alsdann wird er in ein kleines Zimmer geführt, und durch einen der Brüder, der ebenfalls, wie beym Abendmahle bezeugt, daß er nicht würdiger zu dieser Handlung sey, als ein anderer, in eine große Wanne mit Wasser getaucht, wobey die gewöhnlichen Worte: Ich taufe dich im Nahmen ꝛc., wie bey allen christlichen Religionen, hergesagt werden. Darauf wird er wieder in den Versammlungssaal zurück geführt, und die Handlung mit Gebeten und Gesängen beschlossen. Die Stärke dieser Gemeine läßt sich nicht genau bestim-

men, weil viele sich fleißig dazu halten, die sonst eigentlich zu andern Religionspartheyen gehören.

Es giebt zwey Dörfer mit dem Nahmen Catwyk nicht weit von Leiden, welche auch nicht fern von einander liegen, und durch die Beynahmen: op Zee, und op Rhyn unterschieden werden, aber beyde ein Par der Familie Wassenaar gehörige Herrlichkeiten sind. In dem ersten an der See besitzen sie einen artigen Landsitz. Er ist aber vornehmlich wegen alter Ruinen merkwürdig, die man zuweilen bey niedriger See gewahr wird. Man nennt sie gemeiniglich das Haus der Britten, (het huys te Britten,) unter diesen Nahmen sieht man sie auch auf den Charten angezeigt. Man hält sie nicht ohne Grund für ein römisches Gebäude, weil man auch römische Münzen daselbst gefunden, und zwar für den Thurm, den Caligula bey Gelegenheit seines lächerlichen Triumphs über das Meer aufführen ließ (*).

Um das Jahr 210 ließen die Kaiser Severus und Antoninus den Thurm erneuern, wie aus einer 1602 gefundenen Inschrift, darauf man diese Nahmen liest, genuthmaßet wird. Caligula bauete ihn auch nur in der Absicht, daß er statt eines Leuchtthurms dienen sollte, wenn von hieraus Fahrten nach Brittannien angestellt wurden. Nach und nach hatte das Meer

(*) Sueton erzählt im 46sten Capittel, daß Caligula seine Armee an der Küste des Meeres in Schlachtordnung stellte, und alles zum Angriff fertig machen ließ. Auf einmahl befahl er den Soldaten, ihre Helme mit Muschelschalen vom Strande anzufüllen, und sagte, das wäre die dem Ocean abgenommene Beute, die man den Göttern im Capitol weihen müsse. Zum Andenken ließ er einen hohen Thurm an diesem Orte aufführen. Die Meynung, daß die Ruinen von diesem Thurme herrühren, wird dadurch wahrscheinlich, daß die Seeleute dieser Gegend sie noch bis auf den heutigen Tag Kalligs, oder an Kalligs nennen, welches vermuthlich eine Verstümmelung des Wortes Caligula seyn soll.

Meer weiter um ſich gegriffen, und die Ruinen bedeckt. Wenn das Waſſer bey lange anhaltenden Nordoſtwinden niedrig wird, ſo entdeckt man das Mauerwerk, wie in den Jahren 1520, 1552 und 1562 geſchehen, da man die erwähnten Münzen und Inſchriften gefunden, welche noch in dem Waſſenaariſchen Landhauſe aufbewahret werden. Einige glauben, der alte Nahme Arx britannica ſey daher entſtanden, weil man von hier leicht nach Brittannien überfahren konnte, oder, weil ſich die Britten nebſt den Angelſachſen und Frieſen deſſelben bemächtigten, nachdem die Römer aus dieſen Gegenden verjagt wurden.

Der Dr. Berkhey ſtimmet den Meinungen, daß dieſe Ruinen römiſchen Urſprungs ſeyn, bey, wenn er ſagt (*):

„Ich will mich hier, welches auch mein Endzweck nicht „heiſcht, weder in den Streit, ob Brittenburg vom Se„ver, Brittannicus, oder Caligula, erbauet wor„den ſey, einlaſſen, noch bey der Urſache des Nahmens „ſtehen bleiben, ſondern nur kürzlich etwas von dem Ge„bäude ſelbſt, nach meiner eigenen Unterſuchung, melden. „Drey Mahl hab ich den Grund dieſes Gebäudes bloß „geſehen: das erſte Mahl mit einigen Merkmahlen von „kleinernen Pfoſten, und bey der letztern Reiſe im Jahre „1752, mit den Ueberbleibſeln der Pfeiler, welche alle in „einen harten Lehmgrund eingerammelt waren; hin und „wieder entdeckte ich auch ſchwarzen feſten Schlammbo„den, die Sandbänke da herum waren feſt und hoch, und „hatten hie und da eine ungleiche Lage, welches eine Wir„kung der See zu ſeyn ſchien. Zu der Zeit machte ich „von dieſer Grundlage eine Zeichnung, die ich nachher „den Herrn von Mieris übergab, welcher ſie aber da„mahls für übergebliebene Schleuſen hielt, die im Jahre

(*) Joh. Franz van Berkhey's, Med. Doct. Naturgeſchichte von Holland. Mit Kupfern. Aus dem Holländ. überſ. Leipz. 1779. 1ſter Band, S. 165, 188.

„1571 angelegt worden waren. Nachher aber scheint er „seine Meinung desfalls geändert zu haben, weil ich in „seiner Beschreibung von Leiden finde, daß Britten im „Jahr 1752 bloß gewesen sey. Und, ich zweifle keines„weges, daß die Reihen dieser Grundpfeiler vielmehr mit „A. Pars Zeichnung vom alten Britten, als mit der „Grundlage von Schleusen übereinkomme. Auch hat „man noch im Jahre 1755, wo lange hinter einander ein „starker Ostwind wehete, diese Pfeiler noch etwas sehen „können.

„Ich gerieth indessen in eine außerordentliche Verwun„derung, als ich diesen Aufsatz obgedachten einsehenden „Mann lesen ließ, und er mir sagte, viele jetzt lebende „Landes- und Alterthumskundige zweifelten, daß diese „Grundlage weder Ueberbleibsel vom Hause te Britten, „noch von den vorbenannten Schleusen seyn, weil man „dafür halte, daß Britten höher oben gelegen habe, und „sicher wisse, daß dort die Schleusen gewesen seyn. Er mel„dete mir ferner, man halte dasjentge, das man zeither „habe sehen können, vielmehr für den Grund eines ent„deckten römischen Gebäudes, welches man, nach ihrer „Meinung, für eine kleinere, und mehr landeinwärts ge„legene Festung annehmen müsse, die von den Römern „am Rhein angelegt worden sey. Je mehr mich diese „neue Anmerkung verwunderte, um so weniger konnte ich „es unterlassen, sie hier, ob ich gleich meine Materie schon „abgehandelt habe, anzuführen. Ich will sie daher nicht „sowohl widerlegen, als vielmehr daran zweifeln, daß, „wenn Britten (welches nun höher liegen soll) so oft und „mit seinen hohen Mauern bloß gesehen worden ist, es „doch zu bewundern ist, daß man vorher gar nichts von „dieser Grundlage entdeckte. Inzwischen ist nicht zu läug„nen, daß dieses der Grund irgend eines römischen Ge„bäudes, oder Waffenplatzes gewesen sey, weil man doch „noch einige römische Ueberbleibsel daselbst gefunden hat.

„Dieser mehr gedachte Gelehrte schenkte mir einen ro„then Stein, worin mit grosen Buchstaben, wie die Rö„mer zu thun pflegen, der Nahme von der Legion einge„hauen war. Dieser Stein ist aus feinem Thon gebrannt, „und roth, von der See aber vernünftet, und an den „Ecken abgebrochen; indessen kann man an einer Ecke „sehr deutlich lesen:

EX

EX GERMANIA INTERIORE.

„Aus dieſer Aufſchrift, aus der Lage und Art der „Grundlage dieſes Gebäudes, iſt es um ſo gewiſſer zu „glauben, daß es von den Römern erbauet ſey, weil man „etliche ſolche Steine, mit gleichen Aufſchriften, in dem „Grunde des Hauſes Britten gefunden hat. Ich dringe „indeſſen niemand dieſe Meinung auf, und theile hier „auf vieles Zureden, die Zeichnung dieſer Grundlagen, „ſo wie ſie von den Dünen zu ſehen waren, mit.“

In gegenwärtigem Theile der Encyklopädie findet man dieſe An- und Ausſicht in der Figur 4329.

„Dieſe Zeichnung iſt ſo eingerichtet, daß ſich der Leſer „daraus überhaupt einen Begriff von der Lage der hol„ländiſchen Küſte und der Nordſee bilden kann; beſon„ders aber von den Ueberbleibſeln des berühmten Hauſes „Britten, oder einer andern römiſchen Feſtung, ſo wie „ſich die Grundlage davon im Jahre 1752 auf dem „Strande bey Katwyk an der See gezeigt hat. Man „ſiehet auf derſelben die Grundlage und übrigen Ruinen „dieſes Gebäudes vorgeſtellt, und ſie beſtehen aus einer „Reihe Pfeiler, deren drey und drey gegen einander in „der Breite eingerammelt ſind. Dieſe Pfeiler waren „rund, drey bis vier Zoll dick, und ohngefähr einen hal„ben Fuß, einige mehr, über den Grund. Ihre Länge „konnte man nicht abgewinnen, weil ſie zu tief im Grun„de ſteckten. Sie waren meiſt weg und abgenutzt, ſo daß „man viele allein ſtehen ſahe. Die ganze Weite, oder der „Abſtand von zween der äußerſten Pfeiler, waren 70 gute „Mannsſchritte. In der Mitte ſah man einen Raum „und Buſen, welcher zwiſchen beyden Grundlagen innen „lag, wovon man hier das eine zur rechten Seite ſiehet. „An dem Ende dieſes Raumes war ein Rundel, welches „gegen eine Sandbank lag. Auf demſelben wurde man „nebſt einigen Stücken Steinen, Eindrücke von gehaue„nen harten Steinen gewahr, wovon man die Steine „wahrſcheinlicher Weiſe weggenommen hatte; zum Be„weiſe lagen noch einige halbe und unſcheinbare Stücke „daneben. Von den Rundelen, die zur großen Grund„lage gehören, war ein jeder im Durchſchnitte 5 Schritte „groß, der Zwiſchenraum 10, und der Abſtand derſelben

„von

„aus den abgeriebenen Theilchen doch kalkartige Mate„rien entstehen könnten; allein, das Reiben kann nur „an der Oberfläche Statt finden, und diese bleibt nie „lange unbedeckt. Es legt sich bald eine neue Schicht, „entweder von Conchylien, oder Schlamme darüber; „auch findet man die Conchylien stets mit glasartigem „Sande vermischt.

„Ueber dem Sande der Dünen liegt eine Schicht „Thon, die unter den Dünen hindurch geht, und sich „unter dem Sande des Strandes wieder findet. Hier„durch hat der Rhein seinen Hauptarm verstopft, und „hat daher in andere übergehen müssen. Sobald sein „Grund hier hoch genug gewesen, haben die Wellen „den Sand darüber geworfen, und die Winde Dünen „daraus gebildet. Dieses ganze große Werk ist aber „erst seit den Zeiten der Römer entstanden. Bey „Katwyk theilt sich der Kanal Rhein in mehrere Aeste, „welche längst den Dünen hinlaufen, und zum Weg„führen des Sandes, Torfs und Thons dienen. So „verliert sich der Rhein nicht im Sande, sondern geht „wie jeder Kanal in andre Kanäle über. Die Dünen „sind an diesem verstopften Arme des Rheins noch „nicht so hoch, als die übrigen dieser Reihe. An ih„nen liegt auf der Seeseite Katwyk op Zee, wo man „am häufigsten Muscheln sammelt. Der ganze Ab„hang von Dünen ist mit Haufen von Muscheln be„deckt, und man bringt sie durch einen Kanal in den „kleinern Rhein. Dieser Kanal liegt ganz im Sande, „und hält dennoch Wasser, ein Beweis, daß sich der „Rhein nicht durch den Sand filtriren, und in demsel„ben verlieren könne.“

Von dieser merkwürdigen Gegend und dem Muschelsammeln findet man einen Prospect im ersten Theile von Berkhey's Naturgeschichte von Holland, welchen ich daher entlehne, und hier in der Figur 433° angeführt habe. Man sieht auf diesem Kupfer, wie

der

der Rhein ſich an den Dünen endlich in kleinen Armen und Gräben zerſplittert; auch gleich im Vordergrunde wird man das Ende eines Kanals gewahr, der bis Katwyk an der See läuft, und das Mallegat heißt, neben welchen einige flache Kähne (Schuiten) hin und wieder fahren, um Muſcheln und Salzwaſſer an die niedern und äußerſten Ufer des Rheins zu bringen. Das Schöpfen des Salzwaſſers vermittelſt einer Gußpumpe oder eines ledernen Hebels, welches in einer platten Vlet geſchieht, und nach dem in Mallegat liegenden Fahrzeuge hinüber gepumpet wird, iſt auf dieſer Ausſicht ein vorzüglicher Gegenſtand. Nächſt dem erblickt man Kornmandeln, Vieh auf der Weide, und überhaupt alles was zu einer ſchönen Ausſicht gerechnet werden kann.

Zwiſchen Leiden, Wörden und Alphen befinden ſich vorzüglich gute Dachziegeleyen, und auch Kalkbrennereyen. Der holländiſche Kalk, der wegen ſeiner Weiße und Feinheit ſo berühmt iſt, wird, wie ich vorher ſchon angeführt habe, aus kleinen Seemuſcheln gebrannt, die am Seeſtrande bey Katwyk, Nordwyk, Scheveningen (*) und an andern Seedörfern durch beſondere Leute, die daraus einen Handlungszweig machen, geſammelt, und fuhrweiſe an die Kalkbrenner verkauft werden. Sie werden mit Wagen aus der See geholt, in Schuyten gethan, und ſo den Rhein hinauf auf die Kalköfen verfahren. Ein Karn hält 2 Huth, (ein Huth, Hoed, hält 4 Berliner Scheffel,) und koſtet hier 54 Stüber. Der Kalköfen ſtehen

(*) Es iſt ein Privilegium der armen Einwohner von Scheveningen, Muſcheln zu fangen. Sie fahren bey niedrigem Waſſer auf die vor der holländiſchen Küſte in der Gegend ſich hinziehende Sandbank, und ſammeln ſie mit Netzen, bringen ſie, nachdem ſie vorher, ſobald ſie nur auf dem Strande angekommen, ſchon ihre Abgabe haben entrichten müſſen, auf Schuyten nach dem Haag, und verkaufen ſie dort, den Karren voll um eine Krone.

hen gewöhnlicher Weise immer zwey neben einander, damit, wenn der eine brennt, der andere gleich wieder gefüllt, und so mit dem Brennen fortgefahren werden kann. Sie sehen aus wie ein abgestumpfter Kegel; ihre Höhe beträgt 14 Fuß, der Durchmesser an der Basis 27. Die Muscheln (Schulpen) werden mit dem Torfe Lagenweise eingebracht, so daß unten auf der Sohle, die von Klinker geschlagen ist, zuerst eine Lage Torf, dann Muscheln, und so abwechselnd acht Mahl über einander gelegt wird, bis zur obersten Lage, die man wieder mit Torf bedeckt.

Die Figur 4331 zeigt die Grundlage eines solchen Kalkofens, und in Figur 4332 sieht man den Ofen im Durchschnitte. Bey m, Figur 4331 und 4332, sieht man einen Kanal, der bis ins Centrum des Ofens läuft, und an beyden Seiten Oueröffnungen n n hat; in diesem Kanale wird das Feuer angelegt, wodurch der Ofen in Brand gesetzt wird. Um den Zug desto besser zu befördern, wird die Mündung dieses Kanals gegen Südwesten, als der Gegend, wo hier in Holland die stärksten und meisten Winde herwehen, gerichtet. Außer der Oeffnung D (Figur 4331) sind noch eilf Oeffnungen, welche man mit G bezeichnet sieht, die mit Mauerziegeln inwendig nahe am Ofen dergestalt zugespitzt werden, daß zwischen jedem Steine eine viereckige Oeffnung, wie die Figur 4333 zeigt, bleibt, und alsdann noch eine länglichte Oeffnung E (Figur 4332), durch welche die höhern Lagen des Ofens eingelassen werden. Diese und die Thüre werden vermauert, letztere nur bis e, Figur 4334, (welche die ganze Ansicht des Ofens von außen vorstellt,) wo eine eiserne Thüre den übrigen Raum verschließt. Um den Wind zu fangen, und in die Oeffnung zu leiten, werden Bretter schräge angesetzt, welche bey ppp, Figur 4334, zu sehen sind.

Ein

Staats- und Privat-Oekonomie einen ſo außerordentlichen Anwachs dieſer Nation bewirken.

Man möchte aber mit Wehmuth durchdrungen werden, wenn man daran denkt, daß dies blühende Land, dies Denkmahl des menſchlichen Fleißes wahrſcheinlich in einigen Jahrhunderten ein Denkmahl menſchlicher Schwäche und größtentheils ein Raub des Meeres ſeyn wird. Verſchiedene Phyſiker wollen behaupten, daß dieſer ſchreckliche Zeitpunct noch näher liege. Sollte die Republik immer zu ſinken fortfahren, ſollte ſie nur einige Jahre lang ihre ſo koſtbaren Dämme nicht unterhalten können, ſo würde es um ihr Grundgebieth geſchehen ſeyn. Aber auch außerdem kann es nur durch eine äußerſt unwahrſcheinliche Revolution der Natur gerettet werden. Der Mund des Rheins, der Maaß und der Schelde, verſtopft ſich täglich mehr; die Flußbetten erhöhen ſich ſtündlich, und bilden viele Buſen in dem Lande; das Haarlemer Meer greift jährlich ſtärker um ſich; lauter Erſcheinungen, welche die baldige Vernichtung des koſtbarſten und reichſten Theils der vereinigten Niederlande, nähmlich der Provinz Holland, Seeland und Frießland, faſt mathematiſch gewiß machen. Die Geſchichte des Landes liefert aus allen Jahrhunderten Scenen, die dieſe ſchreckliche Kataſtrophe vorzubereiten ſcheinen. Der Biesbeſel, gegenwärtig ein bekanntes Fahrwaſſer zwiſchen Gertruydenberg und Dort, war bis 1421 eine fruchtbare Ebene mit 72 Dörfern und Flecken, die in einer Nacht vom Meere verſchlungen wurden. Noch vor einigen 30 Jahren ſahe man verſchiedene Thurmſpitzen daraus hervorragen, die aber ſeit dem durch die Gewalt der Wellen zernichtet ſind. In dieſem Jahrhundette haben nicht weniger als drey Ueberſchwemmungen den ſchönſten Provinzen ein gleiches Schickſal gedrohet. 1717 wurden in vielen Gegenden der Republik, und beſon-

des in Erstaunen, eine Menge Dörfer kamen ihren Einwohnern wegzuschwemmen. In dieſem Dezember 1775 glaubte man eine zweyte Sündfluth hereinbrechen zu ſehen. Die ganze Küſte der vereinigten Niederlande und alle Gegenden an der Nachbarſchaft des Rheins und der Maas kamen in die traurigſte Waſſersnoth. Ein wogender Ocean war Bäume und Häuſer zu Boden, ſtürzte an vielen Gegenden das Meer durch die Deiche, ſetzte das flache Land unter Waſſer, und ließ keine Spur von ſtehendem, als die Gipfel der Bäume und Thürme ſehen. Der verzweifelte Landmann ſuchte ſich auf die Deiche und wenigen Anhöhen zu retten; indeß ſein Haus hinter ſeinem Rücken einſtürzte. Oft aber wurden ſelbſt dieſe Zufluchtsörter ſein Grab, indem ſie unter ihm verſanken. Hunderte von Menſchen, unzähliges Vieh und viele Gebäude gingen zu Grunde, und der Schade war außerordentlich. Kaum aber hatten ſich die armen Einwohner durch die Thätigkeit und Hülfe der Regierung wieder ein wenig erholt, kaum waren die Deiche wieder in etwas hergeſtellt, als in dem darauf folgenden Winter eine noch ſchrecklichere Ueberſchwemmung hereindrang, die um ſo gefährlicher war, als die Dämme die hinlängliche Feſtigkeit noch nicht bekommen hatten, um dem Stoß der Wellen widerſtehen zu können, da der Sturm zur Nachtzeit ausbrach. Ueberdies vergeht faſt kein Jahr, daß nicht eine oder die andere Gegend durch Waſſersnoth und Ueberſchwemmungen in Gefahr käme.

Die Witterung in Holland iſt ſehr unbeſtändig; oft enthält ein einziger Tag den ſtürmiſchſten Herbſtmorgen, einen warmen Sommermittag, einen Frühlingsabend und eine Winternacht. Man hat Fälle, daß mitten im Januar auf einen hellen, heißen Tag eine empfindliche Kälte gefolgt, welche die Waſſergräben mit Eis bedeckt hat. Grachten ſah im März

1786,

1786, als die Flüſſe noch gefroren waren, daß plötzlich eine ſo große Hitze eintrat, daß ſich einige Kinder in aufgethaueten Gräben badeten, indeß andere nicht weit davon noch Verſuche im Eislaufe machten. Natürlich müſſen ſolche ſchnelle Witterveränderungen häufige Rheumatismen erzeugen, die bey Unvorſichtigen in andere Krankheiten übergehen. Das leichteſte und ſicherſte Verwahrungsmittel dagegen iſt, der Landesſitte zu folgen, und beſtändig einen flanellnen Bruſtlatz auf dem bloßen Leibe zu tragen, und ſich überhaupt nicht zu leicht zu kleiden.

Junius und Julius ſind die wärmſten Monathe, wo die Hitze bis zu etlichen 90 Graden des Fahrenheitiſchen Thermometers ſteigt. Die Gewitter ſind ſelten, leicht, von wenig Dauer, und von ſtarkem Platzregen begleitet; Wolkenbrüche aber führen ſie faſt nie mit ſich; wie denn ſolche überhaupt auch nur ſparſam entſtehen können, weil es hier keine Berge giebt, gegen welche die Wolken angetrieben werden können; ſo daß dies ſchreckliche Phänomen hier zu Lande nur in dem ſeltenen Falle entſtehen kann, wenn zwey entgegengeſetzte Winde heftig gegen einander kämpfen.

Ein anderes aber ſehr ſonderbares Phänomen iſt in den Strandgegenden unter dem Nahmen Seeflamme bekannt. Sie ſteigt im Frühlinge oft am heitern Tage unerwartet am Horizonte der See als eine leuchtende Wolke auf. Ihre Wirkung gleicht, an Schnelligkeit, der des Blitzes. Gras, Blüthen und Blätter, die ſie in ihrem Laufe berührt, verdorren augenblicklich, und laſſen ſich zwiſchen den Fingern zerreiben. Oft folgen ihr eine Menge Fliegen, die den Gewächſen gleichfalls viel Schaden thun. Die Gegenden von Alkmar, Amſterdam und Haarlem haben am meiſten von dieſem Phänomen zu leiden. Uebrigens iſt das Klima in Gelderland, dem größten ſüdlichen Theile der Provinz Holland, (in welchem ſich

Thon aufgelöset worden ist, und verdickt dasselbe so lange mit Thon, bis eine kleine gebrannte Knippkugel von Irdenwerk darin schwimmt, welches ein Zeichen ist, daß die Komposition zur Glasur fertig ist. Der Arbeiter nimmt die völlig ausgetrockneten Ziegel, und begießt sie mit dem Fluido dergestalt, daß an den Rand, wo sie im Ofen übereinander zu liegen kommen, und in einander eingreifen, nichts hinkommt, weil im entgegengesetzten Falle die Steine an einander laufen würden. Die mit solcher Glasur überzognen Steine erfordern zur Verglasung des Ueberzugs die größte Hitze, die der Ofen zu geben im Stande ist, und werden zu dem Ende im Ofen dem Feuer nahe gelegt.

Ueberdem macht man noch eine Art Dachziegel, die ganz grau sind; diese Farbe bekommen sie vom Schwaden des nassen Elsenholzes. Wenn nähmlich der Ofen in der größten Gluth steht, und man glaubt, daß er in etlichen Stunden ausgenommen werden muß, so werden Erlenschranzen mit Laube, und allem so grün und feucht, wie sie vom Baume kommen, eingefeuert, und dagegen mit Torf zu feuern aufgehört; die Schürlöcher aber, um den Zutritt der Luft zu verhindern, und dadurch das Schweelen zu vermehren, zugesetzt. Auf solche Art werden die Steine blau. Die Ziegelbrenner haben zu dem Behufe eigne kleine Erlenbüsche, und verkaufen die durch Schweelen erhaltenen guten Holzkohlen an die Silberschmiede. Im Artikel Ziegeley wird weiter von dem Ziegelbrennen im Allgemeinen sowohl, als auch besonders von verschiedenen vortheilhaften Erfindungen und Einrichtungen, gehandelt werden.

Ich komme wieder zur Stadt Leiden selbst zurück. Sie ist, wie schon angeführet worden, mit breiten Gassen und Kanälen durchschnitten, unter welchen letztern der alte Rhein der vornehmste ist, welcher von

Mor-

tung, ſondern auch für den Wohlſtand und die Ehrlichkeit des gemeinen Mannes.

Ich habe im Vorhergehenden ſchon der leidenſchen Butter und der vortrefflichen Kühe des Rheinlandes gedacht, allein noch nicht alles davon angeführt, was man davon wiſſen möchte. Eine gewöhnliche Kuh von den fetten Weiden der Provinz Holland und auch Frießland, giebt im Frühlinge täglich 14, und einen Tag durch den andern gerechnet, 9 Flaſchen oder 5 Kannen Milch, woraus jährlich 125 Pfund Butter, nebſt 250 Pfund Käſe gemacht werden können. Gewöhnlich koſtet der Centner Käſe 11 bis 13, der Butter aber 35 bis 40 Gulden auf der Stelle, ſo daß eine holländiſche Kuh jährlich 70 bis 80 Gulden einbringt. Alkmar und Edam ſind die Stapelplätze des Käſes, und man rechnet, daß in Nordholland allein täglich 100000 Pfund davon gemacht, und jährlich 150000 Centner ausgeführt werden. Die beſte Butter findet man in der Gegend von Leiden und Delft. Aber auch in andern Strichen der Republik iſt ſie ſehr gut, und immer feſter, ſchmackhafter und vothgelber, als in Deutſchland.

Frage man unſere Oekonomen, warum ſie keine ſo fetten Käſe und vortreffliche Butter machen, wie die Holländer? ſo ſind ſie gleich mit der Antwort fertig: weil wir keine holländiſche Weide haben. Aber warum ſind denn ſelbſt Butter und Käſe, die ein holländiſcher Bauer im Winter macht, wo ſeine Kühe doch auch nur Stroh und ausgebleichtes Grummet freſſen, beſſer, als die, welche die deutſchen Pächter und gelehrten Oekonomen im Frühlinge zu Markte bringen? — Die Urſache wird keine andere ſeyn, als, weil man in Deutſchland ſich im Allgemeinen noch keine Mühe giebt, ſeine Wieſen, Weiden, und folglich auch das Heu zur Winterfütterung durch die Kunſt zu verbeſſern — und es wird auf die zuträglichſten

Fut-

verfolgt sie ihren Lauf durch Rhynsburg, wo sie ihren Nahmen wieder verliert, und der Rhein genannt wird, welchen Nahmen sie auch behält, bis sie bey Katwyk auf ihren großen Hauptarm stößt, und sich wieder mit ihm vereinigt.

Nachdem sich die Maarne vom Rhein innerhalb der Stadt abgesondert hat, so fließt er gerade durch, und verläßt Leiden zwischen dem weißen und Morschthor, unter dem Nahmen des Galgenwassers, welchen er von der dortigen Gerichtsstätte erhält. Im Fortfließen giebt er einige Kanäle, den Ländern des Hoogemorsch auf der einen, und Voorschooten und Wassenaar an der andern Seite. Ferner befeuchtet er Valkenburg durch einen geräumigen Fluß, und kommt endlich nach Katwyk an den Rhein, da dann an dessen Ende dieser berühmte Strom in seinem letzten Lauf so sehr abnimmt, daß, da er nun in einigen kleinen Bächelchen und in den Kanal nach Woordwyk nach und nach fällt, sich jetzt so zu verlieren scheint, wie ich zuvor angezeigt habe.

Ueber den Kanälen in der Stadt sind breite Brücken, zum Theil mit eisernen Geländern. Sowohl diese als alle andere Stücke der Baukunst, zeugen nicht nur von dem Erfindungsgeiste, sondern vorzüglich von der Mühsamkeit der Holländer. Die geringste Kleinigkeit fast, suchen sie zu benutzen. Statt des Ballastes, führt der Holländer in seinen Schiffen die ihm mangelnden Pflastersteine aus dem Norden, und den besten Marmor aus Italien nach Hause, verschönert seine Straßen, befestigt seine Dämme, und verziert seine Häuser dadurch, ohne daß es ihm viel mehr kostete, als wenn sie diese Materialien überflüssig in seinem Lande befänden. Selbst Torfasche, Gassenkoth und Dünger, sind ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Ob er gleich alle diese Dinge selten nur selbst brauchen kann, so ist es doch durch die Polizey ver-

ſie ſich deſto länger halten, mit einem röthlichen Firniß angeſtrichen. Die beym fetten Käſe abgegoſſenen Molken läßt man ſtehen, bis ſich der Rahm darüber geſammlet hat, woraus man ſodann die ſogenannte ſaure Butter ſchlägt.

Die Kälber, welche man für den Tiſch mäſten will, werden gleich nach der Geburt abgebunden, und ſechs bis acht Wochen mit der Milch von zwey bis drey Kühen, die man ihnen zu ſaufen giebt, genährt, bis ſie 150 bis 200 Pfund wiegen, da ſie dann erſt geſchlachtet werden. Solches nüchterne Kalbfleiſch, wie man in manchen Städten Deutſchlands (ſchon in ziemlich großthuenden Häuſern manches Mahl —) verſpeiſet, würde hier der geringſte Mann nicht genießen wollen. Um die Mutterkühe, nach dem Abbinden ihrer Kälber, am Blöken zu verhindern, und damit ſie dieſen Gram vergeſſen, oder vielmehr, damit ein Schmerz durch den andern gelindert werde, macht man ihnen einen Schnitt in die Ohren.

Was von der holländiſchen Schafzucht, der Wolle beſonders, und vielen andern dortigen Natur- und Landesproducten zu wiſſen iſt, findet man im XXIVſten Th. der Encyklopädie, im Artikel: Holländiſche Handlung, Naturproducte, Fabriken, Manufacturen, Oekonomie und Staatsverfaſſung, von S. 345 bis 417, und ſollte im Artikel Niederlande, wie es wohl wahrſcheinlich iſt, noch ſo mancherley beyzufügen ſeyn, ſo wird man ſolches gewiß dort finden.

In den Sandbergen oder Dünen an der Seeküſte halten ſich die Kaninchen beſonders auf, und man verſpeiſet ſie dort in Menge. Es wäre aber zu wünſchen, daß man ſie, wie ſchon im vorigen Jahrhunderte vorgeſchlagen worden, ganz ausrottete, und die Dünen deſto mehr zu der ſo ſehr vortheilhaften Schafzucht anwendete. Denn die Kaninchen thun überhaupt

mehr

mehr Schaden, als ſie Vortheil bringen, beſonders dort, wo es Deiche und Hügel giebt, die wider Waſſersnoth ſchützen ſollen. Spechte, Kibitze, Krähen, Seemewen, Schwäne, Störche, wilde Enten und Gänſe, nebſt allen in Deutſchland bekannten Arten von zahmen Geflügel, findet man hier zu Lande in Ueberfluß; aber vom ſonſtigen Wilde und Raubzeuge giebt es nur einige Arten Habichte, wenige Füchſe, Haſen und Rothwild. Die Seemewen ſind beſonders an den holländiſchen Küſten in großer Menge. Sie legen ihre Eyer in den Sand, und laſſen ſie zum Theil von der Sonne ausbrüten. Das Eyerland, welches mit der Inſel Texel verbunden iſt, hat ſogar ſeinen Nahmen daher erhalten, weil dieſe Vögel hier im Frühlinge ſo viel Eyer legen, daß man keinen Schritt thun kann, ohne darauf zu treten.

Die wilden Gänſe und Enten werden dort in großer Menge mit dazu abgerichteten Vögeln dieſer Art gefangen, welche 20 bis 25 Jahre zu ſolchem Gebrauche ſollen dienen können. — —

Die Störche finden ſich hier zu Lande ſehr gern ein, da ſie bey dem gemeinen Manne in ſolcher Achtung ſtehen, daß ihre Neſter in mehreren Orten auf öffentliche Koſten gebauet und unterhalten werden. Selbſt im Haag ernährt der Magiſtrat Jahr aus, Jahr ein, vier von dieſen Vögeln, weil die Stadt einen Storch im Wapen führt.

So ſehr der Niederländer ſich auch mit andern Nationen vermiſcht hat, ſo iſt er doch im Ganzen genommen noch ziemlich der Mann, wie Tacitus ſchon den alten Batavier ſchilderte, groß, ſtark, von breiten Schultern und Hüften, doch mehr rund und fett, als muskulös, blank und ſanft von Haut, blau oder hellbraun von Augen, blond oder braun, und nur ſelten ſchwarz von Haaren. Sein Gang iſt weder zu langſam noch zu geſchwind, und kündiget den geſetzten bedacht-

[illegible] Mann an. So viel Thätigkeit auch [illegible] Charakter zu herrschen scheint, so sieht man die Leute doch nicht allzuviel über die Straßen laufen; jedoch muß man den eigentlichen Niederländer auf dem Lande suchen. Die Städter sind viel zu sehr mit fremden Nationalzügen untermengt, die sowohl durch Zeit und Klima, wenigstens zum Theil, an Gestalt und Sitten, in Niederländer metamorphosirt worden sind.

Die Weiber sind, im Vergleiche mit den mannigen noch größer, als die Männer dem ganzen nach, und von Junonischer Taille; jedoch nicht vom feinsten Knochenbau, wenigstens scheinen Hände und Füße bey ihnen ein wenig zu groß auszufallen. Die Frauenzimmer in und um Gorinchem, im Herzen von Holland, sind besonders ihres schönen Wachses wegen berühmt, aber man bemerkt doch auch bey ihnen diese Disproportion zuweilen. Unter den Strandbewohnern, z. B. in Scheveningen, beym Haag, zu Katwyk an der See und am Rheine zu Sandvoort, auch dem Texel u. s. w. scheinen die Frauen fast größer und stärker als die Männer zu seyn, und es kann seyn, daß die sorglose, nur mit dem leichten Geschäfte des Fischverkaufes untermischte Lebensart dieser Weiber zu einer so seltenen Anomalie nicht wenig beyträgt. Eine zarte blendend weiße Haut, die blühendste Gesichtsfarbe, welche auch bey den englischen Bäuerinnen so schön ist, daß sie unsere Damen darum beneiden würden, findet man fast überall. Unschuld, nicht Einfalt, in den Mienen geben, vorzüglich den Weibern aus den niedern Klassen, etwas Anziehendes, das oft den Mangel an Schönheit ersetzt. Die blassen Gesichter, welche man hier und da unter ihnen antrifft, werden von den Aerzten dem zu häufigen Gebrauche des Thee's und Kaffee's Schuld gegeben. Jedoch fehlt es auch nicht an äußerst reizenden, selbst idealischen Gesichtern. Grabner will verschiedene Frauen kennen, die, mit

einer

einer kleinen Verſchönerung zu Grazien ſitzen könnten, und das griechiſche Profil ſelbſt unter den Fiſchermädchen in den Stranddörfern, und bey den Bäuerinnen in der Gegend von Haag, Delft (*), Leiden und Haarlem, weit öfter gefunden haben, als in dem ſonſt an ſchönen Mädchen ſo reichen Oberſachſen und Brandenburg. — —

Kein Volk in der Welt hat vielleicht ſo reizende Kinder, wie die Niederländer. Das ſchöne Geſchlecht aber blühet, zumahl wenn es verheirathet iſt, nur im eigentlichſten Verſtande bis ins 25ſte Jahr. Nach dieſer Zeit fangen die Frauen an, ein älteres, bleiches verſchrumpftes Anſehen zu bekommen, und nur im Matronenalter entdeckt man oft wieder Spuren ihrer vormahligen Schönheit an ihnen. Vermuthlich rührt dies zum Theil daher, daß ihre Reize in dieſer Zwiſchenperiode zu ſehr von der Geburt und Erziehung ihrer Kinder leiden. Die Männer hingegen behalten größtentheils bis ins hohe Alter eine friſche geſunde Geſichtsfarbe, und ſtarke Glieder.

Es trägt übrigens nicht wenig zu dem guten Ausſehen der Niederländer bey, daß die Blattern bey ihnen die Haut weit mehr, als bey uns ſchonen, und ſelbſt ſehr viele Perſonen ſolche entweder gar nicht, oder erſt in einem hohen Alter bekommen. Beſonders genießen diejenigen, welche in Weſtindien geboren ſind, dies Privilegium, da ſie den Samen zu dieſer Krankheit nicht aus ihrem Mutterlande, wo die Eingebornen gewöhnlich ganz frey davon ſind, mitgebracht haben.

Ein

(*) In den beyden Oertern Leiden und Haag ſelbſt, giebt es unter den gemeinen Klaſſen mehr verkümmerte Geſichter, und krüppelige Menſchen, als in einem andern Orte der Republik; woran vermuthlich im Haag die diſſolute Lebensart, und in Leiden die ſitzende Beſchäftigung der gemeinen Fabrikanten Schuld iſt.

Die andern öffentlichen Gebäude sind nicht sehr bedeutend. Auf dem Fischmarkte steht ein hübscher Springbrunnen, welcher die Luft erfrischet, die gemeiniglich an solchen Plätzen mit üblen Ausdünstungen angefüllt ist. Der Prinzenhof war ehemahls ein Kloster.

An Kirchen fehlt es der Stadt nicht; weil die größeste Anzahl der Einwohner katholisch ist, so haben sie auch die meisten Oerter, wo sie sich zur Abwartung ihres Gottesdienstes versammeln. Die Französisch-Reformirten füllten sonst zwo Kirchen aus, jetzt ist die eine Marienkirche schon viel zu groß für sie. Die Lutheraner haben zwo, die Engländer eine, und die Mennoniten auch eine Kirche. Für die herrschende, nähmlich die holländische reformirte Religion, sind fünf Kirchen. In einer von diesen, der Peterskirche, die groß, aber unregelmäßig, und inwendig mit lauter Wapen auf schwarzen Feldern behangen ist, bemerkt man das Grabmahl des berühmten Doctors Boerhaave, welches ihm eine reiche Wittwe aus seiner Familie 1762 aufrichten lassen. Es ist sehr einfach, und nur 6 Fuß hoch, jedoch dem Charakter dieses großen Gelehrten ähnlich und angemessen. Es besteht aus einer Urne von weißem Marmor, um die ein Kranz gewunden ist, an dem unten ein Medaillon aus eben dem Stein, von 3 Zoll im Durchmesser hängt, auf dem man des Boerhaave Kopf mit der Umschrift: Sigillum veri simplex, sieht. Die Urne ruhet auf einem $4\frac{1}{2}$ Fuß hohen Piedestal aus schwar-

mehr als 1000 Münzen von dem Verfasser selbst gezeichnet; Chronik von Holland; Chronik von Antwerpen. Das große Buch von den Privilegien der Grafen von Holland, fünf Folianten; Privilegien und Gewohnheiten des Delfter Landes. Beschreibung und Chronik der Stadt Leiden; Privilegien und Gewohnheiten derselben, 1759. fol. u. a. m.

gen herrſcht eine andere hierher gehörige Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländiſchen Volksſage von einem ſchaagenſchen Mädchenmarkte gegeben hat. Hier pflegen ſich nähmlich die Mädchen um die Kirchmeßzeit (*) in ihren ſchönſten Putz zu werfen, und die Spatziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den beſtgelegenſten, zu beſuchen, um einem Kirchmeßburſchen aufzufinden. Die jungen Mannsperſonen aber nehmen dieſe Gelegenheit wahr, begeben ſich auch zu dieſem Rendezvous, und ſuchen ſich eine Schöne aus, bey der ſie den ganzen Jahrmarkt über den Liebhaber ſpielen, ſie in allem frey halten, und nicht ehe von der Hand laſſen, bis das Feſt ein Ende hat.

Andre ähnliche Gebräuche herrſchen in den übrigen Gegenden der Republik — wieder andere aber ſind ihrer mißlichen Folge wegen, durch ſtrenge Verbothe abgeſchafft worden. Zu dieſen gehört beſonders das Queeſten, welches ehedem auf der Inſel Vlieland, dem Helder und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nähmlich, zufolge der Texelſchen Chronik, die Aeltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen daß man hier queeſten könne. Das Queeſten ſelbſt aber geſchah auf folgende Weiſe: Ein junger Burſche, der Luſt hatte, ſich näher mit dem Mädchen bekannt zu machen, begab ſich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte anfangs einen Verſuch, durch gute Worte, Schmeicheleyen, Verſprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dies

(*) Mit den Kirchmeſſen ſind durch die ſämmtlichen Niederlande die Jahrmärkte verbunden; daher heißt Kirchmeß überhaupt ſo viel als Jahrmarkt. Man ſagt z. B. nicht der Amſterdamer Jahrmarkt, ſondern, die Amſterdamer Kirchmeſſe.

gottlosen Secte unterschieden, sie hegen vielmehr sehr gute und friedfertige Gesinnungen.

Was Leiden aber vorzüglich einen Ruf giebt, ist die berühmte, bereits 1575 von Wilhelm I. Prinzen von Oranien gestiftete Universität, die vornehmste und älteste in den vereinigten Niederlanden. Der ihr ertheilte Freyheitsbrief klingt sonderbar, weil er im Nahmen König Philipps II. abgefaßt ist (*), und gerade seiner Denkungsart zuwider läuft. „Weil der „Krieg," ließ man den König sagen, „den Wissenschaften sehr nachtheilig gewesen, und die Einwohner von „Holland und Seeland ihre Söhne, wegen des Unterschieds der Religionen, nicht auf andere hohe Schulen schicken können, so war es höchst nöthig, eine „Universität in Holland anzulegen; zumahl da es „scheint, daß die innerlichen Unruhen sobald nicht beygelegt seyn werden, und da die heldenmüthige Vertheidigung der Einwohner von Leiden eine diesem „Verdienste gemäße Belohnung erforderte." Gleichwohl gab eben dieser König 1582 ein Edict, daß alle, die nach der Akademie zu Leiden gehen würden, als Ketzer angesehen, und des Rechts um Ehrenstellen anzuhalten, verlustig seyn sollten. Dessen ungeachtet hob sich Leiden geschwinde empor, und ward eine der besten hohen Schulen in Europa, in welchem Rufe sie sich auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Inzwischen thut ihr das Gymnasium illustre zu Amsterdam viel Abbruch, welches stark besucht wird, wo die Studenten so lange bleiben, daß sie hernach nur auf eine holländische Universität gehen, um einen Gradum anzunehmen, oder gar nicht hinkommen. Man rech-

(*) Man muß wissen, daß alle Befehle und Verordnungen so lange im Nahmen des Königs von Spanien an die Einwohner ergingen, bis sie ihm den Gehorsam feyerlich aufgekündigt, und die Treue abgeschworen hatten.

auf der Oſtſeite der Stadt ſind folgende: Oude Wetering, liegt am haarlemer Meere; und iſt deswegen merkwürdig, weil alle groſſen Schiffe, die von Amſterdam durch den Spaarens über dies Meer fahren, bey dieſem Dorfe in den Kanal gehen, der ſie ins braaſſemer Meer führt, um von da die Reiſe durch Gouda nach Zeeland fortzuſetzen; die andern Dörfer ſind: Alphen, Koudekerk und Leidendorp. Auf der Weſtſeite liegen ein Par Dörfer, die durch Nebenumſtände merkwürdig ſind.

Rhynsburg liegt am alten Rhein, es hatte aber vormahls eine berühmte Benedictiner-Nonnenabtey, von der man noch einige Ueberbleibſel ſieht, die auf dem Plaze ſtehen ſollen, wo Druſus ehemahls ein Kaſtell erbaute. Heutiges Tages iſt dieſes Dorf dadurch bekannt, daß die Rhynsburger oder Collegianten hier jährlich zwey Mahl ihre Verſammlung halten. Dieſe Secte hat ihren Urſprung von drey Brüdern und Bauern dieſes Dorfes, Johann, Adrian und Gibert van der Kodde, und ward durch die Verfolgung der Remonſtranten oder Arminianer veranlaßt, deren Prediger aufs grauſamſte gemißhandelt wurden. Dieſe Bauern zeichneten ſich nicht nur durch den Fleiß und die Einſicht, womit ſie ihre Landwirthſchaft betrieben, ſondern auch durch ihre Kenntniſſe der todten Sprachen aus. Einer ihrer Brüder ward in der Folge ſogar Profeſſor der orientaliſchen Sprache zu Leiden und machte ſich unter dem Nahmen Gulielmus Coddäus bekannt. Die andern blieben bey ihrem Spaten, und ſtudierten zugleich. Ihr Ruf zog ihnen ſogar einen Beſuch des Prinzen Moritz von Oranien, und des franzöſiſchen Geſandten du Maurier zu. Der Prinz redete ſie auf Latein und Franzöſiſch an, und ſie beantworteten ſeine Fragen mit ſo vieler Klugheit und Kenntniß, daß der Geſandte ſich nicht genug

sind nur auf eine gewisse Quantität des Weines und Bieres acciseſrey.

Es wäre zu weitläuftig, alle gelehrte Männer zu nennen, welche auf dieſer hohen Schule gelehret haben. Viele sind darunter vom ersten Range, als Voet, Salmasius, Schultens, Noodt, 's Gravesande, Muſchenbroek, der große Boerhaave, Albinus Gaubius, Lulofs u. a. m. Die Kritiker kennen die Herren Valkenaer und Ruhnken (*).

Keiner darf in Leiden Collegia leſen, der nicht als ordentlicher Profeſſor angeſtellt iſt, und keiner wird zu dieſer Würde gelaſſen, der ſich nicht zur Dortrechtiſchen Synode bekennt. Dieſer letztere Umſtand hat die Akademie ſchon um manchen würdigen Mann gebracht. Selbſt der große van Zwieten (**) verließ ſein Vaterland deshalb, weil er, ſeiner katholiſchen Religion wegen, keine Profeſſur in Leiden erhalten konnte. Die Intoleranz hat Leiden alſo damahls einen großen Mann geraubt; und doch hat ſie, wer ſollte es glauben? nicht nur ſehr große Verdienſte um dieſe Akademie, ſondern auch um die Arzeneygelahrheit überhaupt; weil ſie ihr den großen Boerhaave zuführte. Von dieſem muß ich noch einen Umſtand berühren, der vielleicht nicht allgemein bekannt iſt. Hätte keine Intoleranz unter den gleichzeitigen Geiſtlichen Boerhaavens geherrſcht; ſo würde dieſer unſterbliche Arzt höchſt wahrſcheinlich ein ſehr ſterblicher holländiſcher Domine — geworden ſeyn (***). Sein Vater ein Landgeiſtlicher, zu Voorhout bey Leiden, hatte ihn gleichfalls

(*) Ruhnken iſt eigentlich ein Deutſcher, und aus Stolpe zu Pomern, aber mit achtzehn Jahren nach Holland gekommen, daher er ſeine Mutterſprache faſt verlernt hat.

(**) Er wird auch von den Deutſchen Swieten geſchrieben.

(***) Bekanntlich werden die holländiſchen Prediger in ihrer Gemeine geradehin bey der Anrede (auch von Fremden, wenn ihr Grad nicht bekannt iſt,) Domine genannt.

falls zu dieſem Stande beſtimmt. Indeß ſtarb der gute Mann vor der Erfüllung ſeines Wunſches, und hinterließ nichts, als Bücher und eine zahlreiche Familie, worunter der große Boerhaave der älteſte war. Die Theologie iſt auch in den Niederlanden das wohlfeilſte Studium, und Boerhaave ergriff es, wahrſcheinlich weniger aus Neigung, als aus Mangel an Glücksgütern. Er hatte ſeine akademiſche Laufbahn bereits zurückgelegt, und reiſete nach Utrecht, um ſich als Candidat des heiligen Predigtamts examiniren zu laſſen. Auf dem Treckſchuyt, worauf er ſeine Reiſe machte, wurde nach andern Geſprächen, von einigen ſeiner Reiſegefährten gegen Spinoza's Syſtem zu Felde gezogen. Boerhaave hatte ihrem ſeichten Geſchwätze lange genug zugehört, als er endlich den hitzigſten Antiſpinoziſten frug: Ob er denn die Werke des jüdiſchen Philoſophen geleſen hätte? Der Disputax, der nicht viel mehr damit bekannt war, als mancher eifriger Antikantianer mit der Kritik der reinen Vernunft, ward durch eine ſo unhöfliche Frage plötzlich zum Stillſchweigen gebracht. Boerhaave benutzte es, um das ganze ſpinoziſche Syſtem auseinander zu ſetzen, und ſeine Schwächen aufzudecken. Ein Mann, der, ohne Theil an dem Geſpräche zu nehmen, bis jetzt ſeine Pfeife ganz ruhig in einer Ecke des Roefs geraucht hatte, ſtand hierauf auf, erkundigte ſich bey dem Schiffer nach dem Nahmen des ſpinoziſchen Kandidaten, und trug ihn mit den Worten: Es iſt genug, in ſeine Schreibtafel. Indeß langte Boerhaave zu Utrecht an, und meldete ſich zum Examen; wurde aber allenthalben als ein erklärter Freygeiſt und Religionsſpötter empfangen. Um ſich keinen fernern Unannehmlichkeiten auszuſetzen, entſchloß er ſich kurz, ging nach Leiden zurück, ſtudierte die Arzeneywiſſenſchaft, und wurde aus einem Theologen — ein Wohlthäter der Menſchheit.

[illegible] Dorier aus dem Peloponnes [illegible] Athenern, welche auch nicht [illegible] [illegible] [illegible]

Meer weiter um ſich gegriffen, und die Ruinen bedeckt. Wenn das Waſſer bey lange anhaltenden Nordoſtwinden niedrig wird, ſo entdeckt man das Mauerwerk, wie in den Jahren 1520, 1552 und 1562 geſchehen, da man die erwähnten Münzen und Inſchriften gefunden, welche noch in dem Waſſenaariſchen Landhauſe aufbewahret werden. Einige glauben, der alte Nahme Arx britannica ſey daher entſtanden, weil man von hier leicht nach Brittannien überfahren konnte, oder, weil ſich die Britten nebſt den Angelſachſen und Frieſen deſſelben bemächtigten, nachdem die Römer aus dieſen Gegenden verjagt wurden.

Der Dr. Berkhey ſtimmet den Meinungen, daß dieſe Ruinen römiſchen Urſprungs ſeyn, bey, wenn er ſagt (*):

„Ich will mich hier, welches auch mein Endzweck nicht „heiſcht, weder in den Streit, ob Brittenburg vom Se„ver, Brittannicus, oder Caligula, erbauet wor„den ſey, einlaſſen, noch bey der Urſache des Nahmens „ſtehen bleiben, ſondern nur kürzlich etwas von dem Ge„bäude ſelbſt, nach meiner eigenen Unterſuchung, melden. „Drey Mahl hab ich den Grund dieſes Gebäudes bloß „geſehen: das erſte Mahl mit einigen Merkmahlen von „ſteinernen Pfoſten, und bey der letztern Reiſe im Jahre „1752, mit den Ueberbleibſeln der Pfeiler, welche alle in „einen harten Lehmgrund eingerammelt waren; hin und „wieder entdeckte ich auch ſchwarzen feſten Schlammbo„den, die Sandbänke da herum waren feſt und hoch, und „hatten hie und da eine ungleiche Lage, welches eine Wir„kung der See zu ſeyn ſchien. Zu der Zeit machte ich „von dieſer Grundlage eine Zeichnung, die ich nachher „den Herrn von Mieris übergab, welcher ſie aber da„mahls für übergebliebene Schleuſen hielt, die im Jahre

(*) Joh. Franz van Berkhey's, Med. Doct. Naturgeſchichte von Holland. Mit Kupfern. Aus dem Holländ. überſ. Leipz. 1779. 1ſter Band, S. 165. 188.

„1571 angelegt worden waren. Nachher aber scheint er „seine Meinung desfalls geändert zu haben, weil ich in „seiner Beschreibung von Leiden finde, daß Britten im „Jahr 1752 bloß gewesen sey. Und, ich zweifle keines„weges, daß die Reihen dieser Grundpfeiler vielmehr mit „A. Pars Zeichnung vom alten Britten, als mit der „Grundlage von Schleusen übereinkomme. Auch hat „man noch im Jahre 1755, wo lange hinter einander ein „starker Ostwind wehete, diese Pfeiler noch etwas sehen „können.

„Ich gerieth indessen in eine außerordentliche Verwun„derung, als ich diesen Aufsatz obgedachten einsehenden „Mann lesen ließ, und er mir sagte, viele jetzt lebende „Landes- und Alterthumskundige zweifelten, daß diese „Grundlage weder Ueberbleibsel vom Hause te Britten, „noch von den vorbenannten Schleusen seyn, weil man „dafür halte, daß Britten höher oben gelegen habe, und „sicher wisse, daß dort die Schleusen gewesen seyn. Er mel„dete mir ferner, man halte dasjenige, das man zeither „habe sehen können, vielmehr für den Grund eines ent„deckten römischen Gebäudes, welches man, nach ihrer „Meinung, für eine kleinere, und mehr landeinwärts ge„legene Festung annehmen müsse, die von den Römern „am Rhein angelegt worden sey. Je mehr mich diese „neue Anmerkung verwunderte, um so weniger konnte ich „es unterlassen, sie hier, ob ich gleich meine Materie schon „abgehandelt habe, anzuführen. Ich will sie daher nicht „sowohl widerlegen, als vielmehr daran zweifeln, daß, „wenn Britten (welches nun höher liegen soll) so oft und „mit seinen hohen Mauern bloß gesehen worden ist, es „doch zu bewundern ist, daß man vorher gar nichts von „dieser Grundlage entdeckte. Inzwischen ist nicht zu läug„nen, daß dieses der Grund irgend eines römischen Ge„bäudes, oder Waffenplatzes gewesen sey, weil man doch „noch einige römische Ueberbleibsel daselbst gefunden hat.

„Dieser mehr gedachte Gelehrte schenkte mir einen ro„then Stein, worin mit großen Buchstaben, wie die Rö„mer zu thun pflegen, der Nahme von der Legion einge„hauen war. Dieser Stein ist aus feinem Thon gebrannt, „und roth, von der See aber verunstaltet, und an den „Ecken abgebrochen; indessen kann man an einer Ecke „sehr deutlich lesen:

EX

EX GERMANIA INTERIORE.

„Aus dieser Aufschrift, aus der Lage und Art der „Grundlage dieses Gebäudes, ist es um so gewisser zu „glauben, daß es von den Römern erbauet sey, weil man „etliche solche Steine, mit gleichen Aufschriften, in dem „Grunde des Hauses Britten gefunden hat. Ich dringe „indessen niemand diese Meinung auf, und theile hier „auf vieles Zureden, die Zeichnung dieser Grundlagen, „so wie sie von den Dünen zu sehen waren, mit.“

In gegenwärtigem Theile der Encyklopädie findet man diese An- und Aussicht in der Figur 4329.

„Diese Zeichnung ist so eingerichtet, daß sich der Leser „daraus überhaupt einen Begriff von der Lage der hol„ländischen Küste und der Nordsee bilden kann; beson„ders aber von den Ueberbleibseln des berühmten Hauses „Britten, oder einer andern römischen Festung, so wie „sich die Grundlage davon im Jahre 1752 auf dem „Strande bey Katwyk an der See gezeigt hat. Man „siehet auf derselben die Grundlage und übrigen Ruinen „dieses Gebäudes vorgestellt, und sie bestehen aus einer „Reihe Pfeiler, deren drey und drey gegen einander in „der Breite eingerammelt sind. Diese Pfeiler waren „rund, drey bis vier Zoll dick, und ohngefähr einen hal„ben Fuß, einige mehr, über den Grund. Ihre Länge „konnte man nicht abgewinnen, weil sie zu tief im Grun„de steckten. Sie waren meist weg und abgenutzt, so daß „man viele allein stehen sahe. Die ganze Weite, oder der „Abstand von zween der äußersten Pfeiler, waren 70 gute „Mannsschritte. In der Mitte sah man einen Raum „und Busen, welcher zwischen beyden Grundlagen innen „lag, wovon man hier das eine zur rechten Seite siehet. „An dem Ende dieses Raumes war ein Rundel, welches „gegen eine Sandbank lag. Auf demselben wurde man „nebst einigen Stücken Steinen, Eindrücke von gehaue„nen harten Steinen gewahr, wovon man die Steine „wahrscheinlicher Weise weggenommen hatte; zum Be„weise lagen noch einige halbe und unscheinbare Stücke „daneben. Von den Rundeln, die zur großen Grund„lage gehören, war ein jeder im Durchschnitte 5 Schritte „groß, der Zwischenraum 10, und der Abstand derselben

„von

ört ein nackender Apoll, und die Gruppe eines Bac-
chus mit einem Panther.

Der botanische Garten stand im Jahre 1783 un-
ter der Aufsicht des jungen Professor van Royen (*),
der seinen Hörsaal und Museum daneben hat. Die
Anzahl der Pflanzen ist beträchtlich, und es wird ziem-
licher Fleiß auf ihre Besorgung gewendet. Der Gar-
ten ist ein Viereck von ohngefähr 120 Schritten, mit-
hin nicht groß, und theils von Gebäuden, theils von
einer Mauer, und an der Ostseite sogar von einem
Wassergraben umgeben. Die im Lande überwintern-
den Gewächse sind, wie gewöhnlich, auf Beeten in
Reihen ausgesetzt, und darunter eine Menge Alpen-
kräuter. Die Sträuche und Bäume stehen zerstreut,
theils an den Wegen, theils an den Beeten. Au-
serdem ist er mit Hecken von Weißbüchen durchzogen,
und in einzelne Felder abgetheilt, liegt aber nicht frey
genug, und hat nur für einige Pflanzen ein schickliches
Erdreich, das schwarz aussieht, und eine Torferde zu
seyn scheint. Einige Staudengewächse laufen am Ge-
länder in die Höhe. Die warmen Kräuter stehen in
Treibebeeten. Die hier befindliche Theestaude ist ge-
genwärtig nicht so selten mehr, da man sie in mehreren
botanischen Gärten antrifft. Das Geschlecht Mesem-
bryanthemum trifft man hier sehr vollständig an (**).

Das

(*) Der alte, durch verschiedene Schriften bekannte Adrian van Royen, hatte bereits 1774 der Botanik entsagt, übte im Alter aber doch noch die Medicin aus. Sein gro-
ßes Kräuterbuch hätte der Neffe im Museum in Verwah-
rung. Volkmannsche Anmerk.

(**) Von den seltensten Pflanzen dieses Gartens, hat der Gär-
tner Nicol. Meerburgh bereits 1775 angefangen her-
zugeben: Afbeeldingen van zeldzaame Gewassen in
Kruidtuin van s'lands Universiteit te Leiden, in
mit illuminirten Platten, die nach dem Linné be-
sind, so wie auch der auf jeder Platte abgebildete S
terling aus dieses Kunstgärtners Sammlung.

zeichniß beziehen. Auch hier befinden sich einige zerstreut hängende Gemählde von Leidenschen Professoren, so wie auch einige römische Alterthümer.

Es hat sonst noch immer an einem medicinischen Clinicum zu Leiden gefehlt, weil man nicht wußte, wo man die Kosten dazu hernehmen sollte. Hierauf resolvirten die Staaten von Holland 1786, daß für Rechnung des Landes ein Hospital mit zwanzig Betten in dieser Stadt errichtet, und mit zwey dirigirenden Professoren, zwey Doctoren, einen Wundarzt, und den nöthigen Krankenwärtern versehen, und zu einem Nosocomio clinico eingerichtet werden sollte. Diese Resolution wurde auch 1787 zur Ausführung gebracht. Die Kranken werden in diesem Clinico sorgfältig gewartet, und täglich, nach Beschaffenheit der Umstände, von einem der angestellten Aerzte, unter Aufsicht eines dirigirenden Professors besucht. Der Professor nimmt die geschicktesten Mediciner unter den Studenten mit, fragt sie am Krankenbette um ihre Meinung, weiset sie zurecht, u. s. f.

Uebrigens sind die niederländischen hohen Schulen in der Hauptsache ohngefähr eben so organisirt, wie die deutschen protestantischen Universitäten, ausgenommen einige kleine Eigenheiten; z. B. alle Collegia werden lateinisch gelesen; die gute Einrichtung, durch Philosophie und Mathematik in den jungen Köpfen aufzuräumen und sie zu den übrigen Wissenschaften vorzubereiten, ist hier gar nicht so gewöhnlich, als auf den deutschen Universitäten. Logik und Metaphysik wird wöchentlich nur zwey Mahl gelesen, noch weniger aber, und allenfalls nur von denen, die sie am wenigsten brauchen, den Theologen nähmlich, gehört (*). Die Mathematik wird ganz vernach-

(*) Das hier angeführte Urtheil, über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Logik und Methaphysik, für die Theologen

Ein ſolcher Ofen hält 40 Huth Muſcheln, und 1000 Tonnen Torf. Er brennt 8 Tage lang, da ſich dann die Maſſe bis k, Figur 4332, herunter geſenkt hat. Die Oeffnungen D und E, Figur 4332, werden nun aufgeriſſen, und der Kalk wieder herausgeholt; die oberſten anderthalb Lagen Muſcheln ſind durch den Dampf des Torfs ſchwarz geworden, und werden unter dem Nahmen Schwarzgut auf die Seite geworfen, um daraus den ſogenannten ſchwarzen Kalk zu ſieben, und das Uebrige zum Gebrauch in den Gängen der Gärten, und zum Schlagen der Kolbbahnen (*) zu verkaufen. Dieſe Lage iſt nun gleichſam der Mantel, der die untere vor Regen und Näſſe ſchützt, indem die Oefen oben ganz offen ſind, wie man an dem Durchſchnitte des Ofens, Figur 4332, ſieht. Die übrigen Lagen werden ins Magazin, das dicht neben dem Ofen iſt, hineingefahren, in kleine Haufen geſtürzt, und gelöſcht. Der Kalk erhitzt ſich in ein Par Minuten ſo gewaltig, daß er eine ordentliche Hitze um ſich her verbreitet, und ſich mit ſtarkem Aufbrauſen um die Hälfte ausdehnt. Die Muſcheln, die noch meiſt alle in ihrer ganzen vorigen Form aus dem Ofen gekommen ſind, zerfallen nun in ein feines Pulver, das, wenn feiner Kalk zum Weißen daraus verfertigt werden ſoll, auf einen Haufen geworfen, und geſiebet wird. Dieſer wird in Tonnen verkauft, und, wenn jener, der ſchwarze Kalk, der Huth 6 Fl. 5 Stbr. bis 7 Fl. koſtet, ſo iſt der Preis von dieſen 9 Fl. Aus einem Ofen kommen 60 Huth Kalk. In 30 Wochen wird gefeuert, in der Woche ein Ofen, macht im Jahre 1800 Huth; und der Huth im Durchſchnitte 8 Fl., macht 14400 Fl.

Die

(*) Kolbbahnen ſind groſſe feſtgeſchlagene viereckig abgeſtochene Plätze, auf denen mit Bällen, oder zugeſpitzten an einem langen Stiele befeſtigten Kolben, ein Spiel geſpielet wird, das dem Mailleſpiele ähnlich iſt.

heißt, wenn zwey dergleichen Stücke der Länge nach zuſammen gelegt und vereinigt, ebenfalls der Länge nach, wie Brodt, einige Mahl durchgeknetet, darauf etwas glatt geſtrichen und in drey Stücke zertheilt werden. Die Former oder Streicher ſtreichen aus einem ſolchen Drittheil einen Stein, und ein dergleichen Arbeiter ſtreicht 2000 bis 2100 in einem Tage. Die hier ſehr gewöhnlichen, wie ein S geſtalteten Dachziegel, erfordern zwey Streicher; der erſte hat einen Rahmen, Figur 4337, der von Weidenholz, und oben mit etwas Eiſen, um immer gleich dick zu bleiben, beſchlagen iſt; in den wirft er die Erde an, und ſtreicht das Uebrige mit einem cylindriſchen Streichholze ab, und wirft es auf einen Fleck am Arbeitstiſche. Der andere empfängt die ſo weit geformte Erde, thut ſie auf ſein nach der Form der Ziegel geformtes Holz, fährt mit der naſſen Hand darüber hin, ſtreicht an den Seiten mit dem Streichholze gleich, und formt mit der Erde, ſo der vorige abgeſtrichen hat, die Naſe. Er legt dann das Holz, Figur 4338, in die Hohlung des Ziegels, dreht die Form um, daß er darauf zu liegen kommt, und legt ihn dann mit Hülfe dieſes Holzes auf eine Stelle der Trockenhagen. Die Form ſelbſt wird durch die Figur 4339 vorgeſtellt; ſie iſt ebenfalls von Weidenholz, und an der Seite a a mit Leder beſchlagen, um ſich deſto weniger abzunutzen. Dieſe beyden Arbeiter transportiren ihren Werktiſch von Ort zu Ort, und immer dahin im Trockenhauſe, wo ſie ledige Stellen zum Auflegen der Ziegel finden.

Die großen ſogenannten Forſtenziegel (Firſtepannen) für die Strohdächer, wie auch die kleinen ohne Naſen, formt der Meiſterknecht ſelbſt, nicht des Formens wegen, ſondern weil es ſchwer iſt, ſie zum Trocknen aufzuſtellen; dieſes geſchieht auch nicht in den Hagen, ſondern ſie werden einer hinter den andern ge-

kereſſe, als die gemeinſchaftliche Liebe zur Sprache und Dichtkunſt vereinigt. Einige angeſehene Perſonen ſtehen als Schutzherren an ihrer Spitze; außer dieſen wählen ſie aber von Zeit zu Zeit kundige und angeſehene Männer aus ihrer Mitte zu Vorſtehern, Directoren und Präſidenten. Sie halten monathlich eine kleine, und jährlich eine große Verſammlung, worin über die eingeſchickten Schriften geurtheilt, und über die Angelegenheiten der Geſellſchaft berathſchlagt wird. Die ordentlichen und Ehrenmitglieder geben jährlich einen beträchtlichen Beytrag, um die gemeinſchaftlichen Koſten, vor allem die Preiſe, welche auf die Beantwortung der poetiſchen und äſthetiſchen Aufgaben geſetzt werden, daraus finden zu können. Dieſe Preiſe ſind nicht ganz unbeträchtlich, und beſtehen gewöhnlich in einer goldenen Medaille von 20 Ducaten, und kleinern Denkmünzen von minderem Werthe. Ueberdies werden die Preisſchriften nebſt den vorgeleſenſten Aufſätzen auf Koſten der Geſellſchaft gedruckt.

Verhältnißmäßig wird in den Niederlanden weniger geſchrieben und gedruckt, als in England, Frankreich und Deutſchland, und es iſt wahrſcheinlich, daß nicht jährlich mehr 200 Bücher gedruckt werden; indeß, nach Meuſel's Angabe, Deutſchland, ein Jahr ins andere gerechnet, 5 bis 6000 Schriften, und England allein, (Schottland und Irrland ungezählt,) nach Wendeborns Verſicherung, wenigſtens 7 bis 800 Originalwerke liefert. Dieſe geringe Beſchäftigung der Preſſe rührt keinesweges von dem ſchriftſtellriſchen Unvermögen der niederländiſchen Gelehrten; ſondern aus verſchiedenen andern Urſachen her. Dem ungeachtet, iſt der Schreibekitzel in den Niederlanden noch nicht ſo epidemiſch, als in den angeführten Ländern. Es giebt dort mehrere vortreffliche Köpfe

und

ſammen gezogen werden. In der mittlern Höhe, unter der Krone des Gewölbes, ſtehen alſo 9 Steine über einander, und in der Breite unten am Herde 22.

Dieſer Ofen war auf 20000 Stück Ziegel eingerichtet, da andere gewöhnlich nur zu 12000 Stück ſind. Die Decke des Gewölbes hat 60 Zuglöcher, die mit Flieſen (Eſtrichen) zugedeckt und geöffnet werden können, nach Art der Churmärkiſchen Kalköfen bey Holz, wodurch ſich die Hitze im Ofen regieren läßt. In der Vordermauer des Ofens ſiehet man eine längliche Oeffnung, die zum Ein- und Ausfahren dient, und während des Brandes mit Steinen zugeſetzt wird. Die Abſätze, die man Figur 4345 am Ofen wahrnimmt, ſind hauptſächlich angebracht, um den Ofen durch darauf liegende Viergeſpanne von Balken feſtzuhalten, daß er der ausdehnenden Gewalt der Hitze widerſtehe; zu gleicher Zeit gewinnen die Arbeiter dadurch Platz zum Trocknen der Steine bey naſſer Witterung. Die Flieſen werden ſo eingeſetzt, wie Figur 4346 a, und 4346 b, zeigt, wo erſtere die untere, und letztere die obere Lage vorſtellt, wonach ſie mit einander abwechſeln.

Zum Einſetzen des Ofens gehen 10 Stunden darauf, 34 ſteht er im Brande, und ein kleiner Tag geht darüber hin, ihn auszunehmen. Zu 20000 Ziegeln werden 150 Tonnen Torf erfordert. Alle acht Tage wird gewöhnlich ein Brand gemacht. In guten Sommertagen, wo die Steine gut und langſam haben trocknen können, bekommen ſie faſt gar keinen Abgang (Lekkagie), wohl aber bey feuchter Witterung.

Die holländiſchen glaſurten Dachziegel werden im Lande und auch außerhalb ſehr geſucht, wegen ihrer Farbe, und beſonders wegen ihrer Dauerhaftigkeit; ſie werden auf folgende Manier gemacht: Man nimmt klingengemahlte Bleyglätte (Potlood), thut zu 20 Pfund 3 Pfund Braunſtein, gießt darüber Waſſer, worin

Die Kritik führt übrigens in den Niederlanden keine so scharfe Geißel, als bey uns. Der Recensent ist das einzige kritische Blatt, das im Tone der allgemeinen deutschen Bibliothek spricht. Die übrigen Journale, die sich mit Bücherrecensionen befassen, haben, wie Grabner sagt, ihre vorzüglichste Stärke im Posaunentone; — zumahl, wenn das angezeigte Werkchen seinen Ursprung der Hand eines Eerwaarden, (wie die Recensenten respectvoll alle Geistliche nennen,) zu verdanken hat. Uebrigens haben die niederländischen Schriftsteller kein glänzenderes Loos, als die deutschen. Der beste Kopf wird, seiner schriftstellerischen Arbeit wegen, auch nicht das kleinste Amt erhalten, und wenn er nicht sonst so viele Wege hätte, sich durch seine Nebenbeschäftigungen ein anständiges Auskommen zu verschaffen; so könnte er, troz aller Talente, den Hungertod sterben. „Subscriptionen und Nachdruck, dieses Ruheküssen, „und diese Geißel der deutschen Schriftsteller, sind in „den Niederlanden wenig oder gar nicht bekannt. Die „Autoren müssen ihre Werke den Buchhändlern „auf Discretion überlassen, und diese Herren gehen hier noch sparsamer mit dem Honorario um, „als bey uns, und möchten, wenn sie ihrer Sache „nicht recht gewiß sind, von dem Verfasser, dessen „Werk sie die Ehre des Drucks erzeigen, lieber „einen Dukaten auf den Bogen dazu haben, als dafür „bezahlen (*)."

Das Salz, welches Holland braucht, wird durchgehends aus Seewasser und Seesalz gesotten. Die vornehmsten Siedereyen sind zu Alkmaar, Haarlem und Leiden, im ersten Orte gehen vier Pfannen, in Haar-

(*) Grabners Briefe, S. 405.

Morgen gegen Abend, mitten durch die Stadt, hinter dem Rathhause weg, so sanft fließt, daß man seinen Lauf fast nicht bemerkt. Schon vor der Stadt, hinter der Leidendorper Brücke, theilt er sich in zwey Arme, welche der alte und der neue Rhein genannt werden. Der neue Rhein ist ein Kanal, der wahrscheinlicher Weise zum Besten der Stadt Leiden ist gegraben worden; der alte hingegen ist der natürliche Strom, welcher durch ein dreyeckiges Stück Land von dem neuen abgesondert ist. Dieser läuft zwischen diesem Lande und dem gemeinen Wege, neben der Segelpforte (Zeilpoort) in die Stadt Leiden, vorher aber sich durch die Spanjaardsbrücke mit der Syl, einem geräumigen und breiten Wasser, und längst den Sweiland, mit der Leede vereinigt, und alsdann seitwärts durchs Kager- ins Haarlemer Meer ausfließt.

Der neue Rhein fließt auf der andern Seite des obgedachten dreyeckigen Stückes Landes fort, und läuft auf eben die Weise neben der Hoogewoertspoort in die Stadt Leiden, und diese beyde hier zusammenfließende Arme geben der Stadt unterschiedene geräumige und gesunde Kanäle. Sie vereinigen sich vor der Fischbrücke und dem adlichen Schlosse ter Lugt, vollkommen wieder. Kaum aber kommen sie wieder zusammen, als der Rhein schon wieder in zwey Arme vertheilt wird, davon der eine den Nahmen Maarne erhält, welche mit dem Rhein an diesem Orte von gleichem Alter seyn soll. Diese Maarne verläßt nun die Stadt am Maarner Thor, ehedem am Fuße der Burg, und verbreitet sich darnach in einen alten Fluß, die Leede, Leithen, oder nach einer weichern Aussprache, Leiden, genannt. Diese Leede vereinigt sich hinter Warmond mit dem Syl; ehe aber die Maarne nach dem Syl fließt, wendet sie sich bey Poelgeest vorbey, nach Oestgeest, von da

ſich aber nach der Mitte zu, wie Figur 4347 zeigt. (Die Pfanne ſammt der runden Mauer worauf ſie ſteht — oder vielmehr der Ofen, ſind hier im Durchſchnitte zu ſehen.) Sie ruhet auf einer eben ſo großen runden Mauer, die den runden Heerd einſchließt, welcher aus neben einander auf die hohe Kante geſetzten Klinkern beſteht, und mit dreyen gleichmäßig in der Peripherie vertheilten Schüröffnungen a verſehen iſt, durch welche die Feuerung mit Torf geſchieht. Die Pfanne hängt zu gleicher Zeit an 13 eiſernen Trägern, und iſt von $\frac{1}{4}$ Zoll ſtarkem Eiſenbleche durch Keſſelſchläger in Leiden verfertiget. Man will verſichern, daß eine ſolche Pfanne ſehr lange aushielte, und daß nur im Winter, wo man 4 bis 6 Wochen feuern müſſe, Reparaturen daran vorgenommen zu werden brauchten. Dem Herrn Eversmann ſcheinen aber doch dieſe Pfannen in einem Stücke den viereckigen nachzuſtehen, weil der Selenit keinen ruhigen Winkel findet, wo er ſich anſetzen könnte, folglich überall auf dem Boden ſich niederſchlagen, und das Eiſenblech anfreſſen kann.

Es werden dreyerley Sorten Salz geſotten: grobes, in großen Kryſtallen, feines und ganz feines. Zu dem feinen und ganz feinen wird die Pfanne auch ſtark angegriffen, und es ſind in 24 Stunden zur Pfanne 12 bis 1400 Stück Torf nöthig, da hingegen das große Salz nur 200 Stück braucht; dabey muß das Feuer ganz gelinde fortſchweelen. Alle drey Sorten werden zu gleichen Preiſen verkauft; ſie ſind auch bloß ihrer äußern Geſtalt nach unterſchieden. Der Preis iſt für den Sack (*) 1 Dukaten oder 5 Gulden 5 Stbr. Der halbe Sack iſt ein cylindriſches Maß, von

(*) Ein Sack Salz iſt gleich 3,78 Kubikfuß rheiniſch.

verbothen, ſolche in die Kanäle zu ſchütten. Sie werden aufs ſorgfältigſte durch dazu beſtellte Leute geſammelt, und wo man ſie nicht ſelbſt nöthig hat, an die Brabanter verkauft (*). Durch dieſe einzige Anſtalt erhält man den höchſten Grad der Reinlichkeit auf den Straßen, verhütet die Verſchlämmung der Kanäle, und gewinnt noch oben darein eine, im Ganzen nicht unbeträchtliche Summe. In der Provinz Holland iſt gegenwärtig die Ausfuhr dieſes Products bey Zuchthausſtrafe verboten worden; weil man einſieht, daß es mit noch größerem Nutzen im Lande ſelbſt verbraucht werden kann.

In den vornehmſten Gaſſen der Stadt ſind die Häuſer zwey bis drey Stockwerke hoch, von Backſteinen, mit grünen Thüren und Fenſtern verſehen. An den Häuſern geht der Fußweg, der ebenfalls mit Backſteinen gepflaſtert iſt. Manche Gaſſen ſind aber auch enge. Im Jahre 1732 zählte man 10891 Häuſer (**).

Die Anzahl der franzöſiſchen Flüchtlinge hatte ſich vor etwa 16 Jahren, und noch länger, ſchon ſehr vermindert; und daher wird, nächſt dem Holländiſchen, faſt mehr deutſch, als franzöſiſch geredet. Jetzt aber, bey den Unruhen, iſts wahrſcheinlich, daß die fran-

(*) Die Brabanter ſind bey dieſem Düngerhandel ſo delikat, als es nur ein Weinhändler bey dem ſeinigen ſeyn kann. Um nicht betrogen zu werden, unterſuchen ſie ſeine Güte durch ihren feinſten Sinn — den Geſchmack, und koſten die Proben davon mit einer eben ſo kritiſchen Zunge, wie ein deutſcher Prälat Proben von Hochheimer und Steinwein verſucht. Anmerk. von Grabner.

(**) Im Jahre 1782 ſtarben hier 1448 Perſonen, und 898 wurden geboren. Von 1730 bis 1740 ſtarben im Mittel jährlich 1781; alſo nimmt die Stadt ab, welches mit Struyks und Kerkebooms Bemerkungen übereint kommt. Leiden wird für die volkreichſte Stadt nach Amſterdam gehalten. Nimmt man an, daß in den holländiſchen Städten von 28 einer ſtirbt, ſo gäbe obige Sterbezahl nur 30544 Einwohner für Leiden.

schöne Strasse wieder mehr, als irgend eine sonst, dort gerade werden mag.

Die breite Straße (breede Straat) ist eine der schönsten und breitesten, die man je sehen kann, ob es gleich zu viel gesagt ist, wenn die Leidner sie für die schönste in Europa ausgeben. Sie ist beynahe eine halbe Stunde lang, aber zugleich etwas krumm. Eine andere Straße heißt die lange Brücke, weil unter derselben ein gewölbter Kanal wegget, den man alle Jahre reiniget, damit er nicht voll Unrath wird. Die Zahl der sämmtlichen Gassen soll sich auf 180 belaufen.

Im Jahre 1574 mußte Leiden eine der schrecklichsten Belagerungen von den Spaniern ausstehen, und die Einwohner waren durch Hunger aufs äußerste gebracht, als man einen Damm durchstach, und das Land unter Wasser setzte. Eine mit dem Nordwestwinde kommende Springfluth ward als ein Wunder angesehen, und die Spanier mußten mit großem Verluste über Hals und Kopf abziehen. Der 3te October ist seitder Zeit ein Feyertag und Dankfest, an dem die Geschichte der Befreyung von allen Kanzeln verlesen wird.

Die Burg oder das Schloß, liegt ohngefähr mitten in der Stadt, wahrscheinlich, weil Leiden fünf Mahl vergrößert worden ist, da es vormahls an einem Ende der Stadt sich befand. Sie ist auf einer Anhöhe am Rheine gebauet. Einige schreiben sie den Römern zu, andere glauben, sie sey im 5ten Jahrhunderte von dem angelsächsischen Heerführer Hengst erbauet, noch andere setzen ihren Ursprung ins 9te Jahrhundert, und diese Meinung hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Die Anhöhe ist für diese Gegend beträchtlich, und hat verschiedene Rasenabsätze. Oben stehen einige verrostete Kanonen. Man muß 90 Stufen steigen, bis man die Oberfläche erreicht, wel-

welche mit einer dicken Mauer von Backsteinen umgeben ist, die 125 Schritte im Umfange hat. Ein etliche Stufen erhöheter Absatz läuft um die Mauer vor den Einschnitten in selbige herum. Inwendig ist ein kleiner Bezirk von einem Garten, dessen Hecken und Lauben von Ulmen und Weißbüchen und beschnitten sind. Es ist der Mühe werth, daß Fremde die Burg besuchen, um die Lage der Stadt und Gegend zu übersehen. Man zeigt ihnen einen tiefen Brunnen, und versichert denen, die es glauben wollen, daß vormahls ein unterirdischer Weg von hier bis Katwyk, eine halbe Meile weit, gegangen, ohne daß man den geringsten Nutzen davon einsehen kann (*). Die Bürger von Leiden gehen hierher zu Biere, und betrachten bey einer Pfeife Toback ihre Stadt.

Dem Rathhause in der breiten Straße sieht man das Alter an. Es ward zu Ende des 16ten Jahrhunderts gebauet. Es besteht aus zwey Stockwerken mit einem kleinen Thurme, und hat eine hohe Treppe vor dem Eingange. Unten sind die verschiedenen Gerichtskammern. Ein Liebhaber trifft hier verschiedene gute

(*) Wenn es wahr ist, daß das Haus Britten bey Katwyk sowohl, als die Burg in Leiden, von den Römern erbauet worden ist, so ließe sich allenfalls eine Ursache des seyn sollenden Ganges von der Burg nach Katwyk, oder vielmehr nach Britten, angeben. Gewiß werden die Römer es für nothwendig gehalten haben, eine unmerkliche Communication zwischen beyden so nahe an einander liegenden Festungen zu erhalten, damit, wenn auch der Feind selbst zwischen beyden Plätzen stand, sie doch Verbindung hatten. Auch kann von der Burg frisches Wasser vermittelst dieses Ganges haben nach Britten transportirt werden sollen, wenn der Feind solches auf der Oberfläche der Erde hemmen möchte. Was die Römer zu Wasserleitungen gewandt haben, weiß man, und noch entdeckt man in den Gegenden, wo sie hingekommen, Spuren und Ruinen davon, die uns zur Bewunderung hinreißen. Hr. Volkmann aber, der sich die Möglichkeit des Ganges nicht gedenken kann, mag vielleicht andere Gründe haben, die ich nicht kenne, weßhalb er an der Sache zu zweifeln sich verbunden hält.

Leidenhofen, ein Heſſencaſſeliſches Dorf, in Ober-Heſſen; im Gerichte Ebsdorf, eine Meile von Allendorf, an der Laude.

Leidenland, iſt ein an einigen Orten gebräuchlicher Ausdruck beym Deichweſen, und man verſteht darunter das Vorland, wovon man Th. VIII der Encyklopädie, S. 673, nachſehen kann. Einige Deichſchauer nennen auch diejenigen Reviere das Leidenland (Liedenland), wo Erde zur Ausbeſſerung der Deiche hergeholet, und die Raſen zu deren Belegung ausgeſtochen werden.

Ende des vier und ſiebenzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem herausgeſchlagen werden können, angekleiſtert.

dachte hartnäckige Belagerung der Stadt ausgehungerten und nunmehr befreyeten Einwohner, aus deren Gesichtern Freude über ihre Erlösung blickt. In der Schöppenkammer trifft man wieder drey Gemählde von Lukas von Leiden an: die Kreuzigung Christi, die eherne Schlange, und die Opferung Isaacs, welche ihren Werth haben, und als solche alte Stücke schätzbar sind. Aber über dem Kamine bemerkt man ein schönes historisches, mit vielem Feuer gemahltes Stück von der Hand des de Moor, auch eines leidner Künstlers, der 1656 geboren war, und 1738 im Haag starb. Es stellt die Geschichte des Brutus, und die Enthauptung seiner Söhne vor, davon der Kopf des einen bereits zu seinen Füßen liegt.

Bey dieser Gelegenheit kann man bemerken, daß keine Stadt in den Niederlanden so viel berühmte Mahler hervorgebracht hat, als Leiden. Außer den beyden jetzt genannten kann man besonders noch anführen: Otto van Veen (Vennius), geboren 1556, der durch seine Emblemen nach dem Horaz bekannt ist; der berühmte Rembrand, der sich einen gleich großen Nahmen durch seinen Pinsel, und durch seine Radirnadel erworben hat, und eigentlich auf einer Mühle bey Leyden, zwischen den Dörfern Leyersdorp und Koukerk, 1606 geboren ist; Gerhard Douw, geboren 1613; Gabriel Metzu, geboren 1615; die Mahlerfamilie Mieris, nähmlich Franz der Aeltere, geboren 1635, seine beyden Söhne, Johann und Wilhelm, und des letztern Sohn, Franz der Jüngere (*); Johann Peter von Slingeland, geboren 1640, u. a. m.

Die

(*) Er hat nicht so viel gemahlt, ist aber ein wichtiger Geschichtschreiber der Niederlande geworden, und 1763 gestorben. Seine vorzüglichsten Werke sind: Geschichte der Fürsten aus dem Hause Bayern, Burgund und Oestreich, welche die Niederlande beherrscht, drey Bände, in kol. mit mehr

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 12 B. mit 27 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1787, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 12 B. Schreibpap., mit 27 illum. Kupf. gr. 8. 1787, 2 thl. 10 gr. und 3 thl. 10 gr.

— — 13 B. mit 27 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1788, 12 gr. und 20 gr.

— — 13 B. mit 27 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1788, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 13 B. mit 27 Kupf., Schreibpap. illum. gr. 8. 1788, 2 thl. 10 gr. und 3 thl. 10 gr.

— — 14 B. mit 44 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1789, 12 gr. und 20 gr.

— — 14 B. mit 44 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1789, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 14 B. mit 44 illum. Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1789, 3 thl. 12 gr. und 4 thl. 20 gr.

— — 15 B. mit 29 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1789, 12 gr. und 20 gr.

— — 15 B. mit 29 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1789, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 15 B. mit 29 illum. Kupf., Schreibpap. gr. 8. 2 thl. 13 gr. und 3 thl. 14 gr.

— — 16 B. mit 22 Kupf., Druckpap. gr. 8. 12 gr. und 20 gr.

— — 16 B. mit 22 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 16 B. Schreibpap. mit 22 illum. Kupf., gr. 8. 2 thl. 3 gr. und 3 thl.

— — 17 B. mit 11 Kupf., Druckpap., gr. 8. 12 gr. und 20 gr.

— — 17 B. mit 11 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 17 B. mit 11 illum. Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1 thl. 10 gr. und 2 thl. 2 gr.

— — 18 B. mit 21 Kupf, Druckpap. gr. 8. 12 gr. und 20 gr.

— — 18 B. mit 21 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 18 B. mit 21 illum Kupf., Schreibpap. gr. 8. 2 thl. 2 gr. und 2 thl. 22 gr.

— — 19 B. mit 31 Kupf. Druckpap. g. 8. 12 gr. und 20 gr.

— — 19 B. mit 31 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

Büf-

rechnet ohngefähr 400 Studenten zu Leiden. (Björnstähl giebt die Zahl von 500 an).

Der Prinz von Oranien, drey Curatoren, und die vier Bürgermeister von Leiden haben die Oberaufsicht über die Universität. Der akademische Rath schlägt drey Professoren aus den drey Facultäten, daraus der diesjährige Rector nicht gewesen, vor, und aus diesen ernennt der Statthalter einen, welcher es ein Jahr bleibt. Die drey Curatoren wählen die Staaten von Holland, gemeiniglich auf lebenslang, und nehmen jedes Mahl von den angesehensten Männern der Republik dazu. Das akademische Tribunal, darin der Rector den Vorsitz führt, und noch zehn Beysitzer hat, spricht in Civil- und Criminalsachen, und es hat von diesem, wie beym Hofe von Holland, keine Appellation, sondern nur eine Revision Statt. Den akademischen Rath, welchen die ordentlichen Professoren ausmachen, ruft der Rector zusammen, wenn Sachen vorzutragen sind, welche den allgemeinen Nutzen und die Rechte der Akademie betreffen; in kleinen Civilstreitigkeiten wird dem Rector jährlich aus jeder Facultät ein Professor zugegeben, um solche zu schlichten.

Ein besonderes Vorrecht, welches man vielleicht auf sehr wenigen Akademien findet, hat Leiden, nähmlich daß nicht bloß die Studenten, als Beklagte vor den akademischen Rath gehören, sondern daß auch die Bürger, wenn sie von ihnen verklagt werden, sich daselbst stellen müssen. Auf die Professoren erstreckt sich jedoch das letztere nicht, deren erste Instanz, wenn man sie verklagen will, der Hof von Holland ist. Die Universität hat das Recht, die Studenten mit Leib- und Lebensstrafen zu belegen, bedient sich aber desselben sehr selten, sondern bestraft die ungezognen Musensöhne ungemein mit der Relegirung. Die Professoren sowohl, als die Studenten, haben viele Freyheiten in Ansehung der Abgaben. Letztere jedoch

Die Besoldungen der Lehrer auf der Universität sind nicht zu allen Zeiten gleich; weil es in den Statuten der Akademie ausdrücklich heißt, daß die Curatoren jedem Professor, je nachdem sie mit ihm am besten accordiren könnten, einen billigen Gehalt aus dem akademischen Fond geben sollten. Dieser Gehalt aber ist bey den meisten so ansehnlich, als der Göttingischen Professoren, und besteht gewöhnlich in 400 Dukaten baarem Gelde. Außerdem sind die Professoren nebst ihren Familien von allen Steuern und Abgaben frey, wie ich zuvor schon angeführt habe, welches man bey einer etwas großen Haushaltung daselbst, auch auf 400 Gulden in Anschlag bringen muß. Endlich bekommen sie auch weit größere Honoraria, als bey uns, und für ein großes Collegium, wie die Pandecten, mit einem Mahl 32, für ein kleineres aber 16 Gulden.

Da es vielleicht einigen deutschen Gelehrten interessant seyn, auch überhaupt zur näheren Kenntniß der Leidenschen Akademie beytragen kann, so will ich die sämmtlichen Professoren dieser Universität, welche 1792 daselbst lehrten, nebst ihren festen Besoldungen hier näher specificiren (*).

Es haben daher von den Professoren der Theologie

Hellebeck	2000 Gulden.
Gilleſen	2000 "
Broes	2000 "
Boers und Rau, jeder 1500, zuſammen	3000 "
Le Mates	2200 "

Professoren der Rechte.

Veſtel	2400 "
Van der Keeſſel	1600 "

Schmid.

(*) Grabener, Briefe über die vereinigten Niederlande S. 482, Anmerk.

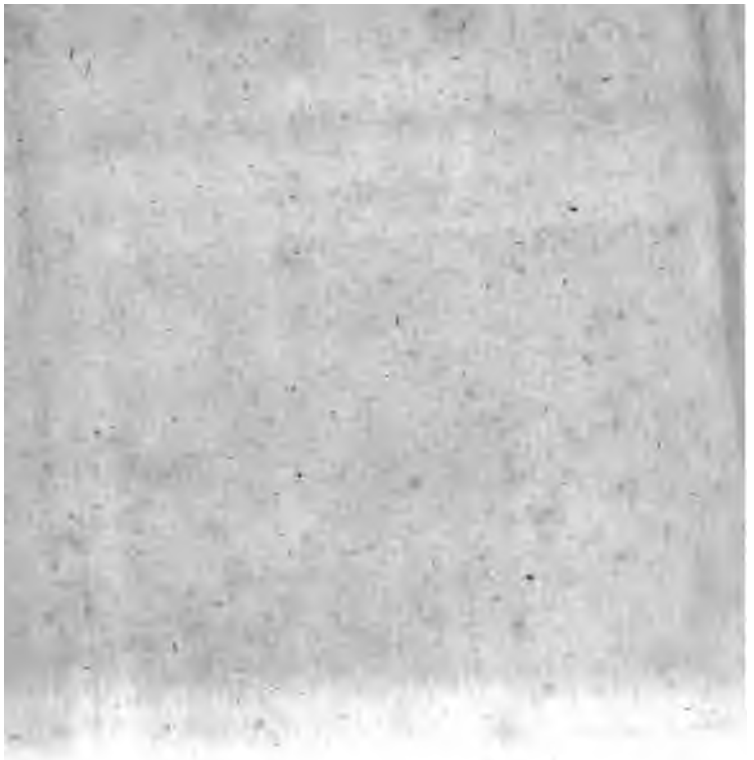
Schmallenburg - - -	1400	Gulden.
Kluit - - - - -	2000	"

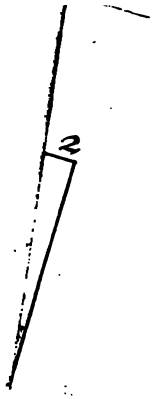
Professoren der Arzeneykunde.

Sandifort - - - -	2400	"
Oosterdyk - - - -	2000	"
Voltelen - - - -	1600	"
Paradys - - - -	1600	"
Brugmanns - - - -	2000	"
Derselbe für Correspondenzgeld -	300	"
Oosterdyk und Paradys haben noch besonders, als Professores nosocomii clinici, jeder 200 Gulden, zusammen	400	"
Rhunkenius, als Professor der Geschichte und Beredsamkeit -	2000	"
Desgleichen als Bibliothekar -	600	"
Van de Wynpresse, Professor der Philosophie - - - -	2000	"
Schultens, Professor der orientalischen Sprachen - - -	2400	"
Luzac, Professor der griechischen Sprache und vaterländischen Geschichte	2000	"
Damen, Professor der Mathematik und Physik - - - -	2000	"
Du Pui, außerordentlicher Professor der Chirurgie und Hebammenkunst	1000	"

Es betragen also die baaren Besoldungen der Professoren zu Leiden 40900 Gulden.

Die Universitätsbibliothek, welche nahe an der Anatomie, in einem schlechten Gebäude, aufbewahrt wird, hat der gelehrte Rhunken unter seiner Aufsicht. Sie steht zwey Tage in der Woche, jedes Mahl ein Paar Stunden offen. Sie ist ansehnlich, aber schlecht geordnet, und hat auf 2000 morgenländische, vornehmlich arabische Handschriften. Eine sehr künstliche Sphäre nach dem kopernikanischen System, ein



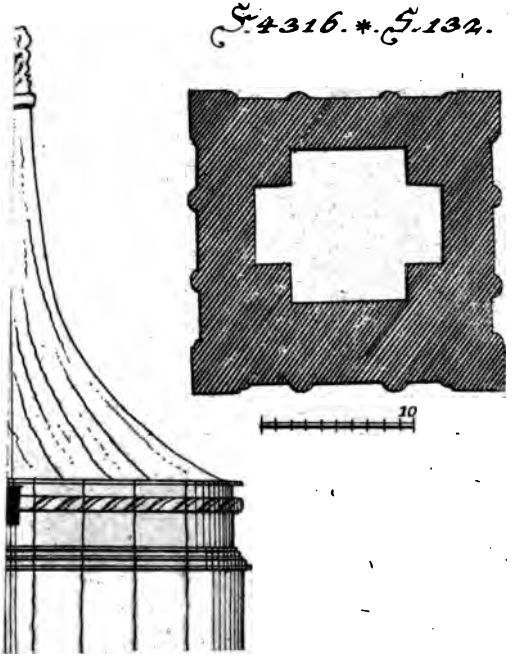


Das Gebäude, worin ſich die anatomiſchen Theater befinden, iſt von Backſteinen, und hat von außen ein ſchlechtes Anſehen. Im Innern ſind zwey Theater, oder, wie die Holländer ſagen, Snyde-Kamern, zu den Demonſtrationen, ein öffentliches und Privattheater. In den letztern ſtehen in verſchiedenen Glasſchränken die vortrefflichen Präparate des Dr. Rau. Sie gehören hauptſächlich zur Oſteologie und den Knochenkrankheiten. Man zeigt hier auch die auseinandergeſetzten künſtlichen Werkzeuge des Gehörs von dieſem großen Anatomen. Nebſt ſeinem Bildniſſe ſieht man auch das von Solingen, und dem berüchtigten Menſchenfreſſer. Ein großer ſcelettirter Kopf eines Elephanten; drey Mumien u. ſ. w. Das Hauptheater iſt ſo gebauet, daß alles durch die Kuppel, unter der es angebracht iſt, erleuchtet wird, und die Zuſchauer rings herum nach dem todten Körper hinab von ihren Bänken ſehen können. Außerdem iſt eine ſchöne Küche und eine geräumige Stube im untern Stockwerke zur Zergliederung eingerichtet.

Man bewahret in dieſem Gebäude auch die anatomiſchen Präparate des ältern Albinus auf, welche die Univerſität den Erben abgekauft hat. Sie befinden ſich größtentheils in Weingeiſt, weil Albinus beſondere Vortheile wußte, alles ſo zu zurichten, daß der Weingeiſt ſeine Klarheit und Durchſichtigkeit nicht verlor, mithin läßt ſich jeder kleiner Theil aufs deutlichſte daran erkennen und unterſcheiden. So ſieht man vortreffliche Ausſpritzungen und Zerlegungen des Auges und der Geburtstheile. Ueber das Gerippe eines ſehr zarten Embryouen, das mit der Nadel verfertigt iſt, muß man erſtaunen. Von allen Zeichnungen, die in des Albinus akademiſchen Abhandlungen vorkommen, bewahret man die Originale in dieſer Sammlung auf. An den Gläſern ſtehen Nummern, welche ſich auf das davon gedruckte Verzeich-

S. 131.

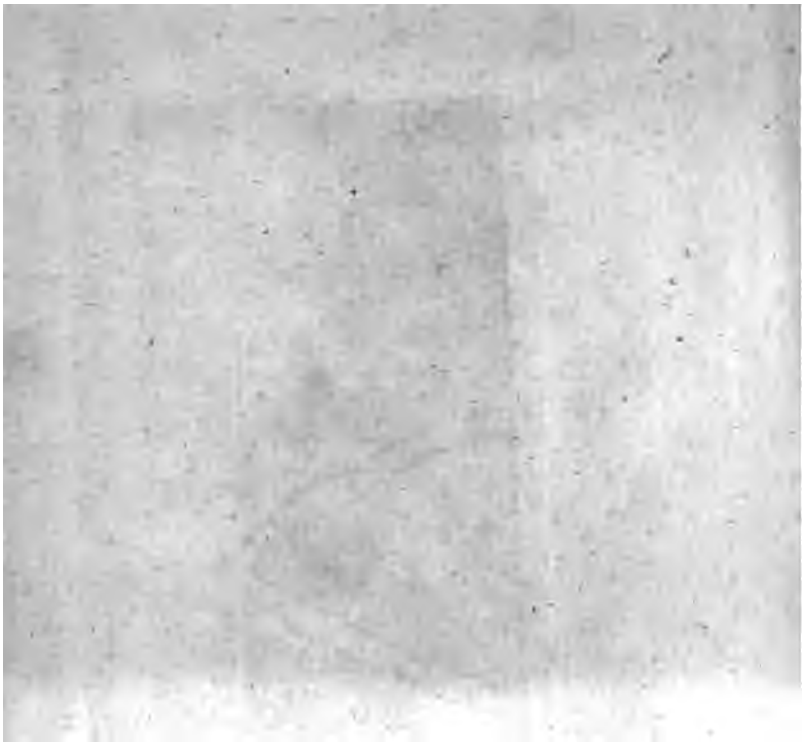
S. 4316. *. S. 132.



Erſte Fortſetzung
des
Verzeichniſſes
der
Bücher und Kupferſtiche,
welche in der Buchhandlung
des geh. Commercien-Raths Pauli
zu Berlin
verlegt und in Menge zu haben ſind.
1798.

Buffon, des Herrn Grafen von, Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, 10 B. mit 12 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1785, 12 gr. und 20 gr.
— — 10 B. mit 12 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1785, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— —. 10 B. mit 12 Kupf., Schreibpap., illum. gr. 8. 1785, 1 thl. 12 gr. und 2 thl. 4 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1786, 12 gr. und 20 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1786, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf. Schreibpap., illum. gr. 8. 1786, 2 thl. 3 gr. und 3 thl.
— — 12 B. mit 27 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1787, 12 gr. und 20 gr.

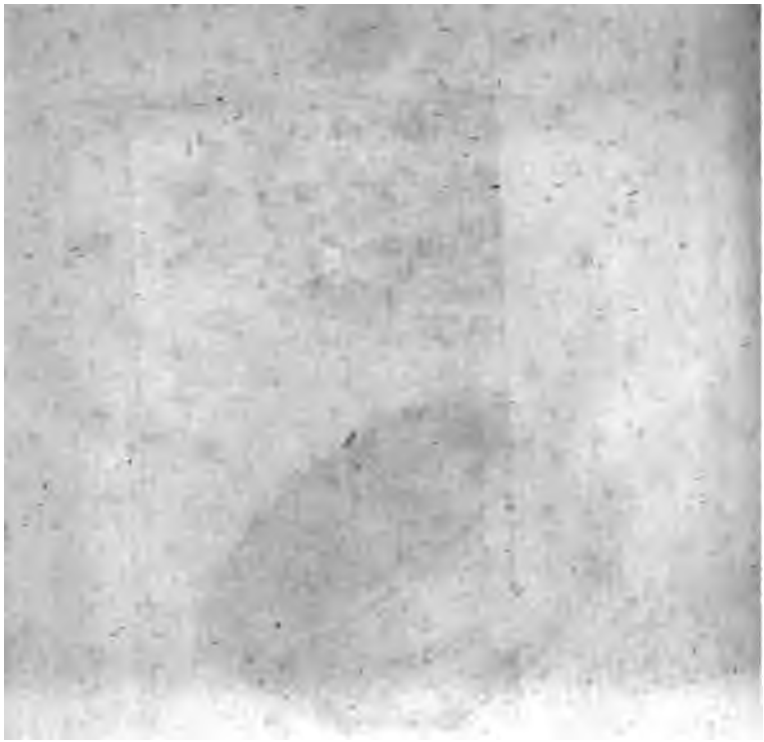
Buf-



in der groſsen Kirche zu Leiden verſammelt hatten, beſtieg der Profeſſor, welcher die Promotion verrichten ſollte, die Kanzel, auf deren Pult ſich ein Codex Juſtinianus, (bey der juriſtiſchen Promotion,) ein Ring, ein viereckiges ſchwarz ſammtenes Baret, hier Kapp genannt, und eine Denkmünze von dem Leidenſchen Magiſtrat zu dieſen Act, befanden. Der Doctorand ſteht auf einem kleinen Katheder unter der Kanzel, und hat zur Rechten und Linken Beyſtände, dergleichen man hier Paranymph nennt. Er hält eine lateiniſche Rede, ſo wie auch der Promotor — Der Doctorand ſteigt von ſeinen Paranymphen unterſtützt auf die Kanzel, und empfängt dort die Doctor-Inſignien.

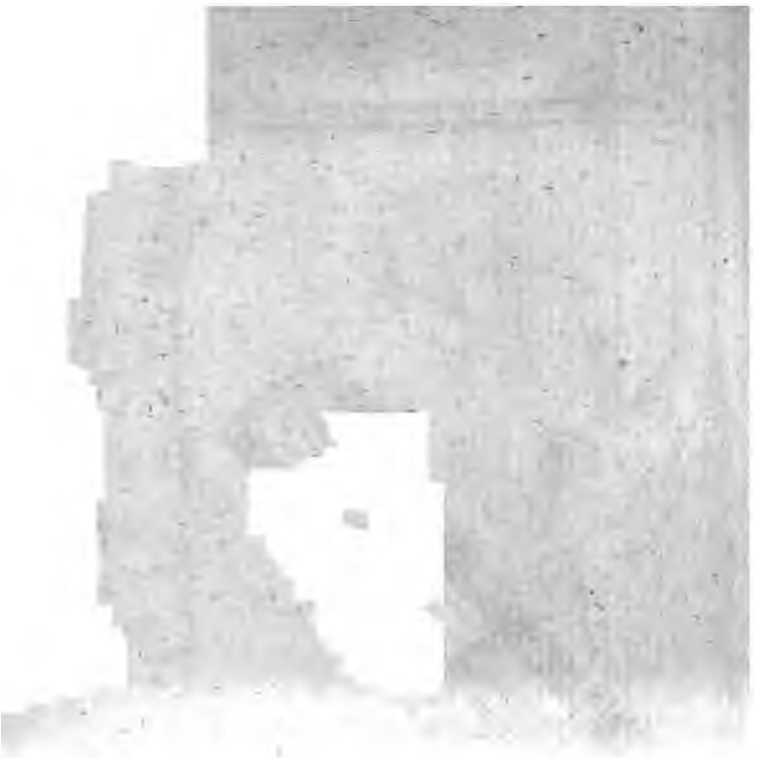
Die zu Leiden promovirten Doctoren haben den Vorzug vor andern ihrer Landsleute, daß ſie auch in Frankreich eben die Vorzüge genieſsen, als wenn ſie ihren Grad zu Paris erhalten hätten. Ein Vorrecht, das Heinrich der Vierte dieſer Akademie ſchenkte, und zwar aus Dankbarkeit für den Beyſtand, den ihm die Republik geleiſtet hatte.

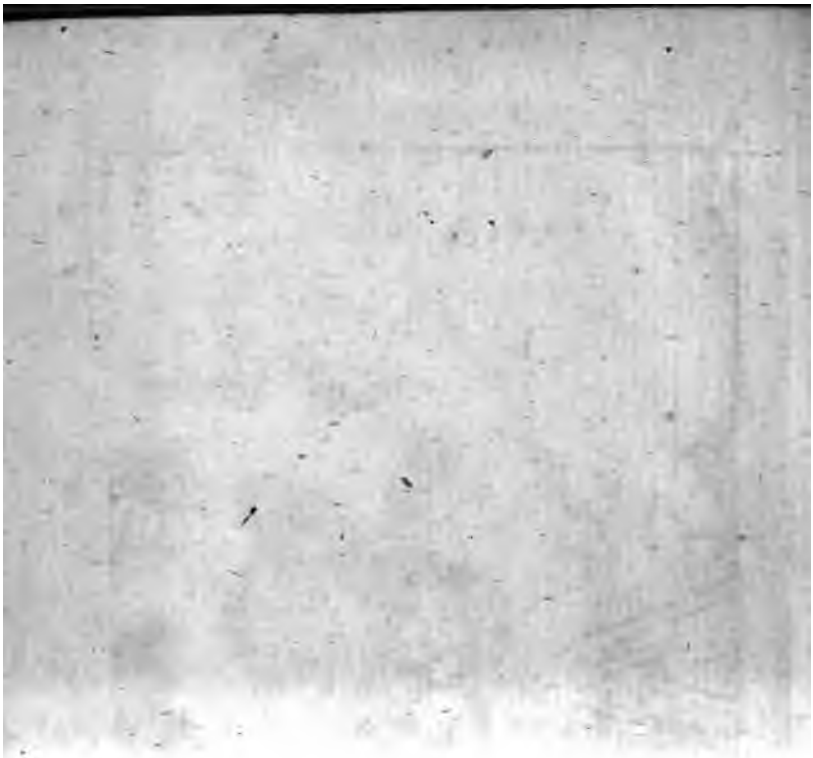
Es giebt in Leiden drey gelehrte Geſellſchaften, von denen die eine ein Abzweig des Haarlemer ökonomiſchen Takts iſt; die andere hat die Aufnahme der holländiſchen Sprache zum Gegenſtande; und die dritte beſchäftigt ſich mit der Vervollkommnung der holländiſchen Poeſie. Dieſer poetiſchen Geſellſchaften giebt es mehrere in den Niederlanden; man nennt ſie Digtlievende Genootſchoppen, und man will behaupten, daß ſie bis jetzt noch nicht den Nutzen ſtiften, den ſie hätten ſtiften können; indeſſen bleiben ſie doch immer vortreffliche Inſtitute, deren Nutzen für die ſchöne Litteratur dieſes Landes nicht zu verkennen iſt. Sie beſtehen aus einer gröſsern oder kleinern Anzahl von Mitgliedern, die kein anderes Intereſſe,

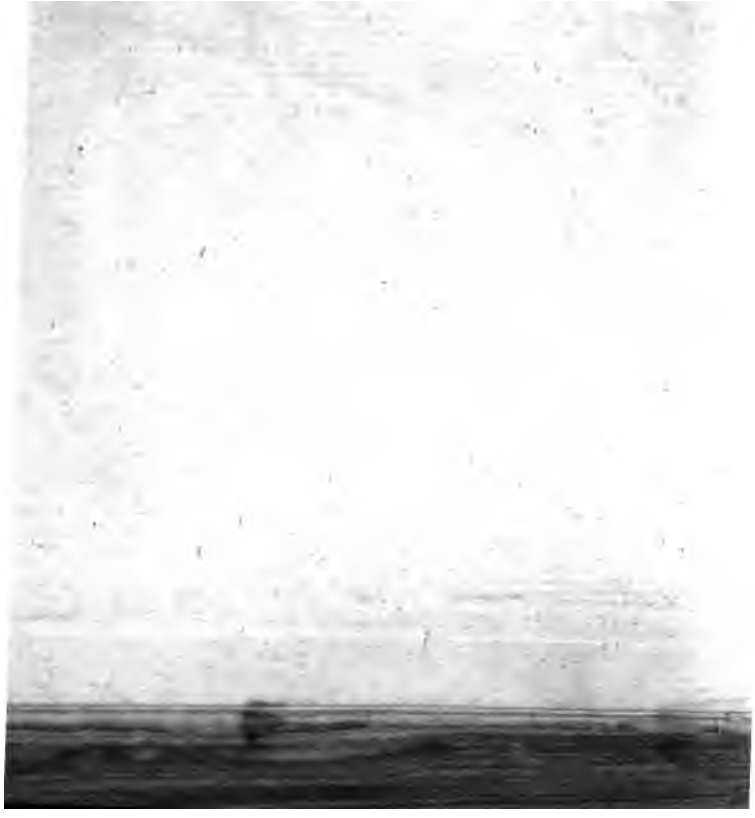


und gründliche Gelehrte, die wenig oder gar nichts drucken laſſen; indeß in Deutſchland jeder junge Muſenſohn, der ein Par akademiſche Vorleſungen gehört hat, ſeine eben anwachſende Weisheit unter einem neumodiſchen Schilde wieder verkaufen will. Zweytens haben die hierländiſchen akademiſchen Profeſſoren nicht den großen Hang, ihre Leſehefte durchaus gedruckt ſehen zu wollen, wie es häufig unter den Deutſchen der Fall iſt. Peſtel zu Leiden las z. B. noch vor einigen Jahren das jus publicum über den Hugo Grotius, und Damen die Phyſik über das Newtonſche Syſtem von Graveſande; bey den mathematiſchen Vorleſungen aber ward der Euklid zum Grunde gelegt. Drittens endlich wird die niederländiſche Preſſe von der Kritik nicht den hundertſten Theil ſo viel in Thätigkeit geſetzt, als die deutſche.

Eine eigentliche niederländiſche gelehrte Zeitung, von der Art, wie die Göttingiſche, Jenaiſche, Gothaiſche, Greifswaldiſche u. a. m. gab es noch vor einigen Jahren gar nicht. Zwar pflegen die Buchhändler ihre Verlagsartikel, gewöhnlich mit einem reichen Lobe begleitet, bekannt zu machen; aber, dies geſchieht nicht wie in Deutſchland, in beſondern ſogenannten gelehrten Zeitungen, ſondern in verſchiedenen politiſchen, die auch die Stellen der Meßkatalogen vertreten. Dieſer Umſtand trägt nicht wenig dazu bey, daß die meiſten politiſchen Zeitungen große Summen aufbringen, und daß die Redacteurs derſelben an die Obrigkeiten einen beträchtlichen Pacht dafür bezahlen müſſen. Der Herausgeber der Haarlemer Zeitung bezahlt z. B. 5000, und die Herausgeberinn der Leidenſchen 10000 Gulden jährlich an den Stadtmagiſtrat ihres Wohnorts.







mehr auf Mitteltuch, das wohlfeiler ist, und wovon noch ein Theil nach Ostindien und in die Türkey gesandt wird.

Grabner glaubt, daß auch die schädlichen Gildenrechte den fleißigen Fabrikanten in seinen Unternehmungen stören, und führt davon folgendes Beyspiel an. „Ein Leidenscher Tuch-Fabrikant machte „eine gewisse Art englischer Zeuge, die häufig getra„gen wurden, ganz vortrefflich nach. Allein die „Tuchmacherzunft kam dahinter und legte ihm das „Handwerk; indem sie aus ihren Statuten bewies, „daß der Faden zu den gedachten Zeugen nicht so ge„dreht, und schwächer sey, als es bey Leidenschen „Wollarbeitern erfordert werde.“ Uebrigens haben jetzt die Leidner die Kunst, besonders gut schwarz zu färben, welche vormahls Utrecht nur allein besaß, auch, und übertreffen darin fast diese Stadt.

Leiden, Isle de Leyden, eigentlich aber Ourature, ist eine kleine Insel bey Ceylon, auf der Küste von Jafnapatan, zu welchem Königreiche sie auch gehört. Sie wird von den Holländern, welchen sie zusteht, die Insel Leiden genannt.

Leidenberg, ist ein Dorf, bey Rothenburg ob der Tauber, in Franken, der Stadt Rothenburg zugehörig.

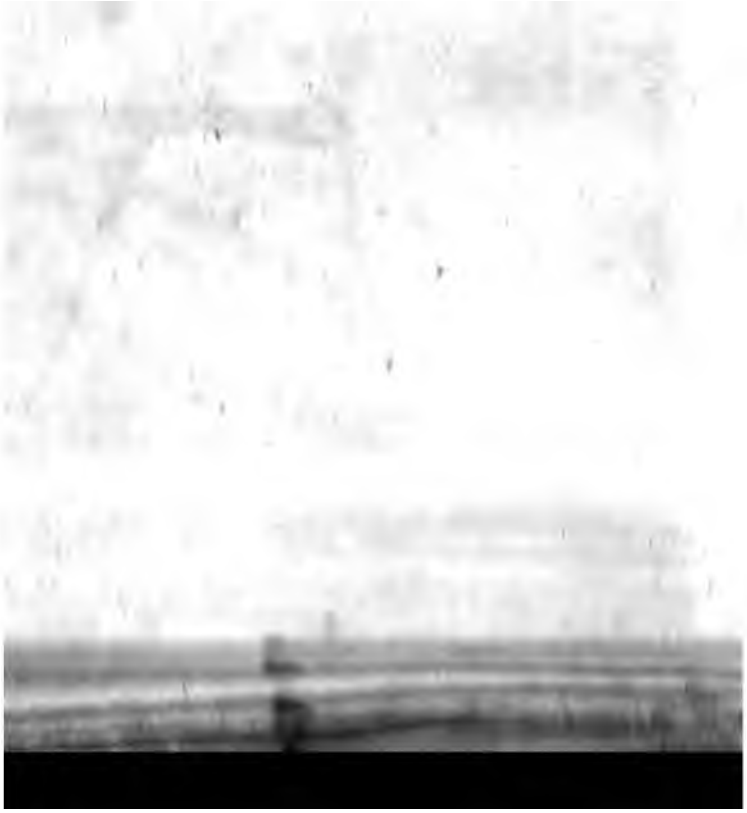
Leidenbuch, ist ein eichstädtscher Weiler, im Fürstenthume Anspach, in welchem aber noch 9 fremde Unterthanen wohnen.

Leidendorf, ein Markgräflich Anspachisches Dorf im Hofkastenamte Anspach, bey Triesdorf; hat eine Filial-Kirche, 15 anspachische, und 4 fremden Herrschaften zugehörige Unterthanen.

Erſte Fortſetzung
des
Verzeichniſſes
der
Bücher und Kupferſtiche,
welche in der Buchhandlung
des geh. Commercien-Raths Pauli
zu Berlin
verlegt und in Menge zu haben ſind.
1798.

Buffon, des Herrn Grafen von, Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, 10 B. mit 12 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1785, 12 gr. und 20 gr.
— — 10 B. mit 12 Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1785, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— —. 10 B. mit 12 Kupf., Schreibpap., illum. gr. 8. 1785, 1 thl. 12 gr. und 2 thl. 4 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1786, 12 gr. und 20 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1786, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.
— — 11 B. mit 22 Kupf. Schreibpap., illum. gr. 8. 1786, 2 thl. 3 gr. und 3 thl.
— — 12 B. mit 27 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1787, 12 gr. und 20 gr.

Buf-



Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, 19 B. mit 31 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 2 thl. 6 gr. und 3 thl. 18 gr.

— — 20 B. mit 20 Kupf. Druckpap., gr. 8. 12 gr. und 20 gr.

— — 20 B. mit 20 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 20 B. mit 20 illum. Kupf., Schreibpap., gr. 8. 2 thl. und 2 thl. 20 gr.

— — 21 B. mit 16 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1798, 12 gr. und 20 gr.

— — 21 B. mit 16 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1798, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 21 B. mit 16 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1798, 1 thl. 18 gr. und 2 thl. 12 gr.

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeſchichte der Vögel, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen, Zuſätzen und Kupfern vermehrt, durch F. H. W. Martini, 1 B. mit 21 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1772, 12 gr. und 20 gr.

— — 1 B. mit 21 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1772, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 1 B. mit 21 illum. Kupf. Schreibpap., gr. 8. 1772, 2 thl. 2 gr. und 2 thl. 22 gr.

— — 2 B. mit 39 Kupf., Druckpap. gr. 8. 1774, 12 gr. und 20 gr.

— — 2 B. mit 39 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1774, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 2 B. mit 39 illum. Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1774, 3 thl. 4 gr. und 4 thl. 10 gr.

— — 3 B. mit 18 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1776, 12 gr. und 20 gr.

— — 3 B. mit 18 Kupf., Schreibpap. gr. 8. 1776, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 3 B. mit 18 illum. Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1776, 1 thl. 21 gr. und 2 thl 16 gr.

— — 4 B. mit 25 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1776, 12 gr. und 20 gr.

— — 4 B. mit 25 Kupf., Schreibpap., gr. 8. 1776, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 4 B. mit 25 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1776, 2 thl. 8 gr. und 3 thl. 6 gr.

— — 5 B. mit 42 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1777, 12 gr. und 20 gr.

Büffon, des Herrn Grafen von, Naturgeſchichte der Vögel, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen, Zuſätzen und Kupfern vermehrt, durch F. H. W. Martini, 5 B. mit 42 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1777, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 5 B. mit 42 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1777, 3 thl. 9 gr. und 4 thl. 16 gr.

— — 6 B. mit 59 Kupf., Druckpap., gr. 8. 1777, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 6 B. mit 59 Kupf., Schreibpap., gr 8. 1777, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 6 B. mit 59 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1777, 4 thl. 10 gr. und 6 thl. 2 gr.

— — 7 B. herausgegeben von B. E. Otto, mit 49 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1781, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 7 B. mit 49 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1781, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 7 B. mit 49 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 1781, 3 thl. 20 gr. und 5 thl. 6 gr.

— — 8 B. mit 47 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1782, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 8 B. mit 47 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1782, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 8 B. mit 47 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 1782, 3 thl. 16 gr. und 5 thl. 2 gr.

— — 9 B. mit 35 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1784, 18 gr. und 1 thl. 5 gr.

— — 9 B. mit 35 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 9 B. mit 35 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784, 2 thl. 22 gr. und 4 thl. 2 gr.

— — 10. B. mit 35 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1784, 18 gr. und 1 thl. 2 gr.

— — 10 B. mit 35 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

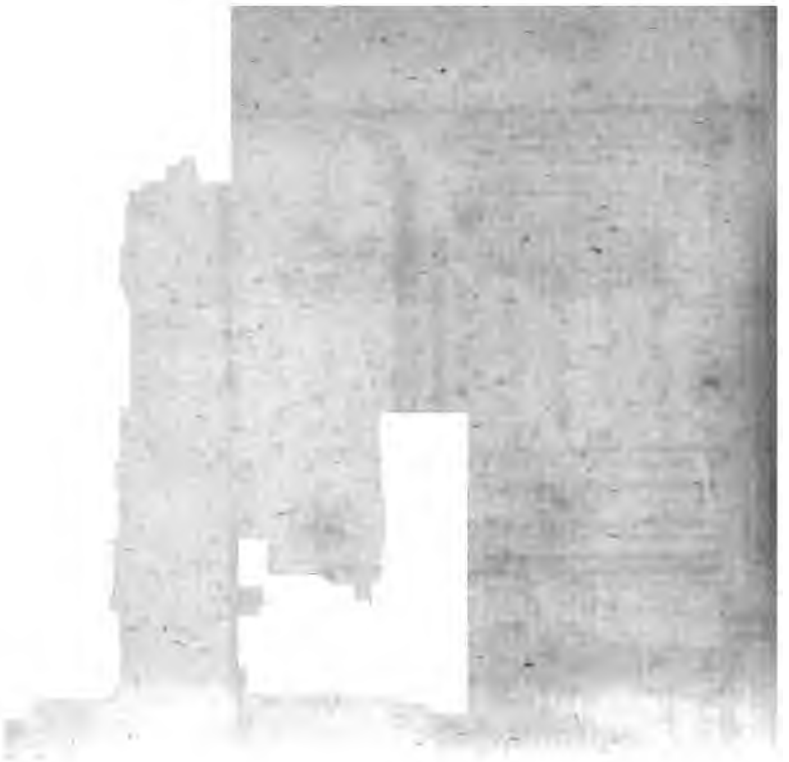
— — 10 B. mit 35 illum. Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1784 2 thl. 22 gr. und 4 thl. 2 gr.

— — 11 B. mit 31 Kupf. Druckpap. gr. 8. 1785, 18 gr. und 1 thl. 4 gr.

— — 11 B. mit 31 Kupf. Schreibpap. gr. 8. 1785, 1 thl. und 1 thl. 8 gr.

— — 11 B. mit 31 Kupf. Schreibpap. illum. gr. 8. 1785, 2 thl. 16 gr. und 3 thl. 18 gr.

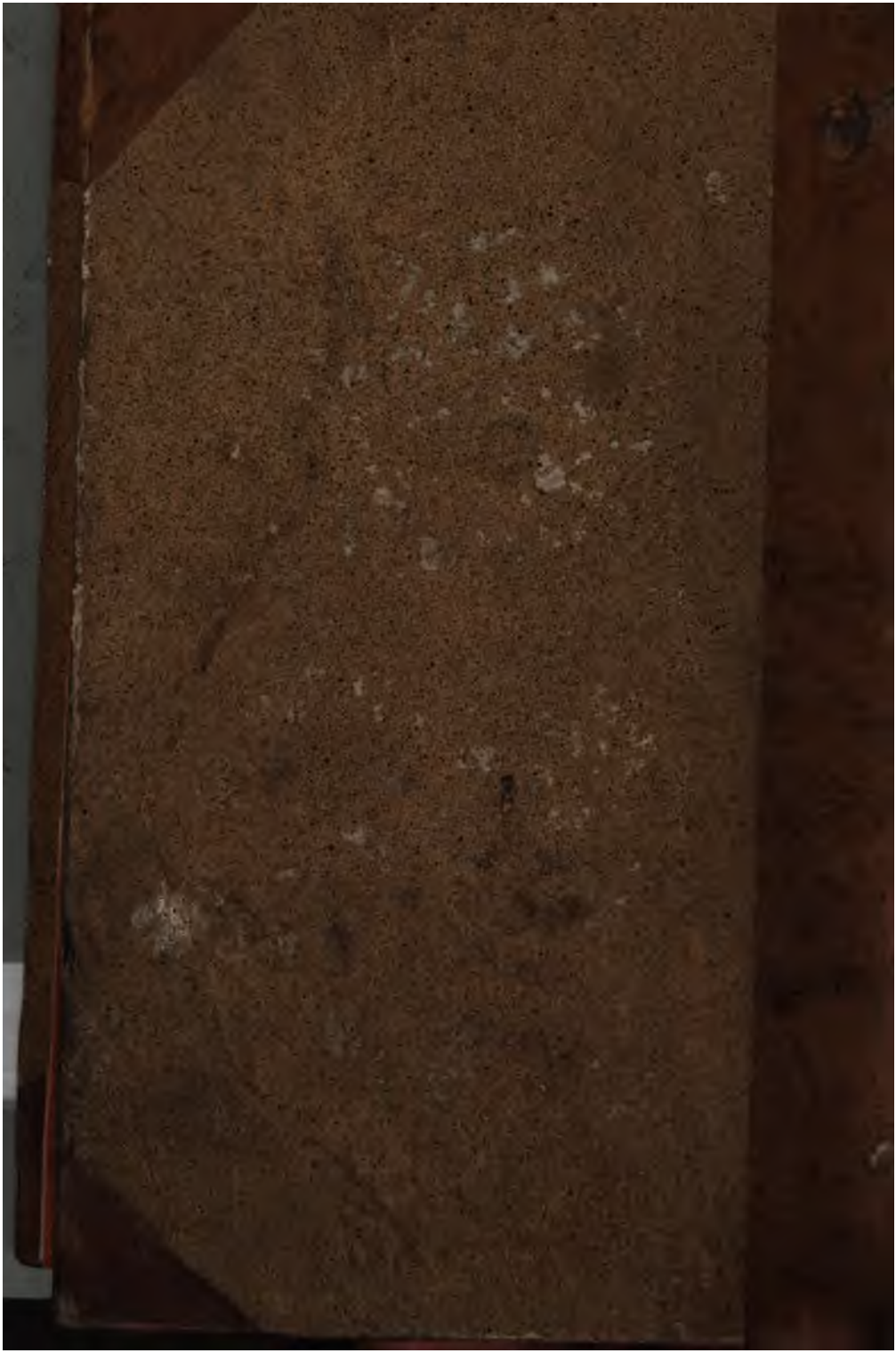
(Die Fortſetzung folgt.)



Stanford University Libraries
3 6105 014 899 095

AE
27
K8
V. 7

STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.